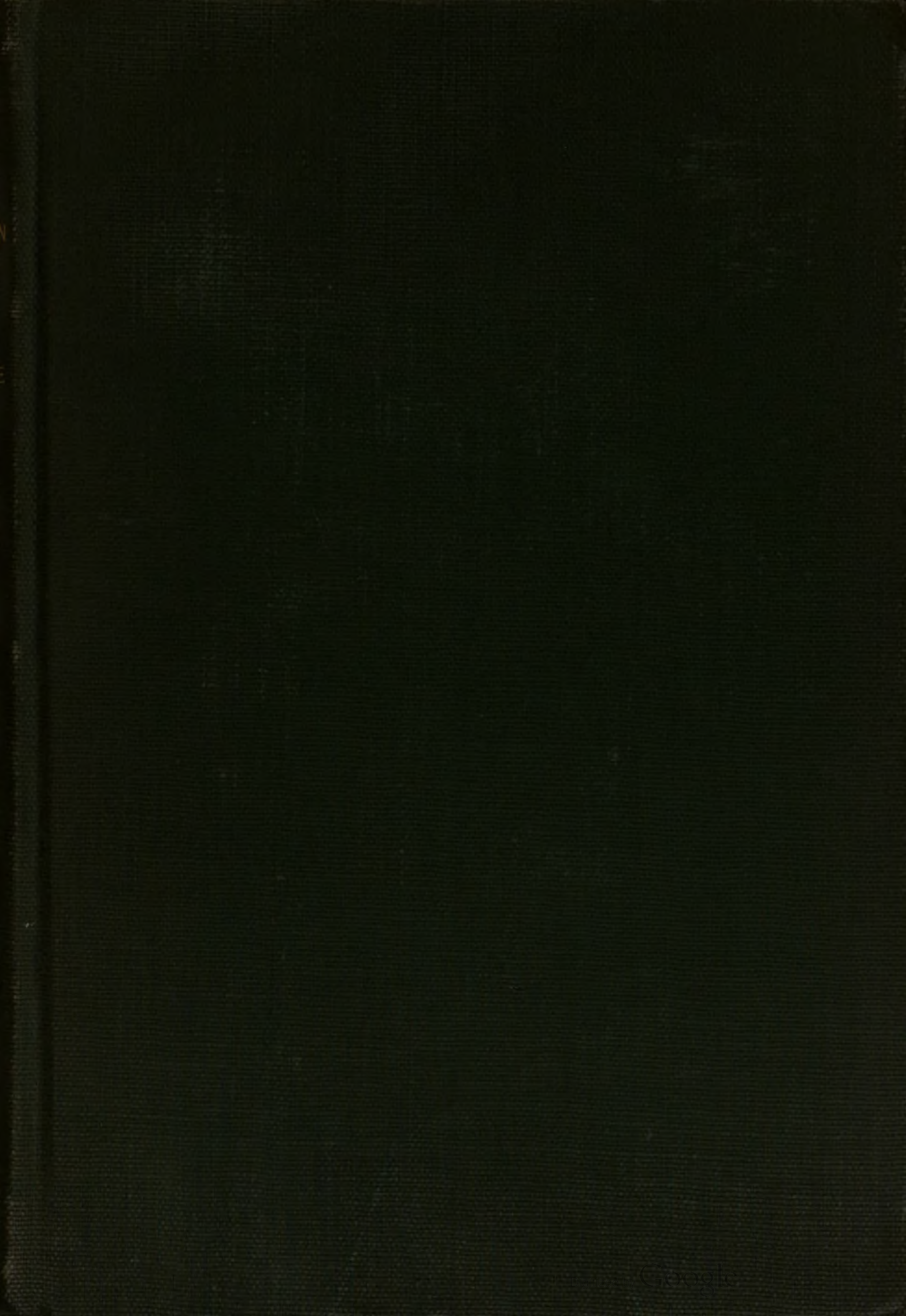
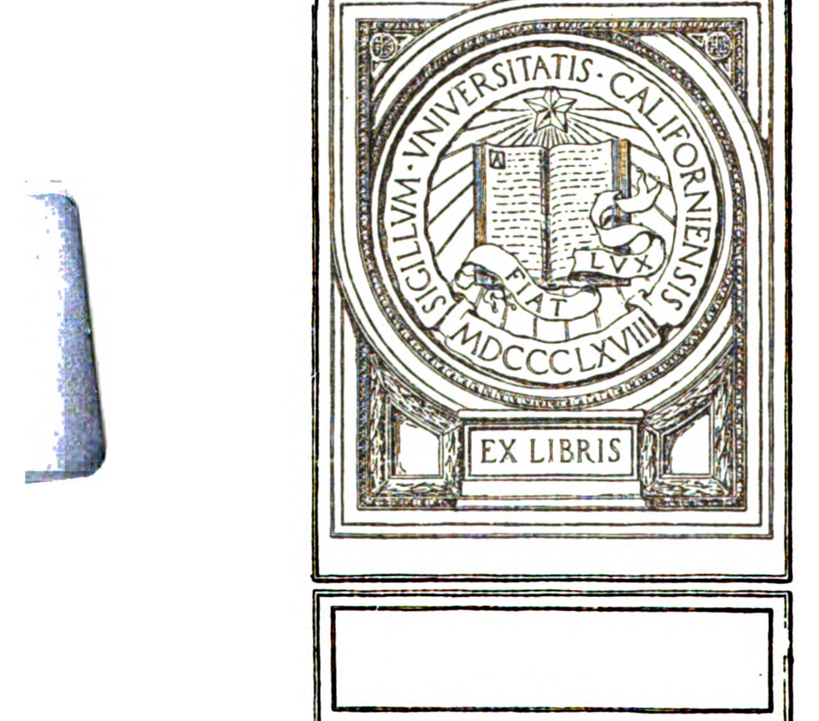
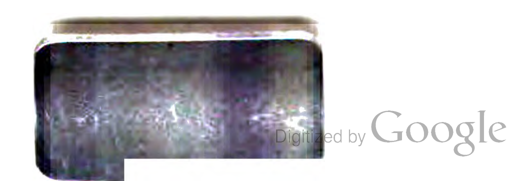



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie

herausgegeben von

Dr. Richard Thurnwald

a. o. Professor an der Universität Berlin
(Parkstr. 3, Zehlendorf-Berlin)

Band II:

Partei und Klasse

im Lebensprozeß der Gesellschaft

Dr. Gaston **Roffenstein** *(Wien)*:
Das Problem der Ideologie in der materialistischen Geschichtsauffassung und das moderne Parteiwesen

Dr. F. **Giovanoli** *(Bern)*:
Zur Soziologie des Parteiwesens und Betrachtungen zur schweizerischen Demokratie

Christian **Cornelissen** *(Paris)*:
Theoretische und ökonomische Grundlagen des Syndikalismus

Hofrat Dr. Rudolf **Kobatsch,** *Priv.-Doz. a. d. Technischen Hochschule und Professor a. d. Konsularakademie in Wien*:
Mittel zur Milderung der Klassengegensätze

Frank **Bohn**:
Die psychologischen Wurzeln einer Parteibewegung in Amerika

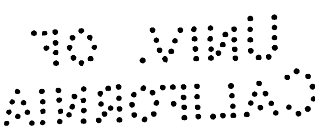


Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig

1926



Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie



herausgegeben von

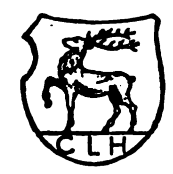
Dr. Richard Thurnwald

a. o. Professor an der Universität Berlin

Band II:

Partei und Klasse

im Lebensprozeß der Gesellschaft



Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig

1926

Partei und Klasse

im Lebensprozeß der Gesellschaft

Dr. Gaston **Roffenstein** *(Wien)*

Das Problem der Ideologie in der materialistischen Geschichtsauffassung und das moderne Parteiwesen

Dr. F. **Giovanoli** *(Bern)*

Zur Soziologie des Parteiwesens und Betrachtungen zur schweizerischen Demokratie

Chr. **Cornelissen** *(Paris)*

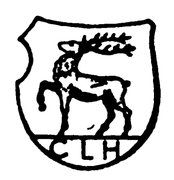
Über die theoretischen und wirtschaftlichen Grundlagen des Syndikalismus

Hofrat Dr. Rudolf **Kobatsch** *(Priv.-Doz. a. d. Techn. Hochschule u. Prof. a. d. Konsular-Akademie in Wien)*

Mittel zur Milderung der Klassengegensätze

Frank **Bohn**

Die psychologischen Wurzeln einer Parteibewegung in Amerika



Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig

1926

Gedruckt bei A. Heine G. m. b. H., Gräfenhainichen

Inhalt.

Einführung.

Drei der hier gebrachten Abhandlungen beschäftigen sich mit dem Parteiwesen. Die Parteien gründen sich, wie Kirchen, Sekten, Orden, philosophische Schulen, geheime Gesellschaften u. dgl. es von jeher taten, primär auf gewissen Gedankensystemen, sie sehen die sozialen und politischen Vorgänge unter einem bestimmten Gesichtswinkel und suchen mit allen Mitteln der zur Verfügung stehenden politischen Propaganda den Mitmenschen ihr System aufzudrängen. Die Werbung und Gewinnung von Parteigängern bedingt indessen von vornherein, daß man sich an einen begrenzten Kreis von Personen wendet, bei dem man ein Echo erwartet, von denen eine Stellungnahme im Sinne der Partei vorausgesetzt werden kann. Die Empfänglichkeit für den Gesichtswinkel der Partei hängt in erheblichem Maße von der sozialen Stellung und dem persönlichen Schicksal der Einzelnen ab.

So abstrakt auch die Ideologien gefaßt sein mögen, in denen das spezifische Gedankensystem einer Partei niedergelegt ist, sind sie doch als intellektueller Ausdruck emotionell begründeter Tatsächlichkeiten zu betrachten.

Allerdings geht mitunter die Verbindung zwischen Dogma und Leben verloren. Denn die Ideologien haben ihr eigenes Schicksal in der gedanklichen Sphäre, und die Veränderungen der Tatsächlichkeiten gehen ihre eigenen Wege. Die Wechselwirkung zwischen Gedankensystem und Wirklichkeit ist beschränkt. Das Problem für die Partei besteht indessen darin, ihre herkömmliche Betrachtungsweise den veränderten Zuständen anzupassen, ohne jedoch von ihrem Gesichtswinkel ganz abzugehen.

Denn die Menschen haften an ihren Ideologien und Programmen wie an Fetischen. Die Partei kann schon aus diesem Grunde, nämlich um ihre auf gewisse Gedanken und Schlagworte eingeübten Anhänger nicht zu verlieren, um ihre Kontinuität zu wahren, aus der Hülle ihres Gedankensystems nicht heraus, so sehr sich auch die Wirk-

lichkeit inzwischen verändert haben mag. Hierin liegt ein wesentliches Problem für die Ideologie der Partei, wie es in der Abhandlung von Dr. Roffenstein erörtert wird.

Bei den Ideologien müssen übrigens von dem eigentlichen, in gewissermaßen „kanonischen" Schriften niedergelegtem System, welches die verfeinerten Gedankengänge einiger Führer darstellt, von dem „esoterischen Glauben" der Partei, die viel gröberen Dogmen und Schlagworte unterschieden werden, die agitatorischen Zwecken dienen und oft nicht einmal wirklich das darstellen, was in der Partei geglaubt wird, sondern einzig und allein in demagogischer Weise für die Werbung von Anhängern oder das Festhalten der Mitglieder bestimmt sind.

Die volle Bedeutung der politischen Partei kommt erst in dem liberaldemokratischen Staatswesen zur Geltung. Die absolute Monarchie kennt ideologisch keine Parteien, obwohl sie tatsächlich darin auch vorhanden sind. In der konstitutionellen Monarchie werden Parteien wohl anerkannt, sie sind jedoch in ihrer Betätigung durchaus dem zentralen Staatswesen untergeordnet. Anders in liberalen Demokratien, gleichviel ob sie in der Form der Republik oder, wie in England, in der einer Monarchie auftreten. Unter der Herrschaft liberaler Grundsätze führen die Parteien ihr autonomes Sonderleben neben der Regierung, erst hier kommen sie als politischer Faktor voll zur Geltung. Das hebt ihre Bedeutung außerordentlich und in mancher Hinsicht, namentlich in bezug auf die Auswahl der Persönlichkeiten für die Beamtenposten, werden sie geradezu eine Regierung neben der Regierung, wie das z. B. in Frankreich und besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika manchmal krass hervortritt.

Die Arbeit von Dr. F. Giovanoli (Bern) zeigt uns die Bedeutung der Parteien in der ältesten europäischen Demokratie, in der Schweiz. Wir sehen hier den Siebungsmechanismus liberal-demokratischer Einrichtungen und Auffassungen am Werk. Mit welchen tatsächlichen Einschränkungen das demokratische Prinzip indessen auch hier zu rechnen hat, ergibt sich z. B. aus der Stellung, die oft mehrere Generationen hindurch hervorragend politisch begabten Familien zuteil wird, die geeignete Führerpersönlichkeiten zu stellen pflegen.

Der Aufsatz von Christian Cornelissen führt uns in das Innenleben einer Partei ein. Wir beobachten die Wechselwirkung zwischen Ideologie und Wirklichkeit. Dabei drängt sich uns die Einsicht auf, wie schwer es auf soziologischem Gebiet ist, die Vorgänge überhaupt richtig aufzufassen, eine wie große Gefahr darin liegt, durch vorgefaßte Gedankensysteme die Geschehnisse und Ereignisse irrig zu deuten, und welche

Schwierigkeiten bestehen, sie in die Zusammenhänge und den Ablauf des Geschehens richtig einzufügen. Das richtige Sehen ist in solchen Fällen kein gelehrter Zeitvertreib, sondern bildet die Voraussetzung klaren politischen Urteils und entsprechender Handlungsweise. Dazu beizutragen ist der Zweck dieser Sammlung von Untersuchungen.

In der letzten Abhandlung von Prof. Kobatsch zeigt sich uns der Zusammenhang zwischen Parteien und Gesellschaftsklassen. Hier wird unternommen, das die Sonderinteressen verbindende Gemeinsame herauszuheben. Vorschläge werden gemacht, um einen Boden zu gewinnen, auf dem ein Ausgleich der auseinanderstrebenden Interessen gefunden werden kann.

Stellen wir die Parteibildung und die Rolle, die ihr heute zufällt, in den Zusammenhang soziologischer Vorgänge, so gelangen wir zu der Erkenntnis, daß Partei und Klasse Ballungen in den Gemeinwesen, Staaten, Städten und Verbänden sind, durch die sich der Lebensprozeß der größeren Verbände vollzieht.

Die menschliche Gesellschaft ist kein homogener Körper, sondern zerfällt in stets wechselnde und aufeinander einwirkende Konglomerate. So wie die einzelnen Individuen verschieden sind, sind es auch ihre Ballungen, sowohl die Staaten und Nationen, wie die in ihnen wirksam werdenden Parteien.

Jede Partei ist eine Individualität. Obwohl nun in ihr der klare Wille, überlegte Absicht und das vorausberechnete Verhalten der Einzelnen zu walten scheint, kann man für das, was sich aus dem Zusammenwirken der Individuen ergibt und in der sog. „Haltung“ der Partei zum Niederschlag gelangt, keineswegs mehr die gleiche „Bewußtheit“ der Zwecke und Ziele in Anspruch nehmen. Denn durch die Wechselwirkung zwischen Führern und Masse sowie durch den ganzen Siebungsprozeß machen sich Kräfte geltend, die sich der Voraussicht und Einwirkung der Einzelnen, auch der maßgebenden Persönlichkeiten entziehen. Jede Partei führt daher ein Leben, das die menschlichen Wünsche und Schranken nur zum Teil zu lenken vermögen: die Politiker sind oft mehr Marionetten als Drahtzieher.

Dazu kommt noch eines. Um die treibenden Kräfte einer Partei recht zu verstehen, darf man weder bei ihren Ideologien stehen bleiben, noch bei ihren demagogischen Schlagworten, aber auch nicht bei den wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Angehörigen und Gefolgsleute allein. Hinter den offiziellen Politikern, Sekretären, Rednern und Agitatoren der Parteien stehen gewöhnlich im Verborgenen noch Persönlichkeiten

oder Verbände, die oft außerordentlichen Einfluß auf Ton und Richtung in der Partei ausüben. Das Innenleben der Partei läßt sich also nicht ohne weiteres in ein glattes Schema pressen, sondern ist wieder etwas sehr Kompliziertes und im Ablauf Veränderliches.

Ideologien schlingen ein Band um die Individuen, weil Gedanken, und die sie tragende Sprache, als Signale für gleiche Emotionen und Strebungen die Menschen zueinander ziehen. Heute fällt den Ideologien diese Rolle in höherem Maße zu, als früher. Ursprünglich band Verwandtschaft und Schicksalsgemeinschaft ganz vorwiegend die Menschen aneinander in der Sippe und im Stammesverband. Führende Persönlichkeiten traten allerdings im Laufe der Begebenheiten mehr und mehr als kristallisierende Kräfte in den Vordergrund (Adel, Despoten, Volksführer, Tyrannen). Neben diesen beiden ältesten Mächten menschlichen Zusammenschlusses schufen die Kraft der Rede und das Mittel der Schrift erst verhältnismäßig spät eine bindende Macht auf gedanklicher Grundlage. Doch geschah das nicht in der Weise, daß der eine Vergesellungsfaktor den andern völlig ablöste. Auch heute erweisen Bande des Bluts noch ihre Kraft, und um einzelne Personen oder Personengruppen ballen sich Willensgemeinschaften wie ehedem. In unseren Tagen eines Mussolini und einer Oligarchie der Bolschewiken drängt sich diese Einsicht jedem auf. Denn die Ideologien treten in beiden Fällen gegenüber den aus geheimen Organisationen hervorgegangenen Willensgemeinschaften zurück.

Eine ähnliche Bewegung, die im wesentlichen auf der Macht von Persönlichkeiten aufgebaut ist, stellt die des Ku Klux Klan in Nordamerika dar. Die Erörterung seiner psychologischen Wurzeln wurde als letzter Aufsatz diesem Bande beigefügt. Allerdings fehlt dieser Bewegung vielleicht nicht in gleichem Maße die Ideologie, wie dem Faschismus. Aber sie ist eine echte Erscheinung der Zeit nach dem Kriege. Sie ist als Ausdruck des Lebensgefühls und der Selbstbehauptung der Altamerikaner zu betrachten, die mehr und mehr von den ihnen stammes- und kulturfremden Einwanderern der heutigen Zeit überflutet zu werden fürchten, und deren Selbstbewußtsein im Kriege gewachsen ist. Vor allem handelt es sich hier auch um die Erhaltung der altamerikanischen Ideologie, die von den neuen Einwanderern nicht mehr ganz widerspruchslos aufgenommen wird, und der im Lande selbst mehr und mehr Kritiker erwachsen. Bemerkenswert ist dabei, daß diese Bewegung des Abschlusses und der Intoleranz gerade auf dem Boden der klassischen liberalen Demokratie so rasch hochschießen konnte.

Zwar handelt es sich hier nicht um eine offiziell im Staatsleben eingeordnete und anerkannte Partei. Aber gerade diese offiziellen Parteien treten schon wegen ihrer Größe in Amerika zurück. Die Geistesströmungen kristallisieren dort die Menschen in Orden, Logen, Klubs, und ein solcher Bund ist der Ku Klux Klan, der gewissermaßen hinter den Kulissen auf das Leben der offiziellen Parteien einwirkt, wie oben angedeutet.

Den Beginn der Macht des gedanklichen Zusammenschlusses kann man schon in den großen philosophisch-ethischen Religionen des Altertums finden. Die vielen technischen Erfindungen der Gegenwart haben die Möglichkeit und die Notwendigkeit der Massenbeeinflussung gefördert und sie an Schnelligkeit und Intensität der Wirkung außerordentlich erhöht. Dadurch ist die Bedeutung des Zusammenschlusses auf gedanklicher Grundlage gegen früher ungemein gewachsen.

Das Gedankensystem einer Partei ist das geistige Kleid, das prunkvoll umgehangen und häufig unter der blendenden Marke „Weltanschauung“ in Gebrauch genommen wird, obgleich es für den Einzelnen oft in Wirklichkeit nichts weiter als ein bequemes denksparendes Verfahren birgt, um mit den vielen konkreten Problemen des öffentlichen Lebens fertig zu werden, weil eine ernstliche Prüfung, Erwägung und Stellungnahme in unzähligen Einzelfällen gewöhnlich ganz unmöglich ist.

In den territorialen Gemeinwesen und kulturellen Aggregaten spiegelt die Partei die aus der Veränderung der Lebensbedingungen reifenden und nach Auswirkung strebenden Emotionen, die in Gedankensystemen rationalisiert und zur Mitteilung, Übertragung und gesellschaftlichen Organisation festgelegt, stereotypisiert werden.

Nichts ist allerdings so verhängnisvoll wie Gedankensysteme und Weltanschauungen im Dienst beschränkter Parteiführer, solcher nämlich, die sich nicht bewußt werden, daß eine jede Menschengruppe, die als Partei auftritt, notwendigerweise die Dinge unter einem einseitigen Gesichtswinkel sehen muß, die sich also ihrer unvermeidlichen Einseitigkeit nicht bewußt werden.

Nach außen tritt die Partei als verhältnismäßig geschlossener Faktor in dem Leben eines Staates oder einer Nation auf. Trotz verschiedener zwischenstaatlicher und internationaler Beziehungen gesinnungsverwandter Parteien untereinander scheint es, daß Staat und Nation solchen Verbindungen gegenüber auch in den liberaldemokratischen Gemeinwesen außenpolitisch noch immer einen viel

mächtigeren Faktor darstellen, als die Partei, so wichtig sie auch als Kraftkomponente im Innenleben der großen Territorialverbände ist.

Die Erkenntnis des Parteiwesens ist für ein Erfassen der Gesellungsvorgänge, in denen wir leben, von größter Bedeutung. Der Politiker und Wirtschaftler muß für sein Handeln die komplizierten gesellschafts-psychologischen Zusammenhänge zu ergründen suchen, und kann sich nicht weiterhin mit dem billigen Schlagwort der „Imponderabilien" begnügen. Er sollte lernen, diese „Imponderabilien" zu wägen! Die „Intuition" allein genügt so wenig wie beim Arzt. Es ist merkwürdig, mit wie wenig Einsicht und Vernunft unsere Epoche, die so stolz auf ihre Intelligenz ist, die brennenden Probleme des Tages behandelt. Hier ist weder egozentrischer Optimismus noch Pessimismus am Platz, sondern einzig ein Erkennen der Rolle und Funktion der Parteien als Kräfte im Lebensprozeß der Gesellschaft.

Die Aufgabe der Soziologie kann es nicht sein, sich vor den Problemen der Gegenwart und Zukunft nur in weltfremde Abstraktionen zu flüchten, sondern sie muß ihrer Zeit dadurch dienen, daß sie die Strömungen des gesellschaftlichen Lebens und dessen psychische Komponenten, wie sie vor allem in Parteien und ähnlichen Ballungen zutage treten, in unvoreingenommener Weise oder doch wenigstens von verschiedenen Seiten und Standpunkten aus untersucht und so wissenschaftliches Material zu dem beibringt, was die Zeit erfüllt und bewegt.

R. Thurnwald.

Das Problem der Ideologie in der materialistischen Geschichtsauffassung und das moderne Parteileben

von Gaston Roffenstein (Wien).

I.

1.

Eine soziologische Betrachtung der Parteigeschichte findet zwei Grundprobleme vor. Sie kann sich erstens der inneren Struktur der Partei zuwenden und sie gelangt dabei zu Problemen, wie sie z. B. in vorbildlicher Weise in Michels Parteisoziologie behandelt wurden: Ihr Ergebnis ist die Aufzeigung der oligarchischen Struktur der Parteiherrschaft als immanentes Ergebnis der Parteibildung in der Demokratie.

Die soziologische Betrachtung kann aber auch neben dieser ersten, ihrem Wesen nach formalen Aufgabe, sich den inhaltlichen Bestimmtheiten der Parteibestrebungen zuwenden, also sich die Beziehungen und Zusammenhänge der vertretenen Interessen bzw. Gesinnungen zum Gegenstande nehmen, wie sie aus der sozialen Umwelt erwachsen. Ganz allgemein ließe sich dieser ganze Problemkreis als Problem der Ideologie bezeichnen.

Jede Theorie, welche die oben gekennzeichnete zweite Aufgabe einer Soziologie des Parteiwesens in Angriff nehmen will, muß zuvörderst auf die Frage nach dem Wesen und den Entstehungsbedingungen der Ideologien zurückgehen. Ein Teil dieser Vorarbeit soll im folgenden zunächst versucht werden.

Der Begriff der Ideologie kann in verschiedenen Bedeutungen auftreten. Er wird zunächst in einem weiteren Sinne verwendet, zur Bezeichnung aller Bestrebungen usw., die sich nicht streng als „ökonomische“ Interessen klassifizieren lassen, wobei die Frage nach dem psychologischen und soziologischen Ursprung der Ideologie gar nicht gestellt wird. In einem zweiten Sinne hingegen wird im Marxismus der Begriff der Ideologie eingeführt im Sinne eines

„Überbaues“ über die Ökonomie, als Spiegelbild, Reflex bzw. als Verkleidung ökonomischer Verhältnisse bzw. Interessen. Dieser Begriff meint — der Gegebenheit nach — ungefähr dasselbe, bezieht aber in seinen Inhalt gleichzeitig die Herkunft dieser Ideologie, ihre eindeutige ursächliche Abhängigkeit von Produktionsverhältnissen, bzw. von ökonomischen Interessen.

Im weiteren Sinne ist also, wenn von einer Partei (etwa einer konfessionellen, nationalen usw.) als ideologischen, im Gegensatze zu einer Wirtschaftspartei, gesprochen wird, nichts über die sonstigen sozialen Beziehungen dieser Ideologie ausgesagt, im engeren Sinne hingegen wird damit meist ein „falsches Bewußtsein“ (wie der ganz charakteristische Ausdruck lautet) bzw. die Verhüllung von Andersartigem mitgedacht. Außerdem wird aber unter Ideologie manchmal ein Begriffsgebäude schlechthin, also nicht eine Bestrebung oder Wertrichtung gemeint: z. B. eine bestimmte Philosophie oder gar Mathematik. Immer wird aber im Marxismus mit diesem Worte die Abhängigkeit von einer Wirtschaftslage mitbehauptet.

Hingegen gehört es auch nicht zum Begriffe der Ideologie im weiteren Sinne, daß ein Sollen dem Sein gegenübergestellt werde, daß die „Richtung auf Veränderung eines bestehenden Zustandes nach einem Vollkommeneren“ [1]) vorliege, denn das liegt jeder sozialen Bewegung, auch einer „ökonomischen“ zugrunde. Wenn daher gelegentlich auch die sozialistische Bewegung als ideologisch bezeichnet wird, so darf diese Klassifikation nicht deshalb erfolgen, weil eine zukünftige Gestaltung sozialer Zustände vorweggenommen wird, sondern nur insofern als — bewußt oder unbewußt — außerökonomische Werte wie Gerechtigkeit, Menschenwürde usw. mitintendiert werden oder weil ein bestimmtes theoretisches System zugrunde liegt.

Es erhellt, daß das Problem der Ideologie nur im Zusammenhange mit einer Kritik des Marxismus behandelt werden kann, der Begriff der Ideologie im engeren Sinne ist ja überhaupt erst durch den Marxismus eingeführt und behandelt worden. Es ergibt sich aber aus dem wesenhaft wertfreien Charakter jeder Soziologie von selbst, daß eine Kritik gewisser Thesen des Marxismus nichts, aber rein gar nichts über das sozialistische Ideal ausmacht. Das Wertproblem des Sozialismus liegt auf einer völlig anderen Ebene. Übrigens gibt es auch innerhalb des Sozialismus genug Kritiker einzelner Thesen darin (z. B. Bernstein, Kautsky, Lederer, Kunfi).

---

[1]) Mayreder: Der typische Verlauf sozialer Bewegungen. Wien 1917, S.7.



Wir haben hier nur ein engbegrenztes Teilproblem — die Stellung der Ideologie — zu untersuchen, mit bewußter Außerachtlassung alles übrigen im Gesamtkomplexe des Marxismus, dessen zusammenfassende Darstellung daher hier auch nicht annähernd erwartet werden darf.

2.

Zum Begriffe der Ideologie bekommt man am zweckmäßigsten einen vorläufigen Zugang per exclusionem. Alle sozialen Bestrebungen, die man nicht als wirtschaftliche qualifizieren kann, gehören vorläufig hinein, wobei wir den Begriff des Wirtschaftlichen zunächst im Sinne des täglichen Sprachgebrauches nehmen wollen, mit dem Vorbehalte, darauf später noch präziser einzugehen. Auf diesem Wege begegnen uns sofort drei Formen ideologischer Bestrebungen bzw. Geisteshaltungen, nämlich: 1. die Gesinnungen des religiösen Lebens; 2. die des staatlichen und nationalen Lebens; 3. die sozialen Gesinnungen im engeren Sinne, zu welchen wir zunächst die sozialethischen Forderungen zählen, soweit sie nicht überindividuelle Gebilde wie Staat und Nation intendieren. Die „Ideologien“ von Freiheit und Gleichheit können dieser letzten Gruppe beigezählt werden, während die Betonung des Eigenwertes der Gebilde, insbesondere von Staat und Nation der zweiten Gruppe zugehörig sind.

Die wirtschaftlichen Interessen aufzuzählen erübrigt sich; zur Illustration seien nur systemlos herausgegriffen: Lohnpolitik, Arbeiterschutz, Forderungen nach Schutzzoll oder Handelsfreiheit, nach Mieterschutz oder Hausherrnrente, deflatorische und inflatorische Interessen usw.

Natürlich ist immer eine Interferenz möglich: Schutzzollpolitik kann agrarische Interessen betreffen und gleichzeitig Sicherung der Wehrkraft und damit der Staatsmacht intendieren.

Die Aufstellung des Gegensatzpaares: Interesse und Gesinnung erweist sich nun aber als zweckmäßig zur Weiterführung der Gedankengänge. Eine phänomenologische Vertiefung ist hier natürlich in gar keiner Weise intendiert und wir sind uns auch bewußt, daß insbesondere die Begriffe Interesse und Bedürfnis in der Literatur außerordentlich verschieden definiert werden; es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf alle vorliegenden Definitionen kritisch einzugehen. Nur das wollen wir festhalten: Zur Gesinnung gehört eine gewisse Färbung von Allgemeinheit der Bestrebungen. Auch ökonomische Bestrebungen, wenn sie einen Charakter der Allgemeinheit bekommen, über persönliche und Familieninteressen hinausgehen, kann man — ob-

wohl der Sprachgebrauch hier sehr schwankend ist — als Gesinnung kennzeichnen[1]).

Psychologisch sind jedenfalls Gewinnstreben und Gesinnung oder Enthusiasmus verschiedene Bewußtseinshaltungen[2]). Man kann auch dem Interesse das Wertstreben gegenüberhalten, so daß wohl phänomenlogisch die Differenz unmittelbar gegeben ist und kaum einer Anfechtung begegnen kann. Wenn trotzdem innerhalb des Marxismus „Ökonomie“ und „Interesse“ sozusagen den Primat erlangen, so wäre es natürlich völlig verkehrt, jene phänomenologische Differenzierung dem Marxismus entgegenzuhalten. Denn dieser will genetische, kausale Wissenschaft sein, keineswegs psychologische Phänomenologie.

Um sich nämlich die Problematik, die im Begriffe der Ideologie und dessen Anwendung steckt, ganz deutlich zu machen, muß man sich an den Satz von Marx erinnern: „Alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen[3]).“ Will man überhaupt in dem Gestrüpp von Ansichten Klärung gewinnen, muß man sich fragen, was damit gemeint ist und wenn etwas sinnvolles damit gemeint sein kann, versuchen, den falschen Schein vom richtigen Zusammenhang abzulösen. In anderen Worten drückt Marx seine These folgendermaßen aus: „Und da glaubt der Vulgäre eine große Entdeckung zu machen, wenn er der Enthüllung des inneren Zusammenhanges gegenüber darauf pocht, daß die Sachen in der Erscheinung anders aussehen . . . wozu dann überhaupt noch Wissenschaft[4]?)“

Versuchen wir nun diesen Problemen der Herkunft von Ideologen etwas gründlicher nachzugehen.

3.

Diese Frage wird im Marxismus durch zwei verschiedene Thesen beantwortet: Es wird erstens gemeint, daß das ideologische Bewußtsein „Spiegelung“ „Reflex“ der wirtschaftlichen Verhältnisse, bzw. Ausdruck für Veränderungen in der Produktionsweise, also ein-

---

[1]) Roß teilt ganz zweckmäßig in natürliche und kulturelle Begehrungen ein, zu den ersten zählt er Hunger, Durst, Geschlechtstrieb, Machtliebe usw.; die kulturellen Begehrungen sind religiöse, ethische, ästhetische usw. — Zitiert bei Oppenheimer, System der Soziologie, 1922, I, S. 331.

[2]) Siehe Sulzbach, Die Grundlagen der politischen Parteibildung, 1921.

[3]) Marx, Das Kapital, 1894, III, S. 352.

[4]) Aus einem Briefe vom Jahre 1868, abgedruckt in der Neuen Zeit 20, II. Seite 222.

deutig von der Produktionsstufe abhängig sei und es wird zweitens behauptet, daß die Ideologie ein transvestiertes Interesse sei, kausal zu begreifen als Mittel von Einzelnen und Gruppen (Klassen) zur zweckmäßigen Durchsetzung ökonomischer Ziele.

Es ist vor allem notwendig, daß man zur Klärung der Begriffe die beiden verschiedenen Thesen, wie sie meist ungeschieden durcheinanderlaufen, klar herausarbeitet, was nicht immer geschieht. Denn wir haben es mit zwei Theorien zu tun, die sich kreuzen. Wir können die beiden Theorien als Spiegelungstheorie und als Interessetheorie kennzeichnen. Nach der Spiegelungstheorie verliert die Ideologie — extrem ausgedrückt — ihre selbständige Bedeutung und wird zu einem Reflex der Produktionsbedingungen: Die Art der Produktion der materiellen Güter ist der einzige bestimmende Faktor aller Entwicklung und jeder Ideologie.

An der religiösen Ideologie exemplifiziert zitieren wir für diese Theorie den bekannten Satz: Der religiöse Widerschein der wirklichen Welt kann überhaupt nur verschwinden, sobald die Verhältnisse des praktischen Werktaglebens ... durchsichtig-vernünftige Beziehungen zueinander und zur Natur darstellen werden[1]).

Die Interesse-Theorie hingegen faßt die Religion ganz anders auf, nämlich als ein Mittel der Herrschenden oder Beherrschten um ökonomische Zwecke durchzusetzen, sie erfaßt sie also als — meist verhülltes — Interesse. Beispiele dafür sind ja aus dem politischen Tageskampfe bekannt; Religion wird als ein Mittel der Ausbeuter hingestellt, die ökonomische Ausbeutung durch Hinweise auf die göttliche Ordnung und auf die außerweltliche Realität zu erleichtern. Diese Auffassung kommt z. B. auch in der Deutung ethnologischer Ergebnisse zum Ausdruck: Ausnützung einer Ideologie zur Befriedigung ökonomischer Interessen, wenn etwa der Priester (wie z. B. auf den Südseeinseln) die Tabuierung benützt, um sich Sondereigentum zu sichern.

In der ersten These handelt es sich also nicht unmittelbar um Interessen, auch nicht in einer verhüllten Form, sondern um gewisse Abhängigkeitsbeziehungen zwischen ökonomisch-sachlichem Unterbau und Bewußtseinsvorgängen, um eine allgemeine Kausalität der Ideologien, worin besonders die Produktionskräfte, die technischen, sachlichen Produktionsfaktoren, dann aber die gesellschaftliche Produktionsweise einen gewissen Primat besitzen und in dieser Eigenschaft zwangs-

[1]) Marx, Kapital, 1867, I, S. 46.



läufig die gesellschaftlich-seelischen Erscheinungen bedingen, wie aus der obigen These über die Religion hervorging.

Anders liegt hingegen der Sachverhalt in der zweiten These, wenn also behauptet wird, die ganze Geschichte sei eine Geschichte von Klassenkämpfen und diese gingen auf das ökonomische Interesse zurück. Denn hier soll gemeint sein, daß das ökonomische Interesse immer das Primäre sei, alles übrige auf dieses Interesse zurückginge, zu dessen Verhüllung oder Durchsetzung diene.

Viele Widersprüche und historische Unstimmigkeiten sind in den letzten Jahrzehnten durch Kritiker innerhalb und außerhalb des Marxismus gegen beide Thesen, insbesondere aber gegen die erste und gegen ihre Vereinbarkeit mit der zweiten nachgewiesen worden. Trotzdem aber können uns beide durch Angleichung an schon geläufige soziologische Erkenntnisse bis zu einem gewissen Grade näher gebracht werden. Insbesondere hinsichtlich der ersten These muß man sich nämlich vergegenwärtigen, daß die Beziehung von „Bewußtsein" und „Sein" — wenn man von der unklaren Terminologie im Begriffe des Seins und vor allem zunächst von der einschränkenden Annahme der Produktionsverhältnisse als Unterbau absieht — eines der grundlegenden Probleme der Soziologie überhaupt abgibt und daß dieses Abhängigkeitsverhältnis auch außerhalb des Marxismus insbesondere durch die Milieutheorie Taines geläufig ist. Es handelt sich um ein grundlegendes Problem der Gesellschaftslehre, um die Bedingtheit der sozialsychischen Erscheinungen von der sozialen Struktur. Ganz allgemein wird gefragt, wie und unter welchen Abhängigkeitsverhältnissen geistige Strömungen aus den gesellschaftlichen Verhältnissen herauswachsen. Ein solches Herauswachsen finden wir z. B. in einer besonderen Zuspitzung in der sozialen Theorie Dürkheims. Für diesen sind alle Bewußtseinsinhalte einschließlich aller Antriebe, Interessen, Reaktionen nur bestimmte Folgeerscheinungen der menschlichen Gruppierung. Hören wir z. B. eine der klassischen Formulierungen Dürkheims. Er stellt es als einen Irrtum der Soziologen hin, als ausschlaggebende Bedingungen sozialer Phänomene spezielle Bewußtseinszustände anzusehen, die tatsächlich nur deren Folgen sind: „So geschah es, daß man ein gewisses Gefühl der Religiösität, ein gewisses Minimum sexueller Eifersucht, der väterlichen Liebe, kindlichen Ehrfurcht usw. als den Menschen angeboren betrachtete, und damit wollte man die Religion, die Ehe, die Familie erklären. Doch zeigt die Geschichte, daß diese Neigungen der menschlichen Natur durch-

aus nicht inhärent sind, sie fehlen entweder in gewissen sozialen Verhältnissen gänzlich oder zeigen in der einen oder anderen Gesellschaft solche Variationen, daß der Überrest, den man nach Ausscheidung aller Differenzen erhält, und der allein als psychologischen Ursprunges erachtet werden kann, etwas Vages und Schematisches ist. Wir gelangen also zu folgender Regel: Die bestimmende Ursache muß in den sozialen Tatsachen, die ihr vorangingen, und nicht in den Zuständen des individuellen Bewußtseins gesucht werden[1])."

Diese Angleichung der materialistischen Geschichtsauffassung an bekannte Theorien, die alle eine Abhängigkeitsbeziehung zwischen Bewußtsein und Sein behaupten — um diese Bezeichnungen wieder anzuwenden — hat aber auch eine notwendige Grenze und zeigt gleichzeitig auch die Komplikation, welche die Theorie wesensmäßig erfahren muss. Die einheitliche Durchführung der Gedanken scheitert nämlich an der Tatsache der Kreuzung sozialer Kreise, was sich insbesondere für die Theorie der politischen Parteibildung als entscheidend erweisen wird.

Denn: Einzelne „Ideologien" sind an den ganzen Kulturkreis gebunden, andere an ein bestimmtes Volk oder an eine Völkergruppe, wieder andere aber an eine Klasse bzw. an einen Stand. Es muß nämlich klar herausgehoben werden: Eine Produktionsweise, eine bestimmte Höhe der Produktion gilt für alle beteiligten Klassen, diese selbst sind aber untereinander mehr oder weniger abgeschlossen, entwickeln daher kraft der Schichtgebundenheit der gesellschaftlichen Bewußtseinsformen verschiedene Ideologien. Ebenso wie der Einzelmensch verschiedenen sozialen Kreisen angehört, die man sich sowohl konzentrisch als auch sich schneidend vorstellen muß, ebenso fallen ihm die geistigen Erzeugnisse dieser verschiedenen Wechselwirkungen in verschiedener Weise zu. Gewisse Gesinnungen wie Religion, Nationalismus usw. sind im allgemeinen dem grösseren Kreis zugeordnet, andere wieder z. B. bestimmte Sitten, Ehrbegriffe usw., hinwiederum nur dem kleineren Kreise (Stand usw.). Ausdrücke wie esprit de corps, Standesbewußtsein, Klassenideologie weisen darauf hin.

Weiters: Schichtung und Arbeitsteilung gehen teilweise parallel. Aber diese Arbeitsteilung ist nicht bloß wirtschaftliche sondern all-

[1]) Dürkheim: Die Methode der Soziologie Leipzig, 1908 S. 135—139. Allerdings kommt bei Dürkheim der Naturfaktor als Milieu zu kurz.



gemein: gesellschaftliche Arbeitsteilung. Versteht man auch die politische, verwaltende, richterliche Funktion irgendwie mit als „ökonomisch“, so ist die Frage eine terminologische und darum unentscheidbar. In dieser weitesten Fassung, daß die gesellschaftliche Arbeitsteilung in den beteiligten Schichten auch teilweise verschiedene Ideologien zeitigt, ist die These bedingt richtig: nur daß eben dann bei verschiedenen Produktionsweisen gleiche gesellschaftliche Funktionen vorkommen. Es gibt z. B. eine classe politica (Mosca) die mit der ökonomisch stärksten Klasse oft nicht übereinstimmt. Auf jeden Fall sehen wir eine unvergleichlich größere Komplikation, als der strenge Marxismus anzunehmen geneigt ist. Vom Standpunkte der gesellschaftlichen Wechselwirksamkeit und der Abhängigkeit des Bewußtseins vom sozialen Sein überhaupt läßt sich der Determinismus sicher durchführen, aber dieses soziale Sein als Bedingendes ist nur zum Teile die Produktionshöhe, zum Teile sind es Wechselwirksamkeiten innerhalb kleinerer Kreise, die selbst wieder nicht allein durch die Produktionsverhältnisse entstanden sind, sondern einer Anzahl geschichtlicher und allgemein gesellschaftlicher Momente ihre Entstehung verdanken. Dazu kommt eine Interferenz der „Ideologien“ von größeren und kleineren Kreisen untereinander in allen möglichen quantitativen Verbindungen und dementsprechenden qualitativen Färbungen.

4.

Stellen wir vor allem noch einmal fest: Religion als Widerschein der unklaren kapitalistischen Verhältnisse ist in einem ganz anderen Sinne eine Bewußtseinsform als der ökonomische Antrieb im Klassenkampfe.

Versuchen wir nunmehr die Fragestellung, inwieweit eine weitere Klassifizierung dessen, was wir im eigentlichen Sinn Interesse nennen können, dem zu behandelnden Probleme förderlich sein kann und wie die einzelnen Interessen mit der Wirtschaft zusammenhängen?

Nach üblichen Definitionen kommt es bei der Wirtschaft immer nur auf die Mittel an, auf Nutzleistungen und auf Herstellung genußbereiter Güter, was sich wegen deren relativen Knappheit als notwendig erweist. Welche Bedürfnisse des Menschen dabei in Frage kommen ist zunächst gleichgültig. Die Herstellung von Schmuck z. B. zwecks Anziehung des Sexualpartners, also mit dem Endziele der

Sexualbefriedigung ist ebenso eine wirtschaftliche Handlung wie die Herstellung von Mehlprodukten mit dem Endziele der Befriedigung des Nahrungstriebes. Für die Wirtschaftswissenschaft ist die Qualifikation der Bedürfnisse, auf die es ankommt, gleichgültig, nicht aber für eine ökonomistische Gesellschaftsauffassung. Spricht man aus, daß alles Geschehen von der Gestaltung der Produktionsweise abhängt, so bleibt man in einer bestimmten neutralen Ebene, geht man aber daraufhin zu den wirtschaftlichen Interessen über, so muß man sich erst klar sein, worin diese bestehen. Wozu werden ökonomische Güter erstrebt?

Zunächst natürlich zur Befriedigung der Lebensnotdurft, weiterhin in gewissen Verhältnissen zur Befriedigung des Sexualtriebes, dann aber zur Befriedigung der Geltungs- und Machtansprüche. Die Kategorie der Macht drängt sich dem Soziologen unmittelbar auf. Die „Ökonomie“ wird Mittel zur Macht. Die Reduktion der menschlichen Antriebe auf die Erhaltung des unmittelbaren Lebens widerstreitet allen soziologischen Gegebenheiten. Doch muß dabei ausdrücklich beachtet werden: Mit der Erwähnung der verschiedenen Interessen, die durch dasselbe ökonomische Mittel befriedigt werden können, wird nur die Theorie vom Primate der ökonomischen Interessen getroffen. Daß aber nach wie vor auch die Geltungsantriebe, trotzdem ihr nichtökonomischer Charakter (dem subjektiv gemeinten Sinne nach) feststeht, als Wirkungen bestimmter sozialer Konstellationen angesehen werden können, ist damit nicht bestritten.

Wir werden so zu der Erkenntnis gedrängt, daß hier eine Grundfrage, ja vielleicht die Grundfrage der Soziologie überhaupt vorliegt, die man mit den Schlagworten: hier Milieu, hier Instinkt charakterisieren kann. Die Beantwortung im einzelnen ist heute noch unmöglich. Wir bemerken ja, daß schon innerhalb der engeren ökonomischen Sphäre die Beziehungen zwischen ökonomischem Antrieb und ökonomischer Produktionsweise undurchsichtig sind z. B.: Erzeugt die ökonomische Lage des Kapitalismus das Gewinnstreben oder hat das Gewinnstreben den Kapitalismus erzeugt? Die Komplikation liegt darin, daß ja beide Beziehungsarten unabweislich sind. Der Regress auf etwas Angeborenes (Instinkt oder Trieb) ist ja für den Selbsterhaltungstrieb selbstverständlich, die Analyse der Interferenzen und Wechselwirkungen aber heute beinahe unmöglich, jede einseitige Theorie aber jedenfalls zu verwerfen.

Wie betont, diese ganzen Erwägungen gelten schon sozusagen innerhalb dessen, was man noch als ökonomische Sphäre bezeichnen kann. Selbsterhaltungs- und Geltungsstreben aber fließen ineinander über und nicht nur für den Ersten, sondern auch für den Zweiten läßt sich zeigen, daß es ubiquitär unter verschiedenen Produktionsformen auftritt. Von Wiese unterscheidet daher ganz richtig Eigenschaften ersten Grades, die durch das Spiel der sozialen Prozesse nicht zu erklären sind und Eigenschaften zweiten Grades, die auf dem Wege der sozialen Beziehungen entstanden sind und er fügt auch richtig hinzu, daß die Kräfte der einen Reihe teilweise die der anderen durchdringen[1]."

Die historisch nachweisbare Ubiquität des Geltungsstrebens in allen Gesellschaftsordnungen ist nun ein absolutes Hindernis für die Erklärung aus bestimmten Gestaltungen (etwa der kapitalistischen oder der feudalen Ordnung). Es fehlt daher jeder Grund, etwa zur Rettung der Abhängigkeitstheorie die Befriedigung der Nahrungsansprüche als primären Antrieb, die der Machtansprüche hingegen als sekundären Überbau zu kennzeichnen und es ist auch die Grenze zum nackten „ökonomischen" Streben („Produktion des unmittelbaren Lebens" Engels) unmöglich zu ziehen.

Dabei bleibt es richtig, daß gewisse besonders starke Gegensätzlichkeiten und gewisse besonders gefärbte Machtansprüche in der modernen Gesellschaft nur als besondere Auswirkungen des Kapitalismus angesprochen werden müssen, also als durch Umweltlage bedingte Verstärkung der sonst ubiquitär vorkommenden Geltungsansprüche von Einzelnen, Ständen und Klassen. Die Besonderheit des kapitalistischen Geistes also ist ein Produkt der kapitalistischen Umwelt. Aber umgekehrt muß auch wieder in Anschlag gebracht werden, daß auch aus traditionell gebundenen Stellungen des Sippenhäuptlings, also aus Gemeinschaftsverhältnissen im Sinne von Tönnies „Appropriation einer erblich werdenden Herrengewalt" hervorgegangen ist[2]. Also ist auch die traditionalistische Umgebung der Sippe keine Hemmung des primären Machtstrebens.

5.

Treten wir nun in eine nähere Untersuchung der Machtinteressen ein. Wir haben vorhin auseinandergelegt, daß ökonomische Mittel

[1]) Von Wiese: Allgemeine Soziologie, 1924, I, S. 6.

[2]) Max Weber: Abriß der Wirtschaftsgeschichte, 1923, S. 60.

zu nichtökonomischen Zwecken[1]) angestrebt werden. Die Erfahrung zeigt aber, daß es auch andere Mittel zur Befriedigung des Machtinteresses gibt, ja daß sogar beide Zielrichtungen in Gegensatz zueinander treten können. Machtpositionen werden erstrebt, auch wenn sie ökonomisch weniger rentabel sind. Prestigepolitik ist unter Umständen kostspielig und arbeitet — ökonomisch betrachtet — mit Defizit. Die ökonomisch stärkste Klasse ist keineswegs indentisch mit der politischen Klasse, d. h. derjenigen, welche die hohen Staatsämter inne hat. Nach dem älteren Mirabeau waren die den unteren Ständen Frankreichs Mitte des 18. Jahrhunderts entwachsenen An-

---

[1]) Unser Begriff des „Ökonomischen" muß nunmehr noch näher präzisiert und gegen Anfechtungen geschützt werden:

Für Oppenheimer ist der ökonomische Trieb nur ein modaler, niemals ein finaler Trieb. Die wirtschaftliche Handlung ist nur Mittel der Bedürfnisbefriedigung; der ökonomische Trieb ist daher kein „echtes" Bedürfnis (siehe Oppenheimer III, S. 44—47 und 79). Diese Begriffsbestimmungen sind für die Grundlegung der Ökonomik als eigener Wissenschaft unseres Erachtens sehr bedeutungsvoll, aber sie kommen an das Verständnis der ökonomischen Geschichtsauffassung, insoweit diese ein ökonomisches Interesse meint, nicht heran. Zum Verständnisse und zur Kritik dessen, was im Marxismus gemeint ist, genügt es nicht, dem ökonomischen Interesse seine Qualifikation als final abzusprechen. Denn O. kennt natürlich auch ein finales physiologisches Bedürfnis, das er an anderer Stelle auch das „biopsychologische Reservat" (I, S. 309) nennt. Dieses deckt sich wohl ungefähr mit dem, was Engels die „Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens" (Engels Ursprung des Privateigentum S. IV) nennt. Dasselbe meinen wir hier, wenn wir von ökonomischem Antriebe, ökonomischen Interessen und Zwecken sprechen: Befriedigung von Hunger und Durst usw., einschließlich aller Bedürfnisse nach einer gewissen Behaglichkeit und nach Genußgütern, insofern sie noch nicht zu Geltungsansprüchen in der Gesellschaft sekundär benützt werden. Es ist also der Erwerb von Gütern sowohl primär-ökonomisch als Ziel als auch sekundär als Mittel für außerökonomische Ziele (Geltung, Macht, religiöse Bedürfnisse) zu verstehen, mögen die Übergänge auch fließende sein.

Der Begriff des ökonomischen Mittels hat somit bei uns eine zweifache Bedeutung. Er meint erstens Mittel zur Befriedigung außerwirtschaftlicher Tendenzen und zweitens die Gesamtheit von Sachgütern und Vorkehrungen, die notwendig werden, um genußbereite Güter herzustellen, bzw. an den Ort des Bedürfnisses zu bringen. Für diesen zweiten Inbegriff erscheinen im Marxismus Ausdrücke wie Produktionsstufe, Produktivkräfte, Produktionsweise.

O. unterscheidet aber außerdem das ökonomische Mittel vom politischen Mittel, das ist der Gewalt. Diese Unterscheidung ist sehr wertvoll, sie kreuzt sich aber in unserer Auffassung mit der oben auseinandergesetzten: Das ökonomische Mittel kann ökonomischen und außerökonomischen Zwecken dienen (z. B. Lebenserhaltung bzw. Protzerei), aber auch das politische Mittel,

gehörigen des dritten Standes reicher als der Adel, strebten aber dennoch die Macht an. Ähnliches galt für Preußen vor dem Weltkriege, trotz des äußeren Friedens der beiden Klassen[1]).

Aus allen diesen geschichtlichen Erwägungen heraus wird offenbar, wie wenig die Charakteristik der ökonomischen Klasse, wie sie uns z. B. in klassischer Weise bei Kautsky vorliegt, das soziale Geschehen voll zu erfassen vermag: Kautsky sieht nämlich jene Charakteristik in einer Gemeinsamkeit von Interessen und der Gemeinsamkeit des Gegensatzes gegen die anderen Klassen, von denen jede danach strebt, die Einnahmequellen der übrigen einzuengen und die ihrigen ertragsreicher zu gestalten.

Die Frage, ob damit der Begriff der Klasse richtig erfaßt wird oder nicht ist eine definitorische; klar ist nur, daß — wenn man Klasse so definiert — Klasse und kämpfende Gruppe, also auch Klasse und Parteizugehörigkeit, wie wir noch sehen werden, weit auseinandergehen. Insbesondere die Herrschaftsausübung und der Kampf um diese weichen von dem, was nach diesem Gesichtspunkte Klassenkampf genannt werden könnte, weit ab. Es handelt sich dabei in der Hauptsache weder direkt noch indirekt um Vermehrung von Einnahmequellen. Die Klassenkampfhypothese in dem Sinne von Kautsky ist allein nicht zureichend, um die Geschichte damit zu deuten.

Wir sehen also, daß nicht einmal immer die ökonomischen Mittel erstrebt werden, wir geben aber zu, daß es häufig der Fall ist,

---

die Gewalt, kann sowohl ökonomischen als auch außerökonomischen Zielen dienstbar gemacht werden: Im ersten Falle werden kriegerische Unternehmungen begonnen, nachdem die Nahrungsdecke eines Volkes zu klein geworden ist, im zweiten Falle, wenn dies aus Abenteuerlust kriegerischer Stämme oder aus dem Prestigewillen von Nationen und Staaten erfolgt. In diesem Sinne hat Marx gegen Oppenheimer recht, wenn er die Gewalt eine ökonomische Kategorie nennt, aber er hat nur recht insoweit sie es ist, nicht immer und allgemein.

In unserer Begriffsfassung des ökonomischen Antriebes, die wir — wollen wir überhaupt der materialistischen Geschichtstheorie voll gerecht werden — unterlegen müssen, finden wir uns in Übereinstimmung mit vielen anderen. So hebt z. B. Oppenheimer selbst hervor, daß sogar für Adam Smith Ökonomie mit der Ernährung im weiteren Sinne zusammenhängt. Auch Max Weber stellt ausdrücklich dem ökonomischen Antrieb die Machttendenzen als außerökonomische Kategorien gegenüber und in ähnlicher Weise verfährt auch Vierkandt. Ebenso spricht Hammacher von Ökonomie als Mittel und von Ökonomie als Zweck, wodurch seine Begriffsfassung mit der von uns unterlegten ungefähr parallel geht.

[1]) Siehe darüber ausführlicher Roffenstein, „Das soziologische Problem der Gleichheit“ in Schmollers Jahrbuch 1921.

erinnern uns aber nochmals daran, daß wir ökonomische Mittel und ökonomische Zwecke zu unterscheiden haben.

Es wäre nun denkbar, daß man den Klassenkampf auffaßt als Kampf um die ökonomischen Mittel und dabei nichts aussagen will über den Endzweck, über die Bedürfnisse, die mit deren Hilfe befriedigt werden sollen: Aber in dieser Erweiterung wird die Betonung des ökonomischen Interesses allzu allgemein, ja die These wird zu einer Tautologie, die einfach besagt, die Menschen strebten immer nach dem, was ihnen strebenswert erscheint. Nur in dem Falle, wo der ökonomische Zweck betont wird, bekommt der Primat der ökonomischen Interessen Sinn und Erklärungswert, und das scheint ja auch der ursprüngliche Sinn der Theorie — soweit sie Klassenkampftheorie ist — gewesen zu sein. So versteht es auch der Revisionist Tugan-Baranovski, und er sagt in vollkommen richtiger Interpretation: „Aus all dem bunten Gewebe menschlicher Motive wird von Marx fast uur ein einziges berücksichtigt, das ökonomische Interesse, worunter Marx das Streben nach unmittelbarer Selbsterhaltung versteht[1]).

Diese Interpretation hat sich also gegen alle entgegenstehenden geschichtlichen und psychologischen Tatsachen zur Wehr zu setzen. Wird aber in weitherzigerer Auffassung nur das Mittel gemeint, so ist natürlich gar nicht einzusehen und kann weder logisch noch geschichtlich abgeleitet werden, warum, wenn auch außerwirtschaftliche Zwecke erstrebt werden, nicht auch außerwirtschaftliche Mittel in Anspruch genommen werden sollen, so daß in Konsequenz von allem nicht bloß die Anerkennung des politischen Mittels zu ökonomischen Zwecken, sondern auch ganz allgemein die Anerkennung der außerwirtschaftlichen Mittel zu außerwirtschaftlichen Zwecken gefordert werden müßte. So kann z. B. Appropriation des Verwaltungsapparates sicher auch ein Umweg für ökonomische Besserstellung der Gruppe sein, sie ist aber oft nur Appropriation der Macht um ihrer selbst willen. Oft geht der Kampf nur um Ehre und Prestige, oft stellen sich diese gegen die ökonomischen Interessen des Einzelnen oder der Gruppe.

Schurtz hat gezeigt, welche Menge von Werten — neben den Wirkungen des Totenkultes — auch bei Primitiven durch soziale Beweggründe verschlungen werden, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, aus Sitten heraus, die von Repräsentationspflichten getragen werden.

[1]) Tugan-Baranovski. Theoretische Grundlagen des Marxismus, 1905, S. 40.



Es wird aus allem verständlich, daß manchmal sogar ökonomische Vorteile, materielle Güter geopfert werden, wenn das Selbstgefühl, der Geltungsdrang von Einzelnen, Gruppen und Völkern in Frage steht und wenn es um den Kampf gegen die — „ökonomisch" schwer faßbare — „Unterdrückung" geht. Max Weber pflegte in diesem Zusammenhange im persönlichen Gespräche zu sagen: „Die ökonomischen Kämpfe sind ein Kinderspiel gewesen, gemessen an den ständischen Kämpfen, die um Ehre und Prestige ausgefochten wurden" und Taine berichtet aus Rivarol über die französische Revolution, daß es nicht so sehr die Steuern usw. gewesen sind, die das Volk so gereizt haben, wie die Vorurteile des Adels. „Hiergegen ist der Haß am stärksten, Beweis dessen, daß es die Bürger, die Literaten, die Geldmänner — kurz alle, die den Adel beneideten — sind, die das Volk in den Städten und die Bauern auf dem Lande gegen denselben aufgehetzt haben[1]." (Bekanntlich waren die Hungersnöte 1709 und 1753 von größerem Umfange als jene unmittelbar vor Beginn der französischen Revolution.)

Allerdings darf auch diese Betrachtungsweise nicht ins Extrem führen. Die ökonomische Not, also das Bedürfnis nach ökonomischen Mitteln zur Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse, zur Erleichterung der Lebensbürde und des Lebensdruckes, sind oft genug — auch ohne Zuhilfenahme anderer Momente — als wichtige Motoren sozialer Bewegungen anzusehen. Insbesondere gilt das für die Anfänge der proletarischen Bewegung in der Neuzeit. Die Lohnkämpfe zur Zeit von Marx und Engels hatten sicher den Charakter echter ökonomischer — aus der schlimmsten Not, aus physiologischem Hunger geborener — Klassenkämpfe. Dazu kommt noch, daß die Existenzunsicherheit des Proletariers ein weiterer, ebenfalls als ökonomisch im engsten Sinne zu fassender Faktor ist.

Aber schon hier zeigt sich neben diesem „individualistischen" Interesse eine „kollektivistische" Tendenz in der bald sich entwickelnden Solidarität. Neben dem Kampfe um die Existenz, neben den „egoistischen" Tendenzen nach Abbürdung der Lebensnot, wächst ein neues Schichtzugehörigkeitsgefühl, vielleicht als Ansatz zu einer neuen Gemeinschaftsbeziehung. Die beiden vorhin genannten ökonomischen Momente sind ferner nicht für die ganze Geschichte

[1]) Taine, Die Entstehung des modernen Frankreich. 1. Band. 2. Buch, 1885, S. 373.

der Gruppenkämpfe maßgebend, betreffen immer nur bestimmte Perioden, das dritte Moment aber weist uns auf eine neue Kategorie, das „Wirbewußtsein“ hin, das uns noch mehrfach beschäftigen wird.

6.

In welcher Beziehung steht nun die Interessetheorie zur Ideologie? Wir haben es schon einleitend ausgeführt: Die Ideologie tritt in dieser Fassung nicht mehr als Widerschein der Produktionsweise, sondern als maskiertes, transvestiertes Interesse auf. Genauer ausgeführt und in erweiterter Fassung bedeutet das: Aus Interesse an dem Erwerbe von ökonomischen Mitteln (was — wie wir sahen — nicht mit dem ökonomischen Interesse im engeren Sinn identisch ist) und aus Interesse an Macht überhaupt, das sich nicht immer der ökonomischen Mittel zu bedienen braucht, geht das Streben nach Beeinflussung des sozialen Geschehens mit dem Zwecke der Erreichung vorgesetzter Ziele. Das Mittel hierzu ist das Hervorrufen bestimmter Ideen und Gesinnungen, die sich für das eigene Ziel als förderlich erweisen. Es ist klar, daß in diesem Zusammenhange der Begriff eines verhüllten Interesses durchaus sinnvoll wird.

Fassen wir die Form der Beeinflussung mit dem weiten, alles pathologischen Charakters entkleideten Begriffe der Suggestion zusammen, so können wir von einer bewußt gewollten und einer ungewollten suggestiven Beeinflussung sprechen, die im sozialen Geschehen natürlich ineinanderlaufen. Parallel damit geht ein Prozeß im Einzelindividuum vor sich, mit den beiden Grenzfällen der bewußten Täuschung und der Selbsttäuschung. Es wird aus Interesse eine Gesinnung vorgetäuscht, in allen Übergängen bis zum Falle der reinen Selbsttäuschung, wo das tieferliegende Interesse verdrängt ist, nicht mehr „Bewußtseins-Dominant[1]“ ist, sondern durch eine „Ideologie“ verdeckt erscheint, die also in diesem Falle den Charakter der Ideologie gerade durch ihre Funktion der Verdeckung, Verhüllung gewinnt. Klar ist, daß eine kritische Betrachtung uns davor bewahren muß, alles was im extremen Marxismus in diesem Sinne als Ideologie fungiert auch als solche anzuerkennen, aber die soziologische Tatsache der Interesseverhüllung ist durchgehend nachweisbar, allerdings mit der wichtigen Erweiterung der „ökonomischen“ Interessen durch Macht- und Geltungsinteressen, sowie sexuellen Motivreihen.

---

[1]) Kretschmer, Medizinische Psychologie, 1922, Thieme.



So kann natürlich die Religion zur Niederhaltung der Massen benützt werden („dem Volke muß die Religion erhalten bleiben"), es kann aber auch Religion vorgeschützt werden, um bessere Geschäfte zu machen und es kann endlich durcn einen „Verdrängungs"-mechanismus bei Einzelnen und ganzen Schichten die Selbsttäuschung entstehen, als ob man für das allgemeine Interesse oder für unpersönliche Ideen einträte, während doch nur in einer tieferen Schicht das eigentliche nackte Interesse intendiert ist. Auf das Nähere der Selbsttäuschung ist hier nicht einzugehen, es gehört in eine allgemeine Psychologie, da es sich um grundlegende psychische Prozesse handelt, die weit über das soziale Geschehen hinausgehen [1]).

Der modernen Soziologie ist die ungeheuere Bedeutung der sozialen Beeinflussung wohl bekannt; die Frage, ob eine Idee autochthon ist oder nicht, verliert jede Bedeutung. Mag in der nichtsoziologisch orientierten Psychologie die Frage nach dem „echten" oder „unechten" Charakter einer Erscheinung eine gewisse Rolle spielen, in der Soziologie verliert die Fragestellung ihre Schärfe.

Die Sachlage ist ja klar: Die „Interessenten" können u. a. die öffentliche Meinung beeinflussen, um sie auf Umwegen ihren Zwecken (ökonomische und machtpolitische) dienstbar zu machen und sie tun es auch — häufig, wenn auch nicht ausschließlich — mit ökonomischen Mitteln, d. h. durch Finanzierung der Faktoren, die einen entscheidenden Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen können.

Die öffentliche Meinung soll getäuscht werden und dies geschieht bewußt oder unbewußt. Marx behauptet das sogar für die Wissenschaft, insbesondere für die Nationalökonomie: „Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, ob dieses oder jenes Theorem wahr sei, sondern ob es dem Kapital nützlich oder schädlich, bequem oder unbequem, polizeiwidrig oder nicht sei" [2]).

---

[1]) Hier zeigt sich eine interessante Parallele mit der Freudschen Psychoanalyse, die gewöhnlich nicht beachtet wird. Die Gemeinsamkeit liegt darin, daß in beiden Fällen vom „Scheine" auf etwas Dahinterliegendes, Verborgenes aber Wirkendes rekurriert wird. In der „Spiegelungstheorie" ist das auf das Bewußtsein wirkende Sein eine unpersönliche Ordnung, in der Interessetheorie — soweit nicht bewußte Täuschung vorliegt — liegt in anderer Form der Mechanismus der Selbsttäuschung vor, in der Psychoanalyse spielt diese auch die Hauptrolle. In der inhaltlichen Bestimmung des auf das Bewußtsein Wirkenden gehen natürlich die Thesen weit auseinander.

[2]) Marx: Kapital I, S. 816. Diese Gedankengänge hat Szende weiter ausgeführt, aber maßlos übertrieben. Siehe darüber Kölner Vierteljahrsschrift für Soziologie II, 1922, Heft 4.

Greifen wir ein Beispiel aus der Gegenwartsgeschichte heraus, das uns gleichzeitig die Grenzen dieser Betrachtungsweise vor Augen führen und auf die Probleme der Parteigeschichte ein Licht werfen soll. In seiner Studie über die rechtsradikale Strömung in Deutschland nach dem Kriege behauptet Gumbel, daß diese auf unterirdischen Wegen von der französischen Regierung unterstützt worden wäre: „Nichts wäre den heutigen Herrschern Frankreichs peinlicher, als wenn Deutschland demokratisch, pazifistisch oder sozialistisch wäre. Denn dieses wäre das Ende der Existenzberechtigung einer französischen Armee. Und die Rüstungsindustrie ist doch ein so gutes Geschäft." Und an einer anderen Stelle: „Die französischen Militärs wissen ganz genau, daß das Ende des deutschen Militarismus auch ihr eigenes bedeuten würde. Um sich selbst Existenzberechtigung zu verschaffen, versuchen sie ihn neu zu beleben[1])."

Es ist natürlich ganz unmöglich, heute die geschichtliche Wahrheit dieser Behauptungen im einzelnen zu überprüfen. Gewisse Ergebnisse der Untersuchungen (Oberst Loucheur) geben nur Hindeutungen darauf. Die behauptete Sachlage ist folgende: Gewisse Faktoren der öffentlichen Meinung werden bezahlt. Wie steht es aber mit den induzierten Gesinnungen? Genügt es deren „ökonomischen" Ursprung aufzuzeigen?

Die vorurteilslose Betrachtung wird die Frage sofort verneinen, wobei klar wird, daß diese Verneinung nur die zweite These des Marxismus, nicht aber die erste trifft: Einer der geklärtesten Marxisten, Bernstein, lehnt überhaupt die Interessetheorie ab und er anerkennt ganz explizite die Herrschaft der „Idee": Ihm bedeutet Marxismus in diesem Zusammenhange nur die Theorie der Abhängigkeit von der Produktionsstufe, nicht aber Erklärung aus Klasseninteressen. Allerdings ist es fraglich, ob man ihn besonders auf Grund seiner letzten Äußerungen[2]) noch im strengen Sinne dem Marxismus zurechnen kann. Uns handelt es sich aber nicht um Kritik oder Verteidigung des Marxismus, sondern um Analyse des soziologischen Beziehungskomplexes[3]).

[1]) Gumbel: Verschwörer, 1924, Malik-Verlag, S. 136 und 167.

[2]) Siehe Bernstein: Idee und Interesse in der Geschichte, Ethos, 1925, I/1.

[3]) Überhaupt gibt es keine scharfe Grenze zwischen Marxisten und Anti-Marxisten, weshalb auch die Unbegriffe einer sozialistischen und bürgerlichen Soziologie endlich verschwinden sollten: Der nichtmarxistische Oppenheimer kommt in vielen seiner Lehrsätze dem strengen „Materialismus" von Marx und Engels viel näher als etwa der Marxist Bernstein, der den engen Rahmen der Theorie völlig gesprengt hat.

Gerade das vorgenannte Beispiel einer unterirdischen finanziellen Beeinflussung nationalistischer Bewegungen ist uns nun willkommener Anlaß, auf die Struktur solcher Bewegungen näher einzugehen und dadurch unserer Aufgabe zu entsprechen, abseits von jedem „Monismus“ die Komponenten der gesellschaftlichen Willensbildung reinlicher abzulösen.

Wir finden nämlich ein Einerseits und ein Anderseits. Einerseits ist die suggestive Beeinflussung von Volksstimmungen unabweisbar. Die geschichtliche Forschung steht dabei oft vor unüberwindlichen Hindernissen und gibt dadurch dem Satze von der Nichtübereinstimmung der Erscheinungsform und des Wesens der Dinge im bedingten Maße recht. So schreibt z. B. Kühn über den französischen Nationalismus, man müsse, um die Entwicklung voll zu erfassen, den „Verzahnungen der nationalistischen Politik ... nachgehen, ihre Zusammenhänge mit den Parteien, ... den Drahtziehern der internationalen Plutokratie bloßlegen, was natürlich auf Jahre hinaus unmöglich sei“ [1]). Verbleiben wir kurz beim französischen Nationalismus. Wir haben es zunächst mit den Äußerungen eines Paroxysmus nationaler Begeisterung zu tun, dem alles öffentliche Leben beherrschenden Revanchegedanken, der in seiner phänomenalen Gegebenheit nichts unmittelbar Ökonomisches erkennen läßt. Aber im Jahre 1915 „wird offen erklärt, daß die Angliederung von Elsaß-Lothringen eine ungeheure Eisenreserve bedeuten würde.“

Der extreme Verfechter des „ökonomistischen“ Standpunktes würde nun letztinstanzlich nur dieses das „imperialistische“ Interesse als „Wesen“ erkennen, nämlich die industrielle Ausdehnung durch Aneignung der Eisenvorkommnisse. Aber so leichthin ist uns die Entscheidung nicht möglich.

Erwägen wir auch das Anderseits: Einer der ersten Verkünder des Revanchegedankens, Deroulède, richtete seinen Kampf zunächst gegen die Finanz des eigenen Landes; die „radikalen“ Vertreter des Bürgertums vor dem Kriege nahmen eine kriegsfeindliche, demokratische, antinationalistische Stellung ein. Überschauen wir die Konflikte der Dreyfuß-Periode, so stimmt die einfache Formel nicht mehr. Schon die im Jahre 1882 gegründete „Ligue des Patriotes“ stammte aus einem besonderen Milieu: der Organisation der französischen Turner-, Schützen- und Sängerbünde.

Wir haben es mit einem anderen soziologischen Zusammenhange zu tun. Der Nationalismus ist von ähnlichen Erscheinungen nicht zu

[1]) Der Nationalismus im Leben der dritten Republik, herausgegeben von Kühn, Gebrüder Paetel, Berlin, 1920, S. 329.



trennen, er muß trotz seiner Besonderheit eingereiht werden in die Phänomengruppe der Stammeszugehörigkeit, der Schichtgebundenheit, des Zusammenschlusses nach innen und gleichzeitigen Abschlusses nach außen. Die Gruppe stellt sich dem Gefühl als eine Einheit dar, die um ihrer selbst willen gewollt wird, die Gruppe bekommt Eigenexistenz. Nichts Hypostasiertes ist damit objektiv gemeint, es handelt sich um nichts anderes als um das Wirksamwerden einer Vorstellung von Gemeinsamkeit, die in letzter Linie auf das Wirbewußtsein zurückgeht. Die sozialphilosophische Frage nach der Existenz dieser „Einheiten" oder „Ganzheiten", die erkenntnistheoretische Frage, ob „Universalismus" oder „Individualismus", liegt dabei völlig abseits. Universalismus ist uns nichts anderes als eine wirksame stark gefühlsbetonte Vorstellung.

Nach welchen Merkmalen dieses Auseinanderfallen der Menschen in die eigene und fremde Gruppe sich vollzieht, welche Gemeinsamkeiten jeweils zur Bildung des Gruppengefühles entscheidend werden, hat im Laufe der Geschichte bekanntlich gewechselt: Geglaubte Blutsverwandtschaft spielt bekanntlich in diesem Prozesse eine entscheidende (aber nicht ausschließliche) Rolle. Der Nationalismus ist ein Spezialfall jenes allgemeinen sozialen Prozesses, der bis zur Sippenzusammengehörigkeit und Sippenfeindschaft zu verfolgen ist. Die Beeinflussung von außen, auch die zweckvolle „interessierte" Beeinflussung trifft auf vorgebildete Einstellungsmöglichkeiten[1]). Es kann also der moderne Imperialismus bestenfalls eine schon vorhandene Gesinnungsbereitschaft verstärken und in seinen Dienst ziehen, das simple Verhältnis von Ursache und Wirkung liegt aber keineswegs vor.

7.

Die Beziehungen komplizieren sich aber noch mannigfach. Zunächst ist der Zusammenhang von Imperialismus, Militarismus und dazugehörigem aggressiven Nationalismus mit der modernen Form des Kapitalismus energisch bestritten worden. Der aggressive Nationalismus in Deutschland stammt aus der Atmosphäre des preußischen Königtums,

[1]) Es ist erfreulich, daß sich der Marxismus von seiner Engherzigkeit immer mehr zu befreien sucht, wofür auch ein Zeugnis Kunfis spricht: Nordaustralien könnte bei entsprechender Bearbeitung ganz Europa versorgen, wenn genügend Arbeitskräfte vorhanden wären, aber es läßt lieber alle seine Bodenschätze ungehoben, denn in seiner Bevölkerung ist der Rassengeist so stark, daß es nur angelsächsische Einwanderer zuläßt und dies obwohl die Arbeiterregierungen bei allen Entscheidungen ein Wort mitzusprechen haben. — Kunfi: Krisen im britischen Weltreich im „Kampf" 1922, Heft 4—5.

ist also streng antiliberalen Ursprunges. Das zeigt sich auch — und es ist sicherlich kein Zufall — in der heutigen nicht bloß antisozialistischen sondern auch antikapitalistischen Einstellung der Deutschnationalen und aus der gesellschaftlichen Struktur ihrer adeligen Führer. Schon wegen dieser historischen Zusammenhänge kann der Nationalismus nicht allein als geschickter Kunstgriff kapitalistischer Interessenten gedeutet werden.

Das Kriegerische, Imperialistische im gesellschaftlichen Leben der Gegenwart hat Schumpeter gerade mit Hinblick auf Gedankengänge der materialistischen Geschichtsauffassung einer Betrachtung unterzogen. Was wir später für die politische Parteigeschichte sagen werden, das behauptet Schumpeter — unseres Erachtens ganz richtig — auch für die Kriegsgeschichte: sie kann nur erklärt werden aus einer in letzter Linie vorhandenen triebhaften Neigung zu Krieg und Eroberung. Vielleicht sei die Mehrzahl der Kriege ohne zureichenden Grund geführt worden. Die Erklärung liegt „in den Lebensnotwendigkeiten einer Lage, in der Völker und Klassen zu Kriegern geformt wurden oder untergehen mußten, in dem Faktum, daß die in dieser Lage ferner Vergangenheit erworbenen psychischen Dispositionen und sozialen Strukturen ... sich lange noch erhalten und fortwirken“ [1]).

Vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung müßte also aus den vergangenen, nicht aus den gegenwärtigen Produktionsverhältnissen erklärt werden. An einem Beispiel: Die Verfassung und Politik der Normannen in Süditalien darf nicht aus dessen Produktionsverhältnissen erklärt werden, sondern es ist auch die Wirtschaft der Normannen in Süditalien nur aus ihren Anlagen heraus zu verstehen. Aber diese Mentalität der Normannen „ist deshalb noch nicht als außerwirtschaftlich gegebenes Moment zu betrachten, sondern es kann ihre Erklärung in der Wirtschaftswelt finden, aus der sie nach Italien kamen [1])“.

Eine vertieftere Untersuchung müßte nun allerdings hier weitergehend erst klar legen, inwieweit wirklich die Mentalität der Normannen aus der früheren Wirtschaftswelt ihre volle Erklärung finden könne, ob das Kriegerische wirklich ausschließlich nur dem „feudalen“ Stoffe zugeordnet werden müsse und ob überhaupt der spezifisch „wirtschaftliche“ Zusammenhang in die erste Linie zu rücken habe, denn man kann dem kriegerischen Geiste auch Funktionslust, Abenteuerlust schlechthin zugrunde legen. Natürlich kann man Kampflust biologisch als gewissen Lebewesen eigene zweck-

---

[1]) Schumpeter: Zur Soziologie des Imperialismus, Arch. für Sozialwissenschaften, 46. Band, 1918, S. 283.



angepaßte Anlage auffassen und so biologisch alles auf Selbsterhaltung, somit — im parallelen Gedankengange — soziologisch auf Ökonomie zurückzuführen. Bei so einem Regressus kann der Bezug auf „Ökonomie“ als letzte Instanz natürlich nicht schwer fallen.

Wir haben es aber hiermit einer Verselbständigung, dem Nachwirken, Fortbestehen sozialer Funktionen und Strukturen zu tun. Diese Tatsache ist für das Verständnis alles sozialen Lebens von grundlegender Bedeutung. Wir werden auf die Gesetzlichkeiten noch mehrfach zurückzukommen haben. Sie ist auch die stärkste Gegeninstanz gegen den Parallelismus von Wirtschaftsweise und „Überbau“, also auch gegen jenen von Wirtschaftsstufe und Ideologie.

Dieser oben erwähnte mögliche Regreß auf einen biologischen Instinkt gilt auch für eine zweite Ideologie (neben der erstgenannten nationalistisch-kriegerischen) nämlich für den religiösen Bewußtseinszustand, wenn man nämlich auch die Furcht durch ihre Beziehung zur Selbsterhaltung irgendwie in den Bereich der Ökonomie hereinzieht und auf diese Weise z. B. die primitive Religion und die vorreligiösen Auffassungen als „ökonomisch“ bedingt ansieht, weil sie als Äußerungsformen der Selbsterhaltung und des Selbstschutzes aufgefaßt werden können. Die „materialistische“ Geschichtsauffassung wird dadurch in dieser Problemsphäre — wenn man nicht zu supranaturalistischen Hypothesen Zuflucht nimmt, kaum angreifbar, allerdings aber durch den zu weit gehenden Regreß recht unfruchtbar[1]).

In allen diesen Fällen ist aber die „Resistenz der Ideologie“ grundlegend. Dieses Beharrungsvermögen muß auch Marx irgendwie vorgeschwebt haben, wenn er an der bekannten Stelle behauptet, mit der Änderung der Produktionskräfte wälzten sich auch die Ideologien rascher oder langsamer um. Darin liegt schon die Anerkennung einer relativen Selbständigkeit: Jede Struktur wirkt durch ihre eigene Trägheit, diese Resistenz von sozialen Strukturen und von

[1]) Es ist klar, daß wir uns für unsere Untersuchung vorläufig an die evolutionistische These halten, nach der eine biologische Ableitung religiöser Ideen verlangt wird. Die entgegengesetzte, aprioristische Theorie ist ja an sich schon der ökonomischen Geschichtsauffassung entgegengesetzt. Nimmt man für das religiöse Leben eine spezifische Gesinnung an, die von vornherein als ein „Sinn für das Heilige“ zugrunde liegt (siehe Vierkandts Abhandlung in dem Jahrbuch: Die Dioskuren, Band I, 1922), so ist ja schon ex hypothesi die Selbständigkeit dieser Ideologie erwiesen. Wir nehmen also von vornherein jene für die ökonomische Auffassung günstigere Hypothese an, was wir um so lieber tun, als uns das plötzliche Hereinbrechen des „Heiligen“ in die tierisch-menschliche Entwicklung nicht sehr wahrscheinlich dünkt.



Ideologien ist ein spezifisch nichtökonomischer Faktor, der die ökonomische Gesetzmäßigkeit durchkreuzt, zumindest aber als hemmender Faktor stets in Anschlag zu bringen ist.

Aus dem ganzen folgt aber, daß die Einführung des Begriffes der Ideologie im Marxismus ununterbrochen zu Scheinproblemen und falschen Problemlösungen Anlaß geben muß. Denn die theoretischen Begründer waren sich der Unmöglichkeit einer eindeutigen Zuordnung wohl bewußt. So schreibt z. B. Engels in einem Briefe von 1895 einen Satz, der noch viel weiter geht, als die vorhin zitierte Stelle von Marx, der aber in der konkreten Handhabung der ökonomischen Geschichtsauffassung nicht immer in Betracht gezogen wird: „Die politische, rechtliche, philosophische, literarische, religiöse usw. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren aufeinander und auf die ökonomische Basis“[1]). Hier sind also Rückwirkungen angenommen. In welchem Ausmaße sind sie möglich? Bemerkt man nicht, daß damit jede Rückführungsmöglichkeit zunächst zulässig wird, nämlich die ökonomisch-ökonomische, ideologisch-ideologische, ökonomisch-ideologische und ideologisch-ökonomische? Nun ist aber die historische Analyse nach ihrem derzeitigen Stande kaum in der Lage, jede Gestaltung bis in ihre fernsten Wurzeln zu verfolgen, so daß die Aufzeigung der letzten Instanz kaum häufig möglich sein kann. Der erste, unterste Unterbau wird daher meist nur heuristische Forderung und seltener wissenschaftliches Ergebnis sein. Denn das folgt gerade aus der geläuterten Form des Marxismus, wie sie uns aus den erwähnten Stellen bei Marx, Engels, Bernstein vorliegen. Die Konsequenz aus diesem geläuterten Marxismus aber erforderte es, sich niemals bei einer beliebigen ökonomischen Erklärung zu beruhigen, was doch der durchschnittliche Marxistische Wissenschaftsbetrieb immer tut[2]). Man täuscht nur sein wissenschaftliches Gewissen, wenn man sich bei der Aufzeigung des postulierten Schemas: Ökonomie-Ideologie beruhigt und alle Interferenzen und Wechselwirkungen geflissentlich vernachlässigt, wie dies insbesondere in den üblichen Auffassungen der Parteigeschichte immer wieder geschieht.

---

[1]) Zitiert bei Bernstein: Die Voraussetzungen des Sozialismus usw. Stuttgart 1904, S. 7.

[2]) Auch Mehring gibt die Rückwirkungsmöglichkeiten zu und verlangt nur die letztinstanzliche ökonomische Ableitung, aber trotz dieses Vorbehaltes urteilt er in seiner Geschichte des Sozialismus im einzelnen immer nur nach der grobökonomischen Auffassung, was er gerade nach seiner eigenen These nicht tun durfte.



8.

In dem Aufbau einer Ideologie ist also zunächst eine vertikale Schichtung zu beobachten. Der unmittelbare Unterbau kann ein ökonomischer sein. Aber diese bestimmte ökonomische Formung des Lebens braucht durchaus nichts primäres zu sein. Sie kann mitbedingt sein durch andere, an sich nichtökonomische Faktoren, so z. B. der moderne Kapitalismus teilweise durch den Geist des Thomismus und Protestantismus. Aber auch diese religiösen Komponenten müssen selbst nicht als etwas Letztes in Anschlag gebracht werden. Man kann die Religion negativ aus einer geringen Entwicklung der naturwissenschaftlichen Denkweise erklären. Man kann sie natürlich auch aus dem ökonomischen Interesse der Priesterschaften ableiten, endlich ganz allgemein aus der Furcht, somit dem Selbsterhaltungstriebe.

Neben dieser vertikalen zeitlichen Schichtung müssen wir natürlich auch eine horizontale Lagerung annehmen, nämlich eine Gleichzeitigkeit mehrerer Verursachungen.

Als Beispiel für die gleichmäßig vorhandene gleichzeitige Lagerung der Motivationen und historischen Schichtung im Aufbau greifen wir den modernen Antisemitismus heraus. Er ist nicht unmittelbar ausschließlich wirtschaftlich orientiert, man kann ihn eine Ideologie nennen. Trotzdem ist er teilweise direkt ökonomisch bedingt (Kampf gegen das Hausierwesen usw.). Jedenfalls liegen ihm auch mannigfache kulturelle Interessen zugrunde, er geht mit einer allgemeinen staatlichen, nationalen oder religiösen Gesinnung einher. Diese kann wieder gelegentlich von ökonomischen Interessenten durch Verstärkung ausgenützt werden: Der Kampf gegen den Sozialismus mag in dieser Verhüllung unter Umständen wirksamer ausgefochten werden.

Trotzdem wäre es trivialster Simplismus, dabei stehen bleiben zu wollen: Wir sehen zunächst, daß in Deutschland ein Teil der modernen antisemitischen Bewegung in die allgemein nationalistische einmündet, von der wir mit Schumpeter die Auffassung teilten, daß sie in ihrem aggressiven Anteile auf den feudalen Stoff zurückgeht. Damit verbunden ist eine gewisse antiliberalistische, „universalistische[1]“ Tendenz. Antisemitismus ist teilweise auch die Gegeneinstellung zur Revolution, bedingt durch das soziale Milieu des deutschen Adels, ist damit die

[1]) Ausdrücke wie Individual- und Sozialprinzip, Individual- und Sozialabsolutismus meinen Ähnliches. Die Ausdrücke Individualismus und Universalismus bezeichnen allerdings mehr als gewisse Gesinnungen, sie meinen auch bestimmte Gesellschaftsauffassungen, in dem Wesenheiten, wie Ganzheit usw. hypostasiert werden.

Behauptung des autoritativen Prinzips im Staatsleben und als solches bedingt durch die Vorgeschichte Deutschlands.

Damit ist aber die Kausalanalyse dieser „Ideologie“ noch lange nicht erschöpft. Durch die Berührung mit dem Nationalismus werden wir wieder auf das Phänomen des Schichtzusammenschlusses und Schichtabschlusses, auf das Wirbewußtsein mit der gleichzeitigen ursprünglichen Feindschaft gegen den „Fremden“ geführt. Die Sippengemeinschaft bildet aus sich Sitten, Gebräuche, Konvention; aus anderen Bedingungen des Zusammenlebens in einer anderen abgeschlossenen Sippe erwachsen andere Gebilde. Daraus resultiert die Beziehung zum „Fremden“, als die Ablehnung fremder Sitten, die nach psychologischer Gesetzmäßigkeit leicht zur Feindschaft wird. Sicher ist diese gefühlte Fremdheit nicht die Folge ökonomischer Interessengegensätze, die daneben natürlich auch bestehen können, wohl aber kann die Herausbildung bestimmter Verschiedenheiten in den Sippen aus der Verschiedenheit der ursprünglichen Lebensumstände resultieren, zum Teile sicher aus den Beziehungen zu früher gegebenen Naturfaktoren, die man in weitherziger Auffassung auch als sachliche Bedingungen der Wirtschaft auffassen kann. Jedenfalls wirken alle Lebensumstände (einschließlich der Naturfaktoren) vielfach über ihre Existenz hinaus.

In voller Schwere tritt uns aber in einer solchen Analyse das Phänomen der Religion entgegen: Sippen-, Stammes-, Völkerfeindschaften begegnen uns als religiöse. Verfolgen wir so die antisemitische Ideologie noch ein Stück weiter. Die Tatsache nämlich, daß sie heute vorwiegend als Rassenantisemitismus auftritt, darf uns über deren religiösen Ursprung nicht hinwegtäuschen und noch weniger dürfen es die ökonomischen Komponenten dieser Bewegung. Denn die ökonomische Abneigung gegen den Wucherer führt unmittelbar zurück auf die bei den Juden gegebene starke Spannung zwischen Binnen- und Außenmoral: Ausschluß hemmungslosen Erwerbes innerhalb des Kreises, absolute Hemmungslosigkeit des Erwerbstriebes nach außen[1]. „Nicht daß sie Zins nehmen ist eine Eigentümlichkeit von ihnen (der Israeliten) ... sondern das für die abendländischen Völker Auffällige und Anstößige war, daß die Juden zwar von Christen Zins nehmen, aber nicht untereinander.“ Das geht nach Max Weber bis auf die Pharaonen zurück. „Die altägyptische Religiösität schreibt dem Fluche

[1]) Siehe Max Weber: Abriß der Wirtschaftsgeschichte, nach seinem Tode herausgegeben bei Mohr, Tübingen, 1923, S. 304.



der Armen besondere Gewalt bei den göttlichen Mächten zu und diese Vorstellung ist auch in das Deuteronomium übergegangen ... auch nachdem aus den Israeliten die Juden geworden waren, blieb der Zins den Volksgenossen gegenüber verboten, gegenüber den Fremden ... erlaubt[1]."

Dieser ökonomische Gegensatz führt also auf religiöse Eigentümlichkeiten zurück. Diese besondere Bewertung der Flüche ist an sich kein ökonomischer Faktor mehr, die Möglichkeit seiner Rückführung auf Furcht und Selbsterhaltung haben wir schon angedeutet, sie gilt nur letztinstanzlich, ist aber historisch recht unwesentlich.

Damit ist die Ableitung noch immer nicht erledigt. Der besonders intensive Grad der „Fremdheit" erfordert noch eine weitere Erklärung, die sich ohne weiteres auf andere rituelle Gründe zurückführen läßt. „Kathedrale und Abendmahl waren die Symbole des Stadtverbandes, die Juden aber konnten in jener nicht beten, an dieser nicht teilnehmen und waren daher dazu verurteilt, Diasporagemeinden zu bilden"[2]. Weiterhin und wahrscheinlich noch wesentlicher war folgendes: „Was die Juden in ausschlaggebender Weise von den christlichen Gastvölkern unterschied, war die Unmöglichkeit, die für sie bestand, mit den Christen commercium und connubium zu unterhalten. Während im Gegensatz zu den Juden, die befürchten mußten, daß ihre Speisevorschriften vom Gastgeber nicht eingehalten werden könnten, die Christen anfangs nicht zögerten, die jüdische Gastfreundschaft zu genießen, wurden beim ersten Aufflammen des mittelalterlichen Antisemitismus die Gläubigen von den Synoden ermahnt, sich nicht würdelos zu benehmen und sich nicht von den Juden Gastereien geben zu lassen, die ihrerseits die Gastfreundschaft der Christen verschmähten"[3]. Ja es waren sogar vielleicht auch rituelle Gründe, welche die Juden speziell auf den Geldhandel verwiesen haben.

Dabei brauchen auch die rituellen Gründe nichts Letztes zu sein. Das Festhalten an gewissen Riten und die Ablehnung anderer geht oft auf Priesterfeindschaften zurück und könnte daher an Existenzbedingungen und Existenzkämpfe von Priesterschichten früherer Generationen geknüpft sein.

9.

Eine weitere Exemplifizierung dieser komplexen Verhältnisse läß sich an der Entstehung und der Auswirkung des modernen Kapitalismus

[1] l. c. S. 234.
[2] l. c. S. 276.
[3] l. c. S. 306.

durchführen. Wir verweisen dabei auf die bekannten Arbeiten Werner Sombarts, Max Webers und Troeltschs, die den Geist des Thomismus und Calvinismus für das Werden des Kapitalismus mitverantwortlich gemacht haben. Auf die Differenzen in den Auffassungen ist natürlich hier nicht einzugehen. Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß für die Entwicklung des Kapitalismus, wie Sombart zeigt — der Ketzer aus bestimmten sozialen Gründen eine wichtige Rolle gespielt hat. Es ist also die Entfaltung des Kapitalismus sicher mitbedingt durch die Reformation. Aber auch diese verdankt Priesterinteressen teilweise ihre Entstehung, ganz abgesehen von den sich ergebenden Vorteilen für die säkularisierenden Fürsten. Kein Kenner der Geschichte wird allerdings hier die einzige Determinierung erblicken, wenn er sieht, „daß es um der Seele Seligkeit" (Schäfer) ging. Aber wo immer man die Wurzel der Reformation erblicken will, in ihren Auswirkungen ging sie weit darüber hinaus: „Die Rückgängigmachung des Edikts von Nantes .... und die darauf .... erfolgte Auswanderung von über 50 000 Familien .... hat Frankreich in demselben Maße verarmt, als sie seinen Grenznachbarn außer Spanien kommerziellen und industriellen Nutzen gebracht hat .... Religiöse Unduldsamkeit wurde zum Anlaß, daß der gewerblich oder kaufmännisch brauchbarste Teil der Einwohnerschaft das Land verließ und seine Emsigkeit, seinen Gewerbefleiß exportierte [1]."

Beachten wir ferner noch, daß die Herrschaft der Magie außerhalb des Geltungsbereiches des Christentums einer der schwersten Hemmungen für die Rationalisierung des Wirtschaftslebens geworden ist. Das zeigt uns eine weitere Komplikation in unserem Probleme. Gleiche Wirtschaftsstufen haben verschiedene Ideologien und bestimmte Ideologien (hier die Magie) wirken als Hindernis für eine neue Gesellschaftsordnung. Geschichtlich betrachtet bedeutet das noch dazu: Die Resistenz bestimmter Ideologien ist nicht gleich. Die Auffassung des Marxismus, die Produktivkräfte seien das unabhängig Variable, alles Andere (der Überbau) sei davon abhängig, ist in gewissen Konstellationen gerade in seiner Umkehrung wahr: Die Änderung der Produktivkräfte ist selbst nur eine Funktion der Ideologie. Das sehen wir positiv in der Wirkung der Reformation, negativ in der Wirkung der Magie. Damit erkennen wir gleichzeitig, daß auch die Spiegelungstheorie nicht konsequent durchgeführt werden kann.

[1]) Zitiert nach Voltaire, bei Michels „Probleme der Soz. Phil.", 1914, S. 195—196.



Der Marxismus hatte ja von vornherein eine Lücke gelassen, indem er keine Rechenschaft gab über die Ursachen in der Veränderung der Produktionskräfte. Kautsky spricht gelegentlich von den menschlichen Erfindungen als unabhängigem Faktor. Hier liegt aber schon etwas spezifisch Geistiges, das nicht immer gleichmäßig vorhanden ist, nicht aus jeder Gesellschaftsform erwächst. Die Religion ist dafür entweder ein Hindernis wie in China oder Indien, oder sie kann fördernd wirken, wie die rationale Lebensgestaltung, die aus dem Christentum erwuchs, wobei es für unsere prinzipielle Erörterung natürlich gleichgültig ist, ob man die Betonung auf den Calvinismus legt, wie Max Weber und Troeltsch es tun, oder auf den katholischen Thomismus wie bei Sombart.

Eines wird jedenfalls klar: Mag auch die Religion selbst „ökonomisch" abgeleitet werden können (eben mit Hilfe des Selbsterhaltungs- und Schutztriebes und durch Priesterinteressen), so kann es nur in allerletzter Instanz sein, daneben beeinflußt sie die Ökonomie, sie ist gleichzeitig Über- und Unterbau.

Auch in den Religionskriegen wirkte die Religion auf die Wirtschaft; denn wie jeder Krieg, so beeinflußten auch die Religionskriege die Machtverteilung der Staaten, wodurch eine Änderung des Transport-Widerstandes (Oppenheimer) bewirkt war, was aber auch den Stand der Wirtschaft entscheidend beinflußte.

10.

Zusammenfassend glauben wir daher sagen zu können: Unsere Betrachtungsweise hat sich als fruchtbar erwiesen, und zwar sowohl jene über die Schichtung im Aufbau, die zeigt, daß es sozusagen Ideologien erster, zweiter, dritter Ordnung usw. gibt[1]), als auch die Unterscheidung von ökonomischem Mittel und ökonomischem Zweck, die uns ermöglicht, trotz Anerkennung ökonomischer Mittel, auch außerwirtschaftliche Zwecke zu sehen und so aus dem engeren Kreise der ökonomischen Geschichtsauffassung hinauszutreten.

---

[1]) Nach Oppenheimer ist die unabhängig Variable ein physiologisch-demologisches Moment, nämlich die Bevölkerungsvermehrung (siehe l. c. I. S. 916). Wir meinen aber, dieses Moment kann der letztinstanzliche Faktor, muß es aber nicht sein. Auch für diesen gilt, daß er nicht unbedingt Anfangsglied, sondern unter Umständen auch Mittelglied der Kausalreihe sein kann. Oppenheimer selbst gibt ja zu, daß die Latifundienwirtschaft Ursache der Depopulation werden kann (I, S. 1006—1007). Diese selbst kann aber in gewissen Fällen auch bedingt sein durch Überwiegen des Ich-Interesses gegenüber dem Wir-Bewußtsein usw.

Dazu kommt, daß wir die Parallelität von äußerer und innerer Umweltsänderung nicht bestätigen konnten, da entstandene gesellschaftliche Strukturen die Tendenz haben, sich zu erhalten, diese Resistenz nicht überall die gleiche ist, so daß erhebliche Diskrepanzen Platz greifen müssen, die jedes einfache Zuordnungsgesetz notwendig durchkreuzen[1]).

Auch die Akkulturation (Vierkandt) widerspricht der Theorie von dem Herauswachsen der Ideologie aus der Produktionsgrundlage.

Die Kritik der Klassenkampftheorie geht weiterhin nach zwei Richtungen: Nicht nur ist erstens das soziale Handeln dem subjektiv gemeinten Sinne nach nicht immer „ökonomisch" und zwar wie wir sahen weder nach den Mitteln und noch weniger hinsichtlich der Zwecke, zweitens aber fällt der Kampf der Gruppe nicht immer mit dem Kampfe der durch die Produktionsweise gebildeten ökonomischen Klassen zusammen. Diesen Umstand besonders wollen wir in den nächsten Abschnitten an der Parteigeschichte erläutern. Ganz allgemein können wir aber hier schon sagen, daß diese Nichtübereinstimmung sich unmittelbar aus der allgemein-gesellschaftlichen Bedingtheit der Ideen ergibt, die sich derart äußert, daß manchmal ein größerer, manchmal ein kleinerer sozialer Kreis von der Idee erfaßt wird[2]). Diese Komplikaton erwächst

---

[1]) Auch in Oppenheimers sonst so großzügigen und umfassenden Lehre scheint das Interesse allzu sehr in den Vordergrund gerückt zu sein, zum Schaden der inneren Konsequenz in der Lehre. Den „sozial-psychologischen Determinismus", wie O. ihn treffend nennt, definiert er wie folgt: „Änderungen der Umwelt verändern gesetzmäßig Bedürfnis, Vorstellung Motiv und Handlung" (I, S. 781) und als Hauptgesetz aller Soziologie formuliert er den Satz: „Einer bestimmten Lagerung der Gruppe entspricht eine bestimmte Motivation, und dieser eine bestimmte Betätigung der Mitglieder" (I, S. 600). Dieser Satz wird aber ungültig, wenn an einer anderen Stelle — sachlich richtig — zugegeben wird, daß der Traditionalismus einen Kulturwandel aufhalten könne (I, S. 955). Wenn z. B. die Frage, warum die Juden überall Städter und nicht Bauern geworden sind, damit beantwortet wird, daß sie ehemals eine Herrenklasse gewesen sind, so wird damit das Hauptgesetz von der „Lagerung" in seiner Wirksamkeit durch die Herrschaft der Vergangenheit vollständig paralysiert. Diese Herrschaft der Vergangenheit dürfte nicht bloß nebenbei erwähnt werden, sie ist ein der Parallelität von Lagerung und Bewußtsein oder von Produktionsweise und Bewußtsein strikte entgegenwirkendes Agens, das kaum überschätzt werden kann.

[2]) Auch Oppenheimer erkennt in der „Wechselwirkung der intrasozialen Attraktion und intersozialen Repulsion" den Haupthebel des sozialen Prozesses (I, S. 596), aber obwohl er zwei Arten der Gruppenbildung unterscheidet, die



schon aus der inneren Struktur der ökonomischen Geschichtsauffassung. Denn wie schon Hammacher anmerkte, erfordert die Spiegelungstheorie die Parallelität der Ideologie mit der Wirtschaftsstufe überhaupt also eine Ubiquität der Ideologien für alle Klassen, die Klassenkampftheorie hingegen das Gegenteil. Die erste These meint — allgemein — Milieuwirkung, Ausstrahlung von sachlichen und sozialen Realitäten ins Bewußtsein, die zweite These meint — einengend — bloß Interessen. Beide Thesen sind — vom Spezifisch-Ökonomischen befreit — bedingt richtig, aber die Wirkungen kreuzen einander, ja gelegentlich paralysieren sie sich ganz.

II.

1.

Wir haben die Vorarbeit geleistet und den Übergang gefunden und wir können nunmehr unsere Gedanken auf das Parteileben übertragen.

Hier erkennen wir wieder: Gesinnung und Interesse, allgemeine Fehdelust, Gewinnstreben und Enthusiasmus, Streben nach Reichtum und nach Macht, Abwehr von Unterdrückung, sozialer Aufstieg um des Reichtums willen und um seiner selbst willen.

Betrachten wir zuerst die offen zutage tretenden Interessen, so tritt uns in der Geschichte auf Schritt und Tritt neben dem ökonomischen Interesse das Machtprinzip entgegen. Wir haben schon ausführlich auseinandergesetzt, daß die beiden Kategorien grundsätzlich zu scheiden sind.

Das erkennen wir schon im Parteileben des Mittelalters, wo Verfassungsfragen zu einem Zeitpunkte im Vordergrunde stehen, wo noch die Zunftverfassung herrscht — weit ab von der liberalen, kapitalistischen Epoche und doch mit denselben Machtabgrenzungsproblemen behaftet. „Eine lange Reihe von Parteiungen in den freistaatlichen Gemeinden hat zu Hauptmomenten die schon im Altertum

---

durch Ähnlichkeit und die durch Interessengemeinschaft (I, S. 508), betont er doch in seinen weiteren Ausführungen allzu sehr das Klasseninteresse. Die Überlagerung dieser Interessen durch das Wir-Bewußtsein von umfassenderen Gruppen und die Kreuzung der sozialen Kreise tritt bei ihm in den weiteren Überlegungen so sehr in den Hintergrund, daß diese sich von der Klassenkampftheorie in der strengen materialistischen Geschichtsauffassung kaum unterscheiden. Wir glauben hingegen in der Tatsache der nationalen und religiösen Bewußtseinsformen interferierende Wirksamkeiten erblicken zu müssen, die nicht gering zu achten sind.

durchgefochtenen Streitfragen, ob aristokratisches oder demokratisches Regiment sein solle und dies mit zahlreichen Modalitäten, ob absolut, aristokratisch oder demokratisch, oder aber wie weit durch Zumischung der entgegengesetzten Größe temperiert . . . Die wesentlichsten Streitpunkte waren die Anwartschaften auf die Magistratur und Teilnahme an der Wahl derselben."

„Ursprüngliche Fehdelust betätigt sich trotz Verbote des Staats und der Kirche bis gegen Ende des Mittelalters[1])".

Der Haß gegen den herrischen und hochfahrenden Adel, insbesondere wegen des Benehmens der Junker gegen die niedere Menge war so weit gegangen, daß die Ausschließung des Adels von der Magistratur zu den gewöhnlichen Beschlüssen der siegenden Volkspartei gehörte, ja daß zur Strafe ein Bürgerlicher in den Adelsstand versetzt wurde oder daß man einen Adligen durch Versetzung in den Bürgerstand auszeichnete[2]).

Die Naturrechtsideen, die Ideologien der sozialen Gerechtigkeit, die großen Konstitutionskämpfe des 18. und 19. Jahrhunderts haben eine Quelle in denselben sozialpsychologischen Einstellungen.

Daneben laufen in der modernen Parteigeschichte, die uns nunmehr allein beschäftigen soll, die beiden Hauptideologien: Der nationale und Staatsgedanke auf der einen Seite, die religiöse Innerlichkeit auf der anderen.

Aber dieselbe Betrachtung, die wir vorhin ganz allgemein hinsichtlich der aus Interesse suggerierten Gesinnungen angestellt haben, gelten voll auch für die sozialen Prozesse, die der modernen Parteibildung zugrunde liegen, wir haben ja ohnehin teilweise unsere Beispiele daraus entnommen.

Eine Analyse zeigt hier zwei Fälle. 1. Die Interessenten sind eine ökonomische oder soziale Schichte, z. B. eine Finanzgruppe oder bestimmte Zweige der Schwerindustrie oder der Junkerstand usw 2. Die Interessenten sind die Parteibureaukratie selbst, die unmittelbar nach Macht strebt, nach günstigen Machtpositionen und gutbezahlten Stellen (Sinekuren). Man spricht in diesem Falle bekanntlich von Patronagesystem (Consorteria). Dieser Fall ist besonders häufig bei Parteien mit wechselndem Programm, wo die Parteiorganisation sich dem Selbstzwecke nähert — in reiner Form in Amerika aufweisbar, aber gekreuzt mit der ersten Gattung, z. B. Trust-Interessenten-Politik.

[1]) Wachsmuth: Geschichte der politischen Parteien in alter und neuer Zeit, II. Band, Braunschweig 1854. S. 69—71.

[2]) l. c. S. 246—47 u. 277.



In beiden Fällen handelt es sich darum, eine bestimmte, möglichst grosse Anzahl von Wählern den Interessen Weniger dienstbar zu machen. Diese Dienstbarmachung erfolgt durch psychische Beeinflussung. Mag diese Beeinflussung durch Bezahlung des Wahlapparates, der Presse usw. noch so viele Geldmittel in Anspruch nehmen, so ist doch an der psychischen Beeinflussung festzuhalten, die Gefolgschaft als reines Geldgeschäft kann nur für einen ganz kleinen Kreis in Betracht kommen.

In diesen Beeinflussungen haben wir weiterhin zu unterscheiden: Zunächst kann der von den Interessenten beeinflußte Gedankengang sich entweder in der Richtung der Interessen oder in jener der Gesinnungen der Beeinflußten bewegen. Greifen wir zuerst die Interessen heraus, so muß in diesem Falle die Beeinflussung keineswegs immer einer Täuschung gleichkommen. Auch eine Parteiorganisation, die es auf Patronage abgesehen hat, kann daneben die Interessen der Parteiangehörigen pflegen und tut es meist auch. So z. B. wenn das deutsche Zentrum, das nach Max Weber sich vor dem Kriege in hohem Maße der Patronagepartei genähert hatte, Interessen des Kleinbürgertums vertrat.

Hier werden also Menschen in ihren Interessen vereinigt oder zu ihren Interessen geweckt: Vor Mißverständnissen muß man sich nämlich an dieser Stelle bewahren. Die Gegner des politischen Parteiwesens sind allzu leicht geneigt, in der Patronage den einzigen Erfolg der Parteikämpfe zu erblicken. Da vielfach der siegenden Partei eine Anzahl von Versorgungsposten offen stehen, glaubt der Gegner leicht in diesem ganzen sozialen Prozesse nichts als demagogische Mache sehen zu dürfen; man übersieht dabei, daß personale Vorteile für eine engere Parteischicht durchaus parallel gehen können mit erfolgreicher Vertretung wirtschaftlicher und sonstiger Interessen bestimmter Schichten. Von dieser Seite ist daher die Gegnerschaft gegen das Parteiwesen grundsätzlich nicht zu rechtfertigen, wenn auch natürlich die triviale Tatsache feststeht, daß meist mehr versprochen wird, als erfüllt werden kann.

Gegen die Kongruenz von Führer und Gefolgschaftsinteressen spricht aber auch nicht die soziologisch recht bedeutsame Erscheinung des falsch verstandenen Interesses. Es kommt immer nur das subjektiv Gemeinte, wenn auch vor sich selbst und anderen nicht voll Eingestandene in Betracht, keineswegs das objektive Resultat. (So kann z. B. in den Kämpfen um das Ausmaß der Sozialpolitik sowohl ein Zuwenig auf Seite der Unternehmer als ein Zuviel auf Seite der

Arbeitervertreter in letzter Linie die Vorteile in Nachteile verwandeln, weil im ersten Falle die Substanz der Arbeitskraft, im zweiten Falle die Substanz des produzierenden Kapitales aufgezehrt würde, was den vorübergehenden Vorteil in einen Nachteil für denselben Interessekreis verwandeln müßte.)

Trotzdem öffnet sich uns schon hier bei Betrachtung des falschverstandenen Interesses ein Weg zur Erkenntnis der tiefen Problematik des ganzen politischen Lebens. Denn wie, wenn ein Teil der hier aufscheinenden Bedürfnisse und der geglaubten Mittel zu ihrer Befriedigung nicht „autochthon“ entstanden, sondern eben „suggeriert“ wäre. Natürlich sind alle Bedürfnisse, die nach Verbesserung eines Lebens-Standards zielen, der sich um das Existenzminimum bewegt, davon ausgeschlossen. Aber schon die Mittel zur Verbesserung können suggeriert sein, von den weiteren Bedürfnissen ganz zu schweigen. Es können die Menschen zu wohlverstandenen, sie können zu falschverstandenen Interessen geweckt werden, es können „Gesinnungen“ wachgerufen werden und es können die Führer das alles bona fide oder mala fide in allen möglichen Übergängen zwischen beiden tun. Hier spielt natürlich die finanzielle Macht kleiner Gruppen in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung manchmal eine wichtige Rolle, insbesondere dort, wo nicht bloß Interessen sondern auch Gesinnungen hervorgerufen werden sollen.

Allerdings: In Konsequenz von allem früher Gesagten können wir eine schlechthinige Abhängigkeit solcher Ideologien von den ökonomischen Interessen jener, die sie induzieren, nicht anerkennen; wir haben dieser simplistischen Auffassung die Interferenz des Annähernd-„Autochthonen“ mit dem „Suggerierten“ gegenübergestellt: Den jeweiligen Wirkungsgrad im einzelnen abzumessen sind wir aber heute noch ganz außerstande, die unterirdische Beeinflussung entzieht sich heute vielfach der soziologischen und historischen Erkenntnis. Auch Max Weber muß zugeben, daß die Parteifinanzierung „für die Forschung aus begreiflichen Gründen das wenigst durchsichtige Kapitel der Parteigeschichte ist“[1]).

Doch die Vollständigkeit der Analyse erheischt eine Ergänzung: Die große suggestive Kraft von Ideen, die sozusagen durch Ansteckung sich verbreiten, braucht nicht immer in Interessen bevorzugter Kreise ihren Ursprung zu haben. Die Ideen können ja selbst von der Ideologie, im radikalen Falle von dem Fanatismus Einzelner bzw. kleiner

---

[1]) Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, 1922, S. 169.

Gruppen ihren Ausgang nehmen. Wir dürfen an den Fällen nicht vorübergehen, wo Ideologien durch Ideologen sich entzünden, deren Psychologie nur dargestellt werden kann durch Darlegung individualpsychologischer, ja vielfach sogar erbphysiologischer Momente in Verbindung mit Familienkonstellationen usw.

Die Sozialpsychologie des „Radikalen" ist überhaupt aus dem wirtschaftlichen Milieu allein undurchführbar, höchstens negativ aus dem Mangel eines solchen. Ein großartiges Beispiel für die Entzündung und Verbreitung von Ideologien durch Ideologen liefert die Gegenwartsgeschichte in Rußland[1]). Eine große Unterrichtsorganisation von den Volksschulen bis zu den Hochschulen ist über das ganze Land gebreitet, die sich die Beeinflussung des ganzen Volkes zum Ziel setzt und etwa der patriotischen und religiösen Erziehung der Vorkriegszeit gleichgesetzt werden kann. Diese von den Führern und Machthabern ins Werk gesetzte Umerziehung eines ganzen Volkes mag zunächst dem Willen der Machthaber entspringen, die Macht nicht aus der Hand zu geben, ist aber darüber hinaus Ausfluß ehrlicher Ideologie; der Charakter der Ideologie des derzeitigen Sowjet-Systems ist ja auch innerhalb des sozialdemokratischen Marxismus zugegeben.

Die einfache ökonomische Erklärung ist also immer unzulänglich: Der Schwere des Argumentes des verhüllten Interesses, das wir selbst durch Anerkennung der ungeheuren Bedeutung der Suggestion gestützt haben, sind wir uns bewußt, aber diese Suggestion kann auch das Vehikel werden für außerökonomisch erklärbare Ideologien.

Greifen wir nun aus dem modernen Parteileben einige Beispiele heraus, zunächst aus der Parteigeschichte Frankreichs, die uns schon früher zur Exemplifikation unserer Erörterungen gedient hat.

2.

Infolge Ausschlusses der russischen Papiere von der deutschen Börse durch Bismarck kam in Frankreich die Anregung, russische Papiere aufzunehmen, die reißenden Absatz fanden. „Politisch war damit erreicht, daß der französische Kapitalismus mit Rußland auf Gedeih und Verderb verkuppelt wurde. Um seine Kapitalien zu sichern, mußte er wünschen, auch politisch mit Rußland in enge Fühlung zu treten . . .[2])."

---

[1]) Hurwicz (Zur Krisis und Zukunft des politischen Parteiwesens, Schmollers Jahrb. 1917, S. 193) sagt witzig: „Der Marxismus in Rußland ist ein Gegenbeweis gegen den Marxismus."

[2]) Kühn l. c. 29.

Aber so einfach liegen die Dinge nicht, denn betrachten wir z. B. die Zeit nach der Dreyfus-Affäre, so finden wir, daß „der Radikalismus sich seiner Macht bewußt wurde und sich breit und herrisch an den Regierungstisch setzt, mit ihm aber auch der Sozialismus regierungsfähig wird [1])".

Der Radikalismus aber war pazifistisch. Derselbe offenbar „ökonomistisch" eingestellte Autor muß zugeben, daß in der ideologischen Atmosphäre, die damals geschaffen wurde, der Pazifismus sich an die Stelle des Revanchegedankens zu setzen suchte, womit zugegeben wird, daß ein Kreis von Interessenten, der aus ökonomischen Erwägungen kriegerische Politik betreiben mußte, in die Atmosphäre der pazifistischen Ideologie getrieben wurde.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß hier verschiedene Kapitalistengruppen in Frage kamen, da die russischen Anleihen bis in das kleine Rentnertum hinein übernommen worden waren.

Der Nationalismus Frankreichs erwuchs ja ursprünglich aus dem der Hochfinanz gegnerischen Boden: Französische Turner, Schützen und Sänger bildeten, wie schon gesagt, die „Ligue des Patriotes". Das Programm ist jenes der Royalisten und Boulanger bereitet sogar einen Staatsstreich vor, der als Voraussetzung für den Revanchekrieg eine konservative Diktatur einsetzen will.

Die nationalistische Ideologie ist also auch hier ihrem Ursprunge nach nichtkapitalistisch, wie wir es auch sonst in unseren früheren Ausführungen behauptet haben. Auch hier sind es intellektuelle und sportlich-militärische Kreise, von wo sie ihren Ursprung nimmt.

Wir wiederholen es: Der Nationalismus entspringt ganz allgemein dem Gruppenabschluß und Gruppenzusammenschluß, bestimmte jeweils verschiedene Gemeinsamkeiten, vor allem bekanntlich die Sprache werden Kriterium der Gruppenscheidung. Das Gleiche gilt für die Staatsideologie.

Ein solches Wirksamwerden der Staatsideologie ist unverkennbar nach 1866 in Preußen zu beobachten, wo „das Volk mit fliegenden Fahnen in das Lager Bismarcks überschwenkte" [2]) und die Liberalen stark reduziert aus den Neuwahlen hervorgingen. Das war gleichzeitig der Moment, wo die Rechtsliberalen unter Michaelis sich von der alten Fortschrittspartei abspalteten. Es ließe sich zeigen, daß die

---

[1]) l. c. S. 89.

[2]) Schunke: Zur Vorgeschichte der nationalliberalen Partei S. 47 (in den Leipziger Histor. Abh., H. 41, 1916).

Fortentwicklung des Liberalismus oder richtiger eines Zweiges davon zum Nationalismus ein typischer Grundzug des politischen Lebens der Neuzeit gewesen ist und rein aus der inneren Logik der Bewegung erklärbar wird. Hier interessiert uns speziell jene Staatsideologie, die damals in den suggestiven Worten Roons zum Ausdrucke kam und deren darin enthaltene Gesinnung dem Umschwunge der öffentlichen Meinung zugrunde gelegen war. Roon hatte von den materiellen Segnungen einer unhistorischen Existenz gesprochen und gesagt, Preußen habe dagegen den Weg beschritten, der anfangs auf rauher Bahn „aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens führt[1])".

Waffenherrlichkeit und glorreicher Kampf gehören nicht zum organischen Ideenbestand des liberalen Bürgertums, es sind bestenfalls Ideologien einer früheren Periode, der feudalen — wie Schumpeter meint — wahrscheinlich aber ubiquitäre Ideologien verschiedener Schichten unter verschiedenen Produktionsweisen. Wenn mit unter diesem Zeichen sich eine nationalliberale Partei abspaltete, so zeigt sich darin, wie verwickelt das Problem der Zuordnung von Gesinnung und Interesse wird. Und die Sachlage wird gar nicht vereinfacht, wenn wir belehrt werden, daß es zum Teile die norddeutschen Freihändler waren, die aus Gegnern der preußischen Politik zu deren Verteidigern wurden, weil die Zolleinheit mit Österreich den Übergang zum vollen Freihandel unmöglich gemacht hatte. Denn dieser Zusammenhang drückt aus, daß die „doktrinären", aber ebenfalls freihändlerisch orientierten Linksliberalen durch außerwirtschaftliche Momente zum Festhalten ihres Prinzips veranlaßt worden waren. Schunke drückt ihre politische Stimmung in der Konfliktszeit folgendermaßen aus: „Sie waren erfüllt von der Sieghaftigkeit des Prinzips und schwammen ... in größtem politischem Glück, mit erhabener Ruhe das Prinzip verteidigen zu dürfen[2])."

Doktrinarismus, Prinzipienreiterei und gar Fanatismus sind keine ökonomischen Kategorien. Nimmt man also für die Abspaltung der Nationalliberalen und deren Einlenken in den Nationalismus auch ökonomische Gründe an, die sicher mit dabei waren, so entzieht man gerade dadurch den zurückbleibenden Linksliberalen den ökonomischen Untergrund.

---

1) l. c. S. 67.
2) l. c. S. 10.

Die Stellung des Einzelnen zum Staate und zum Autoritätsprinzip, die Frage wie und durch wen regiert werden soll und die Frage nach dem Ausmaß der Regierungstätigkeit trennt eben die Parteien ebenso wie Berufsinteressen. Natürlich entspricht es auch dem ökonomischen und Machtinteresse bestimmter Schichten, daß in gewisser Weise regiert werde, aber es decken sich die Kreise nicht.

Ein Beispiel dafür bildete die fortschrittliche Volkspartei in Deutschland vor dem Kriege, eben die Nachfolgerin des vorhin genannten Linksliberalismus. Ihr Endziel war die Herstellung des parlamentarischen Regierungssystems, sie war für ungebrochene Volksherrschaft, also in gewissem Sinne „demokratisch[1]", allerdings auch — was nicht immer zur Demokratie gehört — für die Freiheit vom Staate. Demokratie ist aber auch Durchgangsziel des Sozialismus, wichtige Etappe für den Sieg der Arbeiterklasse. Aber für die Anhängerschaft der fortschrittlichen Volkspartei, dem sog. radikalen Bürgertum, das zum Teile sogar aus Börsenkreisen stammte, wäre die Annahme gleicher ökonomischer Interessen mit der sozialistischen Arbeiterschaft absurd, ganz abgesehen davon, daß für zahlreiche andere Fragen, insbesondere in der Frage von Staatsintervention und Sozialpolitik, die primären Gegensätze als unüberbrückbar auftraten[2]. Wenn also trotzdem die gleiche Ideologie bestand, so ist die Behauptung Rehms, das Ziel der fortschrittlichen Volkspartei wäre gleichbedeutend mit Selbstopferung gewesen[3], wenn auch vielleicht etwas übertrieben, doch nicht so ganz unrichtig.

Die oft gehörte Charakterisierung des Liberalismus als doktrinär, die von rechts und links behauptet wurde, drückt eben eine gewisse Nichtangepaßtheit an die wirklichen Interessen aus, die in einem unaufhebbaren Gegensatze steht zur gewöhnlichen Auffassung des Liberalismus als konsequentem Verfechter kapitalistischer Interessen.

Tatsächlich erblickte der Linksliberalismus in den Nationalliberalen oft den größeren Gegensatz als in den Sozialdemokraten, mit welchen er vielfach, wenn auch durchaus nicht immer, parallel ging.

Auch die nach dem Kriege entstandene „Demokratische Partei" in Deutschland hat in den letzten Jahren antikapitalistische Tendenzen

---

[1]) Siehe Rehm: Die politischen Parteien in Deutschland, 1912, S. 66.

[2]) Nur die kleine „demokratische Vereinigung" erhob die taktische Verbindung mit den Sozialdemokraten zum Prinzip.

[3]) Rehm: l. c. S. 68.



aufgewiesen, von welchen nicht die Kreise, die ihr bisher die Anhänger stellten, sondern andere Schichten profitierten[1]).

Selbstredend geht auch die Bezeichnung von „Demokratie, Freiheit" usw. als Kleinbürgerideologien nicht an, weil ein beträchtlicher Teil des Kleinbürgertums den konfessionell gefärbten Parteien zugehörig war und heute noch ist, und weil speziell dem Kleinbürgertum ökonomisch wenig an Freiheit und mehr an staatlicher Vormundschaft gelegen sein mußte.

Geistesgeschichtlich liegen die Beziehungen ja ganz anders: Der Liberalismus hat eben zwei Wurzeln, die ökonomische Konkurrenz- und Wirtschaftsfreiheit einerseits und die ideologische der Gewissens- und Gesinnungsfreiheit anderseits. Die Forderung nach „Freiheit vom Staate" ist eine Resultierende beider Tendenzen. Die ideologischen Komponenten haben ihre Wurzeln in den ethischen und philosophischen Grundanschauungen des 17. und 18. Jahrhunderts. Natürlich ist es ganz unmöglich, die kausalen Verknüpfungen zwischen den philosophischen Ursprüngen des modernen Liberalismus bei Bodinus, Althusius, Locke, Rousseau usw. mit dem Werden des Kapitalismus aufzufinden: Es besteht eben kein eindeutiges Kausalverhältnis. Der Liberalismus als Kulturidee kann bis zur Antike zurückverfolgt werden. Von Wiese nennt als Vorläufer die Sophisten, Aristipp, Antisthenes, Zeno und Epikur, während auf der anderen Seite Sokrates, Platon und Aristoteles stehen[2]).

In Deutschland waren die Träger des liberalen Gedankens bekanntlich die Burschenschaften, diese eigentümliche Verbindung von Liberalismus und Nationalismus, wie sie in deren Geschichte sichtbar wird, so wie der literarische Liberalismus des jungen Deutschland.

Aber auch von der liberalen bürgerlichen Revolution behauptet Sombart nicht ohne Recht, daß sie ein Zurücktreten des französischen Kapitalismus zur Folge hatte und im Zusammenhange damit, daß die vor 1789 bestandenen Zunftordnungen den Kapitalismus keinen Augenblick aufgehalten hätten[3]), so daß wir folgern können: die Behauptung von der liberalen Ideologie als Zweck kapitalistischer Expansion ist nur mit großen Einschränkungen zulässig.

---

[1]) Siehe Sulzbach l. c. S. 105.

[2]) Von Wiese: Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft. Berlin 1917. S. 59—60.

[3]) Sombart: Die Formen des gewaltsamen sozialen Kampfes. Kölner Vierteljahrsschrift, IV, 1924, S. 10—11.



Die Fakten der Geschichte zeigen, vor allem durch die mangelnden zeitlichen Korrelationen, daß sich in dem verhüllten Interesse, dort selbst wo er anzunehmen ist, sozusagen die Verhüllung verselbständigt und dann in ihren Konsequenzen oft dem nackten Interesse hemmend in den Weg tritt. Es zeigt sich hier wie überall in Geschichte und Soziologie, daß die nur an zweckrationalen Gesichtspunkten orientierte Erkenntnis in die Irre geht[1][2].

3.

Die Bedeutung der konfessionellen Gegensätze für die Parteibildung ist allzu bekannt. Wir haben schon hervorgehoben, daß Religion Urheber und Hemmung wirtschaftlicher Veränderungen sein kann, daß sie aber daneben durch Interessenten benützt, verstärkt werden kann. Bedeutsam sind hier vor allem die Interessen der herrschenden, der ökonomisch bevorzugten und der priesterlichen Schichten, die durchaus nicht immer zusammenfallen. Die letzten haben ein unmittelbares, die anderen ein mittelbares Interesse an der Religiosität der übrigen Schichten.

Bezüglich der Priesterinteressen mündet die Frage naturgemäß in das allgemeine Problem ein, welchen Anteil für die Entstehung und Erhaltung der Religionen die Interessen von Priesterschaften gehabt haben. Wieviel auf Rechnung dieser Interessen und wieviel auf Rechnung der religiösen Bedürfnisse entfallen möge ist wohl kaum abzuschätzen. Jedenfalls sind diese Interessen an sich unabhängig von der Wirtschaftsordnung, es sind auch nicht Interessen von wirtschaftlich bedingten Berufskreisen. Denn Klasse als Berufskreis innerhalb einer Produktionsordnung, die folgerichtig allein der materia-

[1]) Max Weber meint offenbar dasselbe durch Aufstellung der Zweckrationalität als unwirklichem Idealtypus, s. Roffenstein: Das Problem des psychologischen Verstehens, 1926.

[2]) Daß die Parteien nach 1848 nicht rein ökonomische Interessevertretungen waren, zeigt auch u. a. ein Ausspruch Bismarcks: „Ich glaube, daß die politischen Parteien und die Gruppierungen nach hoher Politik sich überlebt haben. Sie werden allmählich . . . gedrängt werden, daß Sie Stellung nehmen zu den wirtschaftlichen Fragen und mehr als bisher Interessenpolitik treiben." (Reichstag, 15. März 1884.) Tatsächlich ist die Entwicklung teilweise diesen von Bismarck vorgezeichneten Weg gegangen, was sich u. a. in der Bildung der sog. „unechten Parteien" ausdrückt. Aber gerade diese vor dem Kriege entstandenen Interesseverbände (Bund der Landwirte, Hansabund, Verein des deutschen Mittelstandes usw.), die nur wirtschaftliche Forderungen stellten, beweisen die andersartige soziale Struktur der politischen Partei.

listischen Geschichtsauffassung zugrunde liegen kann, ist ein Begriff, dem z. B. der Begriff des Priesterstandes nicht recht untergeordnet werden kann.

Die konfessionellen Parteien können daher, wenn wir noch alles berücksichtigen, was früher darüber gesagt wurde, nur in außerordentlich beschränktem Maße als ökonomisch bedingt erfaßt werden.

Das Zentrum z. B. ist nur historisch verständlich aus dem Widerstande der katholischen Volksteile gegen die protestantische und freisinnige Kirchenpolitik. Die Keimzelle der Zentrumspartei waren die Piusvereine, die gegründet worden waren mit dem ausdrücklichen und einzigen Ziele, die katholische Religion zu schützen[1]).

Der konfessionelle und der liberal-nationale Formenkreis widerstehen also ganz besonders der ökonomischen Erklärung. Hingegen ist die Koppelung des konservativen Gedankenkreises mit der religiösen Ideologie einer solchen Erklärung besser zugänglich. Nach Stillich ist das Christentum sowohl dem Bestande als der Machterweiterung der konservativen Partei nützlich gewesen. Diese Auffassung wird z. B. gestützt durch die Erklärung des Konservativen von Gerlach, daß auch die Standesunterschiede auf göttlichem Willen beruhen[2]).

Auch die organische Staatsauffassung dient den Zwecken der Erhaltung bestimmter Herrschaftsformen und damit den Interessen der politisch herrschenden Klasse. Stillich, unter den Parteiforschern einer der ausgesprochensten Vertreter dieser Interessetheorie faßt folgendermaßen zusammen: „Die christliche Weltanschauung ist für den Bestand und die Machterweiterung der Partei nicht gleichgültig, denn die Konservativen versuchen durch sie, das Bestehende, soweit es mit ihren Interessen und Anschauungen übereinstimmt, zu stützen ... um schließlich die Massen besser beherrschen zu können“ und noch allgemeiner: „Die Indentifizierung der Individualinteressen mit den Gesamtinteressen war eine Art sozialer Schutzfärbung, dazu bestimmt, im sozialen Kampfe die Schlagfertigkeit zu erhöhen[3]).

Ideologie als transvestiertes Interesse ist also auch im Parteileben unverkennbar: Streit kann nur bestehen über den Grad seiner Wirksamkeit, über das Interferenzverhältnis. Denn eine vorsichtige Betrachtung kann nur feststellen, daß Weltanschauungen benützt werden,

---

[1]) Bergstrasser: Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei in „Beiträge zur Parteigeschichte“, herausg. von Wahl I, Tübingen 1910, S. 153—54.

[2]) Stillich: Die politischen Parteien in Deutschland, II, Leipzig 1911, I, S. 34—35.

[3]) l. c. I, S. 41, II, S. 143.



nicht aber daß sie als Überbau entstehen, erzeugt werden. Das finden wir sowohl für das Christentum hinsichtlich der Konservativen als auch für das Bildungsideal hinsichtlich der Liberalen aber auch für die organische Staatstheorie, die sowohl dem Konservativismus als auch bestimmten Zweigen des Nationalismus zugrunde liegt: Denn die organische Staatstheorie mündet in den Universalismus und diesen konnten wir auf das Wirbewußtsein, auf das Stammeszugehörigkeitsgefühl zurückführen und bis zum früheren „Gemeinschaftsverhältnis" zurückverfolgen.

Die weitere Komplikation dieser an sich nicht ganz einfachen Tatbestände liegt nun vornehmlich darin, daß das Gruppenzugehörigkeitskriterium wechselt, daß größere und kleinere Kreise einander den Gruppengeist streitig machen, daß die sozialen Kreise sich schneiden.

Hier liegen die immanenten soziologischen Gründe dafür, daß die innerhalb der ökonomistischen Auffassung oft gehörte These von der Parallelität von Klasse und Partei mit der geschichtlichen Wahrheit nicht zur Deckung kommt.

4.

Es kreuzen sich nunmehr zwei Gegensätze: Zugehörigkeit zur größeren oder zur kleineren Gruppe einerseits, ökonomisches Interesse und allgemeines Wir-Bewußtsein auf der anderen Seite. Diese Momente *können* vereinigt sein (klassenbewußter Arbeiter mit Solidaritätsgefühl und internationaler Gesinnung oder der staatstreu gesinnte Beamte und Offizier), sie können aber auch getrennt vorkommen, (z. B. national gesinnte aber an den speziellen Interessen der Arbeitnehmer beteiligte Angestellte.)

Schon aus diesen Erwägungen heraus in Verbindung mit dem ebenso elementaren Geltungsstreben, das mit dem ökonomischen Interesse nicht parallel geht, ist eine bunte Mannigfaltigkeit von Parteischattierungen und klassenmäßigen Zusammensetzungen zu gewärtigen, ja zu postulieren. Die Parteigeschichte bestätigt die Erwartung.

Sogar *Mehring* hebt in seiner Geschichte der deutschen Sozialdemokratie für die Zeit nach 1871 hervor: „Es waren ... verschrobene Verhältnisse. Viele Proletarier, die ihrer Klassenlage nach zur Partei der sozialistischen Revolutionäre gehörten, schworen einstweilen zur Fahne des . . . Ultramontanismus, während sich unter dem Anhange der Sozialdemokratie ... viele unsichere Kantonisten befanden[1]). Seit

---

[1]) *Mehring* l. c. II, S. 328.

damals haben sich bekanntlich die Verhältnisse etwas, aber nicht gänzlich geändert, man denke vor allem an den Faszismus in Italien. Auch sonst können wir uns auf den Marxisten Mehring als guten Kenner der Parteigeschichte berufen. Vom Zentrum erwähnt er: „Es hatte Rheinische Großindustrielle, Bauer und Kleinbürger[1].“ Wir fügen aber hinzu: Das Zentrum vertrat durchaus nicht immer die Interessen der Großindustrie allein.

Trotzdem ist eine gewisse Zuordnung, sozusagen in großen Zügen, nicht zu verkennen, denn der Großgrundbesitz in Deutschland war überwiegend konservativ und die Arbeiterschaft überwiegend sozialdemokratisch. Die Gegensätze der Interessen von Stadt und Land spielen immer hinein, doch gerade hier mischen sich in die Interessengegensätze auch Verschiedenheiten in der allgemeinen Geisteshaltung, die im weiteren Sinne milieubedingt, nicht im engeren Sinne interessebedingt sind[2]. Innerhalb der städtischen Kreise aber, insbesondere in den verschiedenen Schichten des sog. Mittelstandes bis hinauf zum Großkapital und hinunter zu dem proletarischen Kleingewerbe, sind die Zuordnungen weit lockerer: Eine soziale Klasse wird von verschiedenen politischen Parteien vertreten.

In anderen Ländern hat durchschnittlich die politische Partei noch weniger Klassencharakter als in Deutschland. Auch Bernstein weiß es: „Die beiden Parteien (in England) sind so groß, daß in ihrem Schoße die größten wirtschaftlichen Gegensätze Platz haben. Jede speziellere wirtschaftliche Klassifizierung der Parteien ist daher irreführend, nur sehr allgemeine wirtschaftspolitische Tendenzen lassen sich da festsellten und auch hierin kann man nicht genug vorsichtig vorgehen“[3].

In Frankreich umfaßt der meist als kleinbürgerlich bezeichnete Parteienkomplex, in dem alle radikalen und radikalsozialistischen Schattierungen zusammengefaßt sind, auch industrielle Arbeiter neben Intellektuellen, wie Advokaten usw.

Auch in Amerika ist die Korrelation von Klasse und Partei auf ein Mindestmaß beschränkt, was sich bekanntlich auch im Fehlen des proletarischen Sozialismus in deutlichster Weise kundgibt. „Die Differenzen zwischen den Parteien entbehren jeder tieferen Begründung[4].“

---

[1]) l. c. II, S. 366.

[2]) Sulzbach erwähnt auch, daß die Spaltung der Sozialdemokratie während des Weltkrieges nicht aus wirtschaftlichen Gegensätzen innerhalb der Arbeiterschaft zu erklären ist, l. c. S. 14.

[3]) Zitiert bei Sulzbach l. c. S. 17.

[4]) Woodburn: Political Parties and Party Problems in the United States S. 115.

5.

Wichtig ist daneben das Moment der Schichtgebundenheit, die nicht ganz dasselbe ist wie die Zugehörigkeit zu einer bestimmten durch den Produktionsprozeß bedingten Klasse.

Es mag in Deutschland vor dem Kriege nicht wenige qualifizierte Arbeiter gegeben haben, deren Einkommen jenem des Oberlehrers kaum nachstand, deren Platz aber — schichtgebunden — nur in den Reihen der Sozialdemokratie zu finden war, während der kleine und höhere Angestellte, bei gleicher Stellung im Produktionsprozesse in einer bürgerlichen Partei eingeordnet war, ebenso wie der Lehrer, dessen ständische Lage es ihm trotz schlechter Bezahlung gebot! Er war in der Lebensform bürgerlich, hier im Herzen ständisch zugehörig, trotz geringer Einnahmsquellen. Gleichzeitig steht er als Intellektueller dem Nationalen näher, weil die ideologische Zuordnung die ökonomische hemmt.

Diese Abhängigkeit von einem ständischen Lebensgefühl wird in der Nachkriegszeit noch deutlicher: Ein Teil der Angestellten und ehemaligen Beamten verarmt vollständig und wird in seiner ökonomischen Lage noch mehr herabgedrückt: Das Reinökonomische, die Not tritt in Aktion, sie wird aber teilweise zu einem Hebel der rechtsradikalen Richtungen: Das politische Bewußtsein wird eben nicht durch die materielle Lage schlechthin bedingt, sondern durch die ständische Lage, in der man sich früher befand und durch die Ideologien des Standes und der Klasse, in die man wieder hineinkommen möchte. Es erfließt also die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei oft nicht aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, sondern aus der Hinneigung zu ihr, sei sie eine erst noch zu erreichende soziale Stufe, sei sie eine solche, von der man zurückgeworfen wurde, deren Ideologie man aber noch in sich hat. Die Schichtgebundenheit ist also auch in der Zeit rückwirkend, sie kann sich auch auf Generationen erstrecken, wenn Tradition und Familienmilieu dem Berufsmilieu überlegen bleiben.

Dazu kommt noch etwas: Im Gegensatze zum englischen und amerikanischen Arbeiter befand sich der deutsche Arbeiter nicht bloß in klassenmäßiger Scheidung, sondern in ständischem Abschlusse vom Bürgertum, was die Schwere des Klassenkampfes in Deutschland erklärt. Das hat z. B. auch Bernstein klar gesehen und Sombart hat diese Tatsache an einem Vergleiche mit den amerikanischen Verhältnissen besonders beleuchtet[1]).

---

[1]) Sombart: Warum gibt es in Amerika keinen Sozialismus? 1906.

Es kommt hinzu: Gewisse Parteien, auch wenn sie ökonomische Interessenvertretungen sind, üben, weil sie sozial Bevorzugte zu ihren Interessenten zählt, eine gewisse Anziehung auf Kreise, die den Interessen der vertretenen Schichten vollkommen ferne stehen. So nahmen (nach Jentsch[1]) die zu Geheimräten ernannten Universitätsprofessoren in Deutschland vor dem Kriege gerne in der Reichspartei ihren Platz ein; aber der „industrialisierte Grundbesitz" als Wirtschaftsklasse, der sich z. B. nach Grotewald[2]) die Reichspartei als Interessevertretung gewählt hatte, hat — ökonomisch gesehen — mit der Wirtschaftsklasse der Universitätsprofessoren wohl keine Beziehung. Das verbindende Moment ist wohl nur ein soziales Niveau-Gefühl, ein außerwirtschaftlicher Faktor. Das Gleiche gilt z. B. von der Parteinahme der Angestellten für bürgerliche Schattierungen im Parteileben, trotz der — gerade nach marxistischer Auffassung — obwaltenden Klassengegensätzlichkeit, die natürlich auch vor der Proletarisierung des sog. Mittelstandes nach derselben Theorie bestehen mußte, da doch die Lohnhöhe nach der ökonomistischen Auffassung die soziologische Gegensätzlichkeit der Klassen nicht beeinflussen sollte. (Siehe die vorhin zitierten Sätze Kautskys.)

Aber auch die Verarmung — als psychologisches Motiv verstanden — wirkt nach beiden Richtungen: Sie äußerte sich nach dem Kriege einerseits in der Stärkung des Sozialismus, anderseits aber auch in der Begünstigung der rechtsradikalen Schattierungen. Noch deutlicher wird der „ideologische Faktor", wenn man erkennt, wie in ein und derselben Berufsschichte (der industriellen und kaufmännischen Angestelltenschaft in Mitteleuropa) die Parteispaltung sich teilweise mit der Differenzierung in Juden und Nichtjuden deckt, eine Erscheinung, die oft festgestellt, aber selten in ihrer vollen soziologischen Bedeutung gewürdigt wurde.

Dasselbe ideologische Spaltungskriterium ist im umgekehrten Sinne für gewisse kleinbürgerliche Schichten maßgebend. Bei der vorhin genannten Berufsgruppe wurde ein Teil der Zugehörigen vom sozialistischen Mutterboden abgedrängt, bei der zweiten, kleinbürgerlichen, fließt ein Teil aus denselben nationalen und konfessionellen Bewußtseinskomplexen heraus dem Sozialismus zu und entzieht sich so — z. B. in Österreich — der ökonomisch als kleinbürgerlich zu charakterisierenden christlichsozialen Partei.

---

[1]) Jentsch, Die Partei (in der Sammlung „Die Gesellschaft") hrsg. v. Buber, 1909.

[2]) Grotewald, Die Parteien des deutschen Reichstags, 1908, S. 7.

Auch der heutige Faszismus in Italien mit seiner vertikalen durch die Klassenschichtung hindurchgehenden Anhängerschaft könnte sich trotz aller Gewaltherrschaft wohl kaum halten, wenn die nationale Gruppengebundenheit die Wirkung der engeren Klassengebundenheit nicht in irgendeinem erheblichen Maße einschränken würde [1]).

Gegen die Klassenbedingtheit spricht auch die längstbekannte Tatsache, daß die Führer und Begründer einer Bewegung meist der höheren Klasse oder dem höheren Stande entstammen. Die Beispiele hierfür aus den Bauernbewegungen, der französischen Revolution, den Anfängen des Sozialismus sind so allgemein bekannt, daß jeder weitere Hinweis sich erübrigt.

Überhaupt kommt für den Intellektuellen die ökonomische Lage in ganz anderer Weise in Betracht als sonst: Sie tritt meist nur als negativer Faktor in Erscheinung. Also nicht so, daß einem bestimmten Berufe zwangsläufig eine bestimmte Ideologie zugeordnet wäre, auch nicht so, daß etwa ein verarmter Intellektueller einfach die Partei der ökonomisch unteren Klasse ergreift, sondern einfach so, daß der Beruf des Intellektuellen aus Gründen, die nicht in der ökonomischen Lage, sondern in der Intellektualität gelegen sind, zu einer Stellungnahme für Nationalismus oder sozialen Radikalismus — je nach der sozialpsychischen Konstellation — mit die Disposition schafft. In gewissen Fällen bietet weiterhin die relative ökonomische Sorglosigkeit und Muße die Möglichkeit, bestimmte Ideologien, die ein größeres Ganzes bejahen, zu bevorzugen, weil die unmittelbare Notwendigkeit des täglichen ökonomischen Kampfes entfällt. Denn die von Engels festgestellte Tatsache, daß die Menschen zuerst essen, sich kleiden und wohnen müssen, bevor sie philosophieren können, läßt eben auch die Umkehrung zu: Nachdem die Produktion des unmittelbaren Lebens gesichert ist, kann sich die „Philosophie" relativ unabhängig von den Lebensnotwendigkeiten auswirken. Bedingung und Voraussetzung, als welche die Wirtschaft in diesem Zusammenhange auftritt, ist eben nicht gleichbedeutend mit dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung.

Es ist nicht ganz gleichgültig, daß z. B. im deutschen Reichstag 1912 von 397 Abgeordneten 206 Studierte waren. Das Überwiegen von

[1]) Die Diskrepanz folgt übrigens selbst aus der strengen Theorie: Denn die Konsequenz dieser erforderte die Scheidung von „wohlverstandenem" und induziertem, suggeriertem Interesse, das selbst wieder aus der Verhüllung durch die Herrschenden seinen Ursprung nimmt, folglich auch der Spaltung innerhalb der unteren Klassen. Für uns allerdings ist diese Beziehung, wenn auch wichtig, so nicht die einzige.



Intellektuellen in der Vertretung der modernen Demokratie (auch in anderen Staaten) gibt dieser ein ganz bestimmtes ideologisches Gepräge.

Aber auch das im ersten Teile erkannte Gesetz, daß die Vergangenheit über die Gegenwart herrscht, hat seine Geltung auch in den sozialen Prozessen, die der Parteibildung zugrunde liegen. Es wird ein Gebilde durch eine — soziologisch betrachtet — zufällige Konstellation geschaffen, dann aber durch Tradition festgehalten. Das Gesetz der Tradition muß stets ein etwa vorhandenes Gesetz der Korrelation interferieren. Wiederum ist es besonders der Hinweis auf die englischen Parteiverhältnisse, durch den diese Komplikation illustriert werden kann. Ein Kenner des englischen Parteiwesens kennzeichnet dieses folgendermaßen: „Es wäre unrichtig zu meinen, daß, was die Partei einst zusammenführte, auch dauernd den Zusammenhalt begründen müßte. Die beiden großen Parteien Englands unterscheiden sich nicht eigentlich durch ihr Programm, sondern durch ihren Ursprung aus den beiden großen Adelsparteien . . ., die ihrerseits auf kirchliche Gegensätze zurückführen. Mögen nun auch in der einen heute konservative, in der anderen liberale Elemente überwiegen, mag dort der Gedanke der Weltmacht, hier der des Weltfriedens stärker betont sein, in der Hauptsache handelt es sich wohl um Parteien, die da sind, weil sie da waren“[1]).

Der Verwaltungsapparat der Partei überdauert das Programm. Die Parteiorganisation konstruiert ein jeweils wechselndes Programm, welches gelegentlich zur Phrase verknöchert und dann ersetzt wird. Das Moment der Heterogonie der Zwecke kommt auch hier zur Geltung, das soziologisch Relevante darin ist aber nicht bloß die Umwandlung der Zwecke, sondern die Interferenz beider; die bloße Kenntnis des neuen Zweckes genügt nicht zum vollen Begreifen des ganzen Sachverhaltes, denn die Existenz einer bestimmten Gruppierung, einer Institution usw. bzw. ihre Eigenart ist nur aus der Vergangenheit, der traditionsmäßigen Beharrung zu verstehen, mag das Beharrende auch nur — im Extrem — eine Parteibureaukratie sein.

Zusammenfassend können wir sagen: Einfache Gesetze und Zuordnungen gibt es im geschichtlichen und sozialen Leben nicht, oder — mit einem Ausdrucke der modernen Medizin —: Eine mehrdimensionale Diagnostik muß an die Stelle der üblichen

---

[1]) Von Blume: „Parteibildung“ im „Handbuch der Politik“, I, 1914, S. 374—75.

Betrachtung treten, will man der soziologischen Wahrheit näherkommen[1]). Der geläuterte Marxismus vermag dies sehr wohl, der strenge nicht.

Diese, bzw. das Streben nach ihr war uns aber die einzige Weltanschauung, die uns hier leitete und leiten durfte: Die Analyse sollte und wollte weltanschauungneutral sein und keiner Weltanschauung entgegentreten. Die Weltanschauung des Marxismus kann aber überhaupt durch diese Analyse gar nicht getroffen werden, im Gegenteil: Die praktische Arbeit jeder Bestrebung hat sich an den Tatsächlichkeiten und ihren Gesetzmäßigkeiten zu orientieren, um danach zweckangepaßt zu handeln. Und für uns galt hier: „Keinem zu Leide, der Wissenschaft zu Liebe."

Zur Soziologie des Parteiwesens und Betrachtungen zur schweizerischen Demokratie

von Dr. F. Giovanoli, Bern.

I.

Das im Sommer 1925 erschienene Buch von Prof. Robert Michels über die Soziologie des Parteiwesens (Alfred Kröner, Leipzig, XXXV und 528 S.) stellt die zweite neu bearbeitete Auflage eines Werkes dar, das im Jahre 1910 herauskam. Über einen engeren Kreis von Interessierten hinaus, erhielt es nicht die Würdigung, die es verdiente. In diesem selbst aber erregte sein Stoff und die Art seiner Behandlung ein gewisses Aufsehen. Wir lebten damals noch inmitten der mächtigen demokratischen Kampfströmung und waren, was das heiß ersehnte Ziel aller demokratischer Parteien anbetraf, von keinem irgendwie gearteten Zweifel und Skeptizismus angekränkelt. Die Demokratie war noch auf dem Marsch der Eroberung begriffen. Das Michels'sche Buch aber schleppte die „Demokratie" auf den wissenschaftlichen Seziertisch, um nach einer eingehenden Untersuchung zum herausfordernden Schluß zu kommen, daß die Demokratie zur Oligarchie führe. Heute ist sie in die Defensive gedrängt, oder genauer gesagt, sie macht als

---

[1]) Speziell für die antisemitischen Parteieinstellungen wäre diese „mehrdimensionale Diagnostik", durch Aufzeigung aller einzelnen Momente und Interferenzen, wie wir sie im ersten Teile untersucht haben (Wir-Bewußtsein und Universalismus, ökonomische und Machtinteressen, „survivals" sozialer Spannungen und konfessioneller Differenzen, also die Ideologien verschiedenen Ordnungsgrades) leicht durchzuführen.

Ideenbewegung eine Krise durch, die mannigfaltige Ursachen hat, auf die hier näher einzutreten nicht unsere Absicht ist. Fernerhin scheint es mir, als gehe sie trotz alledem aus dem heißen Streit der Meinungen und Interessen als Siegerin hervor. Es soll hier auch schon gleich festgestellt werden, daß in der Diskussion dieser Fragen oft von Demokratie gesprochen, Parlamentarismus aber gemeint wird. Demokratie und Parlamentarismus sind jedoch bei allen bestehenden Zusammenhängen (wie dies z. B. schweizerische Verhältnisse in aller Reinheit zeigen) immer noch zwei Paar Stiefel. Auf den Gegensatz, der sich zwischen diesen beiden Institutionen herausbilden kann, werde ich noch zu sprechen kommen.

Die Michels'sche „Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie" gibt im Untertitel als Zweck der Darstellung „Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens" an. Über die modernen Demokratien und Parteien haben wir in den letzten Jahrzehnten schon eine Reihe von Darstellungen erhalten. Es sei nur an die Namen von Bryce, Hasbach, Ostrogorski, Le Bon, Curti, Stillich u. a. erinnert, von Werken aus früherer Zeit, wie die von Alexis de Tocqueville, Considérant und Rittinghausen ganz abgesehen. Das hier zu besprechende Werk unterscheidet sich jedoch insofern von anderen Untersuchungen, als es unternimmt, das sich in unserem Zeitalter auswirkende Parteileben in einer in sich vollkommen geschlossenen Darstellung einer systematischen Prüfung unter streng psychologischen und soziologischen Gesichtspunkten zu unterziehen. Der Verfasser macht also den Versuch, das moderne Parteiwesen und die moderne Demokratie in ihrem sozialen Leben zu betrachten. Und das Resultat ist die Feststellung soziologischer Grundgesetze von allgemeiner Gültigkeit. Sachte ausgedrückt: Die Demokratie hat ihre Grenzen.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit der Ätiologie des Führertums. Der Verfasser sieht sein Entstehen in drei Hauptgründen: 1. in technisch-administrativen, 2. in psychologischen und 3. in intellektuellen Ursachen. Die technisch-administrativen liegen in der Notwendigkeit der Organisation, der auch die Demokratie und das Parteiwesen unterworfen sind, begründet. „Wer Organisation sagt, sagt Tendenz zur Oligarchie. Im Wesen der Organisation liegt ein tief aristokratischer Zug." Dazu kommt die mechanische und technische Unmöglichkeit unmittelbarer Massenherrschaft und die moderne demokratische Partei als „kriegführende" Partei. Die moderne Partei ist ein militanter Organismus und als solcher aus innersten Gründen

der Existenz und Bewegung auf Organisation und rascher Dispositionsmöglichkeit fähige Organe und Führer angewiesen. Daß hier eine Quelle oligarchischer Tendenzen vorliegt, ist begreiflich. Als psychologische Entstehungsursachen werden des näheren behandelt: Das Gewohnheitsrecht der Führer auf Delegation (das Herrschaftsmittel der Demissionsdrohung!), das Führungsbedürfnis der Massen, die Dankbarkeit der Massen, das Verehrungsbedürfnis der Massen, verschiedene akzessorische Eigenschaften der Führer, wie Redegabe, Schönheit, Energie, Berühmtheit usw. Unter den intellektuellen Entstehungsursachen steht natürlich im Vordergrund die Entstehung einer sachlichen, formalen Überlegenheit, d. h. einer Bildungsdifferenz durch die beruflichen Führer, wobei Michels nicht verschweigt, daß hier der oligarchisch-bureaukratische Zug der heutigen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen zweifellos einer praktischen Notwendigkeit entspringt und die Unentbehrlichkeit der Führer schlechterdings eine Folgeerscheinung ihrer Kompetenz ist (S. 100, 105).

Der zweite Teil bringt nicht weniger interessante Betrachtungen über den „tatsächlichen Herrschaftscharakter der Führer“, das Verhältnis der Führer zu den Massen in der Praxis und über die Kämpfe zwischen Führern und Massen. Aufschlußreich sind die Ausführungen zum Entstehen des Bureaukratismus und Zentralismus im Parteiwesen und über den Kampf zwischen den Führern um die Macht.

Zeigen diese Kapitel eher die Erscheinung des modernen Führertums als solchen, so setzt der dritte Teil, der von der psychologischen Rückwirkung der Massenführung auf die Führerschaft handelt, diese in direkte Beziehung zu den geführten Massen. „Die spychologische Metamorphose der Führerschaft“, Die bonapartistische Ideologie“, „Gleichsetzung von Partei und Person“ (le parti, c'est moi) sind Bezeichnungen für die einzelnen Kapitel.

Die eigentliche soziale Bedingtheit des modernen Führertums, wie es uns heute vor die Augen tritt und in seinen guten und schlechten Seiten schon manche Feder in Bewegung gesetzt und (meist fruchtlos) manchen Parteitag in Aufregung brachte, enthüllt uns der vierte Teil über die „Soziale Analyse der Führerschaft“. Eröffnet wird der Abschnitt mit einem Kapitel „Die Selbstzersetzung der Bourgeoisie im Klassenkampf“. Nach einer sorgfältigen Untersuchung dieser soziologisch bedeutsamen Frage kommt Michels (S. 310) zum Schluß, „daß 1. der Zuzug bürgerlicher Elemente zur Partei des Proletariates sich stets auf Grund überwiegend psychologischer

Momente vollzieht und sich als ein Prozeß der spontanen Selektion darstellt; 2. daß diese in den Reihen der Klassenpartei der organisierten Arbeiter eintretende Hilfsbrigade als eine logische Folge der historischen Entwicklungsphase, in der wir heute leben, zu betrachten ist; 3. daß dieser teilweise Exodus aus der Bourgeoisie aber, der Sondermotive, die ihn zeugten, sowie der bei aller Wichtigkeit der Erzeugung von Entwertungsmomenten und Inferioritätsgefühlen im Gegner persistierenden Unmöglichkeit seines auf diesem Wege allein erringbaren Sieges halber nicht imstande ist, das Präludium zur Selbstauflösung der Bourgeoisie zu werden, und daß mithin der auf wirtschaftlichen Interessenkonstrasten basierende Kampf der großen Klassen nicht durch die Abbröckelung einzelner entschieden zu werden vermag“.

Sehr feine und in ihrer Wertung gerechte Ausführungen finden sich im folgenden Kapitel, das eine „Typologie der der Bourgeoisie entstammenden sozialistischen Führerschaft“ versucht. Als zwei Haupttypen aus der reich abgestuften Skala nennt der Verfasser 1. den Mann der Wissenschaft; „sein Stimulus ist idealistisch in dem Sinne, daß er der Wissenschaft und ihren Ergebnissen alle anderen Güter unterzuordnen fähig ist“; und 2. den Mann „des starken, von innerer Glut durchdrungenen Gefühlslebens“ (S. 314 u. f.). Sehr gut aufgefaßt finde ich die Bemerkungen über die „Sozialisten aus Enttäuschung“ (oft aus nationaler Enttäuschung) und den hier eine teilweise Erklärung findenden „Sozialpatriotismus“: „Derartige Sozialisten bleiben im Grunde ihres Herzens natürlich Patrioten. Der Sozialpatriotismus stellt zumeist nicht einen Bruch seiner Anhänger mit der Vergangenheit, sondern umgekehrt nur eine logische und entwicklungshistorische Anknüpfung an den letztendlichen Impuls, der seinerzeit zum Sozialismus führte, dar“ (S. 323 u. f.). In anderem Zusammenhang (S. 268) beurteilt der Verfasser die Bewegung des Reformismus wie folgt: „Der Reformismus ist die vorsorgende, ruhig abwägende, massenpsychologisch und historisch vertieftere, gewitzigtere, die gegebenen Schwierigkeiten und Hindernisse nicht verkennende Form des Sozialismus. Er ist aber anderseits häufig zugleich der theoretische Ausdruck für die Skepsis der Enttäuschten, der müde Gewordenen, der Nicht-mehr-Gläubigen, der Sozialismus der Nichtsozialisten mit sozialistischer Vergangenheit.“ Vielleicht darf an dieser Stelle der Wunsch ausgesprochen werden, daß bei einer späteren Neuauflage die Erscheinung der „Verräter“, die bekanntlich nicht an Einzelfälle gebunden blieb, einer zusammenfassenden und zusammenhängenden Betrachtung unterzogen wird.

Verschiedene soziale Veränderungen, die die Organisation durch ihr Wachstum und ihre eigenen Funktionen erleidet, werden oft unter dem Namen „Verbourgeoisierung" zusammengefaßt. Dieser sehr komplizierte Prozeß ist im folgenden Kapitel behandelt, wobei Michels trotz aller diesbezüglichen Erscheinungen zum Schluß kommt, daß die sozialistischen Parteien eine relative Sozialeinheitlichkeit besitzen, die sie den Wählermassen gegenüber zweifelsohne sehr stark mache. In bezug auf die Organisation der Arbeiter als Schöpferin neuer Kleinbürgerschichten (durch ihre Organe) bemerkt er mit Recht, daß sich hier für nicht wenige Arbeiter, die heute das bittere Gefühl haben müssen, die in ihnen liegenden Anlagen nicht zur Entfaltung bringen zu können, die Möglichkeit eines gerechtfertigten und im Interesse der Gesellschaft liegenden Aufstiegs auf der Organisationsleiter ergebe. Daß sich hier in der Folge oft sehr tragische Konflikte zeigen können, die die Klassenreinheit und Gedankeneinheit der Parteien tangieren, ist ein Ergebnis soziologischer Wandlungen. Die Metamorphose und psychologische Umwandlung des „Arbeiters in gehobener Lebensstellung", wie sie August Bebel einst mit scharfem Blick gezeichnet hat, ergibt oft Gefahrmöglichkeiten, die ins Kapitel des „Verrates" gehören.

Es war unvermeidlich, daß sich der Verfasser dieses wissenschaftlichen Buches in manchen seiner Teile eingehend mit dem Führertum in den Parteien und Gewerkschaften zu beschäftigen hatte. Man muß ihm zugestehen, daß er vor der Analyse delikater, aber historisch festgelegter Erscheinungen nicht zurückgeschreckt ist, dabei aber mit aller Unvoreingenommenheit und Objektivität vorging, die man der Wissenschaft schuldet. Er hat Licht und Schatten gerecht verteilt. Für die sozialistische Führerschaft findet er Worte höchster Anerkennung (S. 259). Dagegen glaubt er, daß die Funktionen der Leitung der Massen auf die Dauer einen im wesentlichen eher ungünstigen Einfluss auf den moralischen Charakter der Führer ausübe. Mehrmals nimmt er die Gelegenheit wahr, um gegen ungerechte Redensarten über dieses Führertum, den Behauptungen von jenem „angenehmen und reinen Leben", dem „mit einer an Impertinenz grenzenden Ignoranz" immer wieder vorgebrachten Vorwurf mit den sauer erworbenen Groschen der Arbeiter ein Prasserdasein zu führen, entgegenzutreten.

Der fünfte Teil soll die Wirkungen der Prophylaxe gegen die oligarchischen Tendenzen aufzeigen. Als solche Rettungsversuche der Demokratie nennt der Verfasser in erster Linie das Referendum.

Wenn er auch in erster Linie diese Institution als Parteiinstitution zu untersuchen hatte, so wäre es doch im Rahmen der Arbeit gelegen, die Wirkungen und Resultate des Referendums in der Schweiz, als dem einzigen Staate, wo es in aller Reinheit angewendet wird und als integrierender Funktionsbestandteil staatlichen Organismuses besteht, einer Untersuchung zu unterziehen. Es hätte sich dann hier doch m. E. zweifellos gezeigt, daß solche Institutionen gerade als Reaktion (wenigstens zu einem wichtigen Teil) gegen die Oligarchie des Führertums ergriffen werden und als Sicherheitsventile eines politisch lebendigen Volkes ihre große Bedeutung haben. Wir werden hierauf noch zurückzukommen haben. Als Prophylaxe gegen jeden Führerautoritarismus wird auch das „Postulat der Entsagung", d. h. jene Bewegung der „Flucht ins Volk" hinein, wie sie lange im vorrevolutionären Rußland bestand, aufgefaßt. Ähnlichen Zwecken sollte auch die syndikalistische Bewegung mit ihrer direkten Aktion und mit der Forderung des selbständigen repräsentationslosen Auftretens der Massen dienen. Doch konnte sich auch diese Bewegung ebensowenig wie der Anarchismus den oligarchische Tendenzen entziehen und ihre Prophylaxe war nur eine scheinbare.

Im sechsten Teil zieht Michels nach dem großen sozialen Bilde, das er uns entworfen hat, die Schlußfolgerungen: Die Basis jeglicher Organisation ist und bleibt konservativ. Ja der Verfasser glaubt sogar für die Demokratie ein „ehernes Gesetz der Oligarchie" aufstellen zu können. „Die Bildung von Oligarchien im Schoße der mannigfaltigen Formen der Demokratien ist eine organische, also eine Tendenz, der jede Organisation, auch die sozialistische, selbst die libertäre, notwendigerweise unterliegt" (S. 504).

Der Ausklang des Buches klingt resigniert. „Uns erschien es nur notwendig, auf die Wahrscheinlichkeit hinzudeuten, daß das Problem im Sinne des Pessimismus gelöst werden wird" (S. 509). Der Verfasser sieht in der Flucht historischen Geschehens nur immer wieder eine herrschende Klasse, die, „wenn sie auch in ihrer Zusammensetzung häufigem partiellen Wechsel unterworfen ist, den einzigen Faktor von dauerndem Wert in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit darstelle". Weiß der Verfasser ein besseres System? Nein. Es schien als wollte er nur die Grenzen der Demokratie aufweisen, ihren Relativismus wissenschaftlich begründen. Dem überzeugten Demokraten, dem es bei der Lektüre in steigendem Maße schwach ums Herz wurde, wird's allmählich wieder wohler, wenn er sieht, daß

die Demokratie lebensfähiger und widerstandsfähiger ist, als es manche Stellen des Buches in ihrer apodiktischen Form glauben ließen. Michels meint sogar selbst, daß, wenn auch nicht die Heilung, so doch eine gewisse Milderung der oligarchischen Krankheit in dem Prinzip der Demokratie selbst liege. Einige Seiten später heißt es sogar: „Trotzdem ist als Form die Demokratie das geringere Übel" (S. 512). Aber die oligarchischen Gesetze des Gruppenlebens bleiben bestehen, denn sie sind ehern. Sie können nur abgeschwächt werden! „Nur ein klarer und nicht umflorter Einblick in die oligarchischen Gefahren der Demokratie wird diese Gefahren zwar nicht verhindern, aber doch vermindern können."

In der pessimistischen Grundeinstellung des Verfassers liegt etwas Verwandtes zur Stellungnahme des lange an der Lausanner Universität wirkenden italienischen Soziologen Vilfredo Pareto zur Demokratie. In seinem zweibändigen Werk[1]) versucht er nachzuweisen, daß eigentlich nichts anderes herausschaue als eine — wie er sagt — „circulation des élites", ein Austausch zwischen der Führerschicht der bisher Herrschenden und der Opposition, eine Auflösung und Ablösung, die er zu einer eigentlichen Theorie für das Resultat der nicht wegzudisputierenden Klassenkämpfe aufgestellt hat. Michels hat einen ähnlichen Gedankengang. Nur daß sich bei ihm der ganze Prozeß weniger als Ablösung, sondern als eine Fusion, eine immer wiederkehrende Amalgamierung der neuen Elemente mit alten vollzieht. Wenn das der einzige Effekt wäre, so könnten die Verteidiger der Demokratie denselben immerhin als einen gewaltigen Aktivposten buchen, denn daß eine solche *circulation des élites* im Interesse der Gesellschaft liegt, ist einleuchtend. Aber in diesem luftverdünnten Raum ist es nicht möglich die Demokratie als Form isoliert zu betrachten. Das gibt der Verfasser des vorliegenden Buches an verschiedenen Stellen ausdrücklich zu. Hinter der Demokratie stehen immer ganz bestimmte soziale Mächte. Nach ihrem Bilde, nach ihren Vorstellungen wird jede demokratische Strömung geschaffen und gestaltet. Es gilt also u. a. die Zusammenhänge der Demokratie mit dem übrigen wirtschaftlichen und sozialen Leben zu betrachten. Die einzelnen Etappen innerhalb der demokratischen Entwicklung werden uns dann äußerst aufschlußreich erscheinen.

---

[1]) Ich habe die noch von Pareto durchgesehene französische Übersetzung vor mir: „Traité de Sociologie Générale". Payot, 1919. S. z. B. im II. Band, S. 1295.



II.

Walther Rathenau hat knapp vor seinem Tode in einer kleinen, aber gedankenreichen Broschüre die Auffassung gewisser sozialer Bindungen der Demokratie an einem bestimmten Fall mit seinem scharfen Verstand schlagend illustriert. Er bezeichnete darin die individualistisch-liberal-demokratische Periode als „die Zeit des Imperialismus, d. h. der Weltverteilung, die Zeit der Akquisitionen". Die großen klassischen Zeiten der liberalen Demokratie (wie sie England erlebte) waren jene, „als der Imperialismus, d. h. die Konkurrenz von Staat zu Staat, das Geschäft der Akquisition und Erweiterungen blühte[1])". Die sind definitiv vorüber. Und deshalb hat — das war die Schlußfolgerung Rathenaus, die uns hier nicht näher interessiert — heute die Demokratie für Deutschland, das dieses System verspätet einführt (die liberale Bourgeoisie wollte sie nicht, als es noch eine Notwendigkeit war) einen andersgearteten Sinn, wie sie denn auch für alle Länder neue Perspektiven eröffnet.

Was hier für einen bestimmten Fall erläutert wird, können wir für schweizerische Verhältnisse, die wir hier vorab im Auge haben, in der demokratischen Entwicklung der letzten drei Generationen haarscharf unterscheiden. Die typisch liberale Demokratie, das ist die repräsentative Demokratie. Ihre Epoche geht bei uns bis in die sechziger Jahre hinein. Es war die Zeit des wirtschaftlichen Aufbaues der Schweiz und ihr Geist der Geist der Expansion. Ihr typischer, mit hohen Geistesgaben und unerhörtem wirtschaftlichen, wie politischen Machtwillen ausgestatteter Repräsentant, der Verkörperer des „Systems", war der Züricher Alfred Escher, der erfolgreichste Wirtschaftsführer des aufstrebenden, selbstbewußten Bürgertums jener Zeiten. Für direkte Demokratie fehlte ihm jedes Verständnis, gerechterweise konnte man es bei ihm auch gar nicht voraussetzen; sein Ideal war die repräsentative Demokratie. Sein Sturz bedeutete das Ende einer (wertvollen und ergebnisreichen) Periode schweizerischer Demokratie. Die demokratische Bewegung, die uns direkte Volkswahl der Regierung, obligatorisches Referendum und Initiative brachte, begann — es ist wie ein Symbol — mit des Volksschulmeisters Christoff Rolls Agitation im Baselland 1863 und endigte, eine Reihe

---

[1]) Walther Rathenau: Demokratische Entwicklung. S. Fischer, Berlin, 1920, S. 10/12.

von Kantonen durcheilend, mit dem Triumph der Bewegung im Kanton Zürich; der Systemwechsel war vollzogen. Nun ist es interessant, jene demokratische Bewegung, deren Wellenschlag schließlich auch die Revision der Bundesverfassung vom Jahre 1874 trug, nach der soziologischen Seite zu betrachten. Man kann zusammenfassend sagen, daß die Träger derselben neue Schichten der Gesellschaft waren, deren demokratisches Ideal aus einem merkwürdigen Komplex von untereinander verflochtenen Ideologien, kulturellen Anschauungen mit wirtschaftlichen Interessen bestand. Staatsrechtlich kristallisierte sich die „direkte Demokratie" heraus. Wer mit der Geschichte jener zwei Jahrzehnte näher vertraut ist, dem unterliegt keinem Zweifel, daß diese Bewegung eine ernste wirtschaftliche Seite besaß, deren Forderungen von Gesellschaftsschichten getragen waren, die zu den Interessen derjenigen des Systems in einem Gegensatz standen. Das Schlagwort jener Tage war, daß man es satt habe, in der Demokratie nur über „Personen" zu sprechen, man wolle in ihr auch von „Sachen" handeln. (Und eine solche „Sache" war z. B. die Gründung von staatlichen Kantonalbanken!)

Ein anderer Punkt, der stets die größte Beachtung verdient, ist der Zusammenhang zwischen Demokratie, Erziehung und Bildung. Kein aufmerksamer Beobachter und kritischer Zeitgenosse wird sich in dieser Beziehung schmeicheln und der Ansicht sein, daß hier alles erreicht sei und sich alles in Ordnung befinde. Wir haben auch in der Schweiz schon Dinge erlebt, die nicht nach politischer Erziehung rochen. Aber trotz alledem ist es doch nicht zu bestreiten, daß zwischen Demokratie, Erziehung und Bildung ein kausaler Zusammenhang besteht. Es wäre interessant, einmal eine finanzielle Zusammenstellung der Ausgaben der Gemeinden, Kantone und des Bundes in der Schweiz für die Volkserziehung zu sehen. Die Führer demokratischer Bewegungen waren meistens Erzieher und Volksschulmeister, und daß im schweizerischen politischen Leben der Volksschullehrer ein apolitisches Wesen sei, könnte nicht behauptet werden. Im schweizerischen Nationalrat würde eine berufliche Analyse ergeben, daß die Lehrer und solche Vertreter, die ihre Laufbahn als Lehrer begannen, einen auffallend hohen Prozentsatz darstellen, der in den kantonalen Parlamenten und in den Kommunalbehörden sich noch größer gestaltet. Das hinterste Nest in der Schweiz zeigt stolz auf sein Schulhaus, der Millionenvoranschlag für den, das Stadtbild Zürichs beherrschenden, prächtigen Universitätsbau wurde in einer Volksabstimmung angenommen. Bei aller Selbstgefälligkeit solcher Gesten

liegt darin doch gleichzeitig ein Stück „Demokratie", und es ist nicht das geringste und unbedeutendste! [1])

Auf die Tatsache, daß eine Demokratie sehr vorteilhaft ohne Parlamentarismus bestehen könne, habe ich schon hingewiesen. Wir besitzen in der Schweiz einen anderen parlamentarischen Betrieb als im Palais Bourbon oder im Haus am Königsplatz in Berlin. Pessimisten der Demokratie wiesen unermüdlich darauf hin, daß unter der Wankelmütigkeit des Volkes und des Fehlens einer geraden Linie die, jeder Gesellschaft notwendige Führerstabilität leide. Von einem solchen Mangel an Stabilität im Führertum könnte zum mindesten die schweizerische Demokratie nicht berichten. Länger als im schweizerischen Bundesrat sitzt auch ein von der Krone eingesetzter Minister kaum im Amt. Die Herrschaft von Gottes und von Volkes Gnaden reicht sich hier die Hand!

Wenn in der Schweiz das „Problem der Demokratie" gewissermaßen als das Problem der eigenen Nase hingestellt wird, so stimmt dies gewiß. Die Demokratie stellt für uns eine Sache des Selbsterhaltungstriebes dar, weil ohne sie für dieses Land kein anderes staatliches Leben möglich wäre. Gleichwohl sind auch hier ohne viel Radau, in aller Stille, die demokratischen Hefte revidiert worden. Man lebte zweifellos an einer Überspannung der Demokratie. Die Tendenz ist nun seit einigen Jahren die, daß auf eine Vereinfachung des Funktionierens des demokratischen Apparates hingearbeitet wird, weil sich eine bestimmte Ermüdung zeigte und diese für Demokratien vom Übel ist. Man hat also das Bestreben vom obligatorischen Referendum, das wahllos alles der Volksabstimmung unterstellt, eher zum fakultativen Referendum zu gehen. Für alle Fälle ist nirgends das Bedürfnis für den gegenteiligen Weg vorhanden. In die gleiche Rubrik gehört das System der „stillen Wahl". Wo die Kandidatenzahl diejenige der zu besetzenden Mandate nicht übersteigt, wo die aufgestellten Kandidaten also nicht durch Gegenkandidaten bestritten werden, findet keine Wahl statt, sondern nach Ablauf der Frist zur Einreichung der Listen proklamiert die Regierung die betreffenden Kandidaten einfach als gewählt. Der Kanton Waadt hat bei den Groß-

---

[1]) Es ist seit 1874 bundesrechtlicher Grundsatz, daß die Kantone für genügenden Primarunterricht, der ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll, sorgen müssen. Derselbe ist obligatorisch und unentgeltlich, d. h. es besteht kein Schulgeld. Darüber hinaus werden von den meisten Kantonen auch die Lehrmittel, zumeist auch noch in den Mittelschulen, die im allgemeinen ebenfalls unentgeltlich sind, kostenfrei geliefert.



ratswahlen des Jahres 1925 von diesem System zum erstenmal Gebrauch gemacht[1]). Auch das neue Wahlgesetz des Nationalrates kennt dieses interessante Institut. Man sieht in weitesten Kreisen auch immer mehr ein, daß es technisch-administrative Verwaltungsfragen gibt, die ihrer Natur nach apolitisch sind und für die eine demokratiefreie Zone gelten sollte. Der Sozialistenführer Robert Grimm, der als Direktor der industriellen Betriebe der Stadt Bern einen tiefen Einblick in das Verhältnis von Demokratie und Technik besitzt, stellt in seiner kürzlich erschienenen Arbeit über „Die Wirtschaftlichkeit kommunaler Betriebe" (S. 34) diese These auch als Sozialdemokrat auf. Mit Recht, denn es ist für sachlich und billig denkende Menschen ein Unfug, wenn sich (wie es in einer der größten Städte der Schweiz geschehen ist) eine Gemeindeabstimmung über die technische Güte des Systems von Dampfturbinen oder Dieselmotoren zu entscheiden hat, oder wenn sich in einer anderen Stadt die Stimmberechtigten vor die Frage gestellt sahen, ob für die neue Gasanstalt horizontale oder vertikale Koksöfen anzuschaffen seien. Das alles sind Nebenerscheinungen demokratischer Entwicklung, die belastend auf das an und für sich richtige Prinzip wirken und von einem Volk mit einem gesunden Menschenverstand eliminiert werden müssen und können.

Noch einige Worte zur Anwendung und zu den Resultaten des Referendums. Die Eidgenossenschaft besitzt das obligatorische Verfassungsreferendum und das fakultative Gesetzesreferendum. Von 1874 (dem Inkrafttreten der neuen Bundesverfassung) bis 1924 kam das Verfassungsreferendum dreißigmal zur Anwendung; 24 Vorlagen wurden angenommen und sechs verworfen. In der gleichen Zeit wurden 387 Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse, die dem fakultativen Referendum unterlagen, erlassen. Bei 34 Vorlagen, also rund 9% (in der großen Mehrzahl waren es allerdings wichtige Vorlagen) wurde

[1]) Von 60 Kreisen haben 17 eine stille Wahl vorgenommen. In den „Basler Nachrichten" vom 26. Februar war zu diesem Kapitel allerdings noch folgendes von einem waadtländischen Korrespondenten zu lesen: „In vielen Wahlkreisen wollte man von einer solchen stillen Wahl nichts wissen, trotzdem die bisherigen Mandatinhaber oder ihre Nachfolger im Ernste nicht angefochten sind. Es spielen da eben vitale Interessen der — Wirte mit, die sich einen solchen ‚Festtag' nicht ohne weiteres abdekretieren lassen. So werden in einer ganzen Reihe von Kreisen eigentliche ‚Biertisch'- (Pardon ‚Weintisch'-) Kandidaten aufgestellt, die kein Mensch ernst nimmt und die nur dazu dienen, dem Wähler Gelegenheit zu verschaffen, dem anderen sein Vertrauen auszudrücken und dessen Wahl feiern zu können!"



das Referendum ergriffen. Von diesen 34 Vorlagen wurden 21 oder rund 62% verworfen und 13 angenommen. Es gibt deren viele, die nun erklären, daß das Referendum nur eine negative Wirkung zeige, seine Funktion sei im allgemeinen nur verneinend. Eine solche Argumentation ist oberflächlich, wenn sie nur das formale Kriterium der Annahme oder Verwerfung zugrunde legt. Man wird auf den Inhalt der betreffenden Vorlagen abstellen müssen. Und ob das Resultat der Volksabstimmung dann positiv oder negativ ist, kommt auf den Standpunkt an, den man einnimmt. Eine Verwerfung kann im höchsten Grade ein positiver Akt des Volkes sein. Cela dépend du point de vue, qu'on ce place!

Um die Resultate der Volksabstimmungen zu würdigen, muß ein anderer Weg eingeschlagen werden, als der, wo es auf subjektive Anschauungen des Beurteilers ankommt. Das Problem, das für den Soziologen und den Politiker gleich interessant ist, lautet, ob es möglich ist, die Resultate des Referendums auf einen Generalnenner zu bringen, ob es möglich ist, Elemente hierzu zu isolieren. Der Schreiber dieser Zeilen hat nun sämtliche eidgenössische Abstimmungen unter einem solchen streng objektiven Gesichtspunkt der Reihe nach durchgenommen und ist zu folgendem Schluß gekommen[1]):

1. In den Volksabstimmungen können diejenigen Vorlagen auf Annahme rechnen, die eine Sicherung der Demokratie in sich schließen, währenddem Gesetzes- oder Verfassungsvorlagen, die die Grundrechte des Bürgers oder die Institutionen, oder das Funktionieren der Demokratie gefährden, sozusagen ausnahmslos verworfen werden. Es hat sich gezeigt, daß in der Demokratie keine Bäume in den Himmel wachsen. Ungestraft darf zum Schaden breiter Schichten keine Monopolstellung auf die Länge ausgenutzt werden. Beispiele: 1896 wurde vom Volk ein Bundesgesetz über das Rechnungswesen der Eisenbahnen angenommen. Das Gesetz war gegen die Eisenbahngesellschaften gerichtet und sollte den Rückkauf gewisser Linien, die durch Monopolstellungen der betreffenden Gesellschaften ausgenutzt wurden, vorbereiten. Das Gesetz wurde durch die Gesellschaften stark bekämpft, für das Volk war das ein Grund mehr die Vorlage, die es vor der Übermacht der Gesellschaften schützte, anzunehmen.

---

[1]) Ich stützte mich dabei auf ein 1925 erschienenes Buch von Friedrich Otto Funk, „Die eidgenössischen Volksabstimmungen von 1874 bis 1914" (Bern, 1925, Gustav Grunau). Die verdienstvolle Arbeit erspart einem das mühsame Aufsuchen des Materials, indem es eine sorgfältige Zusammenstellung der Volksabstimmungen bringt.



Die gleichen Gründe führten zur Annahme des Gesetzes betreffend die Verstaatlichung der Eisenbahnen unter dem Namen der Schweizerischen Bundesbahnen im Jahre 1898. Die Parole lautete: „Die Schweizer Bahnen dem Schweizer Volk!" In noch vermehrterem Maße zeigt sich das Vorhandensein dieses Elementes bei Vorlagen, die die demokratischen Grundrechte des Volkes und der Einzelnen gefährden könnten. 1903 wurde ein erster Ergänzungsversuch des Bundesstrafrechtes, das sog. „Maulkrattengesetz" verworfen. Ein weiterer Versuch, die sog. „Lex Häberlin" des Jahres 1922 („Verbrechen gegen die verfassungsmäßige Ordnung") wurde, trotzdem außer der Sozialdemokratie abermals sämtliche Parteien dafür einstanden, abgelehnt. Mit der obligatorischen Referendumsabstimmung im Jahre 1891 wurde das Institut der Verfassungsinitiative (wenn es 50000 stimmberechtigte Bürger verlangen) auch für Partialrevisionen der Bundesverfassung eingeführt. Es bedeutete eine Vermehrung der Grundrechte und in seinem Sinn in erster Linie ein Kampfmittel für Minderheiten.

2. Die Demokratie besitzt einen konservativen (erhaltenden) Grundzug. Konservativ ist hier nicht im Parteisinn aufzufassen. Die Feststellung dieses Elementes will lediglich besagen, daß neue Fragen im ersten Wurf kein Verständnis finden und Zeit benötigen sich durchzusetzen. Beispiele: Das typischste bildet das Proportionalwahlverfahren, für das dreimal ein schwerer Gang zur Urne angetreten werden mußte: 1900, 1910 und 1918; erst der letztere Versuch führte zum Ziele, nachdem in der Zwischenzeit der „Proporz" in einigen Kantonen eingeführt worden war. Ganz allgemein kann gesagt werden, daß die Kantone die „Laboratorien" des Bundes sind.

Wenn wir oben dieses Element als konservativ bezeichnet haben, so hat das auch den Sinn, daß neue Ideen und Institutionen, die infolge unaufhörlicher Aufklärung in den Willen des Volkes übergegangen sind oder durch ihr Funktionieren die Sanktion desselben erhalten haben, durch keine Macht mehr entrissen werden können. Jeder Angriff auf einen Besitz, der (oft unter schweren Kämpfen) erworben wurde, wird energisch abgewiesen. Man muß sich diese wichtige Tatsache beim Gebrauch der Anwendung dieser Bezeichnung „konservativ" vor Augen halten, denn mit diesem Konservativismus, besser gesagt mit der Tendenz noch Erhaltung werden auch neue „revolutionäre" Errungenschaften vor Entäußerung verteidigt. Das ist auch die Erklärung für die bekannte Ablehnung der Abänderung des Fabrikgesetzes, die eine Durchbrechung des Prinzips der achtstündigen Arbeitszeit bedeutet hätte. Das Resultat dieser berühmten

Achtstundentagsabstimmung vom 17. Februar 1924 war keineswegs so überraschend, wie es manchem erschien. Mittels des „konservativen" Grundzuges der Demokratie wurde die „revolutionäre" Errungenschaft des Achtstundentages gerettet! Zusammenfassend kann man zu diesem Punkt sagen, daß die Mühlen der Demokratie eben langsam mahlen, aber oft mahlen sie mit einer unheimlichen Sicherheit!

3. Im Zusammenhang mit obigem steht die Erscheinung, daß das Referendum die Gesetzgebung oft verzögert hat. Es hat sich für den Gesetzgeber gezeigt, daß die Aufklärung der Massen des Volkes eine Forderung ist, die man nicht ungestraft unterlassen darf. Beispiele: Als notwendige Gesetzgebungsmaterien, deren Regelung durch die Ablehnung in der Volksabstimmung verzögert wurde, sind zu nennen: Der Erfindungsschutz, die Regelung des Militärpflichtersatzes die Gewerbegesetzgebung u. a. Schwer ins Gewicht fällt dieses Element bei Vorlagen, die mit einem „Ressentiment" weitester Volkskreise rechnen müssen, die der „Stimmung" des breiten Volkes nicht entsprechen, weil sie entweder mit traditionellen Gepflogenheiten brechen oder mit einem tief eingewurzelten Vorurteil in Konflikt geraten. Ein typisches Beispiel bildet hierfür die Bundesgesetzgebung auf dem Gebiet der Maßnahmen gegen gemeingefährliche Epidemien. Wiewohl schon die Verfassung dem Bund hierfür das Recht einräumte und es jedem Referendumsbürger klar sein mußte, daß der Schutz beim Ausbruch epidemischer Krankheiten eidgenössische Maßnahmen erforderte und sich der Entwurf in mäßigen Grenzen hielt, wurde er 1882 mit erdrückendem Mehr verworfen. Jeder bildete sich eben ein, sein eigener und bester Arzt zu sein; vor allem war es aber das Vorurteil gegen den Impfzwang, der das Gesetz zu Fall brachte. Ein zweiter Entwurf vom Jahre 1886 wurde nur deshalb nicht angefochten, weil man der „Stimmung" durch eine Verschlechterung nachkam. Eine befriedigendere Lösung der Materie geschah erst durch die Annahme einer Verfassungsänderung im Jahre 1913. Noch bezeichnender ist die in einem referendumslosen Staat undenkbare Tatsache, daß trotz verfassungsrechtlicher Annahme des Prinzips der Vereinheitlichung des Strafrechtes im Jahre 1898 bis heute das eidgenössische Strafgesetzbuch noch nicht verwirklicht wurde.

Im allgemeinen kann man jedoch nicht behaupten, daß sich das Volk bei Vorlagen von großer Bedeutung kleinlich gezeigt habe. Entsprach deren Einführung wirtschaftlicher und sozialer Notwendigkeit und waren es Zeiten, die für große Gedanken empfänglich sind, so hatten solche Vorlagen von einschneidender und allgemeiner Bedeutung

die Volksabstimmung nicht zu fürchten. So wurde die Vereinheitlichung des Zivilrechtes und die Vereinheitlichung des Strafrechtes angenommen. Das sozialpolitisch weit fortgeschrittene eidgenössische Fabrikgesetz wurde schon 1877 akzeptiert. Erwähnenswert ist auch die Völkerbundsabstimmung im Frühjahr 1920, durch die der Eintritt in den Völkerbund vollzogen wurde.

4. Äußerst sparsam ist die Demokratie indessen in Fragen der öffentlichen Ausgaben und der Besoldungen; ja man darf ruhig sagen, sie zeigt sich hierin sogar etwas engherzig und knickerig[1]). Im Jahre 1884 wurde ein Bundesgesetz betr. die Organisation des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes verworfen, weil es sich um die Schaffung einer Sekretärenstelle in diesem Departement mit einer Jahresbesoldung von 5500—7000 Franken handelte! An der gleichen Volksabstimmung lehnte das Volk einen Zuschuß von 10000 Franken an die jährlich 50000 Franken betragenden Kanzleikosten der schweizerischen Gesandtschaft in Washington ab! Ein Bundesgesetz betr. arbeitsunfähig gewordene eidgenössische Beamte und Angestellte wurde 1891 mit überwältigendem Mehr verworfen! Dabei sah das Gesetz lediglich den Nachgenuß der Besoldung auf ein Jahr (!) vor. Erst durch das Bundesgesetz vom Jahre 1919 wurde die „Versicherungskasse für eidgenössische Beamte, Angestellte und Arbeiter" errichtet.

5. Die Ablehnung von Vorlagen, die das Parlament angenommen hat durch die Volksabstimmung geschieht ziemlich häufig. Es ist schon oft vorgekommen, daß von der Bundesversammlung sozusagen einstimmig angenommene Vorlagen in der Volksabstimmung eine überwältigende Ablehnung erfuhren. Die Anrufung der Demokratie ist dem Produkt der „Oligarchien" nicht günstig und schwebt denselben ununterbrochen als wahres Damoklesschwert über dem Haupt. Das Referendumsinstitut ist gewissermaßen ein Regulativ gegen oligarchische Tendenzen. Dieser Referendumsdruck, d. h. der Zwang, die Referendumsmöglichkeit auszuschalten, zeigt sich bei der Bearbeitung mancher Vorlagen im Parlament. Die „Oligarchie" der gesetzgebenden Behörde fühlt eben noch eine höhere Gewalt über sich, die oft ihre eigenen Wege geht. Man muß aber gerechterweise

---

[1]) Der Jahresgehalt eines Bundesrates beträgt 25000 Franken; der Bundespräsident bezieht hierzu noch eine Zulage von 2000 Franken. Die Repräsentationskosten des ganzen Bundesrates werden budgetmäßig festgesetzt. Sie betrugen in den letzten Jahren 40—50000 Franken.



auch zugestehen, daß sich diese Referendumsfurcht oft lästig auswirkt. Wir glauben dies sub 3 und 4 gezeigt zu haben. Die einzige gesunde und wirksame Gegenarznei bildet auch hier die politische Erziehung und das Verharren auf dem Wege absoluter politischer Ehrlichkeit. Es hat sich in der Schweiz gezeigt, daß das Volk ein sehr feines Empfinden für politische Sauberkeit und für alles, was hinter den politischen Kulissen vorgeht, besitzt. Die wohltätige Auswirkung äußert sich in der Tatsache, daß das politische Leben der Schweiz trotz scharfer Kämpfe und mancherorts leidenschaftlicher Auseinandersetzungen die sog. politischen Skandale und Histörchen, wie sie anderorts das staatliche Leben vergiften, nicht kennt. Das Volk hat in dieser Beziehung oft einen besseren Geschmack als seine Vertreter.

Oft sind solche Volksentscheidungen von größter Bedeutung. Es sei nur an drei der jüngsten Zeit erinnert. Ohne direkte Demokratie wäre die Vorlage gegen die Verbrechen auf die staatliche Ordnung, die sog. lex Häberlin (1922), die Aufgabe des Achtstundentages (1924) und das bekannte Zonenabkommen mit Frankreich (1923) in Kraft getreten. Alle drei Entscheidungen sind in ihrer Art als typisch für die schweizerische Demokratie zu betrachten.

Wie gestaltet sich das Führerproblem in den schweizerischen Landsgemeindekantonen, den reinsten Formen der Demokratie? Die alte Institution der Landsgemeinden, wo das Volk alljährlich unter freiem Himmel über seine Geschicke entscheidet, finden wir noch in den Kantonen Unterwalden, Uri, Glarus und Appenzell. Ihrem inneren Wesen nach sind sie nur in einfachen und kleinen Verhältnissen möglich. Wir haben nun in diesen reinsten Demokratien das Phänomen ausgesprochenster Führerstabilität und des seltensten Wechsels der einmal Gewählten. Man ist versucht nahezu an Erscheinungen der Wahlmonarchie zu denken, ja oft grenzt diese Führerstabilität, die sich nicht selten dann auch auf die Familie überträgt, an den Mandatübergang in Erbmonarchien. So besaß der altschweizerische Kanton Obwalden in dem kürzlich verstorbenen Dr. Adalbert Wirz einen Landammann (das oberste Organ des Staates mit großer Machtfülle und weitgehendem Einfluß), dessen Vater und dessen älterer Bruder schon diesen an Traditionen und Ehren reichen Posten verwalteten. Alle drei waren zugleich auch Vertreter des Kantons in der Bundesversammlung. Dabei muß man wissen, was „Landammann“ in diesem kleinen Staatswesen bedeutet, um diese zu „demokratischen“ Gesetzen im Widerspruch stehenden Erscheinungen würdigen zu können. Ein nicht weniger frappantes Beispiel der Er-

haltung an der Macht innerhalb reiner Demokratie liefert der Kanton Glarus, der im Gegensatz zu dem bäuerlichen Obwalden auch eine industrielle Bevölkerung aufweist. Der ebenfalls kürzlich verschiedene Landammann Eduard Blumer, der zugleich an der Spitze eines bedeutenden Baumwollunternehmens stand, hatte diesen wichtigsten Staatsposten vom Jahre 1887 bis zu seinem Tode 1925, also während nahezu vierzig Jahren inne! Ein solcher Mann regiert wie ein Landesvater und Patriarch und nimmt in demokratischen Staatswesen eine ganz einzigartige und Fernstehenden nicht leicht verständliche Stellung ein. Sie bilden für den Soziologen der Demokratie wichtige Beiträge für Gesetze dar, wie sie in dem Werk von Michels eingehend dargestellt wurden.

Wenn wir noch auf einen Schatten der Demokratie hinweisen wollen (er entspricht den hellen Lichtseiten), so wäre es unserer Auffassung nach der, daß die Demokratie in sich selbst zweifellos die Gefahrenmöglichkeit eines zu starken Beharrungsvermögens besitzt. Sie bedarf immer von neuem eines gewissen Ruckes, wenn sie nicht riskieren will, lediglich in alten Bahnen weiter zu funktionieren und einer unfruchtbaren und sentimentalen Romantik anheimzufallen, die bekanntlich manchen des selbständigen und vorwärtsdringenden Denkens enthebt. Demokratie muß lebendig sein, um die tiefsten Kräfte, die im Volk verborgen sind und bei keiner anderen Regierungsform ans Licht kommen, lösen zu können. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, stand der allgemeine Generalstreik, der im November 1918 in der ganzen Schweiz stattfand, zur Demokratie in keinem inneren Widerspruch. Und deshalb klingt es nur scheinbar paradox, wenn man solche historische Typen wie den Generalstreik (um einen solchen Typus eines aufrüttelnden Rucks zu nehmen) und die Demokratie versteht und gleichzeitig anerkennt.

Über die theoretischen und wirtschaftlichen Grundlagen des Syndikalismus

von Chr. Cornelissen.

I.

Wir verstehen unter „Syndikalismus“ die Gewerkschaftstheorie, welche die „revolutionäre direkte Aktion“ der Arbeitermassen zur Umgestaltung der ökonomischen und sozialen Bedingungen empfiehlt. Diese Theorie stellt sich in ihren Welt- und Wirtschaftsanschauungen in Gegensatz zum parlamentarischen Reformismus, der unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Parteien die moderne Arbeiterbewegung tatsächlich beherrscht.

Wenn wir hier versuchen, die theoretischen und ökonomischen Grundlagen dieser revolutionären Bewegung aufzuzeigen, ihre Entstehung als Folge der die Arbeiter- und Proletarierkämpfe seit einem Jahrhundert beherrschenden Prinzipien zu erklären, so wollen wir nicht bei den historischen Anfängen der Bewegung oder den verschiedenen Faktoren verweilen, die ihre Entwicklung im Kampf mit den anderen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen begünstigt haben [1]).

Wir werden uns hier vor allem mit der theoretischen Seite unseres Problems beschäftigen und, um dieselben zu beleuchten, vorzugsweise Beispiele und Tatsachen aus den letzten Jahren der Bewegung wählen, welche so treu wie möglich die jetzige Lage der Entwicklung abspiegeln.

Sogleich machen wir aber darauf aufmerksam, daß Kriegs- und Nachkriegszeit die syndikalistischen Probleme tatsächlich verwirrt haben, und daß es deshalb mehrmals notwendig sein wird, auf die Periode vor dem Weltkrieg zurückzugreifen, um dieselben rein und klar vor Augen zu stellen.

Wir wollen damit nicht sagen, daß die revolutionäre syndikalistische Bewegung seit dem Kriege keine Fortschritte gemacht hätte. Die Bewegung ist jung; 1913 hat in London der erste revolutionäre internationale syndikalistische Kongreß stattgefunden, aber erst seit einigen Monaten besitzt diese Bewegung sozusagen eine internationale Zentrale, „die Internationale Arbeiter-Assoziation“ (I.A.A.), deren Sitz Berlin ist.

---

[1]) Ich verweise den Leser, der sich besonders für die historische Seite des Syndikalismus interessiert, auf zwei meiner Artikel, die im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ Bd. XXXII S. 834 ff. und Bd. XXXVI, S. 125 ff. erschienen sind.

Unsere Vorbehalte erklären sich von vornherein aus der Tatsache, daß der Krieg selbst und der Zustand, in den er die Arbeiterbewegung und die politischen Parteien versetzte, die Ideen verändert und die Geister desorientiert hat. Es ist der „Bolschewismus", besonders die Propaganda der „3. Internationale" in Moskau, die die Lage, vom Standpunkt der Prinzipien aus, vollkommen verschoben hat.

In der syndikalistischen Bewegung, die in Frankreich von der Confédération Générale du Travail Unitaire (C.G.T.U.) verkörpert wird, d. h. in der von den „bolschewistischen" Prinzipien geleiteten Bewegung, kennen wir mehrere einflußreiche Führer, die ehemals in der syndikalistischen Bewegung nichts erniedrigender empfunden hätten als ihre Beherrschung durch eine politische Partei. Nachdem sie anerkannte Vertreter dessen gewesen waren, was man vor dem Kriege in Frankreich „sich selbst genügender Syndikalismus" nannte, haben diese Führer buchstäblich damit geendet, „zu verbrennen, was sie angebetet und anzubeten, was sie verbrannt hatten"? Ebenso ist der englische Propagandist Tom Mann, der wer weiß was daran gesetzt hat, den revolutionären Syndikalismus zuerst in Australien und dann in England selbst einzuführen, jetzt in London der bedeutendste Führer des „Bolschewismus" geworden. Und doch wird man bei unserer Erklärung der fundamentalen Prinzipien der syndikalistischen Bewegung sehen, daß die Unabhängigkeit dieser Bewegung in Beziehung auf jede politische Partei in der Grundlage ihres Daseins wurzelt.

Der revolutionäre Syndikalismus ist in der Tat in der Form einer Reaktion gegen die Entwicklung entstanden, die die internationale Arbeiterbewegung seit der Gründung der Internationale von 1864 und nach dem kurzen Kampf zwischen den „Bakunisten" und den „Marxisten" in ihrem Innern erlitt. Während die Minderheit der Bewegung sich in einen unbestimmten anarchistischen und individualistischen Denken verlor, das zu sehr außerhalb des wirklichen Lebens stand, geriet die Mehrzahl in den Morast des parlamentaristischen und bürokratischen Reformismus.

Ich kenne den Anfang der jungen revolutionären syndikalistischen Bewegung in all diesen Einzelheiten. Schon vor Ende des vergangenen Jahrhunderts arbeitete ich mit Männern wie Fernand Pelloutier daran, die Grundlagen dieser Bewegung zu legen. Wir hatten fast zur gleichen Zeit die Confédération Générale du Travail in Frankreich (1894) und das Nationaal Arbeits-Sekretariaat in Holland (1893) entstehen sehen. Außerdem hatten wir überall feststellen müssen, daß

der Syndikalismus notwendigerweise, kraft der grundlegenden Prinzipien jeder Arbeiterbewegung und folglich kraft aller Inkonsequenzen entstehen müsse, deren sich vom Standpunkt dieser Prinzipien aus, die reformistischen Parteien schuldig machten, die die ersten Arbeitergewerkschaften beherrschten.

Einerseits nahm die Internationale von 1864 als Prinzip sine qua non an, „daß die Befreiung der Arbeiter nur das Werk der Arbeiter selbst sein könnte", ein Prinzip, das zu gleicher Zeit die Tendenzen zur Autonomie der lokalen Gewerkschaften gegenüber ihrer Zentralorganisation verwirklichen und die Unabhängigkeit der nationalen und internationalen Bewegung im Hinblick auf die Politiker garantieren sollte.

Andrerseits erklärte sich die grosse Mehrheit der Sozialisten, eine Mehrheit, die aus den inneren Kämpfen der alten Internationale hervorgegangen war, als Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, gemäß den Theorien der Mitte des 19. Jahrhunderts, deren reinster Vertreter Karl Marx war. Marx selbst war der Ansicht, daß „die bestimmte Produktionsweise und die ihr jedesmal entsprechenden Produktionsverhältnisse, kurz die ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Basis sei, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebe, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprächen, daß die Produktionsweise des materiellen Lebens den socialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedinge[1]".

Wir brauchen diese alten materialistischen Begriffe hier nicht eingehender zu prüfen. Wenn Marx genauer Naturwissenschaften studiert hätte, hätten sich seine Theorien dann auch so eng, so einseitig zeigen können, wie sie uns heute erscheinen? (Diese Bemerkung stammt von Peter Kropotkin.) Hätte Marx in diesem Falle die menschliche Gesellschaft in ihrer der eines lebenden Organismus gleichen Entwicklung mit einer Art Bauwerk vergleichen können, auf dessen Fundamenten sich ein juristischer und politischer „Überbau" erhebt?

Lassen wir diese alten Begriffe beiseite! Wir wollen nicht einmal über die Frage diskutieren, ob Marx, wenn er sich auf diese zu engen materialistischen Theorien gestützt hätte, die moderne parlamentarische Politik hätte rechtfertigen können, die auf die „Eroberung der Staatsmacht„ hinausläuft, eine Politik, bei der seine Schüler in Deutschland wie anderswo seit einigen Jahrzehnten angelangt sind.

---

[1]) Das Kapital, 1. Bd., 1. Kap., 3. Aufl., S. 52 (Note).

Wie dem auch sei, so ist es hier von Wichtigkeit für uns, festzustellen, daß die Widersprüche zwischen der parlamentarischen Politik und den alten materialistischen Prinzipien sich notwendigerweise in der sozialistischen und syndikalistischen Presse wie bei den öffentlichen Versammlungen offenbaren mußten. In dem Maße, in dem das tägliche Leben die sozialistischen und syndikalistischen Arbeiter immer weiter auf den Weg des parlamentarischen Reformismus drängte, mußte sich auch die Reaktion gegen die Zwecklosigkeit dieser „Palliativmittel" immer deutlicher in den Kreisen der volutionären Arbeiter fühlbar machen. Von ihrer Seite hörte man die materialistischen Theorien des Großmeisters Marx zitieren, wenn sie die unumgängliche Notwendigkeit beweisen wollten, die kapitalistische Gesellschaft in ihren ökonomischen Grundlagen umzustürzen und dabei gern jede parlamentarische Handlung außer acht ließen.

Wir müssen bei diesem Punkt sogar darauf aufmerksam machen, dass die Kritik der revolutionären Syndikalisten heutzutage nicht bei der Aktion der Sozialdemokraten und der reformistischen Gewerkschaften Halt macht, sondern sich ebenso gegen die „Bolschewisten" und ihren „Staatskommunismus" wendet, der zu dem „Staatssozialismus" oder „Staatskapitalismus" führt, den man in Sowjetrußland sich hat bilden sehen. In ganz Mittel- und Westeuropa bemerkt man den offenbaren Gegensatz zwischen den materialistischen Begriffen dieser angeblichen „Kommunisten[1]", die den Umsturz der Gesellschaft in ihren ökonomischen Grundlagen im Auge haben und der Tatsache, daß dieselben „Kommunisten" überall die lebhafteste Aufmerksamkeit darauf verwenden und beträchtliche Summen dafür ausgeben, den Kampf in den „bürgerlichen" Parlamenten aufrecht zu erhalten. Sicherlich trägt ihre Handlungsweise in den gesetzgebenden Körperschaften den Charakter der Opposition, aber diese Opposition gegenüber den bürgerlichen Parteien wird keineswegs angesehen, als hätte sie nur

[1]) Das Wort „Kommunismus" wurde bis auf unsere Zeit in ganz Westeuropa der Propaganda eines halben Jahrhunderts zufolge im Sinne eines freiheitlichen und föderalistischen Kommunismus gebraucht und nicht im Sinne des russischen Staatskommunismus. Deshalb herrscht tatsächlich eine wahre Verwirrung in der Terminologie auf diesem Punkt. Der bolschewistische „Kommunismus" beruft sich auf das „Kommunistische Manifest" von Marx und Engels von 1847. Allein hatten zu dieser Zeit die Ausdrücke Kommunismus und Kollektivismus eine Bedeutung, die teilweise der, die sie ein halbes Jahrhundert später annahmen, fast diametral zuwiderlief. Bakunin sagte zu seiner Zeit noch: „Ich bin kein Kommunist, ich bin Kollektivist."



untergeordnete Bedeutung. Ganz im Gegenteil ist sie der Brennpunkt ihrer ganzen sozialen Aktion geworden.

„Ihr seid Parlamentarier wie die andern," sagen die Syndikalisten zu ihnen; „jeder von euch läßt sich, da er sich an die ‚bürgerliche' Regierung wendet, von dem Gedanken leiten: ‚Entferne dich, damit ich deinen Platz einnehmen kann'." Und die gleichen Syndikalisten werfen den „roten" Moskauer Gewerkschaften vor, daß zwischen ihrer internationalen Zentrale und der reformistisch-gewerkschaftlichen Zentrale in Amsterdam kein grundlegender Unterschied besteht, da beide von Politikern beeinflußt und geleitet werden.

Mit einer wahren Leidenschaft diskutieren die modernen revolutionären Syndikalisten die Tatsache, daß das Streikrecht der Arbeiter in Rußland unter dem Vorwand unterdrückt wird, der russische Staat sei „proletarisch" geworden. Nicht ohne tiefe Bitterkeit kritisieren sie die Unterdrückung jeder Preßfreiheit, sowie jeder Versammlungs- und Koalitionsfreiheit in Rußland. „Ihr seid schlimmer als die Bourgeois!" werfen die revolutionären Syndikalisten den Staatssyndikalisten Moskaus vor. „Eure Arbeitergewerkschaften sind keine wirklichen Gewerkschaften, weil sie nicht von der Regierung unabhängig sind." Unter diesem Gesichtspunkt läßt sich die moderne syndikalistische Theorie so formulieren: Gleichviel ob der Staat proletarisch oder bürgerlich ist, er hat sich nicht in die innere Organisation der Arbeitergewerkschaften einzumischen und muß alle erworbenen Rechte achten. In dieser Hinsicht verteidigen die Syndikalisten die Rechte der Arbeiter fast wie die Geistlichkeit des Mittelalters ihre Handlungsfreiheit gegen die Einmischung der Kaiser und Könige verteidigte, wenn sie auch die besten Christen sein mochten: „Quid est Imperatori cum Ecclesia?"

Beachtenswert ist es auch, daß, wenn die Syndikalisten so die Autonomie der syndikalistischen Bewegung gegen jede Einmischung von seiten des Staates verteidigen, sich als „antistaatlich" und „antiparlamentarisch" erklären, sie dabei jedoch ihre Einwendungen nicht nur auf die durch Staatssozialismus (Guvernementarismus) und Parlamentarismus in der Arbeiterbewegung verursachten Enttäuschungen gründen.

Sie nehmen Bezug auf die Geschichte der Menschheit und heben die Tatsache hervor, daß sich alle großen geschichtlichen Bewegungen ohne das Dazwischentreten des Staates im wirklichen Leben der Menschen entwickelt haben; daß das Christentum z. B. während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung seinen Weg so ungefähr wie die

moderne Emanzipationsbewegung der Arbeiter gemacht hat: Ohne Hilfe der herrschenden Autoritäten und meist gegen deren Willen. Ebenso sind zu unserer Zeit mächtige wissenschaftliche, künstlerische, soziale und religiöse Schöpfungen hervorgetreten und haben ihren Fortschritt vollbracht, ohne sich um weltliche oder geistliche Autoritäten zu kümmern: die Genossenschaftsbewegung, die Heilsarmee, die Theosophie, die Esperanto-Bewegung, das Rote Kreuz, die internationalen wissenschaftlichen Kongresse, die Freimaurerlogen und die Freidenkerbewegung, usw.

Das alles heißt aber nicht, daß die revolutionären Syndikalisten der Haltung des Staates gegenüber gleichgültig wären; sie sind es ebensowenig wie die anderen politisch-sozialen, sozialreligiösen oder wissenschaftlichen Gruppen, auf die wir anspielten.

Der Materialismus der modernen Syndikalisten ist nicht mehr der der Zeit von Karl Marx. Wenn im Kampf der Meinungen und den Diskussionen zwischen „Materialisten" und „Idealisten" die letzteren dahin gekommen sind, den beträchtlichen Einfluß anzuerkennen, den die materiellen Lebensbedürfnisse auf die Entwicklung der Ideen ausüben, so haben die Materialisten ihrerseits den Rückwirkungen, die die rechtlichen, politischen, künstlerischen, intellektuellen und moralischen Faktoren auf das materielle Leben der Völker ausüben, mehr Aufmerksamkeit schenken müssen als bisher.

Die Syndikalisten erkennen also ebenso den heilsamen Einfluß, den gute Gesetze, wie den unheilvollen, den schlechte haben können. Sie erkennen diese Einflüsse sowohl für das soziale Leben im allgemeinen, als auch für die syndikalistische und die Arbeiterbewegung im besonderen an.

Aber sie halten es für ihre Pflicht, die in der gegenwärtigen Gesellschaft eingeführten schlechten Gesetze nicht im Parlament, sondern außerhalb desselben im freien sozialen Leben zu bekämpfen. Auch leihen sie gern jedem guten Gesetz ihre Hilfe, wie z. B. der internationalen Gesetzgebung betr. den Achtstundentag, aber sie tun es im täglichen Leben und durch direkte Tätigkeit in den Fabriken und Werkstätten.

Wir würden den Rahmen der vorliegenden Studie überschreiten, wenn wir alle Gründe erörtern wollten, aus denen die modernen Syndikalisten sich dazu verstehen, vor den Türen der gesetzgebenden und regierenden Körperschaften Halt zu machen, ohne zu versuchen dort einzutreten. Wir wollen nur am Ende unserer Einführung in die ideellen Beweggründe, die der Entstehung der syndikalistischen Be-

wegung zugrunde liegen, feststellen, daß diese Bewegung durch die Erfahrungen der Kämpfe eines halben Jahrhunderts für die Emanzipation der Arbeitermassen gestählt und besonders praktisch geworden ist[1]).

II.

Die Opposition der Arbeiter gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung ist so alt wie diese selbst und hat ihren Ursprung in dem Antagonismus, der zwischen dem Arbeiter und seinen Produktionsmitteln besteht, da er von den letzteren durch die technische Entwicklung der Produktion getrennt ist.

Seit dem Auftreten der Großindustrie, seit dem Augenblick, wo die ungeheure Mehrzahl der Arbeiter nicht mehr hoffen konnte, eines Tages die Stelle eines Handwerksmeisters zu erreichen, sondern sich ihr ganzes Leben lang zur Lohnarbeit verdammt sah, fingen sie an, sich zu vereinigen und in einer Industrie nach der andern ihre Organisationen zu entwickeln — zuerst in den großen Zentren, und dann in den kleineren Industriestädten und -dörfern.

Als die kapitalistischen Unternehmen sich in Aktiengesellschaften zu verwandeln begannen, waren die Arbeiter im Begriff, nationale und regionale Gewerkschaftsvereine zu bilden. Als die Arbeitgeber in zahlreichen Industrien die freie und uneingeschränkte Konkurrenz aufgaben, um allmählich ihre verschiedenen Verbindungen und Kartelle zu schließen, da legten die Arbeiter ihrerseits den Grundstein zu den Verbindungen zwischen den Organisationen der verschiedenen Industrien. Und jetzt, wo die Großkapitalisten sich über die nationalen Grenzen die Hände reichen und sich ihre Kartelle und Trusts immer mehr zu internationalen monopolistischen Koalitionen entwickeln,

---

[1]) In den Universitätskreisen findet man Autoren, die den Ursprung des Syndikalismus in den Schriften von Schriftstellern wie Georges Sorel, Hubert Lagardelle, E. Berth, sogar Bergson in Frankreich, von Arthur Labriola in Italien usw. sehen. Selbstverständlich ist die wahre revolutionäre syndikalistische Bewegung in den Fabriken und Werkstätten entstanden und ihre Grundsätze sind unter dem Anstoß der Ideen in den öffentlichen Versammlungen und auf den nationalen oder internationalen Kongressen formuliert worden. Sie ist also etwas ganz anderes als die literarische, nur eine Begleiterscheinung darstellende Bewegung, die kaum einen Kontakt mit den Arbeitern hatte. In Deutschland, wo der Syndikalismus etwas später hat eindringen können, sind die Verhältnisse ähnlich. Ein einziger Mensch wie der alte Agitator und Organisator Fritz Kater in Berlin hat mehr für die Ausbreitung und Propaganda des Syndikalismus in Deutschland getan als alle Schriftsteller, die die Bewegung obenhin behandelt haben, zusammen genommen.

sind die Arbeiter in das Stadium eingetreten, das man die Zeit der Arbeiter-Internationalen nennen kann.

In den etwaigen Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit haben die Arbeiter zweifellos zu ihren Gunsten die Macht der Zahl und die Unentbehrlichkeit ihrer produktiven Arbeit; es fehlen ihnen aber noch die Erfahrung und die notwendigen technischen Kenntnisse, um selbst die Industrien zu leiten. Darin hängen sie von den Kapitalbesitzern und den tatsächlichen Leitern der Unternehmungen ab. Wenn sie die Gelegenheit hätten, auf eigenes Risiko und zum eigenen Vorteil ein großes Industrie-, Handels- oder Transportunternehmen zu betreiben, so würden die Arbeitermassen und ihre Führer kaum dazu imstande sein.

Indessen bietet sich die Gelegenheit nur selten, daß ein Kapitalist sein Unternehmen an sein Personal oder an die Arbeiterorganisationen abgibt. Was die Frage der Gründung von Konkurrenzunternehmungen gegen die der vereinigten Kapitalisten betrifft, so finden sich die Arbeiter hier meistens einem „fait accompli" gegenüber, da die Plätze schon von Stärkeren und Gewandteren eingenommen sind. Tatsächlich ist es den organisierten Arbeitern ebensowenig möglich, neben den Kartellen und Trusts ein modernes Stahlwerk zu gründen, wie sie eine neue Eisenbahnlinie von Paris nach Marseille in Konkurrenz zur P. L. M. bauen könnten. Folglich müssen in den herrschenden Industrien die Siege im Klassenkampf durch jede Partei innerhalb der kapitalistischen Unternehmungen erfochten werden. Und überall, wo der Kampf von den Arbeitern gewonnen werden kann — sei es in einer heftigen revolutionären oder in der friedlichen Form des fortschreitenden Eindringens — sollten die Arbeiterorganisationen die Einzelunternehmer in ihren eigenen Unternehmungen bezwingen können.

Bei diesem Kampf innerhalb der kapitalistischen Fabriken, Werkstätten und Lager stützen sich die Unternehmer auf ihr Recht, selbst über ihr Privateigentum verfügen zu dürfen und auf die Notlage, in der sich die Nichtbesitzenden in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung befinden, ihre Arbeitskraft zu verkaufen oder in Elend zu geraten. Die Arbeiter andrerseits gründen ihr Vertrauen auf den sozialen Druck, den sie dadurch auszuüben imstande sind, daß sie vorübergehend und auf gemeinsame Verabredung, ihre Arbeit aus der Produktion zurückziehen können.

Der Klassenkampf, der sich mit der industriellen Technik entwickelt, durchläuft also verschiedene Stadien: erste Scharmützel und

ungeordnete Revolten zur Aufrechterhaltung oder Verbesserung der Arbeitsbedingungen oder zur Abschaffung der gröbsten Mißstände; lokal und national von den Arbeitern organisierter Kampf, um die Arbeitsbedingungen in direkte Beziehung zu den Verkaufspreisen der Produkte zu setzen, sei es in unbestimmter Form oder klar und kategorisch in der Form gleitender Lohnskalen (sliding scales) oder anderer Übereinkünfte; endlich direkte Einmischung der Arbeiterorganisationen in die Leitung der kapitalistischen Unternehmungen.

In allen hier angeführten Stadien und seit seinem Erscheinen trägt der Klassenkampf schon den Charakter eines Kampfes um die Leitung der kapitalistischen Unternehmungen und um die Frage, wer die Betriebsbedingungen bestimmen soll: diejenigen, denen das Unternehmen als Eigentum gehört, oder die, welche dort arbeiten. Der Kampf kann latent sein und sich unter allerlei Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern verbergen[1]).

In Rücksicht auf die Zukunft der Industrien beansprucht gerade das letzte Stadium des Kampfes unsere Aufmerksamkeit. Gewiß wird der revolutionärste Syndikalist in den beiden andern Stadien des Kampfes nicht untätig bleiben, selbst nicht bei dem einfachsten Kampf, der den Lohn oder die Arbeitszeit betrifft. Aber die Aktivität in dieser Richtung wird ihn nicht daran hindern, seine besten Kräfte auf die Bildung einer neuen sozialen Ordnung zu richten, wo die Produktion sich unter der direkten Leitung der Arbeitervereine vollziehen wird.

In den am demokratischsten fortgeschrittenen Ländern, vergleiche auch England, hat sich in den letzten Jahren eine Art von syndikalistischem Sozialismus entwickelt, der das Eindringen der Arbeiter in die Leitung der Fabriken, Werkstätten und Lager propagiert, in denen sie arbeiten. Dieser praktische syndikalistische Sozialismus der englischen „National Guilds" ist augenfällig von dem ihm vorangehenden organisatorischen und revolutionären Syndikalismus be-

---

[1]) Wir wollen als Beispiel die folgende Stelle aus der Times (Trade and Engineering Supplement) vom 20. September 1924 zitieren:

„Wir hören, daß die Shell Transport and Trading Company Bestellung von sechs tankers bei den holländischen Konstruktionswerften gegeben hat, weil die Preise der englischen zu hoch waren; aber gleichzeitig hören wir, daß die angelsächsische Gesellschaft die Submittenten aufgefordert hat, ihre Vorschläge zu machen. Es steht also zu hoffen, daß es nach Verhandlungen mit den Führern der Gewerkschaften möglich sein wird, die Bestellung im Lande zu machen."

einflußt worden [1]). In England ist der sozialistische Syndikalismus bei seinem Erscheinen seit 1912 durch die Zeitschrift „New Age" propagiert worden.

Die Bewegung der National Guilds hat sich in ihrer äußeren Entwicklung, gestärkt durch die Erfahrungen des Krieges, auf verschiedene Punkte präzisiert: die Bewegung drängt darauf, daß in Zukunft Werkmeister und Aufsichtsbeamte in den Fabriken und Werkstätten von den Arbeitern ernannt und bezahlt werden und der Gewerkschaft der letzteren angehören sollen; sie sieht in dem „Werkstättenabgeordneten" (shop steward) und in dem „Ausschuß der Arbeitergewerkschaft" (trade union works committee) den Keim einer Organisation, die fähig wäre, die Aufsicht über die Produktion in der Werkstatt zu sichern; angesichts des chaotischen Zustands, der noch in den syndikalistischen Kreisen herrscht, bevorzugt sie die Schaffung von gewerkschaftlichen Vereinen nach Industrien (industrial unions), nicht nach Handwerkszweigen.

Die National Guildsmen endlich fahren fort, die „Nationalisierung der Industrien" zu fordern; sie bemühen sich aber zugleich, „die industrielle Demokratie zu gründen, indem sie die Verwaltung in die Hände der Arbeiter legen und zu gleicher Zeit den Profit auszuschalten, indem sie das Eigentum in die Hände der Gemeinschaft legen [2])".

---

[1]) Wir führen hier den ersten Artikel der Statuten der französischen „Confédération Générale du Travail" an, der besagt, daß diese Organisation das Ziel hat, „außerhalb jeder politischen Schule alle Arbeiter zu vereinen, die sich des Kampfes bewußt sind, der für die Abschaffung der Lohnarbeit und der Arbeitgeberherrschaft geführt werden muß". Vergleichen wir diese Formulierung mit den Statuten der „National Guilds League", die 1915 in London gegründet wurde: „Die Abschaffung der Lohnarbeiterschaft, die Aufrichtung des self government durch die Arbeiter in der Industrie mit Hilfe eines demokratischen Systems von nationalen Gilden, in Verbindung mit einem demokratischen Staat."

[2]) Die Worte stammen von G. D. H. Cole, Artikel: National Guilds Movement in Great Britain, in der Monthly Labor Review vom U. S. Department of Labor, Julinummer 1919, S. 30. Der Autor, ein eifriger Apostel der Bewegung, präzisiert wie folgt: „z. B. im Fall der Bergwerke wollen die Guildsmen als sofortige Maßnahme die Ausübung der Verwaltung durch einen Bergwerksrat veranlassen, dessen eine Hälfte die Gewerkschaften des Bergbaus bilden, während die andere Hälfte vom Staat aus den technischen Sachverständigen und vielleicht den Konsumenten ernannt werden soll." (a. a. O. Seite 31.)

Vergleiche mit dieser „Nationalisierung der Bergwerke" die Formel, die die französische Confédération Générale du Travail für die Eisen-

So wenig die marxistische Sozialdemokratie den englischen Gefühlen entsprach — man sieht es noch heute an dem geringen Fortschritt, den die bolschewistische Propaganda in den englischen Arbeiterkreisen macht — so sehr hat sich die Lehre, welche die „direkte Aktion" der Arbeiter propagiert, als verständlich für die in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter gezeigt. Ihre Propaganda hat besonders aus den Generalstreiks von 1911 und 1913 (im Transportgewerbe und bei den Bergleuten) und aus all jenen sonstigen Fällen Vorteile gezogen, wo die Arbeiter bittere Enttäuschungen durch nicht eingehaltene Versprechungen sogar der Arbeiterpolitiker erlebten. Auch konnte man feststellen, daß die neuen Ideen in jenen Kreisen die beste Aufnahme fanden, in denen die großen Streiks von 1911—1913 erzeugt worden waren, bei den jungen organisierten Bergleuten von Wales und in den Transportgewerben: Eisenbahner, Dockarbeiter usw.

Die Eroberung der Hauptleitung der Industrien durch die Arbeiter stellt sich in den syndikalistischen Theorien in einem genaueren Sinne dar, als in den alten anarchistischen, die immer sehr unbestimmt waren, oder in den parlamentarisch-sozialistischen Lehren, die, sei es unbewußt oder nicht, zum Staatskapitalismus hinneigen, sogar in der Form, die die russischen Bolschewisten dieser Eroberung unter der Fahne der „Diktatur des Proletariats" gegeben haben.

Die Taktik, welche die „Wegschaffung des Arbeitgebers" ins Auge faßt, läßt keinen Zweifel mehr und ermangelt nirgends der Klarheit.

Ebenso könnte man diese Entfernung nicht mehr mit der Nationalisierung der Bergwerke, Fabriken und Werkstätten im Sinne ihrer Umwandlung in öffentliche Unternehmungen verwechseln.

Was die modernen Syndikalisten zu verwirklichen streben, ist, was man die „industrielle Demokratie" genannt hat.

In den Klassenkampftheorien, so wie sie sie verstehen, handelt es sich nicht mehr nur um die fortwährende Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die auf die Verbesserung der Lohnarbeit hinzielen, die

---

bahnen in ihrer Erklärung über die „Nationalisierung" geprägt hat, die in der Zeitung La Bataille vom 4. März 1920 veröffentlicht wurde: „Ausnutzung und Leitung dieses Gesamteigentums für Rechnung der Gesamtheit, nicht des Staates, denn wir wiederholen noch einmal, daß wir die Verstaatlichung durchaus ablehnen, aber durch einen autonomen Organismus, der so gebildet ist, daß er die allgemeinen Interessen vertritt, und daß er alle unentbehrlichen Kompetenzen zum guten Verlauf und zur Entwicklung der Dienstleistung umfaßt. Dieser autonome Organismus wird für das nationale Eisenbahnnetz von einem Rat geleitet werden, der aus Vertretern der Gesamtheit und den Organisationen der Produzenten und Konsumenten besteht."

immer vorgeschoben wird; im Gegenteil geht es um den Angriff auf den Unternehmerprofit, die Eroberung der Fabriken und der Werkstätten, und sei es auf Kosten einer augenblicklichen Verminderung der Gewinne.

Die so verstandene Eroberung der Industrien durch die Arbeiter vollzieht sich nicht von einem Tag auf den andern, so energisch auch die Propaganda von seiten der Arbeiter sein möge. Die Förderer der neuen Lehre machen sich in dieser Hinsicht keine Illusionen.

Wir müssen indessen darauf hinweisen, daß in den letzten Monaten vor dem Kriege und sogar während des Krieges die englischen Arbeiter einige praktische Siege zu verzeichnen hatten: Verschiedene große Häuser haben den unaufhörlichen offenen Kämpfen das Einverständnis mit ihrem Personal nach dem Grundsatz der Teilnahme der Angestellten an der Geschäftsleitung vorgezogen. Diese praktischen Siege haben mehr zur Entwicklung der modernen Lehren beigetragen, als es mehrere Jahre theoretischer Propaganda zu tun vermocht hätten. Die fortgeschrittensten Arbeiter sind des industriellen Feudalismus müde[1]).

Andrerseits sind dadurch, daß die Kriegsereignisse die Bevölkerung an eine allgemeine Überwachung der Industrie gewöhnt haben, die vorher unbekannt war, die Ideen der Nationalisierung der großen Unternehmen und zugleich der Teilnahme der Arbeiter an ihrer Leitung überall verstärkt hervorgetreten und haben in der öffentlichen Meinung ihren Weg gebahnt. In England hat sich der Fortschritt, den diese Ideen gemacht haben, sogar in den offiziellen Berichten gezeigt[2]).

---

[1]) Die Aufmerksamkeit der Weltpresse ist im September 1916 durch die Einleitungsrede beim nationalen Gewerkschaftskongreß in Birmingham erregt worden. Der Präsident des Kongresses, Harry Gosling — auch ein Repräsentant des Transportgewerbes — hat gesagt:

„Wir sind des industriellen Krieges müde. Der britische Arbeiter kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht ruhig einer autokratischen Regierung unterwerfen. Er wird weder bei den Docks, den Fabriken oder im Bergwerk das besiegte „Preußentum“ aufnehmen. Wäre es den Unternehmern unseres Landes nicht möglich, wenn einmal Friede geschlossen ist und wir von der einschränkenden Gesetzgebung befreit sind, der wir uns bis zum Kriegsende unterworfen haben, die Organisation ihrer Betriebe auf eine neue Basis zu stellen, indem sie eine gewisse Teilnahme ihrer Arbeiter nicht an den Vorteilen, sondern an der Aufsicht über ihr Geschäft zuließen? . . .“

[2]) Der Whitley Report über die „Industrieräte“, ein Bericht, der mitten im Kriege, 20. Oktober 1917, erschien, stellt u. a. fest: „Wir sind davon über-



In der englischen Steinkohlenindustrie, die wir als typisches Beispiel nehmen, hatte Mitte März eine offizielle Kommission ihre Aufgabe erfüllt, sich über die ökonomische Lage und die Arbeiterkämpfe, die ausgebrochen waren, zu unterrichten. Verschiedene der von der Kohlenzechenkommission gehörten Zeugen hatten solche Enthüllungen über die von den Besitzern mitten im Kriege erzielten Gewinne gemacht, daß sie wahrhaften Zorn im Lande erregten und der Arbeitersache mächtige Hilfe leisteten[1]). Die öffentliche Meinung fand ihr Echo im offiziellen Bericht (dem Sankey-Report), der so weit ging, das bestehende Besitz- und Exploitationssystem kategorisch zu verurteilen[2]).

---

zeugt, daß eine dauerhafte Besserung in den Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sich auf etwas anderes gründen muß, als auf eine pekuniäre Basis. Es ist nötig, daß die Arbeiter eine größere Möglichkeit erhalten, an der Besprechung und an der Regelung jener Teile der Industrie sich zu beteiligen, an denen sie am meisten interessiert sind."

(*„We are convinced, moreover, that a permanent improvement in the relations between employers and employed must be founded upon something other than a cash basis. What is wanted is that the workpeople should have a greater opportunity of participating in the discussion about and adjustment of those parts of industry by which they are most affected."*)

Industrial Reports, Number I, Industrial Councils, The Whitley Report... published by the Ministry of Labour, § 24, S. 15. Siehe auch den Final Report, veröffentlicht vom gleichen Ausschuß zur Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern (das Whitley Committee), 1. Juli 1918.

[1]) Besonders interessant ist die Zeugenaussage vor der Coal Mines Commission Albert Emile Davies, des Generaldirektors der Banking Corporation und Verfassers verschiedener finanzieller und ökonomischer Veröffentlichungen (siehe den ins einzelne gehenden Bericht der Times vom 18. März 1919).

[2]) „Sogar auf Grund der bisher aufgenommenen Zeugenaussagen ist das gegenwärtige Besitz- und Arbeitssystem in der Kohlenindustrie schon verurteilt, und es muß ein andres an seine Stelle treten, entweder die Nationalisierung oder eine Art der Unifizierung durch nationalen Erwerb und (oder) nationale Kontrolle.

(*„Even upon the evidence already given, the present system of ownership and working in the coal industry stands condemned, and some other system must be substituted for it, either nationalisation or a method of unification by national purchase and or by joint control."* Coal Industry Commission, vol. I, Interim Report by the honourable M. Justice Sankey, Chairman usw. § IX, London 1919.)

Siehe auch § XV des gleichen Berichts, in dem die Kommission, ohne sich definitiv zu äußern, weil ihr kein definitiver Plan unterbreitet worden war, sagt: „Wir sind indessen bereit zu berichten, daß es im Interesse des Landes liegt, daß in Zukunft der Kohlenarbeiter eine wirktätige Stimme bei der Leitung des Bergwerks haben soll. Seit einer Generation ist der Berg-

Die Bewegung zugunsten der Zuziehung der Arbeiter zur Leitung der Unternehmungen, in denen sie arbeiten, wird merklich unterstützt durch die Umwandlung großer kapitalistischer Unternehmungen in Aktiengesellschaften, bei denen die wirklichen Eigentümer ihre Unternehmen kaum mehr selbst leiten.

Wir wissen, wie wenig der kleine, isolierte Aktionär sich in Wirklichkeit noch im Besitz der Bergwerke, Fabriken, Werkstätten oder Lager befindet, zu deren „Eigentümern" er gehört und wie oft die kapitalistischen Unternehmungen, während sie ihren zahlreichern Eigentümern einen gewissen Zins für das geliehene Geld gewähren, an erster Stelle zugunsten der Mitglieder des Aufsichtsrats oder der Banken arbeiten, die sie mit Geld ausgestattet haben.

Da die direkten Interessen der kleinen Aktionäre so offensichtlich in zahlreichen industriellen und Handelsunternehmungen geopfert werden, erklärt sich die Sympathie, die in den letzten Jahren die Vertreter der Arbeiterorganisationen gefunden haben, die, nachdem sie in verschiedenen dieser Gesellschaften Aktien erworben hatten, in deren Generalversammlungen erschienen, um dort Kritik an den Verwaltungsbeamten und Direktoren zu üben. Da sie vor allem die Frage des Arbeitslohns behandelten, bemühten sie sich gleichzeitig alle Probleme vom Standpunkt des in seinen Interessen verletzten Aktionärs zu erörtern. Das ist mit einem Wort die gleiche Politik des friedlichen Eindringens in die kapitalistischen Unternehmungen, von der oben schon einmal die Rede war.

Diese Politik des Eindringens steht erst am Beginn ihrer Anwendung; aber sie kann in der Zukunft eine wichtige Rolle spielen[1]).

---

mann sozial und technisch erzogen worden. Das Ergebnis ist ein großes nationales Aktivum. Warum soll es nicht ausgenützt werden?"

(„We are prepared, however, to report now that it is in the interests of the country that the colliery worker shall in the future have an effective voice in the direction of the mine. For a generation the colliery worker has been educated socially and technically. The result is a great national asset. Why not use it?")

[1]) Als die Vereinigten Staaten 1923 sahen, daß ihre Industrien einen neuen Aufschwung nahmen, hat sich bei den Arbeitern eine ausgeprägte Tendenz gezeigt, Aktien ihrer eigenen Unternehmungen zu kaufen. Ein Korrespondent der „Times" stellt fest, daß diese Bewegung „mit ungeheurer Schnelligkeit gewachsen ist". „Die Armour Beef Company schreibt er, hat ein Rundschreiben veröffentlicht, welches zeigt, daß dieses Unternehmen, das gewöhnlich ein „trust" genannt wird, in Wirklichkeit tiefe Wurzeln in der Anzahl der Aktien hat, die seine Arbeiter besitzen. Von 77000 Aktionären sind nicht weniger als 40000 Angestellte. Ähnliche Ziffern sind von

Vom theoretischen Standpunkt aus gesehen, ist die Propaganda zugunsten dieser Politik am weitesten in Deutschland fortgeschritten, wo die gewerkschaftliche Presse schon einige Jahre vor dem Kriege angefangen hat, die Notwendigkeit eines gemeinsamen, methodischen Vorgehens der verschiedenen gewerkschaftlichen Vereine zu erörtern[1]).

Wenn man die Tendenzen zur „Demokratisierung" der Industrien und zum Eingreifen der Arbeiterorganisationen in die technische Leitung der Unternehmungen in all ihren Erscheinungsformen erforscht, so bemerkt man, daß es sich um wirklich internationale Bestrebungen handelt, die sich nach dem besonderen Charakter der Arbeiterbevölkerung richten.

Welche Meinung man auch von der praktischen Lösung des in Frage stehenden Problems haben mag, man kann nicht ableugnen, daß das Eindringen von Arbeitervertretern in die Generalversammlungen der Aktiengesellschaften einen sozialen Fortschritt darstellt, der die wachsende Macht der modernen Arbeiterbewegung hell beleuchtet.

Damit es aber so sein kann, muß die Politik des friedlichen Eindringens, von der hier die Rede ist, von den Arbeitern als Waffe im Klassenkampf angewandt werden. Man darf diese Politik nicht mit dem Vorgehen einzelner kapitalistischer Unternehmungen vermischen, die ihrem Personal Aktien ihres Unternehmens gewähren, wie andere Prämien verteilen oder das Personal am Gewinn beteiligen, um ihm ihr Wohlwollen zu zeigen und es an ihre Unternehmen zu fesseln.

---

der American Telegraph and Telephone Company veröffentlicht worden. Kleinere Industrien nehmen die gleiche Handlungsweise an, aber bis heute sind diese Mittel mehr von den Betrieben sog. ‚öffentlichen Nutzens' nutzbar gemacht worden, und die örtlichen Trambahngesellschaften, wie die elektrischen Kraftunternehmen haben sie allgemein angenommen". (The Times Trade and Engineering Supplement vom 12. Januar 1924, Artikel: Capital-Sharing in United States.)

[1]) Zitieren wir eines von vielen Beispielen: Der Kupferschmied, das Organ der deutschen Kupferschmiede (Nummer vom 20. Juli 1909, Beilage) enthält einen Artikel mit dem Titel: Arbeitervertreter als Aktionäre, worin es heißt:

„Aller Anfang ist schwer, und es wird anfangs nicht ohne Reibungen innerhalb der Generalversammlungen abgehen. Es ist zu wünschen, daß für die Art des Vorgehens möglichst einheitliche Richtlinien aufgestellt werden; daß namentlich gezeigt wird, wo hauptsächlich die Kritik einzusetzen hat und welche Forderungen mit Aussicht auf Erfolg gestellt werden können. Durch willkürliches und zufälliges Eingreifen könnte mehr Schaden angerichtet als Nutzen gestiftet werden. Auch bedarf die Frage einer sehr baldigen Regelung, wie, von wem und in welchem Umfang Aktien und für welche Zeit sie zu erwerben sind...."

Wenn sie zu dem letzteren Zweck angewandt werden, so müssen die verschiedenen Prämien-, Gratifikations-, Gewinnbeteiligungs- und Teilhaberschaftssysteme am Unternehmen als Geste den Lohnarbeitern gegenüber betrachtet werden, die nicht bestimmt und nicht geeignet sind, die organisierten Arbeiter wirklich für die Leitung der Unternehmen vorzubereiten.

Ein klassisch gewordenes Beispiel: Der von der amerikanischen Regierung angegriffene Stahltrust hat sich 1912 durch eine Schrift verteidigt, in der festgestellt wird, daß unter den eingeschriebenen Besitzern des Gesellschaftskapitals des Trusts sich „mehr als 22000 seiner Angestellten befänden" und daß „8000 andere Angestellte" außerdem Zeichner von Aktien seien. Indessen war in dieser Zeit nirgends in der amerikanischen Industrie die Bedrückung der Arbeiter unter der Herrschaft des Kapitals strenger und kategorischer als in den Fabriken und Werkstätten der mächtigen Steel Corporation.

Die Enquête, die 1912 von der parlamentarischen Kommission, deren Präsident Mr. A. O. Stanley von Kentucky war, über die Gründung, die geschichtliche Entwicklung und die innere Organisation der U. S. Steel Corporation gemacht wurde, hat die erstaunte Welt davon unterrichtet, daß die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie sich durch außerordentlich lange Arbeitstage und verhältnismäßig niedrige Löhne (im Vergleich zu den hohen Lebenshaltungskosten der Vereinigten Staaten) charakterisiert. Diese Enquête hat gezeigt, daß dies besonders für die große Kategorie der nicht qualifizierten Arbeiter zutraf, deren Zahl sich, vor allem seit 1895 (infolge der Einführung einer ungeheuren Menge von Maschinen) vermehrt hatte, und die sich in der überwiegenden Mehrzahl aus den Eingewanderten der vier Weltteile rekrutiert [1]).

Vom Standpunkt des Befreiungskampfes der Arbeiterklasse könnte das Einschreiten des Staates zugunsten der Teilhaberschaft der Arbeiter

[1]) Hearings before the Committee on Investigation of United States Steel Corporation, 8 volumes, Washington, 1912. Siehe z. B. die Zeugenaussage von Percival Roberts, Jr. eines der Direktoren der U. S Steel Corporation, Band V des Berichts, Seite 3259ff. Mehrere der von den Mitgliedern des Stanley-Ausschusses an Mr. Robert und andere gestellte Fragen waren beeinflußt durch den vom Bureau of Labor veröffentlichten Bericht über die Lage in der Stahl- und Eisenindustrie von 1910: Report on Conditions of Employment in the Iron and Steel Industry in the United States. Senate Document Nr. 110, Sixty-second Congress, first session. Später hat das Bureau of Labor noch weniger weitgehende Studien veröffentlicht unter dem Titel: Wages and Hours of Labor in the Iron and Steel Industry in the United States.



am Profit der Unternehmungen, in denen sie arbeiten, kaum mehr Bedeutung haben, als die „Geschenke“ der Arbeitgeber.

Anders ist es mit ihrer Teilnahme an der Verwaltung der Unternehmen. Hier könnte der Staat energisch einschreiten, aber — und hier sehen wir wieder die revolutionären syndikalistischen Thesen — in der kapitalistischen Gesellschaft kann man nichts anderes vom Staat erwarten, als daß er sich als Werkzeug der öffentlichen Regierung zeigt, dessen sich die herrschenden Klassen in ihrem eigensten Interesse bedienen. Bis jetzt sind die gesetzgeberischen Maßnahmen zugunsten dessen, was man „Arbeiteraufsicht“ in den großindustriellen Unternehmungen nennt, immer auf halbem Wege stehen geblieben[1].

---

[1]) Als Beweisstück führen wir einige Gesetze von dem uns beschäftigenden Gesichtspunkt an: „Aktiengesellschaften mit Arbeiterteilhaberschaft“ in Frankreich (Gesetz vom 26. April 1917). Alle Aktiengesellschaften können sich, diesem Gesetz entsprechend, in Gesellschaften mit „Arbeiterteilhaberschaft“ umwandeln, aber diese Umwandlung ist nicht obligatorisch geworden. In den so geschaffenen neuen Aktiengesellschaften werden eine gewisse Anzahl von Aktien, sog. „Arbeitsaktien“, als „Gesamteigentum“ der Lohnarbeiterschaft gewährt, die als „Arbeitsgenossenschaft“ konstituiert ist. Diese Arbeitsgesellschaft umschließt obligatorisch und ausschließlich alle Angestellten, die seit mindesten einem Jahre dem Unternehmen angehören und über 21 Jahre alt sind.

Augensichtlich gewährt dies Gesetz den Arbeitern nur einen scheinbaren Einfluß auf den allgemeinen Geschäftsgang ihrer Unternehmungen; jedoch bezieht sie sich auf ihre vollständige Verwaltung.

Nicht ebenso verhält es sich in den verschiedenen Erlassen und Gesetzen, die sich auf die „Arbeiteraufsicht“ beziehen, und die in und nach dem Kriege in den Ländern von Mitteleuropa ausgearbeitet worden sind.

Siehe vergleichsweise auch das deutsche Gesetz über die Betriebsräte vom 18. Januar 1920 und das österreichische Gesetz über die Organisation der Betriebsräte vom 15. Mai 1919, vervollständigt durch die Ausführungsbestimmungen vom 11. Juli 1919.

Diese Gesetzgebung verkündet wohl die Teilnahme der Arbeiter an der Abfassung der Arbeitsvorschriften, denen sie gehorchen müssen, ohne daß sie aber das Recht hätten, sich in die Verwaltung der Unternehmen einzumischen. Schließlich haben die Einrichtungen, die in der letzten Zeit mit der Bezeichnung der „Arbeiteraufsicht“ geschaffen worden sind, zu offensichtlich das gezeigt, was die luxemburgische Regierung (1920) „die Aufgabe“ nennt, „das Einvernehmen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch gesetzliche Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten zu pflegen“. Die technische und moralische Produktionsleitung wird in diesem Falle nicht als „gemeinsame Angelegenheit“ angesehen, und das vom Gesetz beabsichtigte „Einvernehmen“ wird im Ganzen weder die Arbeitgeber noch die Arbeiter befriedigen. Das Luxemburgische Gesetz ist schon wieder abgeschafft.

Der Klassenkampf entwickelt und verwandelt sich unter dem Einfluß der heutigen Verschiebung des Gleichgewichts der Kräfte, aber Protektionismus und Philanthropie spielen bei seiner Erscheinung immer nur eine untergeordnete und wenig bedeutende Rolle.

Jedoch können die beiden Bestrebungen des friedlichen Eindringens, von denen hier die Rede war, ein wenig zur Demokratisierung des industriellen Besitzes beitragen und von diesem Gesichtspunkt aus sind sie interessant.

Von dem gleichen Standpunkt aus muß man alle die Versuche des Zusammenwirkens der Klassen bei der gesellschaftlichen Produktion beurteilen, wie z. B. die Gemeinwirtschaftlichen Anstalten, die nach dem Krieg in Österreich unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Partei gegründet wurden.

Man findet unter den Mitgliedern der Generalversammlungen dieser Unternehmungen zugleich Vertreter der österreichischen Regierung, der Arbeiterorganisationen, der Angestellte und der Kunden, — letztere werden vertreten durch die Großlager der Konsumgenossenschaften [1]).

Alle diese Versuche des Zusammenwirkens der Klassen und des friedlichen Eindringens der Arbeiter in die Produktion reichen nicht aus, um die Bestrebungen der modernen revolutionären Syndikalisten zu befriedigen. Nicht nur scheint es ihnen, daß das Werk der Befreiung der Arbeiter zu langsam fortschreitet; im Gegenteil, wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß die vorsichtigsten unter ihnen gern zugeben, daß die Arbeiter der heutigen Zeit nicht plötzlich und vollständig die Gesamtleitung aller Industrien in die Hand nehmen

---

[1]) In einigen dieser gemeinwirtschaftlichen Unternehmen handelt es sich schon wirklich um die große, sogar die sehr große Industrie. So umfaßt das Arsenal in Wien, das am 14. Februar 1920 in eine „Gemeinwirtschaftliche Anstalt" umgewandelt wurde, außer Eisenbearbeitungswerkstätten eine Wagenfabrikationswerkstätte, eine Holz- und Tischlerwerkstätte und eine Sattler- und Lederwerkstätte. Die Eisenbearbeitungsfabriken teilen sich in zwei Unternehmen, in denen Halbfabrikate hergestellt werden: Schmiede und Gießerei, dann in eine Werkzeugmaschinen-, eine Jagdwaffen-, eine Werkzeug- und Automobilteile- und in eine Pflug- und landwirtschaftliche Maschinenfabrik.

Zur Zeit der Reorganisation des Arsenals bestand das Personal aus 3242 Personen und zu Ende des Rechnungsjahrs 1921 aus 3225 Personen. (Vgl. Österreichische Werke, Gemeinwirtschaftliche Anstalt, Bericht der Geschäftsleitung über das erste Geschäftsjahr 1921, Wien 1922, Seiten 1—3).



können. Aber die revolutionären Syndikalisten behaupten, daß bei der heutigen Gesellschaftsordnung die Versuche der Zusammenarbeit der Klassen und des friedlichen Eindringens der Arbeiter in die Produktion immer wieder gelähmt sein und von der Gnade einiger großer Unternehmer und der Hochfinanz abhängen werden.

Um zum Endziel zu kommen, ist es zuerst notwendig, sagen sie, daß die soziale Revolution „reinen Tisch“ mit den jahrhundertealten Eigentumsinstitutionen macht. Ganz so haben vor der großen russischen Revolution vom Februar 1917 die russischen Revolutionäre der verschiedenen Schattierungen versichert, daß jeder Versuch, Reformen in ihrem Land einzuführen, dem Untergang geweiht sei, bevor nicht die alte, schon zu stark verfaulte Regierung gestürzt sei.

Nach den Vorstellungen der Syndikalisten ist der kapitalistische Feudalismus dazu bestimmt, in den Ländern alter Zivilisation zu zerbrechen und sich allmählich, aber nicht ohne ungeheure Erschütterungen, in eine industrielle Demokratie zu verwandeln. Die kühnsten Einzelunternehmer, die nicht unter den gleichen sozialen Bedingungen im Solde der Arbeit stehen wollen, wie die Arbeit ehemals im Solde der Kapitalisten stand, werden immer noch die Möglichkeit finden, die Initative zu ergreifen und die große Verantwortlichkeit und das schwere Risiko der Organisation neuer Industrien und des sozialen Lebens weniger zivilisierter Länder auf sich zu nehmen.

Es ist unbestreitbar, daß das Vorhandensein einer Sozialtheorie, die sich so auf die Notwendigkeit einer großen Umwandlung der ökonomischen Bedingungen unserer Gesellschaft gründet, und annimmt, daß alle Teilversuche, die Lohnarbeiter auf ihre zukünftige Aufgabe vorzubereiten, daran untergeordnet bleiben sollen, eine große Bedeutung erlangen. Was auch immer geschehen mag, sie wird einen gewaltigen Druck auf alle großen historischen Ereignisse in der Zeit der sozialen und politischen Kämpfe ausüben, die nach dem Weltkrieg in unsren Ländern alter Zivilisation angebrochen ist.

Die Mittel zur Milderung der Klassengegensätze

von Hofrat Dr. Rudolf Kobatsch.

(Privatdozent an der Technischen Hochschule und Professor an der Konsular-Akademie in Wien.)

Bei genauer Kenntnis der Geschichte und der menschlichen Natur wird man sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß von einer Aufhebung der Klassengegensätze nicht und von ihrer Milderung nur sehr schwer die Rede sein kann. Doch es ist nicht schwer, mit herrlichen Worten das Ideal der sozialen Verbrüderung zu predigen. Die Wirkung einer solchen mehr der Kunst als der Tatsachenwelt angehörenden Beurteilung ist aber immer nur eine vorübergehende. Wer daher das Problem mit vollem Ernste auffaßt, wird sich einer sachlichen Sprache befleißigen und den wahren Ursachen der Klassengegensätze nachforschen müssen, um festzustellen, ob und mit welchen Mitteln diese Gegensätze überhaupt gemildert werden können.

Was im besondern die Klassen- oder Interessengegensätze wirtschaftlicher und sozialer Natur angeht, wird der Arbeiter, auch wenn er nicht gewerkschaftlich zu denken gewohnt ist, immer glauben, das Entgelt für seine Leistung sei zu niedrig; Desgleichen ist der Arbeitgeber geneigt, dieses Entgelt für zu hoch zu halten, ebenso wie auch der Käufer den Preis anders beurteilt als der Verkäufer. Gleichwohl erweist es sich, daß, trotz aller Gegensätze, auch gemeinsame Interessen vorhanden sind, und daß nach noch so scharfen Kämpfen immer Zeiträume des Waffenstillstandes, der Beruhigung, der Nebeneinanderarbeit sich ergeben. Volkswirtschaftlich ist am Klassenkampfe vor allem auszusetzen, daß er die wirtschaftliche Entwicklung ungemein hemmt, und zwar auch zum Schaden der Arbeitnehmer, und es ist ein schwacher Trost, wenn Vertreter des radikalen Klassenkampfes uns belehren wollen, die Wirtschaft müsse durch das Medium des Klassenkampfes hindurch; dann erst, am Ende dieses Kampfes, werde sie zum eigentlichen sozialen Paradiese gelangen.

In der bereits unübersehbaren Literatur, die sich der Erforschung und der Gestaltung der Wirtschaft widmet, ist sehr häufig von den Ursachen der Klassengegensätze die Rede, und es wird versucht, die Stellungnahme der einen oder der anderen Partei zu begründen, höchst selten aber finden wir Untersuchungen darüber, welche Mittel es gäbe, um nun die einmal bestehenden Klassengegensätze soweit als möglich zu

mildern. Das aber ist heut eine Hauptaufgabe der Forschung wie der Politik. Man muß daher nüchtern untersuchen, welche tauglichen Mittel zur Milderung der sozialen Gegensätze überhaupt zu Gebote stehen, um sodann zu bewirken, daß in der Politik von ihnen Gebrauch gemacht werde.

1. Vor allem gilt es, den Geist zu beeinflussen, der die Klassengegensätze zur Geltung gebracht hat, somit die Angehörigen der einzelnen Klassen davon zu überzeugen, daß sie neben grundsätzlichen auch gemeinsame Interessen mit andern Klassen zu vertreten haben, daß die Arbeiter ebenso auf einen tüchtigen, kenntnis- und erfolgreichen Unternehmer, wie dieser auf tüchtige, mit auskömmlichen Löhnen bedachte Arbeitnehmer angewiesen sind.

a) In den Dienst der sozialen Friedenspolitik muß daher schon die Schule gestellt werden. Die Unterrichtspolitik hat dafür zu sorgen, daß, ebenso wie politische und nationale, auch soziale Streitfragen von den Schulen ferngehalten, und daß die Schüler in einem versöhnlichen Geiste erzogen werden. Auf dieses unterrichtspolitische Ziel wäre in den einzelnen Lehrgegenständen durch Vorführung passender Einzelbeispiele, durch Belege aus der Geschichte u. a. ständig hinzuwirken.

Eine ebenso wichtige Aufgabe fällt der Presse zu. Es ist bedauerlich, daß es in allen Ländern Zeitungen gibt, die die Darstellung der sozialen Klassengegensätze gradezu zu ihrem Programme gemacht haben und eifrigst daran sind, diese Gegensätze zu erhalten und zu vertiefen. Erfreulicherweise gibt es anderseits in allen Ländern Zeitungen und Zeitschriften, die eine sozial versöhnliche Politik verfolgen; diese müßten unterstützt werden, um den friedenstörenden Organen in der Öffentlichkeit allmählich den Boden abzugewinnen.

Daß es unter den Berufspolitikern in den meisten Ländern auch solche gibt, die im Klassengegensätze ihr Hauptbetätigungsfeld erblicken, ist allzu bekannt. Auch hier müssen einsichtsvolle Politiker daran arbeiten, Herr über ihre unseligen Kollegen zu werden, die ständig Haß predigen.

b) Eine besondre Stellung nimmt in der geistigen Beeinflussung der sozialen Kriegsparteien die religiöse und die nationale Bewegung ein. Die nationale Bewegung muß, da sie von dem Volke als einem ganzen Körper ausgeht, folgerichtig Gegner des Klassenkampfes sein und daher sich auch in den Dienst der Milderung der Klassengegensätze stellen.

c) Das gleiche gilt von der religiösen Bewegung. In der Natur jeder wahren Religion und jeder christlichen Konfession ist die Bedachtnahme auf das Allgemeine, auf die Volksgemeinschaft gelegen. Die führenden Männer der religiösen Bekenntnisse haben es bisher leider an einer bewußten Politik der Milderung der Klassengegensätze fehlen lassen, so sehr die Kirche schon ihrer Natur nach zu einer solchen Politik berufen wäre. Und es ist bezeichnend, was in der „Botschaft“ der Weltkirchenkonferenz, die im August 1925 in Stockholm stattfand, inbezug auf die soziale Frage einbekannt wurde. Dort werden „Irrtümer und Fehler der Kirchen auf sozialem Gebiete“ ausdrücklich zugegeben. Es heißt, daß man „in der Liebe versagt“ habe. In den arbeitenden Klassen hätten sich viele, die Gerechtigkeit und Wahrheit suchten, vom Erlöser entfernt, weil grade diejenigen, die sich auf ihn bezogen haben, den Herrn unvollkommen vertreten hatten. Und es wird von den Pflichten auf sozialem, politischem und internationalem Gebiete gesprochen. Inbezug auf das soziale und wirtschaftliche Gebiet heißt es: „Die Seele, das Wertvollste, darf nicht als Maschine betrachtet werden, das wirtschaftliche Regime darf sich nicht ausschließlich auf das Trachten nach persönlichem Vorteil einstellen, sondern muß sich auf die Berücksichtigung des allgemeinen Interesses gründen.“

Der von religiösen Ideen ausgehende Sozialpolitiker läuft Gefahr, je nach dem Standpunkte des Urteilers gelobt oder getadelt zu werden. Der Wahrheit gemäß ist gleichwohl festzustellen, daß die christliche Sittenlehre überaus wertvolle Anhaltspunkte sowohl für eine ernste Sozialreform, als auch für den sozialen Solidarismus, also für die Milderung der Klassengegensätze, bietet. Die Vertreter dieser Weltanschauung haben in vielen Ländern ersprießliche Arbeiten auf diesen Gebieten geleistet (Bischof Ketteler, Adolf Wagner, Freiherr v. Vogelsang, die Kardinäle Lavigerie, Manning und Vaugham, Decurtius, Graf de Mun u. a.). Erschwert wird ein unbefangenes Urteil über diese Frage dadurch, daß die politischen Vertreter dieser Weltanschauung in einzelnen Ländern mehr auf Seite der sog. herrschenden Klassen standen und für kirchlich-religiöse Angelegenheiten eine gewisse Sonderstellung im Staate angestrebt haben. Insofern aber diese Weltanschauung im wahrhaft sozialen Sinne aufgefaßt und gewertet wird, ist sie ein wichtiges Glied in der Kette jener immerhin noch spärlichen Mittel, die zu einer Verbesserung der Verhältnisse führen können. Weil die Kirche in England sich besonders dieser sozialen Forderung widmet und von der Politik fern-

bleibt, erfreut sie sich einer unerschütterten Stellung im öffentlichen Leben, und man führt zum Teil darauf auch die realpolitische Haltung des größten Teiles der Gewerkschaftsmitglieder zurück.

Indes darf man die Wirkung religiös-sittlicher Anschauungen und Gebote auf das wirtschaftliche Handeln nicht zu hoch einschätzen; alle Versuche in dieser Richtung sind bisher ohne großen Erfolg geblieben. Es kam lediglich zu schwachen Schranken gegenüber der im wirtschaftlichen Leben stark ausgeprägten Selbstsucht, so z. B. zu den auch gesetzlich festgelegten Vorschriften über Treu und Glauben im Geschäftsverkehre u. ä. Religiös-sittliche Anschauungen und Normen können aber, im Gegensatze zu wirtschaftlichen Fragen, auf gesellschaftliche Fragen doch stark einwirken, weil es sich hier um Werturteile handelt. Allerdings sind die Klassengegensätze stark wirtschaftlich orientiert. Man mißt das eigne Einkommen an dem andrer und empfindet die größere oder geringere Abhängigkeit von andern bei der Erlangung des Einkommens. Wennauch Religion und Sittlichkeit bisher auf gesellschaftlichem Gebiete nicht zur entsprechenden Wirkung gelangten, so ist daran nicht die sachliche Unmöglichkeit schuld, sondern der Umstand, daß die Vertreter der religiös-sittlichen Weltanschauung sich zu wenig Mühe gaben, ihre Überzeugungen auch sozial auszuwerten, vielleicht auch der Umstand, daß die religiös-sittlich Gerichteten persönlich leider glaubten, daß sie wenig Wirkung auf das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben nehmen können, da dies in der Vergangenheit nicht gelungen ist. Darin liegt aber ein großer Fehler. Es ist eine Aufgabe der religiös-sittlich gerichteten Kreise, unmittelbar auf gesellschaftliche Fragen einzuwirken durch das Beispiel der eignen Lebensführung, durch Wort und Schrift und durch jede öffentliche Betätigung. Sie müssen sich bemühen, eine sozial versöhnliche Haltung der einen Klasse gegenüber der andern zu fördern und radikal-einseitige Interessenvertretungen der einen Gruppe gegenüber der andern möglichst zurückzudrängen.

Die religiös-sittliche Einstellung zu den Fragen gesellschaftspolitischer Natur muß auch zur richtigen Einschätzung der wirtschaftlichen und sozialen Gegner führen, denn wahre Religion und Ethik ist untrennbar verbunden mit Toleranz, mit Duldung anders gesinnter und anders gerichteter Kreise.

Bezeichnend ist, daß in den letzten Jahren, die eine furchtbare Erschütterung der Gemüter und der Volkswirtschaften brachten, eine Wiederbelebung religiös-sittlicher Gedankengänge wahrzunehmen ist.

Vielleicht kann man diese Erscheinung auch darauf zurückführen, daß die Menschen, trotz der gewaltigen technischen Fortschritte, in moralischer und sozialer Hinsicht keinen besseren Zustand erfuhren, daß also hier eine Enttäuschung wahrzunehmen ist. Auch kommt in Betracht, daß der durch lange Zeit herrschende Materialismus und Naturalismus auf die Dauer nicht befriedigen konnte, wodurch wieder das Streben nach idealen Zielen erweckt wurde. Zahlreich sind die Bildungen neuer Vereinigungen auf ethischer und religiöser Grundlage. Man interessiert sich für indische Weltweisheit und predigt ein Tatchristentum [1]). Seit 2000 Jahren gingen viele Staaten zugrunde und viele neue Staaten entstanden, viele Fortschritte wurden gemacht in der Beherrschung und Nutzung der Naturkräfte, aber auch grausame Kriege verzeichnet die Geschichte, in mißbräuchlicher Anwendung des christlichen Namens! Viele große Philosophen belehrten die Welt über den Zweck des menschlichen Daseins — aber es wurde im Grunde keine bessere Fassung der Sittenlehre für die Gesinnung und das Verhalten der Menschen zueinander gefunden, als die des Evangeliums über den barmherzigen Samariter.

2. Zur Milderung der Klassengegensätze trägt die gesellschaftliche Gleichstellung der Angehörigen aller Berufsgruppen auch außerhalb der Betriebe bei. Diese Gleichstellung ist besonders in dem klassischen Lande der Demokratie, in der nordamerikanischen Union, in hohem Maße durchgeführt, während sie in den älteren Staaten Europas zum Teil noch fehlt. Durch eine solche Gleichstellung, die auch durch eine rechtliche und politische Gleichstellung charakterisiert sein muß, werden die Anschauungen über das Verhältnis der Klassen zueinander auf das günstigste beeinflußt. In der Arbeiterklasse wird dadurch das leicht erweckbare Bewußtsein, im Staate und in der Gesellschaft ein minderwertiges Element zu sein, beseitigt und hiedurch auch eine versöhnlichere und friedlichere Stimmung gegenüber der Unternehmerschaft erzeugt, ganz abgesehen davon, wie die Verhältnisse in den Betrieben sich gestalten, wovon bei der Behandlung der betriebspolitischen Fragen die Rede sein soll.

Unter den wenigen Männern, welche sich mit dem Problem der Milderung der Klassengegensätze befaßten, ragt besonders hervor der namhafte Techniker Dr. Karl von Bach (Technische Hochschule Stuttgart), der in seiner Schrift: Milderung der Klassengegensätze

---

[1]) Vgl. Ellwood, Zur Erneuerung der Religion; deutsch bei Kohlhammer in Stuttgart, 1924.



(Stuttgart 1919) besondern Wert auf jene Methoden legt, die sich auf die soziale Gleichberechtigung aller Kreise beziehen. Trotz aller Maßnahmen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete (Schutzgesetze, soziale Gerichtsbarkeit, politische Gleichberechtigung u. ä.) sei die Unzufriedenheit in breiten Schichten weit größer geworden als vor Jahrzehnten. Dies, weil man sich noch viel zu wenig mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, daß eine Milderung der Klassengegensätze auf dem rein menschlichen Gebiete anzustreben ist, daß hier eine allgemeine Kulturaufgabe vorliegt. Die führenden Oberschichten des Volkes haben die Fühlung mit den andern Schichten verloren; hier zeigt sich der Weg, der einzuschlagen ist. Von hohem Werte ist der Vorschlag Bachs, das der Schulausbildung eigentümliche Berechtigungswesen abzuändern, das dermalen stark auf die Verschärfung der Klassengegensätze einwirkt. Er wendet sich nicht gegen strenge Prüfungen, wohl aber dagegen, daß zu strenge und klassentrennend wirkende Vorschriften über die Zulassung zu den Prüfungen bestehen. Dies schaffe künstliche Hindernisse und hemme den Aufstieg. Wo und wie jemand sich das Wissen erworben habe, sei für die Prüfung gleichgültig. Ein befähigter Mensch, den man durch künstliche Hindernisse am Aufstieg hindert, werde unzufrieden, gehe für das Staatsbürgertum verloren und würde leicht ein Apostel der Unzufriedenheit, während er, wenn ihm Gelegenheit zum Emporarbeiten geboten wird, sich zu einem wertvollen Erzieher des Volkes entwickeln kann. Es handelt sich hiebei oft um Menschen, die frühzeitig unter den Druck weitgehender Verantwortung gestellt wurden und deshalb hinsichtlich der Charaktereigenschaften höheren Anforderungen gewachsen sind sowie ein höheres Maß geistiger Reife besitzen. Bach veranlaßte 1913 durch den Goethe-Bund eine Preisausschreibung über die Frage: „Was hat zur Milderung der Klassengegensätze zu geschehen?“ — Dieses Unternehmen wurde jedoch durch den Ausbruch des Krieges in den Hintergrund gedrängt.

3. Auch sollten mehr als bisher kontradiktorische Aussprachen von Fachleuten verschiedener Gruppen stattfinden, wie das in England geschieht. Dies sollte aber im engeren Kreise geschehen, weil sonst die Versuchung zu groß wird, „zum Fenster hinaus“ zu sprechen. Wenn von der einen oder der andern Seite kontradiktorische Aussprachen vorgeschlagen werden, so erweckt das häufig ein mitleidvolles Lächeln, und man wirft ein, daß solche Aussprachen kaum Erfolg hätten. Doch ist jeder solche Vorschlag eines ernsten Versuches wert. Denn die Protagonisten beider Gruppen reden bisher in ihren

Kreisen und lediglich für ihre Kreise, überspitzen daher ihre eignen Gründe und glauben, die Gründe der Gegenseite restlos widerlegt zu haben. Und wenn die eine Gruppe die Einladung zu einer kontradiktorischen Aussprache ablehnt, weil solche Aussprachen zu keinem Ergebnisse führen können, so erweckt dies bei der Gegenseite leicht den Eindruck, als ob die ablehnende Gruppe ihrer Sache nicht sicher sei; diese fügt sich somit selbst einen moralisch-politischen Schaden zu, der gewiß viel größer ist, als wenn man die Einladung zur Aussprache angenommen hätte, selbst wenn diese vorerst zu keinem greifbaren Ergebnisse führt. Man hätte eben den guten Willen gezeigt, man wäre einer mannhaften Entschließung fähig gewesen und wäre einer möglichen Verständigung mit dem Gegner nicht ausgewichen. Weniger empfehlenswert sind die manchmal unternommenen Versuche, einen einzigen Vertreter der einen Richtung zu einer Diskussion in einer größeren Versammlung von Anhängern der andern Richtung einzuladen. Dagegen empfiehlt es sich, paritätisch zusammengesetzte, kleine und ausgewählte Vertretungen zu Aussprachen zusammenzubringen.

In derartigen kontradiktorischen Aussprachen könnten viele wichtige und umstrittene Fragen der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik zur Erörterung gelangen. Adolf Weber (Handwörterbuch für Staatswissenschaften, 4. Auflage, Artikel „Arbeitskämpfe") stellt folgenden Satz auf: „Wir werden je länger je mehr unsre ökonomische Basis zerstören, wenn wir mißmutig die Verschiedenartigkeit der Interessen bei der Verteilung des Ertrages betonen und dabei die Gemeinsamkeit der Interessen beim Schaffen dieses Ertrages vergessen." Diese Frage ist ein gutes Diskussionsthema; ebenso ein weiteres Axiom: Der Lohn habe sich nach einem errechneten Lebensstandard zu richten (Zaring, Gewerkschaftliche Probleme, 1921), sowie der gegenteilige Satz: Für die Lohnhöhe könne auf die Dauer nur die Produktivität der Arbeiter maßgebend sein. Eine ähnliche Kontroverse finden wir auf dem Parteitag der sozialdemokratischen Partei der Schweiz (Herbst 1925), vorgetragen von Nationalrat Grimm. Er sagt: Die Unternehmer gehen darauf aus, die Lebenshaltung der Arbeiterklasse herabzudrücken; demgegenüber sei der gewerkschaftliche Grundsatz: Die Arbeiter müssen ein ausreichendes Einkommen besitzen, um ihre Arbeitskräfte und Fähigkeiten zu entwickeln. Denn nur körperlich und geistig hochstehende Arbeiter werden Qualitätsarbeit leisten, die wieder die Voraussetzung des Gedeihens der Ausfuhr sei. Wenn daher Unternehmer jene egoistische Wirtschaftsauf-

fassung des Lohnverhältnisses hätten, wäre dies gegen ihr eignes Interesse gerichtet. Eine weitere Kontroverse bezieht sich wohl auf eines der schwierigsten wirtschafts- und gesellschaftswissenschaftlichen Probleme: auf die richtige Einstellung des Einzelnen zur Gesamtheit, auf den Gegensatz zwischen den Vertretern des Individualismus und den Vertretern des Kollektivismus, mithin auf die Staats- und Gesellschaftsomnipotenz verschiedener Schattierungen. In diesem Zusammenhange sei auf das Kernproblem jedes Sozialismus hingewiesen: ob eine für alle Volksgenossen tatsächlich vorteilhaftere Wirtschaft (Erzeugung, Verteilung und Verbrauch von Gütern) ohne gesellschaftliche Differenzierung möglich sei? Ferner, ob, wenn diese Differenzierung — durch Gewalt oder Gesetz — beseitigt würde, sich nicht alsbald neue Differenzierungen bilden müßten. Einseitig zugespitzte Thesen könnten auf ihren richtigen Kern zurückgeführt werden. Ähnlich wie man seinerzeit lehrte, daß ein Land nicht gewinnen könne, ohne daß ein andres verliere (Galiani, Verri u. a.), hört man auch jetzt inbezug auf den sozialen Gegensatz sehr oft die Meinung, daß die eine Klasse nur auf Kosten der andern gewinnen könne.

Eine unerläßliche Voraussetzung des Gelingens kontradiktorischer Aussprachen ist der gute Wille, auch dem Gegner ehrliche Überzeugung zuzumuten, ferner das Bestreben, grundsätzlich die Schuld an einem persönlichen Mißgeschick nicht andern Personen oder bestimmten Einrichtungen zuzuschreiben und sich selbst für möglichst schuldlos zu halten. Gewiß gab und gibt es gegenseitige Schadenszufügungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, und das soziale Unrecht kann nicht geleugnet werden. Wirtschaftliche oder soziale Notlage ist aber nicht immer ausschließlich oder hauptsächlich Schuld andrer Kreise, sondern oft auf mangelnde Bildung, mangelnden Fleiß und auf zu geringe berufliche Tüchtigkeit der Betreffenden selbst zurückzuführen.

4a. Von besondrer Wichtigkeit ist die Stellung und Behandlung der Arbeitnehmer im Betriebe selbst. Auf diesem Gebiete müssen die Verhältnisse in der nordamerikanischen Union in mancher Hinsicht vorbildlich genannt werden. Viele Volkswirte stellen Einrichtungen in den dortigen Betrieben dar, welche geeignet sind, klassenversöhnend zu wirken. Auch Werner Sombart hat darauf in seinem Buche „Warum kennt Amerika keinen Sozialismus?“ (1922) hingewiesen. Hier einige besonders charakteristische Züge der amerikanischen Betriebsverfassung. Dem Arbeiter, auch dem einfachsten,

ist die Möglichkeit geboten, Verbesserungen im Betriebe, an Maschinen oder Werkzeugen oder im Verfahren, der Betriebsleitung anzugeben und dadurch, wenn die Erfindung oder Verbesserung praktischen Wert hat, leicht und rasch in qualifizierte Stellungen emporzurücken. Viele der größeren Unternehmungen kennen weit ausgebreitete Wohlfahrtseinrichtungen innerhalb der Betriebe, so daß Angestellte und Arbeiter sich in den Arbeitspausen im Betriebe wie zu Hause fühlen. Die verhältnismäßig hohen Löhne[1]) ermöglichen sogar den vom europäischen Standpunkte aus auffallenden Mangel an sozialen Versicherungseinrichtungen dadurch zu ersetzen, daß die Arbeitnehmer sich privat versichern. Die weit gediehene Arbeitsteilung und Rationalisierung des Betriebes bringen es mit sich, daß zwar, was neuerdings auch Artur Feiler (in seinem Buche „Amerika-Europa", 1926) bestätigt, eine größere Intensivierung der Arbeitstätigkeit, größere Aufmerksamkeit, eine größere Pünktlichkeit und ein genaues Einhalten der durch den mechanischen Arbeitsprozeß vorgeschriebenen Zeit eintritt, anderseits die Tätigkeit des Arbeiters sich insofern gebessert hat, als er mehr die Funktion der Arbeitsmaschine zu beaufsichtigen als unmittelbare körperliche Arbeit zu leisten hat. Weiters ist hervorzuheben, daß in Amerika, ähnlich wie in England, eine Kontrolle der Arbeitsleistung geübt wird (vgl. Engineering, Nr. 1391), aber nicht etwa im einseitigen lohnpolitischen Interesse des Unternehmers, sondern mehr im wirtschaftlichen Interesse des Arbeiters: Es werden die Arbeiter nach ihren Leistungen prämiert; und im Falle es notwendig ist, die Zahl der Arbeiter zu vermindern, werden zunächst die schlechtest qualifizierten gekündigt; wenn wieder eine bessere Konjunktur eintritt, werden zunächst die bestqualifizierten unter den gekündigten Arbeitern wieder eingestellt. Diese Maßregel wirkt nicht bloß mildernd auf die Arbeitslosigkeit, sondern hat auch die Arbeitsleistung sehr erhöht, in manchen Betrieben bis zu 50 v. H. Dies ist nicht bloß ein Vorteil für den einzelnen Betrieb, sondern für die gesamte Wirtschaft, hat großen Wert für das Schicksal des Arbeiters und übt eine günstige Wirkung auch auf seine Psyche.

Die Beispiele vernünftiger sozial wertvoller Betriebseinrichtungen könnten noch sehr vermehrt werden. (Vgl. E. Schwiedland „Soziale

---

[1]) Das Internationale Arbeitsamt berechnet auf den 1. Oktober 1925 die Meßziffer der Reallöhne (Lebenskosten) — den englischen Reallohn mit 100 angesetzt — wie folgt: Philadelphia 189, Berlin 67, Lodz (Polen) 63, Brüssel 58, Prag 55, Wien 52, Mailand 50 usf.



Technik im Großgewerbe", Preußische Jahrbücher 1922, S. 64fg.) Wir beschränken uns darauf, nochmals auf den Geist aufmerksam zu machen, der aus diesen Einrichtungen hervorgeht. Die radikalen Strömungen, welche gegenwärtig die meisten Staaten Europas, wennauch in verschiedener Stärke, durchfluten, haben ihren Weg auch in die Neue Welt genommen, aber dort lange nicht jenen günstigen Nährboden gefunden wie in Europa. Es ist Tatsache, daß in Amerika verhältnismäßig höhere Löhne als in Europa gezahlt werden können, weil die Betriebseinrichtungen und das Verfahren trotzdem keine den Absatz gefährdende Verteuerung der Produkte bewirken. Es ist ja auch in den europäischen Industrieunternehmungen so, daß steigende oder hohe Löhne die Betriebsinhaber zur möglichsten Intensivierung und technisch besten Ausstattung der Betriebe zwingen. Auch ist das politisch-soziale Denken der Amerikaner anders geartet als im kontinentalen Europa. Das allgemein ausgeprägte demokratische und Freiheitsbewußtsein macht eine politische Bekämpfung von konservativen Tendenzen nicht so notwendig wie anderswo. Der Arbeiter fühlt sich als freier, gleichberechtigter Mensch. Der sog. „Herrenstandpunkt" der Unternehmer wird zumindest nicht nach außen hin, nicht durch Worte vertreten, welche den Arbeiter verletzen. Diesen Worten folgt allerdings nicht immer auch die Tat. Es fehlt vielfach an Schutzeinrichtungen in den Betrieben und von dem Mangel der sozialen Versicherung wurde bereits gesprochen. Die Regierung hat gegenüber der Arbeiterschaft und ihren Führern zumeist eine verständnisvolle Politik eingeschlagen. Zwar bestehen strenge Normen gegen mutwillige Streiks, namentlich in lebenswichtigen Betrieben, und ein solcher Streik wird als eine Verfehlung gegen das Gemeinwohl (nach der Conspiracy-Act) verfolgt. So mußte z. B. die Bergarbeiter-Gewerkschaft 1919 ihren Streik infolge eines gerichtlich ausgesprochenen Verbotes beenden. Die soziale Auffassung in Unternehmerkreisen ist dennoch im ganzen verständnisvoll. Viele und große capitains of industry sind ja aus der Arbeiterschaft hervorgegangen. Erfolgreiche Unternehmer erkennen ihre sozialen Pflichten, und wohl nirgends werden so viele und große „soziale Stiftungen" errichtet wie in den Vereinigten Staaten, eine Tätigkeit, die zweifellos klassenversöhnend wirkt. Die Unternehmer legen großen Wert auf eine friedliche Einigung mit den Arbeitern. Auch in den mächtigsten Industrien, wie in der Eisen- und Stahlindustrie, sind die Gewerkschaften längst als verhandlungsfähig anerkannt. In großen Betrieben sind Arbeiter- und Angestelltenausschüsse auf Grund freier Vereinbarungen eingerichtet.

Auch die Gewinnbeteiligung, und zwar in der neueren Form einer Aktienbeteiligung, ist in den großen Unternehmungen der nordamerikanischen Union verhältnismäßig stark verbreitet, worüber später berichtet werden soll.

Wir führen schließlich einige beachtenswerte Gedanken an, welche ein großer amerikanischer Unternehmer Frank Vanderlip in seinem Nachkriegsbuche „Was in Europa geschehen ist" (München 1921) mitteilt. Unter den Arbeitern soll Zufriedenheit und Freiheit herrschen. Zufriedenheit bedeutet aber einen größeren Anteil am Ertrage der Industrie, Freiheit eine weniger untergeordnete Stellung im Betriebe und eine günstigere soziale Lage. Infolge des Krieges ist das Bewußtsein des eigenen Wertes in der Arbeiterschaft gesteigert worden. Die Faktoren, auf denen die Zufriedenheit beruht, sind: Sicherheit der Anstellung; Mitbestimmungsrecht bei den Bedingungen der Anstellung; Beteiligung am Gewinne; gerechte Arbeitszeit; Verhütung des Schiebertums; günstige Wohnverhältnisse; wirtschaftliche Einsicht; Möglichkeit des Aufstieges. Ein günstiges Zusammenarbeiten beruht auf: Ausschaltung des Mißtrauens; Schaffung eines Vertrauensverhältnisses zwischen Arbeiter und Unternehmer; Anerkennung gemeinsamer Interessen; -Einrichtungen zur Erleichterung der Zusammenarbeit. Die Arbeitsmethoden müssen ständig modernisiert werden. Die Arbeiterschaft soll auf die gewollte Beschränkung der Leistung pro Mann verzichten. Die Beschäftigten sollen als intelligente Teilnehmer an der Unternehmung behandelt und zu solchen erzogen werden. Vanderlip tritt auch mit voller Überzeugung für die Gewinn- und Kapitalsbeteiligung ein[1]).

b) So wenig das politische und wirtschaftlich-soziale System Sowjet-Rußlands bisher in andern Staaten Fuß fassen konnte (ein System, von dem so mancher in Mittel- und Westeuropa, in Amerika und Asien die endliche Erlösung aus irdischen Nöten erhoffte) und so erfolglos der Sozialisierungsgedanke geblieben ist, der Rätegedanke setzte sich doch durch. Auch hier bewährte sich die suggestive Kraft eines Wortes. Die nach dem Umsturze in Deutschland, Österreich usw. autonom gebildeten „Soldaten-, Arbeiter- und Bauernräte" mit angemaßter staatlicher Verwaltungsautorität verschwanden zwar, aber Gesetze haben, bezeichnenderweise zuerst 1919 in Österreich, dem wirtschaftlich schwächsten Lande, dann 1920/21 in Deutschland und

[1]) Gegenüber diesen Darstellungen sei auf die von Cornelissen in der vorangehenden Abhandlung S. 78ff. verwiesen. (Der Herausgeber.)



1922 in der Tschechoslowakei zur Einführung von Betriebsräten geführt. Neuerdings wurde auch von der sozialdemokratischen Regierung Dänemarks ein solcher Gesetzentwurf ausgearbeitet. Diese Gesetze sind im Grunde nur die Verankerung des Systems der Vertrauensmänner im Betriebe; sie sollten die „demokratische Betriebskontrolle“, eine „konstitutionelle Fabrik“ verwirklichen. Von sozialdemokratischen Politikern waren sie allerdings nur als Mittel gedacht, „zur allmählichen Überführung des Privatbesitzes an Produktionsmitteln in das Gemeineigentum“ (der österreichische Abg. Dr. Ellenbogen im Finanz- und Budgetausschuß, Dezember 1921). Sie bedeuten materiell tatsächlich eine Schmälerung des Eigentumsrechtes des Betriebsinhabers, d. h. seines freien Verfügungsrechtes. Die Betriebsräte haben in wichtigen Fragen des Betriebes ein Mitberatungs- und Mitbestimmungsrecht, ihnen müssen die Bilanzen vorgelegt werden und sie haben Sitz und Stimme in den Verwaltungsräten bzw. Aufsichtsräten der Aktiengesellschaften. Sie beraten mit in Fragen der Führung und Einrichtung des Betriebes.

Der erste Kongreß der Betriebsräte der Metallarbeiter in Leipzig (Dezember 1921) forderte eine starke Erweiterung der Kompetenz der Betriebsräte, volle Einsicht in alle Betriebsaufzeichnungen, Aufhebung der Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse, Pflicht aller Beamten zur Aussage vor den Betriebsräten, überhaupt volles Mitbestimmungsrecht „zum Wohle der schaffenden Gemeinschaft gegen den egoistisch-profitsüchtigen Einzelwillen“, also Herrschaft der Betriebsräte im und über den Betrieb. Dagegen muß man wohl fragen, ob die Betriebsräte zu dieser Herrschaft, auch wenn sie fachlich, technisch und kommerziell noch so sehr ausgebildet würden, fähig wären, und ob sie irgendeine Haftung für die von ihnen gesetzten Herrschaftsakte übernehmen wollten und könnten. Eine vielköpfige Betriebsleitung verschieden Interessierter würde höchstwahrscheinlich den Betriebserfolg rasch herabmindern, ja überhaupt vernichten, sehr zum Schaden der Arbeiter, die dann überhaupt keine Beschäftigung mehr hätten.

Über die bisherigen Wirkungen der Betriebsrätegesetze ist verhältnismäßig wenig zu sagen, da sie ja erst kurze Zeit in Wirksamkeit sind. Die Urteile über sie sind jedenfalls verschieden. Die Arbeitgeber lehnen diese Gesetze vielfach ab, weil sie eine unerträgliche Komplikation der Betriebsleitung, die einheitlich und rasch entschlossen vorgehen muß, verursachen. Andre Unternehmer haben sich mit dem Gesetze abgefunden, weil sie zu einem leidlichen Verhältnisse im Betriebe gelangt sind.

Heinrich Brandt (Kommentar zum Betriebsrätegesetz, Berlin 1921) hebt als Hauptfehler dieser Gesetze hervor, daß sie den Betriebsräten zwei grundverschiedne Aufgaben zuweisen: sie sollen den Unternehmer in seiner Machtsphäre einschränken und den Arbeitern ein Mitbestimmungsrecht in der Betriebsleitung gewähren — zugleich aber eine reine Arbeitnehmervertretung sein. Die Mandatsträger sollen also ausgesprochene Klassenvertreter und doch auch Mitarbeiter der Gegenseite sein. Brandt befürchtet infolgedessen eher trennende als einigende Wirkungen, und daß die Betriebsräte versuchen werden, die Herrschaft im Betriebe an sich zu reißen. Dauernde Beunruhigung der Arbeiterschaft und des ganzen Betriebes würde die Folge sein. Durch viele Besprechungen und Sitzungen, zum Teil auch während der Betriebszeit, würde die Produktions- und Ertragsfähigkeit des Betriebes herabgemindert werden, sehr zum Schaden der Volkswirtschaft.

Man braucht nicht unbedingt dieser pessimistischen Anschauung sein. Brandt selbst hofft, daß seine Befürchtungen übertrieben seien, und daß die Praxis mit weniger Reibungen zu kämpfen haben werde. Wir teilen diese günstige Meinung und glauben, daß wirtschaftliches Verständnis und Takt auf beiden Seiten zum Einleben dieser neuen Gesetze beitragen. Allerdings bedeuten sie Verfassungsmäßigkeit, an Stelle des Absolutismus, in den Betrieben, eine Entwicklung, die kaum mehr aufzuhalten ist und daher, wie noch auszuführen ist, dadurch eine wertvolle Ergänzung erfahren könnte, daß man die Kapitals- und Gewinnbeteiligung der Arbeiter mehr als bisher ins Auge faßte. Ernst Francke empfahl im Reichswirtschaftsrate (6. Juni 1921) die Einführung des Betriebsrätegesetzes und die Vertretung der Arbeiter im Aufsichtsrate. Es sei besser, selbst ein Recht anzuerkennen, als es sich abringen zu lassen. Man müsse Vertrauen haben in dieser schweren Zeit, Vertrauen und Gleichberechtigung gewähren.

Schwierig war und ist zum Teil noch das Verhältnis der Betriebsräte zu den alten Gewerkschaften. Es zeigt sich leider beiderseits öfter ein Wettrennen inbezug auf soziale Errungenschaften, was nicht im Interesse der Betriebe und der Volkswirtschaft liegt. Doch findet immerhin auch hier ein Ausbalancieren der gegenseitigen Interessen statt.

Ungünstig urteilen sonst einsichtsvolle Führer der Arbeiter vom parteipolitischen Standpunkte über das Ergebnis dieser Gesetzgebung, so der Österreicher Dr. Ellenbogen, der (a. a. O.) sagte, daß die Unternehmer sich bemühten, einen Keil zwischen die Gewerkschaften

und die Betriebsräte zu treiben (was zweifellos unrichtig ist), und bedauerte, daß mancher Betriebsrat „konservativ“ werde; denn je mehr er die Grenzen der Leistungsfähigkeit des Betriebes erkennt, um so mehr werde er mit den Interessen „seines“ Betriebes verwachsen; die auf das Ganze gerichtete, allein sozialistische Anschauung gehe dadurch verloren; daher müßten die Gewerkschaften wie gegen die „Genossenschaftssimpler“ auch gegen „Betriebsrätesimpler“ arbeiten; konservativ gerichtete Betriebsräte treten jeweils für die friedliche Austragung der Klassengegensätze und für die ungestörte Aufrechterhaltung des Betriebes ein. Solche rein politisch orientierte Urteile, die leider stark destruktive Tendenzen bekunden, sind äußerst bedauerlich. Die Betriebsräte sollten nicht vergessen, daß sie kraft Gesetzes offizielle Organe des Betriebes wurden, daß sie daher nunmehr für die Erhaltung und Entwicklung des Betriebes ebenso verantwortlich sind wie der Betriebsinhaber, und daß sie diese Verantwortung im wohlverstandenen Interesse ihrer Auftraggeber oder Wähler ausüben.

c) In einzelnen Ländern hat eine sozialwirtschaftlich interessante Einrichtung größere Verbreitung gefunden, die, richtig aufgefaßt und durchgeführt, geeignet wäre, zur Milderung der Klassengegensätze beizutragen. Dies ist der Ausbau der altbekannten Gewinnbeteiligung der Arbeiter zu einer modernen Kapitals- und Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Angestellten im Unternehmen. Man darf hierbei nicht an die ältere Gewinnbeteiligung denken. Sie war gewiß gut gemeint, ist aber nicht mehr zeitgemäß. Sie stellte sich als eine Art freiwilliger Fürsorge oder als eine Sparpolitik dar. In Frankreich[1]), England, namentlich in den Vereinigten Staaten von Amerika gelangte sie zu einiger Bedeutung.

Dagegen hat sich in den letzten Jahrzehnten, sowohl in den genannten Ländern, wie in Deutschland, die Kapitals- und Gewinnbeteiligung in der Form sog. Arbeiteraktien herausgebildet. Nach einem Berichte des Board of Labour ist zu ersehen, daß in Großbritannien 1924 in 225 Betrieben mit 340 000 Arbeitnehmern diese *co-partnership* eingeführt war, und zwar in sehr verschiedenartigen Berufsgruppen. In etwa 50 Fällen mußten Aktien am Unternehmen erworben werden, um die Gewinnbeteiligung zu erlangen. Nach dem großen Streik im Kohlenbergbau in 1920 kam ein

---

[1]) Vgl. das „Bulletin“ der Société pour l'Étude de la Participation du Personnel dans les Bénéfices, Paris, 20 rue Bergère, 1925.

Friedensschluß zustande, demzufolge die Löhne zwar herabgesetzt wurden, die Regierung aber zur Erzielung dieser Löhne gewisse Zuschüsse zu geben hatte; vom Rohertrage sollten zuerst die Normallöhne und andre Unkosten bestritten werden, vom Reste die Arbeiter 17 v. H. Lohnzuschuß erhalten und der dann verbleibende Rest zwischen Angestellten und Arbeitern im Verhältnis von 17 zu 83 verteilt werden. Paritätische Bezirkslohnämter mit einer zweiten Instanz hatten Streitfälle zu entscheiden. In den Ver. Staaten zählen die größten Betriebe 30, 40 und mehr v. H. ihrer Arbeitnehmer zu ihren Aktionären. Frankreich kennt eine, allerdings nur fakultative Regelung der Kapitals- und Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Mit Gesetz vom 26. April 1917 wurde verfügt, daß Aktiengesellschaften eine solche Gewinnbeteiligung, und zwar in Verbindung mit der Arbeiteraktien einführen können. In der Begründung des Gesetzes Ausgabe von heißt es, daß die Arbeiter ein ebenso notwendiger Produktionsfaktor seien wie das Kapital, und daher auch formell Anteil am Ertrage des Unternehmens erhalten sollen. Die Arbeiteraktionäre werden in eine Assoziation vereinigt; die Anteile lauten auf Namen, sind unübertragbar und unveräußerlich und werden der Arbeiterschaft unentgeltlich ausgefolgt. Darin liegt ein sozialpsychologischer Fehler. Der Arbeiter sollte die Aktie auch selbst kaufen können und sich nicht als Beschenkter fühlen, ferner über die Aktie frei verfügen können. Die Arbeiteraktionäre entsenden im übrigen Vertreter in den Verwaltungsrat der Gesellschaft. Ein Fehler des Gesetzes ist es, daß die Arbeiteraktien am Gewinne erst Anteil haben, nachdem die Kapitalsaktien eine bestimmte Verzinsung erhielten; man sollte m. E. alle Aktien durchaus gleich behandeln. Bisher sind etwa 100 Aktiengesellschaften auf Grund dieses Gesetzes vorgegangen. Ein weiteres Gesetz vom Jahre 1921 regelte die Einführung der Arbeiteraktien bei den großen Eisenbahngesellschaften. In Deutschland sind einzelne Fälle von freiwilliger Gewinn- und auch von Kapitalsbeteiligung der Arbeiter an größeren Unternehmungen bekannt geworden. Hier sei zunächst die — allerdings singuläre — Carl-Zeiß-Stiftung in Jena erwähnt, dann die bei einzelnen Brauereien sowie bei der A. Krupp A. G. in Essen Ende 1921 eingeführte Kapitalsbeteiligung. (Vgl. „Krupp-Mitteilungen“ vom 24. Dezember 1921.) Bei Krupp erhielten Angestellte und Arbeiter (im Gegensatze zum französischen Gesetze) Vorzugsaktien mit einer Vorzugsdividende von 6 v. H. Wird diese Dividende in einem Jahre nicht erreicht, so findet Nachzahlung in einem folgenden Jahre statt. Auch der Begebungskurs dieser Aktien ist günstig (110 v. H.). Da die bisherigen (Kapitals-) Aktien im Familienbesitze blieben, sollten

auch die Arbeiteraktien nicht auf den Markt kommen, eine Beschränkung, die in diesem Falle berechtigt sein mag, jedoch nicht allgemein zu empfehlen wäre [1]). Da inzwischen in Deutschland, wie in Österreich und in der Tschechoslowakei auch ein Gesetz über die Betriebsräte geschaffen wurde, haben selbstverständlich die Arbeiteraktionäre dort schon aus diesem Titel eine Vertretung im Verwaltungsrate.

In der volkswirtschaftlichen Literatur ist das System der Arbeiteraktie fast nicht behandelt worden; die wichtigsten Lehrbücher sprechen nur von der alten Gewinnbeteiligung, die, wie begreiflich, von Männern, wie Philipovich, Schmoller, Gide u. a. nicht allzu günstig beurteilt wurde, Doch erwähnt G. Schmoller (in seinem „Grundriß") schon die Kapitalsbeteiligung der Arbeiter und meint, daß eine solche Gesellschaft leichter zu leiten sei als eine Produktivgenossenschaft, mit der sie eine gewisse Ähnlichkeit habe, wohl aber schwieriger, als Unternehmen, die nur die einfache Gewinnbeteiligung haben. „Denn wo die Arbeiter mit Kapital beteiligt sind, müssen sie auch mitreden können." Auch Gide gedenkt (in seinem „Principes") der Kapitalsbeteiligung und spricht ihr sehr das Wort. Sie hebe die Würde des Arbeiters, steigere die Produktivität der Arbeit, erhöhe die Einnahmen des Arbeiters und verringere die Gefahr der Arbeitslosigkeit; die Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter würden durch sie fester.

In den letzten Jahren wurde grade in Deutschland, und zwar von Vertretern sehr verschiedener wirtschafts- und parteipolitischer Richtungen, die Frage der Kapitalsbeteiligung der Arbeiter eingehend und durchaus zustimmend erörtert. Wir erwähnen hier einen Vorschlag, den Fritz Caledon (Kölnische Zeitung, Oktober 1925) machte, ebenso Georg Bernhard (Vossische Zeitung, 30. Jänner 1921), Dir. Huggenberg, Essen, Dir. Brandi (Handelskammertag Dortmund, Dezember 1920), ferner Hugo Stinnes (Weltwirtschaftszeitung, 3. Dezember 1920), der ausdrücklich sagt, daß das oberste Ziel der Wirtschaftspolitik, bestmögliche Produktion, durch zwangsweise Planwirtschaft oder Sozialisierung nicht zu erreichen sei, wohl aber dadurch, daß die Besitzlosen Teilhaber des Unternehmen, etwa durch Erwerb von Kleinaktien würden; hierdurch würde auch zur Abschwächung der Klassengegensätze beigetragen. Der Nationale Verband der Gewerkschaften sprach sich gegen die Sozialisierung und für die Kapitals- und Gewinnbeteiligung aus (Bericht über seine Tagung in der Frankfurter

---

[1]) Die Einrichtung ist infolge der schweren Wirtschaftskrise bzw. der Ruhrbesetzung wieder aufgelassen worden.

Zeitung vom 3. Dezember 1920). Gegen den Einwand, daß durch den Erwerb der Aktie die Freizügigkeit des Arbeiters gefährdet sei, wurde vorgeschlagen, daß die Beteiligung nicht an einzelnen Unternehmungen, sondern an einer ganzen Betriebsgruppe zu erfolgen hätte, eine wohl zu weitgehende Forderung. Will der Arbeiter aus dem Betriebe austreten, soll ihm das Recht zustehen, die Aktien zu verkaufen, etwa mit einem Vorkaufsrechte der Gesellschaft. Die christlichen Gewerkschaften und die Deutsche Gewerkschaft (Kölnische Zeitung, 10. Jänner 1921) bekennen sich rückhaltlos zum System der Kleinaktie. Dieses System sei auch günstig vom Standpunkte der Kapitalsbildung. Zu verhüten wäre der Ankauf dieser Aktien durch Großaktionäre oder eigentliche Kapitalsaktionäre; die Aktien hätten daher auf Namen zu lauten. Auf der Tagung der deutsch-demokratischen Arbeiterpartei (September 1921; Frankfurter Zeitung, 19. September 1921) trat Abgeordneter Erkelenz sehr warm für die Weiterführung der „Arbeitsgemeinschaft" ein; es sei ein modernes Rechten- und Pflichtenverhältnis zu schaffen; die heutigen Besitzverhältnisse dürfen nicht als unantastbar gelten; die Arbeiter sollten im Betriebe nicht bloß mitreden, sondern auch Miteigentümer werden. Dr. Silverberg (Kölnische Zeitung, 20. November 1920) und Geheimrat Stöhr (Weltwirtschaftszeitung, 17. Jänner 1921) befaßten sich besonders ausführlich mit dem System der Kleinaktie. In allen Gewerben bestehe ein größerer Geldbedarf. Die früheren Kapitalsbesitzer seien vielfach nicht mehr vorhanden oder ihr Besitz sei stark untervalorisiert; dagegen hätten sich die Einkommen aus Arbeit verbreitert; daher sollten diese Kreise mehr als bisher zur Kapitalsbildung und Kapitalsbeteiligung an Unternehmungen herangezogen werden — ein volkswirtschaftlich besonders zu beachtender Grund für die Arbeiteraktien. Die Kleinaktien müßten aber in einer Form geschaffen werden, die eines entschlußfreien Menschen würdig sei und jedweden Charakter als Fürsorge- oder Sparaktion vermeide. Das Handelsgesetz biete die Möglichkeit, Kleinaktien herauszugeben. Darauf hat auch der Deutsche Juristentag (Bamberg, September 1921) hingewiesen, der sich mit der Frage der Kapitalsbeteiligung zu beschäftigen hatte und mit Recht einen gesetzlichen Zwang in dieser Hinsicht ablehnte, da die Beteiligung, wenn wirksam, freiwillig und für verschiedene Betriebszweige verschieden erfolgen soll. Die Kapitalsbeteiligung trage auch zur geistigen und beruflichen Schulung der Arbeiter bei. Silverberg verweist ferner (a. a. O.) mit Recht darauf, dass die Betriebsräte allein nicht genügen, ja unter Umständen für die Unternehmungen schädlich

sein können, wenn die Arbeiter nicht auch durch Kapital an ihnen beteiligt, also genau wie der Unternehmer, materiell an dem Betriebe interessiert sind. Auf diesen Zusammenhang zwischen Betriebsrat und Arbeiteraktie sei besonders hingewiesen. Die Arbeiteraktie dürfe keine Vorzugsaktie sein, dies wäre kreditpolitisch bedenklich. Allerdings könne eine mäßige Verzinsung gesichert werden, um den Anreiz zur Erwerbung solcher Aktien zu verstärken. Die Kapitalsbeteiligung sei auch eine der wenigen Wege, die wieder eine vernünftige Gesinnung und vernünftiges Handeln aller am Betriebe Beteiligten befördere.

Von Einwendungen gegen die Arbeiteraktie seien folgende erwähnt: In „Engineering" Nr. 2844, 1920 wird gesagt, daß der Durchschnittsarbeiter, auch wenn er Werksaktien besitzt, doch nicht am Betriebe Interesse fühle und dorthin gehe, wo er höhere Löhne oder eine bessere Arbeit finde, zumal der höhere Lohn augenblicklich, die Dividende erst viel später zu erhalten sei. Doch ist heutzutage fast in allen Industrieländern und fast in allen Geschäftszweigen durch Kollektivverträge, d. h. durch gleiche Mindest- oder Durchschnittslöhne, dafür gesorgt, daß der Betriebswechsel nicht allzu häufig wünschenswert erscheine; dieser wird auch durch die strenge Politik der Arbeitsnachweise gehemmt. Ein weiterer Einwand ist, daß der Aktienbesitz so hoch sein müßte, daß er ein Gegengewicht gegen Veränderungen in der Technik der Arbeit oder im Einkommen bilden könnte; dies sei aber schon finanziell nicht mögtich. Doch soll ja der Aktienertrag durchaus nicht ein Lohnzuschuß sein. Die Löhne als solche werden sich nach den gleichen wirtschaftlichen Gesetzen erhöhen oder ermäßigen wie bisher. Die Aktie und ihr Ertrag hängen dagegen nicht mit dem Lohne, sondern mit der Güte der Arbeitsleistung und der Betriebsleitung zusammen, sind eine Funktion des Betriebsertrages. Ferner wird eingewendet, daß die durch die Arbeiteraktie angestrebte höhere Arbeitsleistung auch durch Akkordlöhne, Prämien, gleitende Lohnskalen u. a. erreicht werden könnte. Diese Möglichkeit ist jedoch gerade in den letzten Jahren sehr stark zurückgetreten. Eben aus diesem Grunde, um die für die Volksgemeinschaft so wichtige Arbeitsfreude und größere Arbeitsleistungen zu fördern, strebt man die Arbeiteraktie an. Ebenso scheint die Behauptung unstichhaltig zu sein, daß man schwer eine richtige Abstufung zwischen tüchtigen und weniger tüchtigen oder weniger wichtigen Arbeitern machen könne — für diese Differenzierung sind eben die in den Kollektivverträgen entsprechend abgestuften Löhne da. Auch Kapitalsaktionäre erhalten bekanntlich alle gleich hohe Dividenden.

Der Vorsitzende des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes Nationalrat Tschumi warf schließlich (Neue Züricher Zeitung, März 1921) eine Frage auf, die ernste Beachtung verdient: Die Kapitalsbeteiligung läßt sich zwar bei steigender Konjunktur durchführen und erhalten, wie aber steht es bei sinkender Konjunktur oder gar, wenn Verluste eintreten? Erhielten die Arbeiteraktionäre auch dann eine, wenn auch nur Mindestdividende, so könnte dies zur Aufzehrung der Rücklagen oder gar des Betriebskapitals führen. Dieser gewichtige Einwand ist offensichtlich nicht generell zu erledigen. In verschiedenen Fällen wird verschieden vorgegangen werden müssen. Gut fundierte Gesellschaften mit großen Rücklagen werden imstande sein, den Kleinaktionären eine Mindestrente zu gewährleisten; andere werden es für notwendig halten, diesen Aktionären die Gefahr einer Mittragung etwaiger Verluste zuzumuten, welche Verluste im äußersten Falle bis zum Kaufpreis oder Nennbetrage der Aktie gehen. Gewiß soll auch der Arbeiteraktionär bezüglich Gewinn und Verlust mit den andern Aktionären grundsätzlich gleich behandelt werden; nur gewisse mäßige Vorzugsrechte kann man im einzelnen gewähren. Doch darf eine solche Vorzugsbehandlung nie den Anschein erwecken, als ob man das alte Spar- oder Fleißsystem wieder beleben wollte. Der Kleinaktionär muß vielmehr das Bewußtsein haben, daß er dem Unternehmen nun in zweifacher Hinsicht zugehört, als Arbeiter und als Mitunternehmer. Dann wird er ein natürliches und gerechtfertigtes Interesse an dem Gedeihen des Betriebes nehmen, zumal er zugleich mehr Einblick in den Geschäftsgang erhält und zufolge seiner Vertretung in der Betriebsleitung auch übertriebene Anschauungen vom „Gewinn“ des Betriebes richtigstellen kann.

Die politischen Vertreter der Arbeiterschaft lehnen, wie man zunächst nicht anders erwarten konnte, in der Regel die Beteiligung ab. Sie betrachten dieses System mit Mißtrauen, erklärten es als ein „kapitalistisches Einfangen“ der Arbeiter, als eine Gefahr für Sozialismus und Solidaritätsgefühl. Die Arbeiter in gut eingerichten Betrieben würden ein größeres Einkommen erhalten, als in schlechten Betrieben u. a. m. Gewiß stimmt das System der Kapitalsbeteiligung der Arbeiter nicht mit den radikalen Lehrmeinungen der politischen Arbeiterparteien überein. Aber es hat so viele praktische und für die Arbeiterschaft nicht zu leugnende Vorteile, daß es mit Recht in allen großen Staaten nunmehr weitaus mehr Verteidiger als Gegner kennt.

5a. Wertvolle Mittel einer klassenversöhnenden Politik bieten auch Einrichtungen der sozialen Gerichtsbarkeit und der sozialen Verwaltung.

Verwaltungs- und richterliche Beamte müssen in einem klassenversöhnlichen Geiste, im Geiste der Volksgemeinschaft, herangebildet werden, damit sie auch in diesem Geiste ihr Amt verwalten. Denn nichts kann ungünstiger wirken, als der Anschein einer Klassenjustiz oder einer klassenmäßigen Verwaltung. Doch gibt es in allen Staaten Beispiele dafür, daß solche Tendenzen bestanden oder noch bestehen, sei es, daß es in dem einen Falle sich um rechtsgerichtete, in dem andern Falle um linksgerichtete Beamte handelt. Und man hat in manchen Staaten, um das geringe Vertrauen der Arbeiterklasse in die ordentlichen Gerichte zu vermeiden, zu besonderen sozialen Gerichten gegriffen, die in der Form von Gewerbegerichten bzw. von Gewerbe- und Kaufmannsgerichten in der Regel für Einzelstreitigkeiten sozialen Inhalts — oder wie Einigungs- und Schiedsämter für kollektive soziale Streitigkeiten zuständig sind. Der Vorsitzende ist ein gelehrter staatlicher Richter, die Beisitzer sind zu gleichen Teilen aus der Wahl der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer hervorgegangen. Diese Gerichte haben sich im großen und ganzen bewährt, wenn gleich auch hier wieder Einzelfälle einer einseitig gerichteten Judikatur gemeldet werden. Wie Sombart (Die gewerbliche Arbeiterfrage, Göschen 1912) ausführt, nützen die besten Arbeiterschutzgesetze und die kräftigste Gewerkschaftsbewegung dem Arbeiter nichts, wenn er nicht sicher ist, daß er das, was er dem Unternehmer gegenüber zu fordern hat, auch wirklich erhält. Da zum Schutze seines Rechtes die ordentlichen Gerichte nicht ausreichen, weil das Verfahren zu umständlich oder zu teuer oder zu langwierig ist, wurden soziale Gerichte notwendig. In einzelnen Staaten, wie in Australien, ist man bekanntlich noch weiter gegangen und hat Instanzen geschaffen, die einen Einigungs- oder Schiedszwang vorsahen, der sich aber selbst dort, bei ganz anderen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen als in Europa nicht bewährte; der Schiedszwang wurde schon 1913 wieder fallen gelassen.

Einigungsämter, Schlichtungsstellen niederer und höherer Ordnung haben allerdings bisher in keinem Lande verhindern können, daß die Klassengegensätze bei scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzen doch immer wieder zu der ultima ratio führen — zu Streik oder Aussperrung. Zwar neigt sich auch hier insofern eine Entwicklung zum Besseren, als der seinerzeitige Vernichtungskampf gegen neueingeführte Arbeitsmaschinen nicht wiederkehrte, und daß man, man könnte sagen, ebenso zu mehr geregelteren Formen des Kampfes gelangte, wie der Krieg bis zu einem gewissen Grade einer rechtlichen Regelung zu-

geführt werden konnte. In manchen Staaten zeigt sich auch darin ein Fortschrit, daß Arbeitskämpfe in lebenswichtigen Betrieben oder Unternehmungen verboten sind und auch nicht vorkommen, insbesondere auch nicht auf Seite der staatlichen Angestellten. Und soweit doch Ausstände in lebenswichtigen Betrieben stattfinden, ist in manchen Staaten eine wirksame Gegenmaßregel zugunsten der Allgemeinheit (technische Nothilfe) eingerichtet.

Wenn wir uns aber zunächst auf die Erörterung der Arbeitskämpfe in den gewöhnlichen Betriebszweigen beschränken, so ist es auch hier Aufgabe der auf die Milderung der Klassengegensätze gerichteten Politik, dahin zu wirken, daß, wenn irgend möglich, der Kampf vermieden werde und daß an seine Stelle die Verhandlung, der Ausgleich, trete. Ist nun eine solche Umkehr und Einsicht zu erwarten? Die Streikstatistik der meisten Länder beweist, wenn man auf viele Jahre zurückgreift, daß nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Streiks, und in der Regel nur in bescheidenem Ausmaße der Forderungen, Erfolg hatte, und daß viele und große Streiks erfolglos zusammenbrachen. In allen Fällen wurden große wirtschaftliche Werte auf Seite beider Streitteile vernichtet. Hinzu kommt, daß durch gewaltsam erzwungene Lohnerhöhungen die Arbeitergruppen häufig sich selbst das Leben verteuern, da die erhöhten Löhne für kürzere oder längere Zeit eine Erhöhung der Produktionskosten bewirken, die, wenn irgend möglich, auf die Abnehmer der Produkte überwälzt werden, eine Folge, die zu verhindern bisher keinem Gesetze möglich war. Der Kampf hat auch hier, wie auf dem internationalen Gebiete, als unkluge, brutale, bewußt auf die möglichste Schädigung des Gegners abzielende Maßregel zur Austragung von Streitigkeiten nicht bloß für den Sieger, sondern auch für den Besiegten Nachteile ernster Art. Auch hier muß die friedlich-schiedliche Beilegung eines Konfliktes als das weitaus Vernünftigere und Wirtschaftlichere bezeichnet werden, und es ist nicht abzusehen, warum nicht auch der Arbeitskampf bloß eine historische Kategorie sein, d. h. einmal aus dem Szenarium der sozialen Kampfparteien ausscheiden soll.

b) Günstige soziale Wirkung schreibt man auch offiziellen Vertretungskörpern zu. Sie werden als ein Weg zur Wiedererlangung ruhigerer, im wahren Interresse der Gemeinschaft, d. h. aller, gelegener sozialer Verhältnisse bezeichnet. Das sind auf Gesetzen beruhende Berufs- und Vertretungskörper der wirtschaftlich Tätigen; soweit solche in einzelnen Ländern schon bestehen, wird ein Ausbau dieser Einrichtung zu einer Spitzenorganisation, zu einer Art „Wirt-

schaftsparlament", angestrebt, das neben das politische Parlament wenn nicht gar seinerzeit an Stelle desselben, treten soll.

In Österreich ist der Unterbau einer solchen Spitzenorganisation so gut wie beendet. Neben den schon 1849 geschaffenen Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie gibt es seit 1920 auch Kammern der Arbeiter und Angestellten; beide Kammern können — übrigens auch mit anderen, zur Vertretung wirtschaftlicher Interessen gesetzlich berufenen Körperschaften — zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten und zur Leitung gemeinsamer Einrichtungen Ausschüsse bestellen, in denen Arbeitgeber wie Arbeitnehmer gleichmäßig vertreten sind. Auch haben diese Körperschaften ihre Beschlüsse, die in öffentlicher Sitzung gefaßt wurden, einander mitzuteilen. An derartigen Körperschaften bestehen noch: Die Kammern der Ärzte, der Ingenieure, der Rechtsanwälte, der Notare, der Journalisten, der Lehrer und die 1922 geschaffenen Landwirtschaftskammern. Das Gewerbe und der Handel verfügen außerdem über (seit dem Gewerbegesetze von 1883 neugeregelten) Zwangsgenossenschaften (Innungen), mit Bezirks-, Landes- und Reichsverbänden.

In andern Ländern bestehen ähnliche Einrichtungen. Wir verweisen auf die deutschen Handelskammern mit dem Handels- und Industrietag, auf die Gewerbe- bzw. Handwerkerkammern mit dem Handwerkskammertag, ferner auf die Arbeiterkammern in einzelnen westlichen Ländern u. a. m. Das österreichische Beispiel getrennter Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie und für Arbeiter und Angestellte hat sich bewährt und ist wohl dem Systeme gemischter Kammern („Wirtschaftskammern") vorzuziehen. Es sei auch des französischen Conseil nationel économique und des deutschen „provisorischen Reichswirtschaftsrates" (Art. 165 der Verfassung von Weimar) gedacht, in dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer aller Berufe gleichmäßig, sowie auch die Verbraucher vertreten sind; diese Körperschaft soll, wie bekannt, nunmehr umgebildet werden, indem die Mitgliederzahl zweckmäßig herabgemindert, der Wirkungskreis im wesentlichen aber der gleiche bleiben soll (Beantragung und Begutachtung wirtschaftlicher und sozialer Gesetzentwürfe sowie Vertretung solcher Gesetzentwürfe im Reichstage).

Die Vorteile solcher Vertretungskörper sind darin zu erblicken, daß eine kleinere Zahl sachkundiger Vertreter der einzelnen Berufsgruppen und Wirtschaftsinteressen Gelegenheit findet, mit einer ähnlichen Vertretung andrer Gruppen und Interessen in sachliche Beratung zu treten, und daß bei solchen Beratungen, wie an andrer Stelle be-

züglich der kontradiktorischen Aussprachen hervorgehoben wurde, politische Momente in der Regel nicht mitspielen, sondern es sich um die Begründung des eignen Standpunktes und eine sachliche Widerlegung der Gegenseite handelt. —

Die vorstehenden Erörterungen erschöpfen nicht den großen Bereich der ideellen und praktischen Mittel zur Milderung der Klassengegensätze. Diese Ausführungen werden aber hinreichen, den Beweis zu liefern, daß gerade diese verhältnismäßig noch wenig studierten Fragen eifrigeren Studiums wert sind.

Zu wünschen wäre, daß für dieses Studium in den einzelnen Ländern eigne Organisationen und Einrichtungen geschaffen würden. Vereinigungen oder Gesellschaften zur Förderung einer klassenversöhnlichen Politik, einer Politik der mittleren Linie, könnten gebildet werden, welchen die Anhänger verschiedner politischer und wirtschaftlicher Lager angehören. Es wäre auch zu erwägen, zum Studium dieser Frage eine Forschungsstätte zu schaffen, welche die Möglichkeit und die Vorteile einer Politik der mittleren Linie, einer Politik des sozialem Solidarismus, zu behandeln hätte, welche eine vergleichende Darstellung der in den einzelnen Ländern im Dienste einer solchen Politik angewendeten Mittel liefern und sich auch damit befassen würde, mit welchem Erfolge solche Mittel angewendet wurden, und wieweit sie, etwa mit den notwendigen Änderungen, aus dem einen Lande in ein andres übertragen werden könnten.

Die psychologischen Wurzeln einer Parteibewegung in Amerika

von Frank Bohn.

(Nach: The Ku Klux Klan Interpreted — The American Journal of Sociology, XXX, 1925.)

Seit der Gründung des Ku Klux Klan im Jahre 1915 hat dieser eine ungefähre Mitgliederzahl von vier bis fünf Millionen erreicht. Ohne Zweifel ist bei einem großen Teil der Mitglieder die Zugehörigkeit nur vorübergehend. Jedoch hat jeder Soldat dieser großen Armee seine Treue mit einem feierlichen Eid besiegelt und 16 Dollar für Mitgliedskarte und Abzeichen bezahlt. Der Missouri-Farmer würde nicht bereit gewesen sein, den Preis von 16 Scheffel Weizen zu opfern, wenn man es nicht verstanden hätte, seine sonst

so bedächtige und vorsichtige Bürgerseele in eine ganz beträchtliche Erregung zu versetzen. Heute sind Berichte über den Klan nicht mehr Sensationsneuigkeiten für die Presse östlicher Hauptstädte; denn in verschiedenen Staaten des mittleren und fernen Westens hat der Klan eine führende Rolle bei den Präsidentenwahlen gespielt.

Zwei Vorstellungen über den Klan werden in der Öffentlichkeit verbreitet, die sich mit seinen beiden Bildern decken: eines mit dem schwarzen Totenkopf und gekreuztem Gebein, das andere mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes und den Sternen und Streifen auf schneeweißem Grunde. — Es scheint jetzt an der Zeit zu sein, die wahre Natur des Klans zu ergründen und seine tiefsten Ursachen, nicht die oberflächlichen, einmal darzulegen. Es besteht die Möglichkeit, daß der Klan so schnell verschwindet, wie er gekommen ist, aber die Grundtendenz, die sich in so seltsamer Weise auswirken konnte, wird für lange Zeit ein bestimmender Faktor im Nationalleben Amerikas bleiben.

Ein dankbares Feld für das Studium des Klanwesens ist Marion County in Ohio, die Heimat des verstorbenen Präsidenten Harding — ein ausgesprochener Ackerbaudistrikt des mittleren Westens. In Neu-England zerschellten die Wogen des Klans an dem harten Fels eines unverrückbaren Konservativismus; in Oklahoma hätte der durch den Klan entfachte politische Sturm beinahe den Bürgerkrieg heraufbeschworen; in Marion County in Ohio aber sind die Wogen des alles aufwühlenden Klans in ganz normalen Grenzen verlaufen.

In einem kleinen Dorfe von Marion County hat die Frau des dortigen Methodisten-Predigers, die selbst auch das Predigeramt ausübte, dem Verfasser ihre Anschauungen dargelegt: „Ich will Ihnen sagen, was bei uns vor sich geht: man drängt alle Neger zur katholischen Kirche hinüber; und die Neger wären doch ebenso gut auch Methodisten. Natürlich können wir sie nicht in unsere Kongregationen hereinnehmen, aber jetzt, nach der Wiedervereinigung von Nord und Süd wird es wohl auch eine getrennte Kirche für die Neger geben. Es würde mich gar nicht wundern, wenn einige von ihnen auch zum jüdischen Glauben übergingen. In M... haben sich während der letzten Wahlen die Juden mit den Katholiken gegen den Klan verbündet. Es ist schrecklich, aber was tun?"

Am Tage darauf hat der Verfasser dem dortigen Organisator und Führer des Klans seinen Besuch gemacht. Dieser Mann war der vollkommenste Repräsentant des angelsächsischen puritanischen Farmers in Amerika. „Das Land," sagte er, „war in größter Gefahr;

Katholiken und Juden regierten uns. Die Juden hatten die Kontrolle der Kinos, die Katholiken beherrschten mindestens 80% der großen Zeitungen. Und wohin kommen die 60000—75000 jungen Mädchen, die jährlich bei uns verschwinden?! Kein junges Mädchen ist mehr sicher auf unseren Straßen. Sie werden von Männern in Autos aufgegriffen, der Jude bekommt sie in seine Gewalt und verkauft sie als weiße Sklavinnen. Es gibt regelrechte Preislisten und der Handel blüht von New York bis San Franzisko." — Nach seiner Ansicht sind die Katholiken und die Juden zusammen eine weitaus größere Gefahr für die Welt, als es je die Deutschen gewesen sind.

Da — mit ganz wenigen Ausnahmen in Marion City selbst — in der ganzen Umgebung keine Neger zu finden sind, hätte man kaum erwarten dürfen, daß das Rassenproblem eine ausschlaggebende Rolle in der Einstellung dieses Mannes spielen konnte; doch war seine Ansicht hierüber scharf ausgeprägt. Der Standpunkt des Klans wurde von ihm voll angenommen und mit aller Bestimmtheit vertreten. Er glaubte fest, „daß eine Rassenmischung gegen die göttliche Vorsehung sei". Er wußte kein anderes Mittel zur Bekämpfung der Neger, als mit allem Nachdruck Ehen mit Weißen zu verhindern.

Auf die Frage, was angesichts der von ihm beschriebenen Gefahren zu tun sei, sagte er, es sei vor allem notwendig, daß die eingeborene weiße Majorität geschlossen zu den Wahlen ginge. Es seien weniger als 20 Millionen Katholiken und ungefähr drei Millionen Juden im Lande. Wenn die hundertprozentigen Amerikaner (ein bei den Kriegsvorbereitungen Amerikas entstandenes Schlagwort, das ursprünglich seinen versteckten Sinn gegen die „Deutschamerikaner" richtete) richtig organisiert wären, könnten sie in kürzester Zeit die politische Kontrolle über das Land voll ausüben. Immer wieder kam er darauf zurück, daß es die einzige Aufgabe des Klans sei, dem Lande zu dienen, es zu retten, und daß die Ziele und Grundsätze des Klans nur mit hingebender Vaterlandsliebe, wahrem Christentum und makelloser Ehrenhaftigkeit zu vereinbaren seien. Die eine Furcht nur schien ihn zu beherrschen, der Klan könnte schon zu spät gekommen und das Land bereits verloren sein. Er schloß mit den Worten: „Das Land muß von denjenigen Leuten regiert werden, die es zur Blüte gebracht haben; es ist unser Land und wir allein sind verantwortlich für seine Zukunft."

Da in Marion der Prozentsatz der Neger und Einwanderer verschwindend gering ist, bestehen die beiden Lager Klan und Anti-Klan

dort in der Hauptsache aus Protestanten und Katholiken. Es ist dies nur eine neue Form des Konflikts, der in Wittenberg im Jahre 1517 seinen Anfang nahm.

Es soll nun über den Gründer des Klans selbst einiges gesagt werden. William J. Simmons, „*first Imperial Wizard*" war während des spanisch-amerikanischen Krieges, Ende des vorigen Jahrhunderts, Freiwilliger in einem Alabama-Infanterie-Regiment. Er trägt daher den Titel „*Colonel*" wohl mit mehr Recht als manch anderer Gentleman in Kentucky oder anderswo. Er wurde Geistlicher und predigte eine Reihe von Jahren in der Regulären Baptistenkirche sowie noch in einer dieser ähnlichen Kirche, die im fernen Süden sehr verbreitet ist. Während dieser Zeit bildete sich mehr und mehr bei ihm die Überzeugung, wie sehr ein brüderlicher Zusammenschluß der im Süden verstreuten weißen Landbevölkerung vonnöten sei. Und er wurde zum Berufsorganisator und Sachverständigen auf dem Gebiete der Entwicklung solcher Verbände. — „Auf sich selber angewiesen sein, Vereinsamung, ist das Los der weißen Farmer der Südstaaten. Sie müssen organisiert, zusammengeschlossen und durch einen Klan verbunden werden," sagte Simmons.

Es würde nicht genügen, die geistige Persönlichkeit des Reverend Simmons nur mit Rücksicht auf sein äußeres Leben und seine täglichen Studien und Beschäftigungen zu betrachten. Sowohl während seiner früheren Tätigkeit wie auch während der Krankheit und Leiden der letzten Zeit hat sich der Geist dieses Mannes als überragend gezeigt. Der Religionshistoriker, der es versuchen will, ihn und sein Werk zu bewerten, wird sofort auf eine interessante Spur geführt werden. Der evangelische Protestantismus in Amerika hatte immer die Eigenart, ganz plötzlich in die Gebiete der politischen und sozialen Agitation überzugreifen. In der Tat steht im Hintergrund der amerikanischen Kolonialgeschichte immer das Bestreben der religiösen Führer des 17. Jahrhunderts, die ganze Menschheit zu erneuern. „Das Reich Gottes" in der Form einer Mittelstandsdemokratie war das letzte Ziel.

Der religiöse Faktor hat im politischen Leben Amerikas immer eine weit größere Rolle gespielt, als dies in irgendeinem europäischen Staate seit dem westfälischen Frieden der Fall war. Ohne volle Würdigung dieses Faktors ist ein Verständnis der amerikanischen Geistesentwicklung nicht möglich. In Amerika geht die Zahl der neuen Religionen und absonderlichen religiösen Bewegungen in die Hunderte. Es hat religiöse Sekten gegeben, wie die Shakers, welche

alles Sexualleben abschworen; andere, ebenso überzeugt, wollten die Sexualbeziehungen zur Grundlage jeder religiösen Praktik machen. Eine dieser Sekten ist erst vor kurzem in die Hände des Gesetzes in Michigan gefallen. — Religionsfeindschaften haben den Ausgang der Landeswahlen entschieden. Der religiöse Einfluß auf die Politik hat erst vor kurzem eine bedeutende Verfassungsänderung herbeigeführt. Der Staat Utah wurde im 19. Jahrhundert durch eine Sektenbewegung gegründet, wie Massachusetts Bay, Rhode Island, Connecticut und Pennsylvanien im 17. Jahrhundert durch ähnliche Bewegungen ins Leben gerufen worden waren. Der Gründer des K.K.K. hatte das gleiche Menschenmaterial zur Verfügung, für das Kraftnaturen wie er schon früher In ähnlicher Weise phantastische Organisationsformen gefunden hatten. — Im Laufe des Jahrzehnts von 1905—1915 ist Simmons vom Prediger zum Propheten geworden. Im folgenden Jahrzehnt hat er Oklahoma und Oregon in furchtbare politische Wirren gebracht, sein siegreiches Banner im verlorensten Fischerdorfe der Küste aufgepflanzt und in Marion County in Ohio die Köpfe wirr gemacht.

Im Jahre 1915 brachte Simmons eine kleine Gruppe Veteranen aus dem alten Ku Klux Klan zusammen. Es gibt in Georgia ein Gesetz, welches ehemaligen Mitgliedern einer jeden solchen auseinandergefallenen Organisation das Recht gibt, sie wieder zu errichten und ihren Namen zu führen. So ist der jetzige K. K. K. nicht als eine neue Organisation anzusehen, sondern als eine direkte Wiederherstellung und Fortsetzung des Klans aus der „Reconstruction"-Periode.

Simmons war zu der Ansicht gelangt, daß der Rassenkonflikt das schwierigste Problem in dem Kampf für die Rettung und Erneuerung der Welt und die Ausbreitung des wahren Christentums sei. In seiner Jugend hörte Simmons nichts lieber als die seltsamen Geschichten aus der Zeit der Rekonstruktion Amerikas und des Ku Klux Klans. Und die Erzählungen aus dieser Zeit hinterließen in seinem Geiste die Vorstellung eines gigantischen Kampfes zwischen Gut und Böse, Gott und Satan. Es liegt ja wohl im Wesen des religiösen Sektengeistes des Amerikaners, sich leidenschaftlich auf die Verfechtung einer einzelnen Doktrine oder einer sozialen Idee zu stürzen. Dann geschieht es, daß ein Übel — und sei es ein eingebildetes — zum Grundübel der Welt gestempelt wird, und irgendein einzelnes soziales Problem erregt die Geister so, daß alles andere zeitweilig in den Hintergrund treten muß. Diese Art „fixe Idee" ist es, die den sozialen Reformator in ihren Bann zieht und die in der

„Eingebung" der Propheten die Geister erobert. Wer je eine gute Biographie von Loyola gelesen hat, wird ohne Mühe Simmons verstehen können. Die Lösung des Rassenproblems war die Idee, welche von ihm voll und ganz Besitz nahm und zum Brennpunkt seines Lebens wurde.

Nichts ist einfacher als Simmons soziale Philosophie. Als er begann, seine Ideen zu verwirklichen, hatte er wahrscheinlich nie den Ausdruck „nordische Rasse" gehört. Er selbst bediente sich des Ausdrucks „weiße Protestanten" — für seine Idee deckten sich die beiden Begriffe. Er wollte die Neger isolieren, sie vielleicht alle nach Afrika verschicken, weil man, wie er sagt, wählen muß zwischen Isolierung, Verschmelzung und Ausrottung. Die Einwanderung sollte verhindert werden, die weltlichen Schulen um jeden Preis erhalten bleiben, die in Amerika beschäftigten Ausländer amerikanisiert, die Analphabeten vom Wahlrecht ausgeschlossen und die protestantische Missionstätigkeit verdoppelt werden. Darin sah er die Möglichkeit, vielleicht noch der jetzigen Lage Herr zu werden. Oft genug aber gab er den schlimmsten Vorahnungen Ausdruck, nicht nur allein für die Zukunft Amerikas, sondern für die des Protestantismus und der Zivilisation des weißen Mannes in der ganzen Welt.

Der sehnlichste Wunsch Simmons war, in der Stadt Atlanta eine große National-Universität zu gründen. Diese Universität sollte den geistigen Mittelpunkt der Erneuerungsbewegung des Amerikanertums und der westlichen Zivilisation bilden. Sie sollte die „hundertprozentige Universität" sein. Sowohl die Studenten als auch die Lehrer der Universität sollten aus allen 48 Staaten herangezogen werden. Die Ärmsten unter ihnen sollten den Reichsten gleichgestellt werden, wobei die wirtschaftliche Seite ihres Lebens mit Hilfe eines „Fellow"-Systems geregelt werden sollte. An dieser Stätte sollte die künftige Führerschaft Amerikas herangebildet werden [1]).

Es war Simmons nicht gegeben, den Klan, den er ins Leben gerufen, auch weiterhin zu führen. Dies einzusehen, als er hoffnungslos krank darniederlag, war sein tiefster Schmerz und brachte ihn

---

[1]) Ähnliche Bestrebungen zur Schaffung eines geistigen Mittelpunkts der Studenten sind auch in Europa, hauptsächlich in Frankreich im Gang und dürften wohl auch in Deutschland Wurzel fassen. Die Bedeutung der Hochschule als Kulturzentrum soll durch Neuregelung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen der Studentenschaft gesteigert werden. Hierzu wird auf eine im Septemberheft erscheinende Abhandlung von H. Streit verwiesen.
Der Herausgeber.

oft bis an den Rand der Verzweiflung. In jener Zeit war der Klan zweifellos schlecht geleitet und seine Kassen durch unersättliche Parasiten geplündert. Es mag jedoch erwähnt werden, daß Simmons, dessen ganzes Streben nur der Verwirklichung seiner Idee galt, nie etwas mit dieser Sorte Leute gemein hatte. Der von ihm letzten Endes in Szene gesetzte „Verkauf“ der Klan-Führerschaft an dessen jetzigen Leiter war ohne Zweifel unkorrekt, aber nicht unehrenhaft.

Wenn man nach Henry James die Menschen in zwei Klassen einteilt: die Starkmütigen und die Sanftmütigen, so kann man sagen, daß der Klan im Herbst 1923 Scharen von dem starkmütigen, kampffrohen jüngeren Element unter den hundertprozentigen Amerikanern unter seinem Banner vereint hatte, Leute voll Mut und Kampfesgeist, bereit, jedes Hindernis, das sich ihnen in den Weg stellen sollte, ohne Bedenken zu beseitigen.

Damit begann der Faschismus in Amerika. Die spätere Entwicklung des Klans hat gezeigt, daß die geistige Einstellung dieses jungen Elements der Ausdruck einer damals das ganze Nationalleben ergreifenden Bewegung war. Hätte Simmons neben seinen großzügigen Ideen über die Beredsamkeit und Organisationsgabe Mussolinis oder auch nur über eine kräftige Gesundheit verfügt, so hätte ihn seine Bewegung weit geführt und etwas ganz Außerordentliches wäre aus all dem Phantastischen in Wort und Tat seiner amerikanischen „Weißhemden“ hervorgegangen. Das außergewöhnlichste politische und soziale Nachkriegsschauspiel hat nicht Rußland, sondern Italien der Welt gezeigt. Der aktivistische Internationalismus war ein trauriger Mißerfolg unserer Zeit und schließlich haben die großen geistigen Strömungen zum geraden Gegenteil geführt: zum aktivistischen Nationalismus. „Italien ist eine Religion“, sagt Mussolini. Auch das russisch-bolschewistische Regime hat sich erst dann richtig behaupten können, als der russische Patriotismus wachgerufen wurde. Gibt man den ungebildeten, kindhaften Massen Mittel-, Süd- und Osteuropas Macht in die Hände, so werden sie unfehlbar aus Überfluß an Gefühlen ins soziale Elend rennen. Die Saat zum Faschismus wurde an dem Tage gesät, als die analphabetische Mehrheit der italienischen Arbeiter und Bauern das Wahlrecht erhielt.

Simmons hat die faschistischen Tendenzen der von ihm ins Leben gerufenen Bewegung nie wirklich vorausgesehen. Schon 1920 entglitt ihm die Führung und die Kräfte zersplitterten je nach Länder-, Rassen- und Religionsfeindschaft. Nach Simmons Meinung sollte der Klan ein Pfeiler für Gesetz und Ordnung sein. Er betonte oft, daß

er keinen Haß gegen andere Rassen oder Andersgläubige kenne und auch niemals solchen Haß bei anderen entfachen wolle.

Es mag nun, was diesen Punkt anbelangt, Simmons der Vorwurf einer ganz unerwarteten Naivität gemacht werden; denn wenn man in einer Gegend von 25000 Einwohnern 1000 junge, kräftige, abenteuerlustige Männer zusammenbringt, von denen die Hälfte eben erst demobilisiert worden war, und die Losung ausgibt, das Vaterland müsse vom Untergang gerettet werden, darf man kaum erwarten, daß sich die Schar zufrieden gibt, wenn sie zweimal monatlich das Ritual des Klans absolvieren und im übrigen geduldig den Wahltag erwarten soll. Ein 1000 Mann starkes Regiment auf den besten Pferden des ganzen Landes, ausgerüstet mit automatischen Pistolen, die durch die dünnen weißen Mäntel blinken, wird sich zur Rettung des Landes einen Weg suchen, der kaum in den vier Evangelien oder in der Verfassung geschrieben steht.

Noch ein Umstand darf hier nicht unerwähnt bleiben. Die amerikanische Jugend hat sich im letzten Krieg um ihre schönsten Hoffnungen betrogen gefühlt. Drei Millionen Leute waren bewaffnet, glänzend einexerziert und durch äußerst geschickte Propaganda zur höchsten Kampfeslust angestachelt worden und wurden dann, ohne den Krieg gesehen zu haben, nach Hause geschickt. Statt sich am Kampfe zu beteiligen, durften sie im Sommer 1919 Kartoffel hacken und für kritische Hausfrauen Teppiche klopfen! Man muß sich dieses psychologische Moment in seiner ganzen Tragweite vor Augen halten, um das ungeheure Anwachsen des Klans zu dieser Zeit zu begreifen. In vielen West- und Südstaaten überragte der Klan die Amerikanische Legion um das dreifache, ja um das zehnfache.

Einmal ins Leben gerufen, muß einer organisierten Kraft auch ein Tätigkeitsfeld gegeben werden. In Marion hat sie die Protestanten zu einem innerreligiösen Konflikt geführt. In vielen Industriestädten des mittleren Westens machte sie es sich zur Aufgabe, die zuströmenden Neger im Zaume zu halten. Es wurde geprügelt, geteert und gefedert. Heftiger und allgemeiner jedoch als jeder andere Konflikt war der Kampf gegen die *„bootleggers“* (illegale Alkoholhändler), wie dies in Oklahoma, Herrin County und Illinois der Fall war. In Gegenden mit viel fremder oder ausgesprochen industrieller Bevölkerung erschien es ganz unmöglich, die Majorität für die Prohibition zu gewinnen und dort war der Klan die entscheidende Waffe in der Hand der Prohibition-Minorität. Die große Menge des gesetzwidrig hergestellten und verkauften Alkohols hat ohne Zweifel die

Alkoholgegner in den kleinen Städten in große Bestürzung versetzt und wie so viele andere soziale Probleme Amerikas den Unwillen zur Empörung gegen die Gesetzesübertreter gesteigert. Wo mehr Gegensätze bestehen, wird natürlich der Zündstoff in der politischen Atmosphäre um ein vielfaches erhöht. Wir sehen das in dem Bezirk Herrin des Staates Illinois, wo die vereinigten Arbeiter und Prohibitionsgegner die politische Macht hatten. Die arbeiter- und alkoholfeindlichen Kräfte haben sich daraufhin im Klan gesammelt.

Es wäre ein großer Irrtum, zu schließen, daß die Klansleute sich ganz allgemein zu Ungesetzlichkeiten hinreißen lassen. Wahrscheinlich tun neun Zehntel der den Zusammenkünften beiwohnenden Mitglieder nichts anderes, als das Ritual wiederholen und fromme Vorsätze fassen, worauf sie ruhig nach Hause gehen. Es ist die ausserordentliche Gelegenheit, welche zu Tätlichkeiten verführt. Geschehen solche, so ist es meist nur die Schuld einzelner und nicht der Vielen — die moralische Verantwortung aber trägt die untätige Majorität.

Gedeckt durch Verschwiegenheit vermag eine kleinere oder größere Gruppe ihren Willen auf vielerlei wunderliche Weise durchzusetzen. Während die eine Gruppe eine Sammlung veranstaltet, um eine Witwe mit ihren Kindern vor dem Verhungern zu retten, wird die benachbarte Gruppe — zu Recht oder Unrecht — der mannigfachsten Untaten bezichtigt. Zweifellos leidet der Ruf des Klans ungeheuer unter den teils durch dunkle unverantwortliche Elemente aus seinen Mitgliedern, teils durch Nichtmitglieder im Namen des Klans begangenen Ungesetzlichkeiten. Es ist klar, daß die Geheimtuerei des Klans auf die verbrecherischen Elemente sowohl der Mitglieder als auch der Nichtmitglieder verführerisch wirken muß. Diese Methoden müssen den Ruf des Klans letzten Endes untergraben und damit die Schwächung und endgültige Zerstörung der ganzen Organisation herbeiführen. Schon jetzt ist der Klan im Begriff, für weite Strecken des Landes ein Schreckgespenst zu werden, wie einst die I. W. W. *(Industrial Workers of the World).*

Es gibt wohl in der Geschichte des Landes keine andere Organisation, der so viel kostenlose Reklame zuteil geworden ist, wie dem Klan. Dazu hat er sich selbst noch eine mächtige Presse geschaffen, in der Hauptsache wöchentlich oder monatlich erscheinende Zeitschriften. Diese werden in ungeheuren Mengen auf den Straßen der großen und kleinen Städte im ganzen Westen und Süden verkauft und durch alle diese Schriften geht ein und dieselbe Tendenz. Der Leitartikel ist durchweg agitatorisch und propagandistisch. Es werden

fast keine Neuigkeiten gebracht außer Berichten über neue Klan-Organisationen und Klanversammlungen. Als typisch ist „*The Kluxer*" zu bezeichnen, eine in Dayton, Ohio, herausgegebene Wochenschrift von 56 Seiten. Auszüge aus einem Leitartikel einer früheren Ausgabe geben hier ein prägnantes Beispiel solcher in den offiziellen Organen des Klans erscheinenden Artikel:

„Der Ku Klux Klan rast über diese große Nation wie ein Waldbrand. Nie hat eine Organisation solcher oder anderer Art Amerika durchdrungen wie diese wunderbare Bewegung für das Christentum.

Immer vorwärts schreitet das stolze Kreuz und überall hin spendet es seine Strahlen zur Verbesserung der Menschheit und zum Triumpf jener Grundsätze, welche diesem Volke seine Größe gaben.

In der ganzen Weltgeschichte hat es nie eine Bewegung gegeben die so bekämpft wurde wie der Ku Klux Klan, denn wir kämpfen gegen die Ungerechtigkeit, gegen jene Kräfte, die sich seit 1000 Jahren verschanzt haben und die das eine lockende Ziel haben: alles was gut und edel und stark im Leben der Nation ist, an sich und in ihre Macht zu zwingen; und diese dunklen Mächte wissen, daß der Klan sie um ihr Ziel bringen will, da sie nicht hundertprozentige, vor Gott ehrenhafte amerikanische Bürger sind — und deswegen wollen sie uns vernichten.

Die anziehende Kraft des Klan-Rituals bringt frisches Menschenmaterial zur Kirche — Menschen, die nie daran gedacht hätten, sich irgendeiner Kirche zuzuwenden, wenn nicht die große Bewegung sie erfaßt hätte.

Das Klanstum ist eine Wissenschaft der Charakterbildung — es ist kein gewöhnlicher Geheimorden; es ist keine kleine Geheimgesellschaft oder Geheimbrüderschaft — sondern ein wunderbares Werkzeug der Charakterbildung.

Der Eckstein unserer großen Organisation ist die Vorherrschaft des weißen Mannes, aber diese These wurde leider nur zu sehr mißdeutet. Der Klan ist zugleich eine Organisation des weißen Mannes und eine protestantische Organisation. Wenn wir sagen, daß wir die weiße Vorherrschaft vertreten, drücken wir damit aus, daß durch Gottes Willen und erwiesen durch die Geschichte das Blut des weißen Mannes wahrhaft königliches Blut ist. Die weiße Rasse war führend in allem, was der Welt und der Menschheit zum Besten gereicht ist. Unter der Herrschaft und Regierung der weißen Rasse war allen anderen Rassen, Religionen und Sekten aller Art mehr Freiheit, Gerech-

tigkeit, Glück und Friede beschieden, als dies unter der Herrschaft einer anderen Rasse der Fall war.

Der weiße Mann hat ein wunderbares Erbteil zu treuen Händen erhalten. Du und ich als weiße Menschen haben dieses wundervolle Erbteil von unseren Vorfahren übermittelt bekommen. Und ein Erbgut erzeugt Verantwortung.

Deshalb muß auch die weiße Rasse so leben, wie es ihrer Rassenverantwortlichkeit entspricht. Und wenn sie die führende Rasse der Welt bleiben will, muß sie in jeder Weise als oberste Rasse handeln.

Es ist von hohem Wert, den besten Teil der weißen Rasse in einer großen Organisation zusammenzuschließen, um diese Vereinigung auf einen höheren Lebensweg zu führen. Die Aufgabe besteht darin, die treulosen Vertreter der weißen Rasse, die ihr Geburtsrecht verkaufen — die einen für ihre politische Karriere, die anderen für eine soziale Stellung oder nur für ihr Vergnügen — von ihren Irrwegen zurückzuführen. Kein weißer Mann hat das Recht, sein Blut, das Blut der weißen Rasse, mit dem einer anderen Rasse zu vermischen."

Das amerikanische Volk hat vor kurzem eine große Enttäuschung erlebt. In Stadt und Land beginnen die Massen ihr früheres Selbstbewußtsein zu verlieren. Um diese psychologischen Erfahrungen in ihren ganzen Auswirkungen zu verstehen, ist es notwendig, die politische und soziale Natur der Durchschnittsmentalität klarzulegen, die sich mit diesen neuen Erfahrungen auseinandersetzen mußte. Die Grundlagen der sozialen Einstellung der ursprünglichen Landbevölkerung Amerikas sind das Resultat dreier Geschichtsperioden. Die erste war die Englisch-Puritanische Revolution 1628—60; die zweite war die Amerikanische Revolution, die zwei Generationen vom Stamp Act Congreß im Jahre 1765 bis zur Präsidentschaft Andrew Jacksons 1829—37 umfaßte; die dritte Periode währte von 1850—76 und umschließt den Sklaverei-Konflikt, den Bürgerkrieg und die „Rekonstruktion". Die zwei letzten Perioden waren für Amerika nur die Auswirkung und der endgültige Abschluß der ersten. Das Volk hatte die politische Demokratie erfaßt und es hatte den Anschein, daß die einfachen Landleute der ungeheuren Aufgabe einer demokratischen Selbstregierung gewachsen seien. Mittlerweile haben sie sich bedingungslos der Anwendung verschiedener extremer demokratischer Theorien unterworfen. Die Volksmeinung warf um sich mit Schlagwörtern und hohlen Phrasen wie: „Das Heilmittel für die Demokratie ist mehr Demokratie" — „Ein Mensch ist so gut wie der andere" usw.

Auf der Basis des großen Selbstbewußtseins hat sich seit dem Bürgerkrieg noch der maßlose Stolz auf den kolossalen Reichtum und die physische Kraft des Landes aufgebaut. Die hieraus entspringende nationale Geistesverfassung kann man in einer Art Zusammenfassung sämtlicher Reden, die man am 4. Juli zu halten pflegt, wiedergeben:

„Wir sind das größte Volk der Erde. — Unsere Regierung ist die beste. — Unser Glaube (der protestantische) ist der richtige und wir sind auch die besten Kämpfer der Welt. — Wir sind das gescheiteste, politisch freieste und sozial fortgeschrittenste Volk. Andere Nationen mögen fehlen und fallen; wir sind gefeit. — Unsere Geschichte ist ein Bericht vom Triumpf der Gerechtigkeit bei einem Volke. Wir sehen diese Kraft am Werke in jeder Generation unserer glorreichen Vergangenheit. — Unser Gedeihen und unser Erfolg in der Zukunft ist so sicher wie ein Lehrsatz der Mathematik. Die Vorsehung ist immer auf unserer Seite. — Der einzige Krieg, den wir Amerikaner je verloren haben, war der, in welchem ein Drittel von uns von den andern zwei Dritteln besiegt wurde. Wir sind von Gott erwählt, um die Welt durch unser Beispiel zu retten und zu veredeln. Wenn andere Völker nur gewillt sind, unsere religiösen und politischen Grundsätze sowie unsere ganze Einstellung dem Leben gegenüber anzunehmen, werden sie ohne Zweifel in kürzester Zeit ebenso glücklich und erfolgreich sein wie wir."

Dem mehr kritisch eingestellten Großstädter von heute mag vorstehende Darlegung übertrieben erscheinen. Tatsächlich aber liegt hier nicht die mindeste Übertreibung vor. Diese Begriffe waren lange Zeit das Rückgrat im nationalen, intellektuellen und politischen Leben Amerikas. Sie haben zahllosen Predigten und volkstümlichen Vorlesungen als Stoff gedient und stehen in hunderten von Artikeln der Farmerpresse zu lesen, die jetzt noch in den Zeitungen der großen Städte nachgedruckt werden. In diesen Gedankengängen finden wir den wahren Kern des „hundertprozentigen Amerikanertums", das, plötzlich in einer drohenden Lage erwacht, von Furcht ergriffen Amock lief als amerikanischer Faschismus, als Ku Klux Klan. Ein Jahrhundert lang haben die chauvinistischen Schlagwörter auf die Nation wie ein Betäubungsmittel gewirkt und eine öffentliche Eröterung der sozialen Probleme in der breiten Masse ganz unmöglich gemacht. Die Volksmehrheit war unfähig geworden zu jedem politisch kritischen und konstruktiven Denken. Dieses intellektuelle und politische Hindämmern hat es möglich gemacht, daß eine extreme und gefährliche demokratische Theorie unbedenklich als Gesetz angenommen und praktisch zur

Durchführung gebracht werden konnte. Es ist dies die amerikanische Theorie, daß jedermann, der das Alter von 21 Jahren überschritten hat, fähig ist, intelligent zu wählen; daß jeder Fuhrmann oder Farmer ein tüchtiger Landrat oder Finanzrat sein kann; daß fast jeder anständige Landadvokat oder Zeitungsverleger einen guten Präsidenten abgeben könnte. „Hat sich nicht Lincoln glänzend bewährt, trotzdem er nie eine höhere Schule besucht hat?“

Barbarische Neger-Analphabeten bekamen sogleich nach ihrer Befreiung aus der Sklaverei das Wahlrecht, konnten sich an der Gesetzgebung des Südens und sogar am National-Kongreß beteiligen. Millionen Bauern aus Rußland, Mitteleuropa und den Balkanstaaten, Millionen Proletarier aus den Mittelmeerstädten, meist Analphabeten und ohne die geringste politische Erfahrung in ihrem eigenen Lande, alle wurden möglichst schnell mit allen amerikanischen Privilegien ausgestattet. Tausende von ungebildeten Leuten, darunter eine große Anzahl der oben erwähnten Einwanderer, Leute mit einer ganz oberflächlichen Kenntnis der englischen Sprache und der Gesetze, sind zur Advokatur und zum Richteramt zugelassen worden. Viele werden gewählt oder in wichtige öffentliche Ämter eingesetzt. Diese europäischen Proletarier und Bauern haben es dazu gebracht, ihren Einfluß auf die Regierungen der großen Städte und Staaten auszuüben. Weder die Utopisten der französischen Revolution noch sogar die Bolschewisten Rußlands haben die Kennzeichen der Demokratie in ein vollständigeres System wahnwitziger Albernheit gebracht — in Theorie und Praxis — wie die Amerikaner im Laufe des Jahrhunderts seit der Wahl Andrew Jacksons.

Dieses unsinnige System trägt jetzt seine Früchte. Die Mitglieder des Klans gehören zu den Leuten, die dies plötzlich erkannt haben und darüber außer sich geraten sind. Das amerikanische Volk hat nicht nur seine Illusionen verloren, sondern ist erwacht, wie ein Mensch, dem das Dach einstürzt, während er schläft. Während des letzten Krieges haben sich Hunderttausende amerikanischer Bürger deutscher Abstammung gegen ihr Adoptivland gewandt und haben mit einer Treue zum Kaiser gehalten, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Viele Amerikaner irischer Abstammung haben, nur von ihrem unversöhnlichen Haß gegen Großbritannien geleitet, mit den Deutschen sympathisiert und haben zu ihrer neuen Heimat nur lau gestanden. Es gibt kaum ein fremdes Element unter den Amerikanern, das nicht in den letzten zehn Jahren Gelegenheit gehabt hätte zu zeigen, daß es mit dem Herzen bei seiner alten Heimat und nicht

bei der neuen ist. Der Bolschewismus in Rußland und seine Propaganda in Amerika haben eine der größten, durch Kriegspsychose entstandenen Absurditäten auf dem Gebiete des Gesellschaftslebens gezeitigt. Während die Amerikaner Millionen für die Hungernden Rußlands sammelten, haben die amerikanischen Bolschewisten bedeutende Summen Geldes, das aus Rußland kam, aufgewendet, um durch einen gewaltsamen Umsturz den Bolschewismus in Amerika zur Herrschaft zu bringen. Ohne Zweifel waren die Bolschewisten nie eine wirkliche Gefahr für Amerika, aber sie haben gezeigt, daß ein großer Teil der aus dem Süden und Osten Europas Eingewanderten gänzlich unfähig ist, an einer demokratischen Regierung teilzunehmen. Mittlerweile wurde dem amerikanischen Volke ein sehr düsteres Bild des Bolschewismus vor Augen geführt. Sensationell aufgebauschte Nachrichten über geheime Zusammenkünfte einiger Häuflein schlecht beratener Kommunisten irgendwo tief in den Wäldern oder auf einer einsamen Bergspitze haben auf das Volk mehr Eindruck gemacht, als je die großen öffentlichen Demonstrationen in New York und Chicago. Der amerikanische Farmer oder Dorfbewohner liest die Nachricht, gerät in Zorn, putzt seine Flinte, verflucht „diese verdammten Ausländer“ und geht zum Klan.

Es war nicht eine Ursache allein, die dem Klan seine außerordentliche und anhaltende Stärke gab. All diese wirklichen und eingebildeten Befürchtungen drangen zu gleicher Zeit auf das Volk ein. Mit dem Vordringen des Negers nach Norden ist die Verbitterung gegen ihn jetzt im mittleren Westen intensiver geworden, als dies je seit den Tagen der Rekonstruktion im Süden der Fall gewesen war. Der „Saloon“ galt für den Durchschnitts-Amerikaner auf dem Lande und in den kleineren Städten für eine deutsche Einrichtung und wurde deshalb während des Krieges überall abgeschafft. Tammany Hall und trübe Politik im allgemeinen wird weitgehendst den Iren in die Schuhe geschoben. Den Mann von der Labor Union stellt man sich durchwegs mit der Pistole in der einen und der Brandfackel in der andern Hand vor und bezeichnet ihn als „ausländischen Agitator“; so steht es auf der Mitgliedskarte des Klans zu lesen. Und alle, Plutokraten und Anarchisten, Schieber und Arbeiterführer, internationale Bankiers und internationale Bolschewisten, sie alle tauft die amerikanische Landbevölkung „Juden“. Einer der Gründe hierfür war die kürzlich erfolgte Invasion jüdischer Kleinhändler in den kleineren Städten des Südens und Westens, wodurch naturgemäß der Neid und die Gegnerschaft der einheimischen Krämerschaft erregt wurde.

Der mächtigste Beweggrund von all dem liegt jedoch weit tiefer. Vom Standpunkt derjenigen aus betrachtet, die am meisten darunter leiden, muß man zugeben, daß das amerikanische Volk allen Grund hat, besorgt in die Zukunft zu sehen. Es bedarf nur weniger Statistiken, um zu zeigen, wie schnell die alteingesessene Bevölkerung im Verschwinden begriffen ist.

Der Verfasser traf z. B. in einer kleinen Stadt in Ohio mit vier Ehepaaren, typischen Amerikanern im Alter von 35—45 Jahren zusammen. Alle waren kerngesund und alle zusammen hatten nicht ein einziges Kind. Dies war eine Gruppe hundertprozentiger Amerikaner, die einen hundertprozentigen Rassenselbstmord begingen. In einer Stadt von 3000 Einwohnern hatte eine Gruppe von 100 Männern und Frauen, alles Nachkommen ehemaliger Ansiedler aus der ersten Zeit, zusammen genau 14 Kinder.

Es ist diese Tatsache des Rassenselbstmordes unter den alteingesessenen Amerikanern, die vor allem ihre Furcht und Mißstimmung verständlich macht. Gleichzeitig übersteigt in Chicago und Cleveland, wo die Zahl der fremden Elemente die der alteingesessenen Rasse überragt, die Geburtenziffer die Sterbezahl um das Doppelte. In oben erwähnter Stadt in Ohio befinden sich zwei katholische Kirchen, die fast das ganze dortige Arbeitervolk als Mitglieder vereinen. Unter den protestantischen Kirchen ist eine bischöfliche von winzigem Ausmaße. Am Sonntag vor dem Besuch des Verfassers hielt der dortige Klan im vollen Ornat seinen Einzug in die bischöfliche Kirche und der Führer bat um die Erlaubnis, den Gottesdienst mit einem Gebet unterbrechen zu dürfen. Dies wurde gewährt und der Führer des Klans betete um Gottes Segen für die Kirche und den Protestantismus überhaupt. Wie nichtig erscheint doch ein solches Flehen in Anbetracht der oben erwähnten Tatsachen! Vom rein biologischen Standpunkt aus verleiht der in der Lehre der römisch-katholischen Kirche betonte Wert der Nachkommenschaft ihren Mitgliedern einen verhältnismäßig enormen Vorteil im Wachstum der amerikanischen Bevölkerung. In den Städten tritt während jeder Generation eine Halbierung der protestantischen und eine Verdoppelung der katholischen und fremdländischen Bevölkerung ein.

In einem halben Jahrhundert wird man besser verstehen lernen, daß eben diese Vermehrung der gesünderen, aus Europa kommenden Einwanderer einer der größten Vorteile der weißen Rasse auf dem amerikanischen Kontinent ist. Denn mit dem Fortschritt der Hygiene und besserer sanitärer Kenntnisse unter der Negerbevölkerung wird deren gewaltige Geburtenziffer bald entsprechende statistische Resultate

zeigen. Über den Rio Grande ergießt sich eine Armee mexikanischer Arbeiter, die mindestens zu dreiviertel indianischen Blutes sind. Betrachtet man den physiographischen Charakter der Südweststaaten, kann man damit rechnen, daß eben jenes Element mindestens wieder eine halbe Million Quadratmeilen des Landes in seinen Besitz bringen wird. Zur Pazifikküste und weit in das Land hinein drängen sich ununterbrochen große Massen Orientalen; Japaner waren es allein 8000 im letzten Jahre, trotz allen vermeintlichen Beschränkungen und Verbote. Die Geburtenziffer dieser japanischen Arbeiter ist so groß, daß ihre weißen Nachbarn nicht aufhören, sich darüber zu wundern. Die Japaner haben rassenmäßig und in sozialer Hinsicht die Hawaischen Inseln annektiert, da ihre Zahl bereits mehr als die Hälfte der dortigen Bewohner beträgt. Man kann ganz genau berechnen, wann sie zwei Drittel oder drei Viertel der dortigen Bevölkerung ausmachen werden. In Sacramento County in Kalifornien werden — die Stadt Sacramento selbst ausgenommen — jährlich mehr japanische als weiße Kinder geboren. Kalifornien und die Pazifikküste sind in der größten Angst, daß — sofern nicht die Japaner ganz vom Lande fern gehalten werden — ein weit schlimmerer und schwieriger zu lösender Rassenkonflikt als je im Süden entstehen wird.

Der Zivilisationsprozeß der Bevölkerung der Vereinigten Staaten unterliegt einer rapiden Veränderung und dies sowohl in grundlegenden Einrichtungen als auch in der Beschaffenheit und Qualität der Zusammensetzung des Menschenmaterials. Das alte Amerika und der alte Amerikaner gehören allmählich der Geschichte an. Die vermummten Klan-Figuren sind der Ausdruck von Schmerz, Besorgnis und ernster Warnung. Nur ihre grausame und phantastische Methode, die Situation zu meistern, ist ganz und gar verkehrt. Der Klan ist des besseren amerikanischen Geistes unwürdig geworden. Seine Methoden sind der Ausfluß des Zornes und der Furcht und nicht das Resultat von Wissen und Weitsicht. Eine Entwicklung, die zum Aufbau der amerikanischen Nation führen soll, verlangt eine ganz andere Einstellung und Methoden, die ein besseres Verständnis für menschlicher Werte zur Grundlage haben.

Übersetzt und verkürzt von
K. A. Guggemoos, Berlin.

Die

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie

will in wissenschaftlicher Weise der Forschung auf dem Gebiete der menschlichen Gesellung, hauptsächlich durch Ermittlung der sie bindenden psychischen Fäden dienen.

Unsere Zeit ist voll soziologischer und psychologischer Probleme. Kein Bereich des Lebens gibt es, das nicht von einem Ringen um Neugestaltung erfüllt wäre: sowohl auf dem Gebiete der Politik, wie in der Gestaltung von Staat und Recht, als auch in der Ordnung der Wirtschaft. Unsere Zeit verlangt eine Anpassung des Zusammenlebens an die ihr atemlos vorausgeeilte Technik.

Die Zeitschrift will zu einer unbefangenen und unvoreingenommenen Betrachtung und Erforschung der soziologischen Lebensvorgänge hinleiten und darf darum nicht mit vorgefaßten Meinungen operieren. Ebensowenig können für die großen Probleme abstrakte Begriffsspielereien von Wert sein. Das Studium der Wirklichkeit und ihrer Bedingtheiten muß in den Vordergrund treten, und die Aufmerksamkeit auf die den Gesellungsvorgängen zugrunde liegenden psychischen Erscheinungen gerichtet werden.

Das Spiel von Kräften vollzieht sich in dem einzelnen Menschen. Darum fassen wir die Persönlichkeit in ihrer geistig-konstitutionellen Gegebenheit ins Auge, aber auch in ihrer Abhängigkeit von den Einrichtungen sehr verschiedener Mächte der Umwelt. Da es keinen Normalmenschen gibt, müssen die verschiedenen Varianten berücksichtigt werden, die alle das gesellige Leben beeinflussen. Verbrechertum, Alkoholisten, Entartungen auf dem Gebiete des Sexuallebens, Arbeitsunfähigkeit usw. sind Probleme, die sich nach der soziologischen Seite hin auswirken. Deshalb ist für unsere Zeitschrift die Mitarbeit von Biologen, von Psychiatern und Kriminalisten erforderlich.

Die verschiedenen Kulturen der Völker erscheinen als das historisch einmalige Ergebnis von Vorgängen, die sich im Menschenleben immer wieder abspielen. Um diesen Wechselwirkungen gegenüber einen objektiven Standpunkt zu gewinnen, wollen wir in der Zeitschrift die Eigenart der Völker miteinander vergleichen und sie in ihrer gegenseitigen Wertung zeigen.

Das Leben der Naturvölker gibt uns mit ihrer nicht analysierenden Geistesart und ihren weniger gegliederten Gesellungsformen wertvolle Aufschlüsse für die Gewinnung allgemein menschlicher Züge.

Das entwickelte Programm zielt darauf ab, unsere Kultur und Geistesverfassung im Zusammenhang mit anderen zu begreifen, aber schließlich auch Richtlinien für das eigene Handeln aufzufinden.

Anfragen und Sendungen bezüglich Zeitschrift und Forschungen sind zu richten an den Herausgeber:

R. Thurnwald, Parkstr. 3, Zehlendorf-Berlin.



Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie

herausgegeben von

Dr. Richard Thurnwald

a. o. Professor an der Universität Berlin

Band III:

Völkerpsychologische Charakterstudien

Franziska **Baumgarten**, *Solothurn-Rosegg, Schweiz*
Die Berufseignung der Völker

Friedrich **Hertz**, *Wien*
Das Problem des Nationalcharakters bei E. M. Arndt

Walter von **Hauff**, *Berlin*
Die psychologische und soziologische Einstellung der Auslandsdeutschen zu ihrer Umgebung

Hermann **Kantorowicz**, *Freiburg i. B.*
Die Irrationalität der englischen Politik

Alfred **Kühnemann**, *Berlin*
Amerikanische Kulturprobleme im Lichte eines pädagogischen Kritikers

Carl Hanns **Pollog**, *Köln a. Rh.*
Streifzüge durch romanische Nachschlagewerke

Josef Leo **Seifert**, *Wien*
Die slawische „Friedfertigkeit"

Zdeněk **Ullrich**, *Prag*
Sozialpsychologische Studien über eine Sektenbildung in der Tschechoslovakei

Paul **Krische**, *Berlin*
Die Frau in Sowjet-Russland

Julius Rud. **Kaim**, *Konstantinopel*
Beiträge zur Psychologie der Morgenländer



Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig

1927

Die

„Forschungen zur Völkerpsychologie u. Soziologie“

erscheinen zwanglos im Zusammenhang mit der

„Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie“

(Verlag C. L. Hirschfeld in Leipzig).

Die Forschungen enthalten größere Arbeiten im Umfange von mehr als drei Bogen, und Gruppen von Abhandlungen, die einem gemeinsamen Thema gewidmet sind.

Der Bezug der Forschungen kann durch Subskription auf die ganze Reihe oder durch Erwerb der einzelnen Bände erfolgen. Der Preis wird für jeden Band besonders festgesetzt.

Bisher ist 1925 erschienen Band I:

Tiersoziologie

von F. Alverdes, a. o. Prof. a. d. Universität Halle a. S.
VI u. 152 S., RM. 4.80

(für Abnehmer der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie“: RM. 4.30).

Ein Werk, das zum ersten Male in wissenschaftlicher Weise die Ergebnisse der jüngsten Forschung nach wirklich soziologischen Gesichtspunkten auf diesem Gebiete zusammenfaßt.

Sommer 1926 erschien Band II:

Partei und Klasse im Lebensprozeß der Gesellschaft

XII u. 119 S., RM. 4.20

(für Abnehmer der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie“: RM. 3.75).

Dr. Gaston Roffenstein (Wien): **Die Ideologie des modernen Parteiwesens.** — Dr. F. Giovanoli (Bern): **Zur Soziologie des Parteiwesens (Betrachtungen zur schweizerischen Demokratie).** — Christian Cornelissen (Paris): **Theoretische und ökonomische Grundlagen des Syndikalismus.** — Prof. Dr. Rudolf Kobatsch (Techn. Hochschule in Wien): **Die Mittel zur Milderung der Klassengegensätze.** — Frank Bohn: **Die psycholog. Wurzeln einer Parteibewegung in Amerika.**

Im Winter 1926/27 erscheint Band IV:

Beiträge zur biologischen Soziologie

Dr. Legewie (Berlin): **Probleme der biologischen Soziologie.** — Hofrat Prof. E. Schwiedland (Wien): **Umwelteinfluß, Triebanlage und ihre soziale Gestaltungskraft.** — Prof. Rapaics (Budapest): **Versuch einer Gesellschaftslehre der Pflanzen.** — Dr. Heberer (Halle a. S.): **Das Abstammungsproblem des Menschen im Lichte der neuesten Funde.** — Dr. Schjelderup-Ebbe (Oslo): **Die Despotie im sozialen Leben der Vögel.** — Prof. Wasmann (Aachen): **Die Demokratie in den Staaten der Ameisen und der Termiten.**

In Vorbereitung befindet sich Band V:

Zur Psychologie der wirtschaftlichen Berufstätigkeit

von G. A. Jaederholm, o. Prof. a. d. Hochschule in Göteborg (Schweden).

Anfang nächsten Jahres dürfte Band VI erscheinen:

„Die neue Jugend“

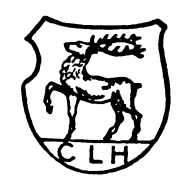
Weiterhin Band VII, mit Beiträgen aus der

Ethnologischen Soziologie

Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie
herausgegeben von
Dr. Richard Thurnwald
a. o. Professor an der Universität Berlin

Band III:

Völkerpsychologische Charakterstudien



Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig
1927

Völkerpsychologische Charakterstudien

Franziska **Baumgarten**, *Solothurn-Rosegg, Schweiz*
Die Berufseignung der Völker

Friedrich **Hertz**, *Wien*
Das Problem des Nationalcharakters bei E. M. Arndt

Walter von **Hauff**, *Berlin*
Die psychologische und soziologische Einstellung der Auslandsdeutschen zu ihrer Umgebung

Hermann **Kantorowicz**, *Freiburg i. B.*
Die Irrationalität der englischen Politik

Alfred **Kühnemann**, *Berlin*
Amerikanische Kulturprobleme im Lichte eines pädagogischen Kritikers

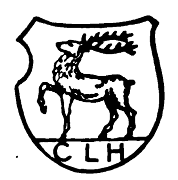
Carl Hanns **Pollog**, *Köln a. Rh.*
Streifzüge durch romanische Nachschlagewerke

Josef Leo **Seifert**, *Wien*
Die slawische „Friedfertigkeit“

Zdeněk **Ullrich**, *Prag*
Sozialpsychologische Studien über eine Sektenbildung in der Tschechoslovakei

Paul **Krische**, *Berlin*
Die Frau in Sowjet-Russland

Julius Rud. **Kaim**, *Konstantinopel*
Beiträge zur Psychologie der Morgenländer



Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig

1927

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart

Inhalt.

Einführung.

Bei völkerpsychologischen Charakterisierungen muß man sich ihre vielseitige Gebundenheit an die Person des Urteilers vor Augen halten.

Aus diesem Grunde wird hier durch Angabe der Lebensstellung ein Faktor der Persönlichkeit des Verfassers eines jeden der Aufsätze wenigstens nach einer nicht ganz unwichtigen Seite hin angedeutet. Richtiger wäre es allerdings, noch eine kleine Skizze des Schicksals und des Lebenslaufs jedes Autors hinzuzufügen, wie das etwa in vielen amerikanischen Magazins (z. B. Atlantic Monthly) üblich ist. Leider war dies aus verschiedenen Gründen nicht möglich. Die Anführung der Lebensstellung hat also, wie gegen gewisse Unterstellungen vorweg eingewendet werden soll, nichts mit Begünstigung von Titelsucht zu tun.

Alle Charakterbilder schwanken in der Geschichte. Die eine Zeit verwirft die Helden der anderen, und geschmäht werden von der einen Partei die, welche die andere verehrt. Ebenso wechselt das Bild des einen Volkes im Auge des anderen.

Trotz dieser Subjektgebundenheit sind solche Urteile und Stellungnahmen nicht ohne Bedeutung. Im Gegenteil: sie repräsentieren als Wertungen die Ansichten oder Stimmungen oft großer Gruppen, denen der Urteiler angehört. Für deren Handeln ist nicht irgendeine objektive Tatsächlichkeit oder Wahrheit entscheidend, sondern ein subjektives Kollektiv-Gefühl, das als ein Ergebnis mannigfacher, oft schwer entwirrbarer Kräfte zustande gekommen ist. Einzelne Führer mögen dafür manchmal vorzugsweise verantwortlich oder doch repräsentativ sein. Nicht selten steigert Täuschung oder Lüge, Angst vor fremden Absichten oder das Hochgefühl eigener Überlegenheit, die Geltungssucht einzelner die Stimmung geradezu zu „Paniken“ in der gegenseitigen Wertung von Völkern oder Volkskomplexen. Man denke an die Zerrbilder von den Deutschen während und nach dem Weltkrieg, an ähnliche Entstellungen, wie sie früher die einzelnen Religionsgemeinschaften gegenseitig voneinander entwarfen u. dgl. m.

Gewöhnlich sind es wenige Züge, die an den Gruppen das Interesse eines Beobachters fesseln. Manchmal bergen sie ein Lebensproblem des Beurteilers selbst und verhüllen eine geheime Auseinandersetzung innerhalb seiner Persönlichkeit. Darum bleiben sie nicht minder interessant für die anderen. Denn solche persönlichen Lebensprobleme wiederholen sich oft, manchmal unzählige Male, finden ihr Echo in den inneren Auseinandersetzungen der Landsleute, sozial Gleichgestellten oder Parteigänger, oder weisen diesen die Richtung und helfen dadurch oft zur Stellungnahme ganzer Völker oder Zeiten.

Ideal wäre es, wenn man das Verhalten von Nationen in ähnlicher Weise mit festen Tests messen könnte, wie man versucht, es bei Einzelmenschen zu tun. Wenn sich bei einem solchen Verfahren auch herausgestellt hat, daß nur ein sehr kleiner Teil der Persönlichkeit erfaßt und vergleichbar gemacht wird, so gilt dies leider noch mehr für Gewinnung ähnlicher objektiver Maße bei Gruppen, etwa durch statistische Vergleiche über Eheschließungen, Heiratsalter und Scheidungen, über die Zahl unehelicher Kinder, über die Sterblichkeit, über die Art von Verbrechen, über Züge der Lebenshaltung, Art der Wirtschaft und Wohnung, über Sitten, Tanz, Musik, Sprache usw., wie dies z. B. Alfredo Niceforo („Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen", 1910) oder Leo Haber („Nationalcharakter und Strafprozeß", 1906) durch Vergleichung des strafprozessualen Verfahrens versucht haben.

Eine solche objektive Methode bietet indessen trotz ihrer Begrenztheit, wenn sie mit Berücksichtigung der Fehlerquellen arbeitet, oft mehr Halt und Zuverlässigkeit als die blendendsten Intuitionen. Sie liefert immer das Skelett, das mit Blut und Fleisch der subjektiven Deutung und Wertung zu ergänzen ist.

Unter diesem Gesichtspunkt und wegen seines allgemein vergleichenden Charakters wurde der Aufsatz von Franziska Baumgarten an die Spitze dieser Reihe gestellt. Alle Probleme der vergleichenden Völkerpsychologie werden darin entrollt. Gerade die Berufseignung enthüllt die Eigenart sowohl bei Einzelmenschen wie bei Gruppen am drastischsten. Sie ist nicht allein für die wirtschaftliche Betätigung überhaupt, sondern vor allem für das Ineinanderspielen und den Effekt der Wirtschaftskräfte von entscheidender Bedeutung und von bisher unterschätzter Tragweite, insbesondere für den Anteil, der bei der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung den einzelnen Völkern zugemessen werden kann.

Die Licht- und Schattenseiten subjektiver Betrachtung treten in den Arndtschen Gedankengängen, wie sie uns Friedrich Hertz vermittelt, hervor. Es ist immer mißlich, allgemein und schlechthin mit weit ins Detail gehenden Qualifikationen ein großes Volk zu zeichnen. Aber durch die Persönlichkeit des Beurteilers gewinnen diese Äußerungen, positiv und negativ affektbeladen wie sie sind, erst Wert. Wie sieht dieser deutsche Patriot die deutschen Charakterzüge, wie glaubt er sie deuten und begründen zu müssen, was folgert er daraus, für die notwendige Stellungnahme anderen Nationen gegenüber? Übrigens müssen wir uns klar machen, daß die Ansichten dieses deutschen Mannes nicht nur den Stimmungen seiner Erfahrungen und seines Lebensalters unterworfen waren, sondern auch, daß sie keineswegs ohne weiteres als Ausdruck seiner Epoche angesehen werden dürfen. Denn Arndt befand sich im Gegensatz zu der preußischen Regierung, von der er als gefährlicher Demagoge verfolgt und seines Amtes entsetzt wurde. Als einer der ersten vertiefte sich der Dichter aber in eine Zerlegung der die Nationen aufbauenden Faktoren. Darin liegt die Bedeutung seines „Versuchs in vergleichender Völkergeschichte“ aus dem Jahr 1843 und der folgenden Schriften.

Wenn man Völker zeichnet, so werden zwar gelegentlich innerhalb der größeren Einheiten kleinere Unterabteilungen, wie etwa Süd- und Norddeutsche, Rheinländer, Sachsen, Bayern u. dgl. unterschieden, in der Regel aber vergißt man die Grenz- und Auslanddeutschen. Man kann sagen, daß erst nach dem Kriege ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Hat sich doch gezeigt, daß auch sie in den großen Strudel der Leidenschaften hineingezogen wurden und an ihrem Platze ihr eigenes, nicht weniger wichtiges und bedeutsames Schicksal zu tragen hatten wie die anderen. Allerdings ist ihre Stellung sehr verschiedenartig vermöge der Angehörigkeit zu den betreffenden anderen Gemeinwesen und ihrer schicksalsmäßigen Verflechtung mit fremden Nationen, in deren Mitte sie gewöhnlich als Einsprengungen leben. Die Existenz von örtlichen oder beruflich-sozialen Enklaven auf fremdem Gebiet erzeugt nicht nur politische und rechtliche, sondern auch psychologische Probleme für die betreffenden Menschen. Die ganze soziale und berufliche Stellung der Auswanderer muß in Beziehung zu der neuen Kulturwelt gesetzt werden, in die sie gelangen. Immer bleibt jedoch die Frage der Anpassung an die neuen Lebensbedingungen bestehen. Die Psychologie eines jeden dieser vielen peripheren nationalen

Trümmer müßte besonders nach den individuellen Voraussetzungen der Existenz und der eigenartigen Schicksale geschrieben werden, vor allem ist sie für die europäischen und die außereuropäischen Auslanddeutschen anders. Eine weitgehende formale Assimilierung an die fremde Umwelt braucht nicht zu einem Verlust der alten nationalen Verbundenheit zu führen. Die gewollte Bewahrung nationaler Verbundenheit kann so weit gehen, daß, wie ich selbst beobachtete, obwohl sogar die Sprache fast ganz verloren gegangen war (bei einem Kind deutscher Eltern), das Zugehörigkeitsgefühl zur Nation aufrechterhalten wurde. Übrigens ein Vorgang, den wir beim irischen Volke, zum Teil selbst bei den Juden, beobachten können. Ja in unseren Tagen flammte dieses Zusammengehörigkeitsgefühl sogar in ungeahnter Weise in der irischen Nationalbewegung und im Zionismus auf. W. von Hauff sucht gewisse gemeinsame psychologische Züge dieser wichtigen soziologischen Erscheinungen zu gewinnen, die für das Problem der nationalen Minderheiten überhaupt von großer Bedeutung sind (man vgl. dazu auch die im 4. Hefte der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie des Jahrg. 1926 erscheinende Abhandlung von M. M. Laserson über „Die neuesten Schicksale der Staatsidee").

Die folgenden Aufsätze greifen besondere Züge aus dem Leben eines Volkes heraus, um sie psychologisch vergleichend zu untersuchen. Die nationale Eigenart wird vielfach durch die Methode des politischen Verhaltens gekennzeichnet. Sehr viel weniger, als man in der Regel meint, kann diese als Ergebnis deutlich beabsichtigten Wollens gewertet werden; sie ist vielmehr als Resultante aus vielen heterogenen Kräften zu betrachten: aus Anlage der Führer, als Ergebnis eines nationalen Siebungsmechanismus, durch den gerade gewisse Persönlichkeiten immer wieder Anklang finden und in bevorzugte Stellungen einrücken, von denen aus sie ihrem Volk schicksalsbestimmend und zur Nachahmung lockend vorangehen und seiner Art und seinem Handeln den Stempel aufdrücken. Dazu kommen die im Volke überlieferte Tradition und die Schranken des nationalen Lebensraumes. Das Geltungsbedürfnis der Staatsmänner verführt diese oft, die Bewußtheit, Absichtlichkeit und Planmäßigkeit ihres Handelns zu überschätzen. Um so begrüßenswerter sind die Ausnahmen, sind z. B. Geständnisse Lord Greys, daß er sich mehr geschoben fühlte als lenkend. Dahin gehört selbst das Wort Lloyd Georges vom Hereintorkeln in den Krieg. Liegen hierin nicht tiefe sozialpsychologische Probleme? Hermann Kantorowicz sucht

an einer Analyse der englischen Politik ihre Irrationalität darzutun, zu zeigen, wie wenig eine nachträglich verhältnismäßig einheitlich erscheinende Richtung in den Bruchstücken der sie zusammensetzenden Handlungen einzelner Personen von diesen keineswegs in ihren Zusammenhängen klar erfaßt werden. Selbst nicht bei einem Volk, das seine politischen Führer so trefflich auszusieben versteht, wie das englische.

Nicht nur in Europa „stürzt das Alte", während „neues Leben aus den Ruinen blüht", sondern auch in dem „jungen" amerikanischen Gemeinwesen der Vereinigten Staaten. Der Krieg hat die alte Geistesverfassung dort zu einem gewissen Maximum der Konsolidierung in Gestalt des „hundertprozentigen" Amerikanertums emporgesteigert. Allerorts haben sich indessen nach dem Kriege Kritiken an den bisherigen Einstellungen und Wertungen geltend gemacht, die früher sich kaum schüchtern hervorwagten. Diesem Wandel, der sich allerdings nur im ersten Anfang zeigt, liegen nicht nur lokal amerikanische Probleme zugrunde, sondern weiterreichende allgemeine der demokratischen Prinzipien überhaupt. Im Augenblick, da die Demokratie überall in der Welt sieghaft geworden ist, tritt das gleiche ein, was jeder Bewegung, jedem Dogma, jedem Ideal beschieden ist: im Zusammenprall mit den verschiedenen sozial, historisch und örtlich bedingten Wirklichkeiten treten die Besonderheiten der verschiedenen Einzelfälle in den Vordergrund und erschüttern darum den Glauben an die Allgemeingültigkeit eines Prinzips. Erst dann kann die Realität die Augen der Dogmatiker öffnen. Gerade der Erziehung bereitet mechanischer Ausgleichung die größten Hindernisse. Es ist beachtenswert, wie auch die als praktisch und realistisch geltenden Amerikaner von dem Fluch dieses Widerspruches zwischen Theorie und Praxis nicht verschont blieben und er eine tiefgehende Krise bei ihnen hervorzurufen beginnt. Alfred Kühnemann weist auf die zahlreichen und einschneidenden psychologischen Probleme hin, die sich für das Leben des amerikanischen Volkes daran knüpfen.

Der Aufsatz von C. Pollog unternimmt es, an der Hand von Nachschlagewerken uns gewisse Züge romanischen Geistes nahezubringen. Nachschlagewerke nehmen einerseits eine führende und das Geistesleben der Massen, auch der Gebildeten, lenkende Stellung ein. Sie suggerieren Auffassungen und Wertungen und verbreiten sie mit außerordentlicher Wucht. Anderseits geben sie den Ansichten der anerkannten Führer Ausdruck, sind also ein Niederschlag

der Meinungen und Kenntnisse der maßgebenden und angesehenen Persönlichkeiten, derjenigen, welche entscheidend für die Bewertung sind. Den vorliegenden Ausführungen bleiben lobende oder tadelnde Einschätzungen ferne. Die Tragweite eines ganzen Systems von, sagen wir, Irrtümern und Entstellungen drängt sich indessen dem Leser auf. In bezug auf Tatsächlichkeiten ist fast jedes Volk über das andere ziemlich lückenhaft und einseitig unterrichtet. Man denke gar an mittelalterliche Reisebeschreibungen, die voll phantastischer Abenteuerlichkeiten waren. Vielleicht ist aber doch im Laufe der Zeit ein gewisser Fortschritt an Disziplin des Beobachtens und Wiedergebens bei einzelnen Völkern gemacht worden. Allerdings spürt man in den hier zur Erörterung stehenden Nachschlagewerken auch die Rolle des Affekts. Weder Undiszipliniertheit des Beobachtens und der Wiedergabe, noch Hervortreten des Affektes können wir aber etwa irgendwie wertend abtun. Worauf es ankommt, ist: sie als Tatsächlichkeiten zu buchen, als betonte Eigentümlichkeiten, die für das Verhalten der betreffenden Völker von größter Bedeutung sind; nicht nur für diese selbst, sondern auch für die, welche mit ihnen zu tun, sich mit ihnen in guten und schlimmen Tagen auseinanderzusetzen haben. Das Mißverstehen der Nationen untereinander kann dadurch vermindert werden, daß eine jede sich über die Eigenheiten der andern ohne Wertung klar wird. Mit der bloßen Registrierung von Fehlern kommen wir nicht weiter und ebensowenig damit, daß der eine sich darüber erzürnt, daß der andere nicht so ist wie er selbst, oder daß er sich über die Feststellung einer Eigenschaft beleidigt fühlt. Erfreuen wir uns an der Buntheit der Farben und suchen wir sie zu einer Symphonie zu verbinden!

Unter ethnologischen Gesichtspunkten unternimmt Josef Leo Seifert, die slawische Psyche zu erfassen. Er findet bei ihr an der Wurzel das wohl über Jahrtausende sich erstreckende Leben als vorwiegend mutterrechtliche Ackerbauern gegenüber benachbarten vaterrechtlichen Hirten oder Nomadenstämmen. Dabei gestattet er gewichtige Unterscheidungen zwischen Nord- und Südslawen, von denen die ersteren abweichende Charakterzüge ihrer Vermischung mit Hirtenvölkern verdanken. Unter der Annahme dieser Wurzeln slawischer Eigentümlichkeiten muß sich für sie auch das Problem der Anpassung an die Bedingungen der modernen Technik anders gestalten. Wichtig ist dabei die Betonung der Rolle, welche die Überschichtung spielt und im Zusammenhang damit die Veränderung des „Volkscharakters“ überhaupt. Denn wenn auch die Bezeichnung

eines Stammes oft erhalten bleibt, ist durch Überschichtung tatsächlich ein anderes Volk mit einer anderen Kombination von Erbwerten zustande gekommen. Die Bedeutung dieser Abhandlung liegt in der historisch ethnischen Perspektive, die hier für die psychischen Charakterzüge genützt wird.

Wie eine Illustrierung zur letzten Anmerkung des Seifertschen Aufsatzes mutet die ganz unabhängig davon verfaßte Studie über eine Sektenbildung in der Tschechoslowakei, von Zdeněk Ullrich, an. Seifert weist nämlich „auf den bei den Nordslawen auftretenden Messianismus hin, der vielfach mit der Idee vom III. Reich des Hl. Geistes und der Liebe verbunden worden ist". Ullrich berichtet über eine genau beobachtete und registrierte Geschichte einer solchen Sektenbewegung in Mähren. Es ist eine sozialpsychologische Kleinarbeit, wie sie leider erst selten gemacht wird. Daß der Führer und Begründer der Sekte als geistig nicht normal bezeichnet wird, ist durchaus unwesentlich. Denn er fand Anhänger auch unter Gesunden. Außerdem ist gerade bei solchen Erscheinungen die Grenze zwischen gesund und krank nicht nach dem Schema einer Heilanstalt zu ziehen. Die Wirkung desequilibrierter Persönlichkeiten ist oft viel stärker als die ausgeglichener. Sie finden Resonanz je nach der Stimmung der Zeit. Hat erst einmal eine Ballung um solche Führer Platz gegriffen, so wird die Organisation einer neuen Gemeinschaft häufig durch ganz anders veranlagte Persönlichkeiten durchgeführt. Bei unserem Beispiel wurde, noch bevor eine Kristallisation, eine Organisation, zustande kam, dem Versuch der Begründung einer Gemeinde der Lebensfaden abgeschnitten; vor allem deshalb, weil der Begründer der Sekte durch Beleidigungen des Staatspräsidenten Masaryk sich unmöglich machte. Hätte er sich nicht in den Geruch politischer Umtriebe gebracht, so wäre das Schicksal der durch ihn hervorgerufenen religiösen Bewegung vielleicht erfolgreicher gewesen.

Viel Aufsehen erregte die eigenartige bolschewistische Familiengesetzgebung in Rußland (vgl. den Aufsatz von Kulenkampff-Pauli im 3. Heft des Jahrgangs 1926 der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie"). Allein, so dogmatisch und romantisch-rationalistisch auch die Führer des Bolschewismus in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Gesetzgebung verfuhren, sie erscheinen oft, selbst wenn sie nicht russischen Stammes, doch so eng mit dem Volke verwachsen, daß sie mit ihrer Familiengesetzgebung in mancher Hinsicht viel mehr nationalem Empfinden Ausdruck geben, als sie es vielleicht beabsichtigen oder meinen. Seifert betonte die historische Tradi-

tion des Mutterrechts im Slawentum. So ist es z. B. ethnologisch folgerichtig, wenn es im russischen Bolschewismus „eine Zeitlang jugendliche Kreise“ gab, welche den alten utopisch sozialistischen Gedanken der Promiskuität, des unterschiedslosen Geschlechtsverkehrs, vertraten. Wie denn überhaupt der Kommunismus des Eigentums bei den Völkern stets mit einem solchen an Frauen verbunden zu sein pflegt (s. Thurnwalds Artikel „Kommunismus“ im Reallexikon der Vorgeschichte, hg. v. Max Ebert, 1925—26). Es ist klar, daß hier tiefgehende soziale und psychologische Probleme im Mittelpunkt stehen. Im Laufe der wenigen Jahre der neuen Ordnung der Dinge in Rußland haben sich indessen weitgehende Wandlungen in der Stellungnahme sowohl des Volkes wie der amtlichen Führer vollzogen. Hört man doch schon ganz andere Stimmen als vor kurzem aus den Kreisen der Bolschewikenführer: „Die Tatsache, daß die Familie so schnell zerfällt, trägt nicht zum wenigsten die Schuld an der Menge der obdachlosen Kinder.“ Letztere, die von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehen, sind ja, wie man hört, fast zu einer Landplage in dem weiten roten Reich geworden („Asia“, 1926, April S. 334 ff.). Hier rächt sich die unpsychologische Dogmatik. Freilich, gerade die Sexualfragen wird man nie allgemein lösen können, sondern nur nach der Besonderheit der sie tragenden Menschen im engen Rahmen national gebundener, historisch ausgesiebter und ausgelesener Eigenart. Die Merkwürdigkeit der russischen Revolution besteht in der Übertragung von auf ganz wesensfremdem Boden, in England und Deutschland, entstandenen wirtschaftlichen und sozialen Problemen und Ideologien in das russische Milieu, das Fragen ganz anderer Art hegte. Dadurch ist eine heillose Verwirrung der Geister entstanden, die durch Rückübertragung russischer Blüten nach dem „faulen Westen“ noch vergrößert wird. Wir ersehen daraus die Rolle, die den Beeinflussungen unter den Völkern der Erde heute zukommt. Indessen zeigt sich doch die Assimilationskraft der Völker, die Anpassung an das, was im Augenblick eine Gemeinschaft braucht. Denn alle Schlagworte und Ideen werden im Kopfe eines fremden Volkes zu etwas anderem und können so befruchtend wirken. Wie trotz Revolution und Umsturz, trotz Schlagworte und Dogmen, die Tradition und Wesensanlage des Russen sich durchsetzt, schildert hier Paul K r i s c h e in lebendigen Farben. Überhaupt dürften gerade auf erotischem Gebiet die Schranken aufgezwungener Gesetzgebung allzu leicht überschätzt werden.

In den sogenannten näheren Orient führt uns der letzte Aufsatz dieser Reihe. Er sucht den Morgenländer dem Menschen des Abendlandes gegenüberzustellen. Das Einigende und Trennende glaubt J. R. Kaim in den auf religiöser Basis gemeinsamen Glaubens zusammengeschlossenen Gemeinschaften finden zu können. Diese Gemeinschaften sind im allgemeinen streng endogam, d. h. Heiraten finden nicht mit Angehörigen anderer Gemeinschaften statt. Dadurch wird nicht nur eine feste Lebensform in diesen Gemeinschaften bewahrt, sondern sie wirken sich auch raßlich durch Vererbung bestimmter Anlagen in oft lokal begrenzten Gruppen aus, wenngleich in der anthropologischen Teilhaberschaft an den Elementarrassen eine große Mannigfaltigkeit von Mischungstypen zu konstatieren ist. Hervortretend ist die Bedeutung des Islam, der das Erbe des historisch weiter zurückliegenden alten Orients trägt. Aber auch hier zeigt sich, wie abseits von den Städten die Bauern ihr eigenes Leben mit einer ganz anderen Geistesverfassung führen. Von diesen wieder hebt sich als ein eigenartiges Produkt von Stadt und Verkehr der Levantiner ab. Er ist wohl der Schwächste und am wenigsten Stilhafte. Gerade die starke familiale und religionsgenossenschaftliche Gebundenheit kennzeichnet das soziale Leben des Orients bis tief nach dem indischen und fernen Osten hinein, im Gegensatz zum Westen, der staatlich-territorial geschlossen und individualistisch betont ist. Der Versuch der modernen Türkei zur Wandlung in der Richtung des westlichen Lebensstils ist ein psychologisches Experiment großen Ausmaßes. Dieser Übergang erstreckt sich auf die Sexualordnung des Islams, die dank dem Einfluß der arabischen Hirten als erste Träger dieser Religion streng patriarchalisch eingestellt ist. Der Einfluß Europas und besonders der Amerikas, der nicht gering anzuschlagen ist, wirkt heute im entgegengesetzten Sinn.

Die kulturellen Probleme sind, wie aus diesen Andeutungen hervorgeht, für das Morgenland nicht geringer als für das Abendland, wenn auch anderer Art. Man möchte angesichts der ungeheuren Krisis, die für das Leben der Orientalen heraufgezogen ist, fast eher von einem „Untergang des Morgenlandes" als von einem solchen des Abendlandes sprechen. —

In diesen „völkerpsychologischen Charakterstudien" sollten nur gewisse Züge durch Sachkenner unter die Lupe wissenschaftlicher Untersuchung genommen, keine allumfassende Vergleichung versucht werden. Solche könnte wohl in Zeiten nationaler Erregung, wie z. B. während des Weltkrieges, auf Anklang in den bewegten

Gemütern zählen, in der zurückgekehrten Ruhe des wissenschaftlichen Alltags treten ihre Mängel aber sofort kraß in Erscheinung. Statt vager Verallgemeinerungen gilt es, wie das in den hier gesammelten Arbeiten geschah, gewisse Einzelheiten nach ihrer seelischen Verwurzelung in gruppenmäßigen Bedingungen zu untersuchen.

Derartigen Untersuchungen werden auch die nicht den Wert absprechen können, welche ein besseres Verstehen unter den Völkern befürworten. Auch wenn man nicht Rationalist und Intellektualist ist, auch wenn man nicht meint, daß die Beseitigung des verstandesmäßigen Mißverstehens unter den Völkern allein schon den Weg zum ewigen Frieden ebnet, wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß eine Förderung des intellektuellen Verstehens dann wenigstens gute Früchte tragen kann, wenn eine Stimmung des guten Willens die Voraussetzung dafür bietet.

Denn die Eigenarten von Nationen und Gruppen werden immer bestehen bleiben, nie wird eine Gleichartigkeit der Menschen herbeigeführt werden können. Das, worauf es ankommt, ist nicht allein Duldung, sondern sowohl die Anerkennung und Freude an der Buntheit der Individualitäten von einzelnen und Gruppen, als auch die Erkenntnis von ihrer Notwendigkeit und Nützlichkeit für das so vielseitige Anlagen und Eigenschaften erfordernde Kulturleben der Menschheit.

R. Thurnwald.

Die Berufseignung der Völker.

Von Dr. Franziska Baumgarten (Solothurn-Rosegg).

Die Eignung eines Volksstammes, eines Volkes, einer Rasse zu einer bestimmten Betätigung ist eine Tatsache, die sich schon in uralten Zeiten feststellen läßt. Bei dem einen Volksstamme finden sich zahlreiche gute Schmiede, beim anderen besonders gute Töpfer, beim dritten geschickte Holzarbeiter, beim vierten gute Lederarbeiter usw.

Nach Lenormant z. B. ist die Kunst des Schmiedes zuerst bei der turanischen Rasse aufgetreten und hat sich erst von ihr auf die Völker des Orients verbreitet. Der Handelsgeist hat sich sehr früh bei Indianern, Arabern, Phöniziern, Chinesen, Malayen geäußert. Nach Schmoller sei es wahrscheinlich, daß höhere technische Kultur von Vorderasien, vielleicht von jenen mongolisch-tatarischen Völkern der Sumerier und Akkadier im Euphrattal ausgegangen sei [1]).

Die Phönizier als Kaufleute, die Chaldäer, die Ägypter als Wissenschafter, die Griechen als Künstler und Philosophen [2]), die Perser als Krieger, die Römer als Juristen, Kolonisatoren — so blieben in der Überlieferung die antiken Völker Repräsentanten einer bestimmten Tätigkeit, in welcher sie großes oder größeres als die anderen Völker geleistet haben.

Nicht anders war es im Mittelalter, wo man die italienischen Architekten, Maler und Ärzte hochschätzte und sie an Höfe fremder Länder berief, die Schweizer als Söldner (die „treue Garde") mit Vorliebe engagierte, die deutschen (Köln, Hansastädte) und vlämischen Importeure zum Muster nahm usw.

Auch in der modernen Zeit besitzen die Völker einen solchen Ruhm

---

1) Schmoller: „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre" 1919. S. 198.

2) Thukydides in der Leichenrede des Perikles läßt diesen das griechische Volk charakterisieren — „wir treiben Kunst ohne Weichlichkeit ... und wir philosophieren in Schlichtheit".

spezieller Befähigungen in einer bestimmten Richtung. Ungarische Geiger, englische und deutsche Techniker, englische Textilarbeiter, französische Köche, Schneider, Modistinnen, italienische Sänger, holländische Blumenzüchter, jüdische Bankiers und Kaufleute, Zigeuner als vortreffliche Pferdekenner und Musikanten, russische Tänzer, Schauspieler, Vortragskünstler, chinesische Heizer auf den Schiffen, persische Teppichknüpfer, erfreuen sich einer besonderen Bevorzugung [3].

Solche Ansichten und Überzeugungen (dahingestellt sei zunächst, ob sie richtig sind) bilden den Ausdruck der wahrgenommenen psychischen Differenziertheit ganzer Menschengruppen. Denn in der Tat, was bedeutet denn die Feststellung, daß ein Stamm viel mehr gute Töpfer als alle anderen Nachbarstämme hat? Doch nichts anderes, als daß in dem betreffenden Volksstamm bestimmte psychophysische Eigenschaften, die zur Erzeugung der betreffenden Gegenstände erforderlich sind, sich viel öfters als bei dem anderen vorfinden. In den so deutlich abgrenzbaren Gruppen von Jagd, Viehzucht, Ackerbau treibenden Völkerstämmen muß man demnach nicht, wie es längere Zeit angenommen wurde, nur kulturhistorische Phasen der menschlichen Betätigungen erblicken, sondern verschiedene Wirtschaftsweise, die vorwiegend von der physischen Differenziertheit der einzelnen Stämme abhängt. Daß an einer Stelle Jagd, an der zweiten Viehzucht, an der dritten Ackerbau getrieben wurde, daran ist weniger das Klima und die Bodenverhältnisse als die Veranlagung der einzelnen Stämme schuld. Selbst wenn wir annehmen, daß sich aus der Jagd Viehzucht entwickelte, so ist schon der Umstand, daß die einen Stämme früher als die anderen ansässig

---

3) Auch bei den jetzt lebenden Naturvölkern werden immer bei einzelnen Stämmen verschiedene besondere Befähigungen festgestellt. Nach von den Steinen gilt der eine oder andere Stamm als „Herr“ seiner Spezialität: die Bakairi von Halsketten mit rechteckigen, weißen Muschelstücken und Muschelperlen, die Menku von Baumwollfäden und Hängematten, die Nahuquá von Kürbissen und Ketten mit roten Muschelstücken sowie Tukumperlen, die Mehinaku und Verwandte von Töpfen und feinen Baumwollfäden, die Trumai und Suya von Steinbeilen und Tabak, die Trumai ferner von aus Bambusasche bereiteten Salzen usw. — (zit. nach Thurnwald: „Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus“ im Sammelwerk „Erinnerungsgabe für Max Weber: Die Hauptprobleme der Soziologie“, München 1923, S. 313). Siehe auch Schmoller op. cit. Bd. I, R. Michels: Wirtschaft und Rasse im „Grundriß der Sozialökonomie“, Tübingen 1922, Thurnwald: Art. „Handwerk“ im „Reallexikon der Vorgeschichte“, Verlag W. de Gruyter, Berlin.



werden, resp. die einen länger beim Nomadenleben beharren, ein Beweis, daß der betreffende Volksstamm die psychische Eigenschaft besaß, sich auf eine neue Lebensweise schnell umzustellen, während dem anderen die Fähigkeit eigen war, auf seine bisherige Betätigung dauernd eingestellt zu sein. Die ersteren größeren technischen Fortschritte der Menschen werden von den einen auf den Zwang der äußeren Umstände, auf die Not der Eiszeit zurückgeführt (M. Wagner), andere leiten das Erlernen des Aufrechtgehens und Waffenbenützens aus dem Kampfe mit den wilden Tieren ab, aber wohl das Richtigste hat Schmoller getroffen, wenn er sagt: „Aller technische Fortschritt kann nur das Ergebnis des Scharfsinnes, der Beobachtung, der besonderen Findigkeit sein[4]."

Die große Teilung in Herren- und Sklavenvölker läßt die psychophysische Differenzierung der Völker noch prägnanter hervortreten. Besiegt werden ja die Stämme, die weniger tapfer, weniger klug, weniger gut organisiert sind. Die Rechtfertigung der Sklaverei erfolgte schon von jeher mit dem Argument, daß es sich bei den Sklaven um Menschen handelt, die zu keiner „besseren" Arbeit fähig sind, die sich nur zu den verachteten physischen Arbeiten eignen[5].

Trotzdem aber schon sehr früh erkannt wurde, sowohl von Laien als Gelehrten, daß man ganze Menschengruppen nach ihrer spezifischen Veranlagung zu einer bestimmten Betätigung unterscheiden müsse, ist jedoch die Frage der Berufseignung der Völker bis zum heutigen Tage zu keinem wissenschaftlichen Problem und bis jetzt noch kein Gegenstand einer systematischen Untersuchung geworden. Das Problem war bisher eigentlich von zwei Seiten behandelt worden: einmal von denjenigen, die als Reisende (Seefahrer) Gelegenheit hatten, fremde Völker kennen zu lernen und Interesse an deren Eigenarten hatten (von ihnen stammen die ältesten, sowie die zahlreichsten Angaben), das andere Mal war es die Praxis, die Interesse hatte an der Feststellung, zu welcher Art Arbeit das eingewanderte Volk (wie Polen, Italiener, Japaner) oder das unterworfene (durch Krieg oder koloniale Eroberung) besonders befähigt ist. Das Material entstammt in beiden Fällen der Beobachtung, und — wie besonders im zweiten Falle — einer nachträglichen statistischen Bearbeitung.

---

4) Schmoller, l. c. S. 194.

5) Zwar gab es Fälle, wo die Sklaven den Herren in vielem überlegen waren (die alten Griechen den als Eroberer eingedrungenen Römern), aber dies waren Ausnahmen.

Gegenüber dieser ersten Quelle müsse man jedoch vom Standpunkt einer unvoreingenommenen, nach objektiven Daten strebenden Forschung die größte Vorsicht wahren.

Die Aussagen der Reisenden bezogen sich nicht auf die Berufseignung der besuchten Völker als solche, da das Problem der Berufseignung erst letzten Datums ist, sondern auf die Arbeitsfähigkeit und Wirtschaftstauglichkeit. Die ersten Beobachtungen betrafen daher bei den sog. primitiven Völkern deren Fleiß oder Faulheit, da eine solche Feststellung besonders leicht war. Aber je zahlreicher die Feststellungen über die Arbeitsfähigkeit der Völker, desto mehr widersprachen sie sich oder stimmten mit anderen Tatsachen nicht überein. So wurde z. B. die bis heute sehr verbreitete Behauptung, daß alle Naturvölker faul wären, erschüttert. Es erwies sich, daß es zwar eine ganze Reihe von Naturvölkern gibt, wie Hottentotten, Indianer, welche die Arbeit scheuen, aber auch andere, wie die Bewohner Madagaskars, Neu-Guineas, die Bantu und die Senegalneger in Afrika u. a., die mit der größten Ausdauer ihre Reisfelder kultivieren. Es erwies sich ferner, daß eine auf Beobachtung basierende Feststellung, wonach ein Volk faul sei, auch wenn sie anscheinend stimmt, dennoch über eine tatsächlich bestehende Eigenschaft täuschen kann. Denn viele Faktoren kommen hier in Betracht. Zuerst die hemmende Wirkung der klimatischen Bedingungen (große Hitze, Kälte) auf die Arbeitsfähigkeit wird bei dem Urteil in bezug auf Faulheit der Naturvölker oft übersehen. Zweitens, wenn ein Volksstamm die Arbeit scheut, so kann es deshalb sein, weil auch eine kurze Arbeitsdauer ihm die Befriedigung seiner sehr geringen Bedürfnisse gestattet. Nach La Percuse genügen auf der Osterinsel Waihu drei Arbeitstage, um den Lebensunterhalt für ein ganzes Jahr zu ernten. Was soll da den Ansporn zu intensiver Arbeit bilden? Die Leichtigkeit des Lebensunterhaltes, und nicht eine spezielle psychische Eigenart ist es also, welche die Arbeitsunlust verursacht. (Diese Erscheinung wiederholt sich im übrigen auch bei den sog. Kulturvölkern, wie Irländern, Italienern, Spaniern usw., denen die Fruchtbarkeit des Bodens eine schwere kontinuierliche Arbeit überflüssig macht.) Aber wenn es gilt, eine Waffe, einen Schmuck herzustellen, wo der Ehrgeiz den Antrieb bildet, so wird mit einer solchen Geduld, Ausdauer, Sorgfalt und voller Hingabe gerarbeitet, daß die mit den einfachsten Hilfsmitteln hergestellten Gegenstände mit Recht die größte Bewunderung der europäischen Kenner auslösen. Man sieht daraus, wie der einseitige Begriff der Arbeit beim Europäer

(im Sinne der Erwerbsarbeit) zu fehlerhaften Urteilen führt.

Ferner werden die Urteile über die Wirtschaftstauglichkeit der Völker noch aus bestimmten Interessegründen abgegeben, wenn sie von Kaufleuten, Plantagenbesitzern herrühren. Der Kaufmann, dem es daran liegt, daß ein Volk (oder Stamm) möglichst viele Bedürfnisse besitzt, da dies den Absatz der Waren fördert, wird geneigt sein, da, wo er Bedürfnislosigkeit eines Volkes vorfindet, von Faulheit zu sprechen, um diesen für seine Interessen nachteiligen Zustand zu rügen. Dabei wird übersehen, daß es sich um Bedürfnisse im europäischen Sinne handelt, während die Bedürfnisse der Naturvölker ganz andere sind und diese auch andere Wertmaßstäbe gegenüber den europäischen Dingen haben. Dem Plantagenbesitzer wird ein Arbeiter nie genug leisten, er ist in seinen Augen stets faul, wie dies übrigens fast jeder Unternehmer in seiner Unersättlichkeit immer wieder behauptet. Solche parteiische Urteile sind nichts weniger als gerecht.

Bei Beurteilung der Leistung der Völker wurde außerdem der Umstand ganz außer acht gelassen, daß die Naturvölker ja letzten Endes eine Sklavenarbeit zu verrichten haben, was allein schon gegen den großen Unabhängigkeitssinn vieler Völker (z. B. Indianer), also gegen ihre Natur ist. Jede Sklavenarbeit enthält ferner solche psychischen Momente, wie Zwang, strenge Aufsicht, Monotonie, schlechte Vergütung, schlechte Ernährung, lange Arbeitszeit, kurze Ruhepausen usw., die die Leistungsfähigkeit wesentlich vermindern. Der Sklave hat übrigens gar kein Interesse daran, sein Bestes in die Arbeit zu legen, da dies nur seine ärgere Ausbeutung zur Folge hat. Werden jedoch die schlechten Arbeitsbedingungen geändert, so ändern, resp. bessern sich auch die Leistungen. Thurnwald erwähnt von steigender Leistungsfähigkeit der Südseeinsulaner, nachdem ihnen genügende Kost verabfolgt wird [6]), durch gute Behandlung gelang es den spanischen Jesuiten in Paraguay (1610 bis 1768), den Indianerstamm Guarani zur landwirtschaftlichen und gewerblichen produktiven Tätigkeit zu erziehen [7]). Ein wichtiger Faktor der Arbeitsunlust ist auch die Ungewohntheit der Arbeit, die mehr von der Eigenschaft der Anpassungsfähigkeit an eine bestimmte Arbeitsart als von Arbeitsfähigkeit (oder Unfähigkeit) als solcher zeugt. Denn wir müssen bedenken, daß die Europäer den an-

6) Thurnwald: Die eingeborenen Arbeitskräfte im Südseeschutzgebiet. Koloniale Rundschau 1916, H. 10. — 7) Zit. nach Michels l. c. S. 183.

deren Völkern ihre eigene Art zu arbeiten, ihre eigene Technik aufzwingen. Die Technik des Europäers ist sicherlich aus seinen psychophysischen Eigenschaften entstanden, entspricht diesen also auch. Sie braucht aber nicht zu entsprechen und entspricht tatsächlich auch nicht den psychophysischen Fähigkeiten der Außer-Europäer; sie stellt an deren psychophysischen Organismus ganz gewaltige Forderungen, z. B. das Tempo der Arbeit, an die sie sich erst anpassen müssen, die langdauernde schwere Arbeit, die einer schwachen physischen Konstitution nicht entspricht, die Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die dem engen Aufmerksamkeitskreis z. B. eines Malayen zu hohe Anforderungen stellt. Die Europäer haben übrigens eine lange Tradition der Arbeit, die Arbeitstendenz ist bei ihnen vererbt (in manchen Industriezentren bestehen ganze Dynastien der Arbeiter: schlesische Weber, Bradforder Spinner, westschweizer Uhrmacher usw.), während die primitiven Völker erst die Aneignung an eine systematische, andauernde Arbeit — also Aneignung einer ganz neuen Eigenschaft — erringen müssen. Nicht selten müssen dabei Weltanschauungen überwunden werden: der Hindu muß bei der Maschinenarbeit unwillkürlich an das Leder und Fett des Tieres — also durch die Religion verbotene Zutaten — denken und empfindet dabei eine Hemmung. Außerdem, wie es ja seit Urzeiten der Fall war, werden die durch Kriege oder koloniale Eroberungen unterworfenen Völker nur zu den niedrigsten und unangenehmsten Arbeiten verwendet. Bis zum heutigen Tage sind z. B. die indischen Werkmeister in den Betrieben keine Techniker, sondern nur Kontrolleure, welche die Unterlassungen des Personals nicht bestrafen dürfen, nur den Vorgesetzten darüber berichten müssen. Der Bur und der Engländer in Afrika halten es unter ihrer Würde, eine Arbeit zu verrichten, die nach ihrer Meinung nur für den schwarzen Mann gut ist und ihm ganz überlassen wird.

Auch national-ökonomische Momente waren schon oft die Ursachen einer solchen Zwangszuweisung der Naturvölker zu einer bestimmten Arbeit. Es sei hier nur daran erinnert, daß es in den englischen Kolonien verboten war, Veredelungsbetriebe zu gründen, damit die Industrie im Mutterlande blühe und die Kolonien nur die Lieferanten der Rohstoffe blieben. Somit wurden natürlich die Kolonialvölker zu einer bestimmten Arbeit gezwungen und die freie Betätigung war ausgeschlossen.

Diese „a priorische“ Zuweisung zu einer bestimmten Arbeitsart kann selbstverständlich keine Gelegenheit geben, die wahre Be-

rufseignung eines Volksstammes zum Ausdruck zu bringen. Es ist also von vornherein schon aus diesem Grunde unmöglich, über dessen wahre Eignungen ein richtiges Bild zu erhalten.

Zuletzt — und dies ist eines der wichtigsten Momente — ist die Einstellung zur Arbeit bei verschiedenen Völkern verschieden. Die einen sehen sie als Zweck, die anderen als Mittel an. Für die ersteren ist sie die Gelegenheit für Kraft- und Fähigkeitsentfaltung, ist das Leben selbst und als positive Charaktereigenschaft gewertet; für die zweiten ist sie nur eine Möglichkeit, sich den allernotwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Diese zweite Art der Einstellung findet sich bei sehr vielen Naturvölkern (wenn die Kaffern, die Indianer in der Erntezeit eine Erhöhung der Löhne erhalten, begnügen sie sich mit dem früheren Geldbetrag und arbeiten weniger), sie ist jedoch auch bei vielen Kulturvölkern zu finden (der italienische „Lazzarone“, welcher, nachdem er gegessen hat, nicht mehr arbeitet, der französische Kleinbürger, dessen Traum eine Rente mit 50 Jahren war, um weiter nicht zu arbeiten, die Auswanderer verschiedener Länder, größtenteils Slaven, die im Auslande so lange arbeiteten, bis sie sich das notwendige Kapital zum Erwerb eines Stückchen Landes, Häuschens in der Heimat zusammengebracht haben). Mißt man also ein Naturvolk mit dem Maße der „Heiligkeit der Arbeit“, berücksichtigt man seine Art der Einstellung zur Arbeit nicht, so wird selbstverständlich ein Volk „faul“ im europäischen Sinne erscheinen.

Und bei dem allem, wie geht man ungerecht vor! Man wirft den Primitivvölkern, wenn man sie zu neuen ungewohnten Arbeiten zwingt, „Faulheit und Unfähigkeit“ vor und verschließt die Augen vor der Tatsache, daß die in Kolonien übersiedelten Europäer ihre wirtschaftlichen Fähigkeiten in der Regel, wenn nicht ganz, so doch zum größten Teil einbüßen. Einerseits wirkt das ungewohnte Klima schädlich, andererseits wirken in derselben Richtung soziale und psychische Faktoren. Der Mangel an Gesellschaft wird von vielen Europäern nicht ertragen (z. B. von geselligen Franzosen) und wirkt deprimierend auf den Geist und vermindernd auf die Leistung. Die Arbeit der Eingeborenen befreit sie von der Verrichtung schwerer und unangenehmer Arbeiten und, da die Mehrheit der Einwanderer jedoch Personen sind, die in ihrem Mutterlande keine hohen geistigen Qualitäten aufwiesen, so wird in ihnen rasch eine Überhebung großgezogen, indem die Arbeit, wenn sie nicht leicht und angenehm ist, als unter ihrer Würde angesehen wird. So entsteht

eine unglaubliche Faulheit der Europäer. Michels hat zahlreiche Beispiele hiefür gesammelt. „Die Holländer am Kap waren nicht dazu zu bewegen, Schulen einzurichten ..., die Spanier in Südamerika ließen sich von weit her und zu teuren Preisen Pflanzen kommen, die in ihrem eigenen Lande wuchsen ... Auf St. Helena war die ganze Bodenkultur fast ausschließlich in den Händen freier Neger ... In einzelnen nordamerikanischen Staaten halfen die Weißen selbst bei einem Häuserbrand nicht löschen ...[8]).“

Man sieht aus all dem angeführten, wie viele Momente bei einer richtigen objektiven Feststellung der „Faulheit“ und des Fleißes der Völker in Frage kämen und wie deren Nichtbeachtung zu einer falschen Beurteilung der Tatsachen führen kann.

Wir können uns nun vorstellen, wenn solche Fehler bei Beurteilung einer ganz allgemeinen Eigenschaft, wie der des Fleißes, die sich der Beobachtung aufdrängt, begangen werden, wie groß die Fehler in der Beurteilung einzelner Befähigungen fremder Völker sein müssen!

Tatsächlich sind in dieser Hinsicht fatale Fehler begangen worden. Wollte man versuchen, eine systematische Darstellung der geäußerten Ansichten zu geben, so würde ein Bild von ganz entgegengesetzten Eigenschaften, die man einem und demselben Volke zuschreibt, resultieren. Der Neger wird z. B. fast immer als unfähig zu einer großen physischen Leistung bezeichnet, wogegen wir in einer erst vor einigen Jahren erschienenen Arbeit darüber lesen: „Il est très habile de masquer notre insuffisance musculaire sous les tropiques en déclarant que le blanc doit à sa dignité d'homme civilisé de ne pas s'abaisser à des besognes vulgaires à des manipulations dépourvues de cérébralité. La vérité est, que le blanc, qui voudrait pagayer plusieurs jours de suite au soleil, ou débarquer caisses et ballots sur son dos par ces chaleurs accablantes, ne vivrait pas huit jours [9]).“

Die einen behaupten ferner, der Neger werde es nie zu Stellungen bringen, wo er sich als Organisator, Leiter, Direktor erfolgreich betätigen könne, er werde immer nur die untergeordneten Posten besetzen können. Der Wunsch ist hier wohl der Vater dieser Behauptung, denn sie ist eine gute Rechtfertigung des Unwillens des Weißen, einen Neger als Vorgesetzten zu haben, was doch unter der

8) l. c. S. 149.

9) Savoir faire „travailler“ les nègres. „Mon Bureau“ v. 15. Mai 1923, Seite 371.

Würde der weißen Rasse stünde; andere wieder behaupten, die Zukunft gehöre den Negern, und weisen auf die außerordentliche Entwicklung hin, die sie in den letzten Jahrzehnten durchgemacht haben, auf Neger als Redakteure, Rechtsanwälte, Mediziner, Sänger, Dichter usw.[10]) im Sinne einer „Negergefahr". Solche gegensätzliche Behauptungen kann man fast über jeden Stamm, jedes Volk anführen — gehen ja die Behauptungen sogar in bezug auf die Japaner auseinander, ein Volk, dessen Land so viel von Europäern bereist wird und das selbst in solchen Massen Europa bereist: die einen sprechen ihnen alle organisatorischen Fähigkeiten, Weitblick und Kombination, dem japanischen Arbeiter jede Leistungsfähigkeit ab, schreiben ihnen nur ein Nachahmungstalent zu[11]), während die anderen mit dem Hinweis auf den Sieg Japans von 1904 über ein so großes europäisches Land wie Rußland die Behauptung aufstellen, daß die Japaner in Krieg, Handel und exakten Wissenschaften — von Kunst gar nicht zu sprechen — den Europäern an Leistung ganz ebenbürtig seien. Der japanische Arbeiter wäre nach einer entsprechenden Anlernung dem europäischen keineswegs unterlegen[12]).

Diese Meinungsverschiedenheiten erwecken Erstaunen, solange man nicht weiß, wie die Ansichten gewonnen werden.

Die zuverlässigsten und zahlreichsten Beiträge zur Berufseignung der Völker müßten eigentlich die Berichte der kolonisatorischen Bestrebungen der europäischen Kolonialstaaten liefern. Suchen doch diese Staaten die fremden Völker, die sich unter ihrer Oberherrschaft befinden, zu bestimmten Arbeiten zu veranlassen, d. h. zu zwingen. Aber diese Erwartung wird nicht gerechtfertigt.

Den Kolonialstaaten liegt es in erster Linie nicht daran, sich in fremde Völker hineinzufühlen, sie zu begreifen, sondern sie zu unterwerfen, sei es durch überlegene Kraft (Engländer, Deutsche), sei es durch die Einprägung des Gedankens, der Weiße wäre ein Wesen höherer Art (die Herrenrasse), während der Farbige dazu bestimmt sei, für die Weißen zu arbeiten und in Abhängigkeit von

---

10) The Negros Progress in fifty Years. The Annals (vol. XLIX) Amer. Academy of Political and Social Science.

11) Rathgen: Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung, 1905; Schachtner: Arbeiter, Unternehmer, Staat in Japan. Archiv f. Sozialwissenschaft 1907; Tille: Der Wettbewerb weißer und gelber Arbeit in der industriellen Produktion. Sozialwiss. Zeitfragen 1904, Heft 2.

12) M. v. Brandt, Die gelbe Gefahr. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1901.

ihnen zu leben. Durch diese Einstellung konnte selbstverständlich weder ein richtiges Bild von den Befähigungen der kolonisierten Völker erzielt werden, noch konnten die Völker ihr bestes in bezug auf Befähigung leisten. Das meiste, was darüber geschrieben wurde, ist deshalb mit größter Vorsicht zu genießen[13]). Derjenige wieder, welcher in den Kolonien, nicht auf einem Staatsposten, sondern als mehr oder weniger ständiger Einwohner mit der Absicht, im fremden Lande das Glück zu suchen, lebt, verfügt selten über Objektivität des Urteils (besonders die Unternehmer scheinen hierin schwer zu sündigen), er steht größtenteils in einer persönlichen Beziehung (als Vorgesetzter) zu der Bevölkerung, die ihm entweder die Sonnen- oder die Schattenseiten zu stark hervortreten läßt. Sein Urteil ist also viel zu subjektiv. Sowohl ein solcher Bewohner fremden Landes, wie auch ein Gelehrter, der zum Zwecke des Studiums in fremde Länder kommt, können unter Umständen (leider sehr oft) schlecht beobachten. Die Gabe der Einfühlung — als Vorbedingung einer guten Beobachtungsgabe — kann ganz fehlen oder versagt den völlig neuen Menschen und Verhältnissen gegenüber. Oder auch die Beobachtung beschränkt sich auf kleine Ausschnitte des fremden Lebens, und es wird vom Teile auf das Ganze geschlossen, resp. verallgemeinert. Es wird auch öfters nur zufällig und nicht systematisch beobachtet.

Nicht nur die Beobachtung allein, das Maß, das man an das Beobachtete wendet, ist falsch. Der Europäer ist ein ausgesprochener homo technicus. Für ihn bedeutet die Technik das Maß aller Dinge.

---

13) Es ist übrigens interessant, daß nicht nur die Kolonialvölker, sondern auch die Völker, die Kolonien besitzen, zum Gegenstand der Beurteilung in bezug auf ihre kolonisatorischen Fähigkeiten werden. Der Engländer hat bereits ein fundiertes Renommee eines guten Kolonisators, seine Methode lautet: eine möglichst große Zurückhaltung, Distanz gegenüber den „Natives" wahren, Anwendung der Maxime divide et impera gegenüber verschiedenen Volksstämmmen, die Überlegenheit der europäischen Zivilisation fühlen lassen. Trotz vielen Erfolgen in seiner Kolonialpolitik, hat diese Politik Englands in Indien und Ägypten keinen Erfolg im Sinne einer Anhänglichkeit der Völker zu verzeichnen. Frankreich konnte als Folge seiner ausgesprochenen Freundlichkeit zu den regierten Völkern (die Franzosen werden schnell persönliche Freunde der Araber, Türken) trotz der Erklärung des heiligen Krieges durch die Türkei während des ganzen Krieges aus Algerien und Tunesien Truppen heranziehen. Die vielen Mißerfolge Deutschlands auf diesem Gebiete (trotzdem Deutschland sich auf die Tatsache beruft, daß Berlin und Wien sich auf kolonisatorischem Boden befinden) rühren von dem Mangel an Einfühlung in die fremde Psyche her.

Nicht nur ein beliebiger Europäer, sondern sogar ein Wissenschaftler, ein Ethnologe, Soziologe, welcher mit der Absicht des Studiums der fremden Bevölkerung herreist, bringt mit sich nur das Bild der europäischen Kultur, resp. ihrer Technik — die technischen Errungenschaften werden noch immer als Maß der Kultur betrachtet — und beurteilt nach diesem Maße die Erzeugnisse der Fremden. Findet er in einem fremden Lande die Technik nicht auf der ihm geläufigen Höhe, so ist er stark geneigt, die Bewohner dieses Landes gering einzuschätzen. Für ihn bedeutet es wenig, daß der Inder hohe Ethik, tiefgründigste Religion und Weltanschauung besitzt, daß er wohl die schönste Architektur der Welt geschaffen hat. Er hat jedoch keine mechanischen Webstühle erfunden, demnach gilt er für den Europäer, der in seinen Gefühlen und Weltanschauungen viel barbarischer ist als der Gangesbewohner, nichts. Und so kommt es, daß z. B. eine silberne Ziselierarbeit des Malayen, die an sich ein Kunstwerk ist, das wohl keinem Europäer gelingen würde, in der primitiven Umgebung der Bevölkerung, bei ihrer primitiven Lebensweise keinen Eindruck auf den Europäer macht und von ihm unterschätzt wird. Das „technische" Maß der Kultur, mit dem man an Fremde herantritt, hat das Auge für deren Eigenart und den Geist für die Schätzung fremder Werte getrübt. Und Bedürfnisarmut wurde von Europäern immer als Kulturarmut gewertet[14]).

Bei den modernen Völkern wieder liegen die Verhältnisse so unübersichtlich, daß man leicht zu irrtümlichen Auffassungen kommt, wenn man die Geschichte des betreffenden Volkes, seiner sozialen und wirtschaftlien Entwicklung nicht kennt und man über ihre Berufseignung urteilt. Viele Völker, die man beobachtet, leben in ganz

---

14) Es ist übrigens interessant zu verzeichnen, daß die andern Völker auf Grund ihres „Maßes" ihrerseits wieder Verachtung für die europäische „Kultur" hegen. Die Chinesen verspotten die europäische Zeitausnützung und Hetze, als eines edlen Geistes nicht würdig, sowie die westeuropäischen Institutionen und technischen Errungenschaften, welche die guten Sitten verderben. Das vernichtendste Urteil über die europäische Kultur hat wohl Rabindranath Tagore in „Der Geist Japans", Leipzig (o. J.) gefällt:

„Wir werden uns wohl ihre Maschinen aneignen, doch nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Hirn. Wir werden sie ausprobieren und Schuppen für sie bauen, doch in unser Heim und unsere Tempel lassen wir sie nicht ein." (S. 22.)

„Die Völker des Westens gehen den Pfad zum Selbstmord, indem sie ihr Menschentum ersticken unter dem ungeheuren Gewicht ihrer Organisationen, um sich selbst in der Macht und andere in der Sklaverei zu halten." (S. 15.)

speziellen Verhältnissen, die über ihre Fähigkeiten ein unrichtiges, täuschendes Bild geben können.

So gab und gibt es z. B. Völker, die in Knechtschaft leben. Wer über die Berufseigenschaften der Polen, die noch vor kurzem in drei Teilen: von Rußland, Österreich, Deutschland beherrscht wurden, sich äußern würde, der könnte die größten Fehler begehen. Im alten Österreich waren Polen Beamte und keine schlechten Beamten, aber sie waren es unter dem Druck der Verhältnisse, weil dies die einzige Möglichkeit war, emporzukommen, und so hat sich diese Fähigkeit im Laufe einiger Generationen ausgebildet. Sie war Ergebnis einer Anpassung. In Russisch-Polen waren dagegen die Polen von den Russen aus den Beamtenstellen ganz verdrängt, es bestand dort also keine Beamtenzüchtung. Wer jetzt in dem unabhängigen Polen die Beamten in Warschau beobachtet, wird den Eindruck erhalten, daß die Polen die schlechtesten Beamten seien.

Die Feststellung der Berufseignung der Völker auf Grund der Beobachtung ist also ohne Kenntnis der politischen und sozialen Geschichte eines Volkes undenkbar [15]). Berücksichtigt man sie nicht, so kann man die größten Fehler begehen.

Ein Beispiel hiefür sind auch die Russen. Die lange politische Knechtschaft mußte sich im Leben der Nation ein Ventil schaffen. Europa ist erstaunt über künstlerische Leistungen der Russen, ihre tief psychologische schöne Literatur, Musik, Theater, Ballett. Wie sehr wurzeln sie in dem Wunsch, die gehemmten Gefühle, die Befähigungen auf politischem und sozialem Gebiete zum Ausdruck zu bringen? Wenn ein Jüngling von vornherein weiß, daß ihm eine politische Karriere, in welcher er sich ganz und gar äußern kann, verboten ist, so wird ihn unter Umständen der Wunsch, für die Masse tätig zu sein, dazu führen, ein Schauspieler zu werden, der

---

15) H. Henning machte darauf aufmerksam, daß man solchen Gesichtspunkt auch bei Beurteilung der „primitiven Völker" berücksichtigen müsse. „Zufällig wissen wir, daß die Herero im deutsch-südwestafrikanischen Kriege um mehrere Stufen in der Zivilisation herabgedrückt wurden, daß sie, in unwirtliche Sandgegenden gedrängt, die Lebensweise der Buschmänner nachahmten und sich zum Teil von Insekten nährten. Bei wievielen Stämmen sind wir indessen über solche einschneidende Wandlungen unterrichtet? Den Buschmännern mag mancher die wunderbaren Felsmalereien in Südafrika nicht zuschreiben, weil sie heute auf relativ tiefer Zivilisationsstufe diese Kunst nicht ausüben." (Die Wirtschaftspsychologie und Berufseignung in Überseeländern in „Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens", herausg. von Lipmann und Stern. Heft 15, S. 42.)

jeden Tag zu der Masse spricht. Inwiefern die Befähigungen eines ganzen Volkes Kompensationserscheinungen werden können und auch sind, das wurde bisher fast gar nicht in Betracht gezogen. Und doch, wenn auf Grund politischer Umwälzung das Volk seinen Berufsneigungen frei nachgehen kann, können die zurückgedrängten Berufsbefähigungen auftreten, die dann dem Betrachter in einer bestimmten Epoche ein ganz anderes Bild geben würden als seinem Vorgänger.

Die im früheren Rußland lebenden zahlreichen sog. Volksminoritäten hatten besonders darunter zu leiden, daß sie weder eine allgemeine, noch eine berufliche Ausbildung genießen konnten. Die politische Unterdrückung, die Interesse daran hatte, daß die Massen in jeder Beziehung ungebildet und dadurch ein williges Objekt der Befehle blieben, hat hier absolut vernichtend auf die Äußerung jeder individuellen Befähigung gewirkt. Wie viel in dieser Beziehung gesündigt worden ist, werden wohl erst die künftigen Zeiten, in denen eine Entwicklung dieser Völker einen Beweis ihrer Befähigungen bringen wird, zeigen können.

Erst jetzt fängt die Sowjetrepublik an, für sie etwas zu tun. So ist in dem Wochenblatt der „Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande" (Nr. 13 vom 2. April und Nr. 27 vom 9. Juli 1926) zu lesen, daß zurzeit in Sowjetrußland zwei tschuwaschische, ein finnisches, ein komer, ein marisches, ein kalmückisches und ingreschisches landwirtschaftliches Technikum, eine wothische und eine marische landwirtschaftliche Schule errichtet worden seien. Für die Tataro-Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen, Wotjacken, Marer und Komer werden jetzt mittlere medizinische Ausbildungsanstalten und genossenschaftliche Ausbildungsabteilungen eröffnet. Auch sind bereits nationale pädagogische Lehranstalten außer für die oben genannten Völker noch für Tscherkessen, Ossereten, Mordwiner, Marer, Tataren usw. errichtet. Es besteht ferner ein tatarisches und tschuwaschisches pädagogisches Technikum. Auf den Universitäten der tatarischen Republik beträgt die Zahl der tatarischen Studenten 42,6 %. Während man im Jahre 1910 etwa 24 Wotjaken und Marer am Lehrerseminar sah, sind es heute einige Tausend.

Wie anders würde man also im Jahre 1910 und 1926 die Fähigkeiten der Volksminoritäten in Rußland beurteilen?

Die Nichtberücksichtigung der verschiedenen Geschichtsverhältnisse der Völker hat viele Irrtümer, sogar in bezug auf die Befähigungen der Amerikaner, entstehen lassen. Es wird allgemein aner-

kannt, daß die erstaunlichen Leistungen der Amerikaner in Technik und Wirtschaft nur durch die große politische Freiheit, die dieses Volk besitzt, bedingt sind. Den psychischen Kräften der Bevölkerung wird freier Lauf gelassen, es drückt keine Tradition und keine beengte Familienüberlieferung, die das Individuum zwingt, in bestimmter Richtung zu arbeiten, einen Beruf aus rein sozialen Gründen zu ergreifen, wie es in Europa der Fall ist. Freie Bahn nicht nur dem Tüchtigen, wie in Europa, sondern in erster Linie dem Überlegensten!

Man begeht jedoch den Fehler, im Amerikaner nur den Technischbegabten zu sehen, der nichts in der Kunst und wenig in der reinen Wissenschaft leistet und niemals Hervorragendes auf diesen Gebieten leisten wird. Eine solche Auffassung ist ganz unberechtigt. Man müßte sich vergegenwärtigen, welche Elemente es waren, die nach Amerika ausgewandert sind, und aus denen das jetzige „Volk" besteht. Es waren ja fast ausschließlich Menschen, die sich in ihrem Lande nicht ernähren konnten, großenteils bankerottierte Händler, Kaufleute, Handwerker, Beamte, die sich etwas zuschulden kommen ließen, Militär-Deserteure. Es war also eine künstliche Auslese der Berufe in einer ganz bestimmten Richtung, wie es sonst bei einem ansässigen Volk, das sich frei differenziert, nicht möglich ist. Es müssen sich auch hier erst Generationen psychisch differenzieren, bis künstlerische, philosophische und wissenschaftliche Talente erscheinen werden. Die große Entwicklung der Wissenschaften im letzten Jahrzehnt läßt vermuten, daß in absehbarer Zeit auch die künstlerischen Veranlagungen sich zeigen werden. Es ist also sozusagen verfrüht, über die amerikanische „einseitige" organisatorisch-technische Veranlagung als einer unveränderlichen feststehenden Tatsache zu sprechen; die nächsten Jahrzehnte schon können vielleicht diese Auffassung Lügen strafen.

Man sieht also, wie vorsichtig man als „reiner" Beobachter mit dem Urteil über die Berufseignung eines Volkes sein muß.

Man könnte vielleicht hier einwenden, daß dann die Meinung eines Volkes über sich selbst (in dem Urteil seiner Schriftsteller oder Staatsmänner) wohl das wichtigste wäre. Nichts sei jedoch so irrtümlich wie eine solche Überzeugung. Ein Volk kennt sich so wenig, wie ein Individuum sich im allgemeinen wenig kennt und bei einem Volke besteht eine ebensolche Tendenz wie bei einzelnen Personen: über sich das Beste, über den Nachbar (und um so mehr über den Feind) das Schlimmste zu sagen. Was die Völker sich in dieser Be-

ziehung geleistet haben, übersteigt das Maß des Erlaubten. Es sei hier nur auf den so verbreiteten Glauben an die sog. „Mission" der Völker hingewiesen, daß sie auf der Welt da sind, um eine große, heilige Aufgabe zu erfüllen (und so natürlich über den andern zu stehen). Von einer göttlichen Mission der Völker auf Erden sprechen die alten Juden, die Polen (Bewegung des Mystikers Towianski), die Italiener, die Deutschen. Allerdings entsteht die Überzeugung an die Mission in Zeiten des Elends, des nationalen Unglücks, um neuen Glauben im Volke an sich selbst zu wecken, aber sie ist im Grunde nichts anderes als Überhebung, psychische Kompensation der äußeren Niederlagen. Im Kriege beanspruchten sowohl die Entente wie die Mittelmächte-Völker, daß jedes von ihnen das richtige „Kulturvolk" sei. Jedes hatte vor andern die geistigen und sittlichen Kräfte voraus. Die Meinungen über die andern waren dagegen nichts anderes als Schmähungen des Feindes, das Absprechen jeder Fähigkeit, jeder Qualität, jeder guten Eigenschaft. Erinnern wir uns nur an die seinerzeit im Kriege aufsehenerregenden Aufsätze von Duhamel, der den Deutschen jede wissenschaftliche Befähigung absprach. Er und viele andere (auch Bergson) ließen sich vom Haß treiben, warfen den Deutschen vor, daß sie keinen originellen Geist schufen, behaupteten, alle genialen Gedanken stammten aus den Ententeländern, die Deutschen verständen nur, fremde Gedanken auszuarbeiten und auszunützen. Die große Befähigung zur Musik, die musikalischen Genies wurden, da man sie weder leugnen noch alle Tatsachen in Abrede stellen konnte, zum mindesten herabgesetzt: primitive, „wilde" Völker — auch Tiere — lieben die Musik . . . Musik ist ein Beweis des Barbarentums. — Auch deutscherseits wurde in demselben Tone geschrieben: Sombartsche „Händler und Helden", die Wundtsche „Die Nationen und ihre Philosophie" enthalten wüste Beschimpfung und Degradierung der englischen, resp. der feindlichen Mentalität. Die „Völkerpsychologischen Studien" von Dr. Ernst Schultze, wie „Englische Denkträgheit" (München, o. J.) und „Die technische Rückständigkeit Englands", werfen den Engländern Mangel an Übersichtlichkeit, Einheitlichkeit und Logik, was sich u. a. in dem ganz willkürlichen Maß-, Gewichts- und Geldsystem äußern soll, und es wird dort klipp und klar auseinandergesetzt, daß andere Nationen England auch auf diesem Gebiet der technisch-wirtschaftlichen Zivilisation bereits überholten.

Aber nicht nur während des Krieges, wo die Wogen der Leiden-

schaften hoch gehen, hört man solche Urteile über die Befähigung des andern (feindlichen) Volkes, auch in Zeiten des Friedens, wenn nur die Saite der Konkurrenz in der Seele des anderen Volkes berührt wird, werden falsche, weil vom Neid getrübte, Urteile gefällt. Als die Deutschen die ersten Versuche unternahmen, Kriegsschiffe zu bauen, riet Lord Palmerston: die Deutschen sollten den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen, aber niemals könnten sie wagen, „die hohe See oder auch nur Küstengewässer zu durchfahren". —

Wie sich die Affekte des Hasses in der Beurteilung der Berufseignung der Juden auswirken, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, da dies allgemein bekannt ist. Vielleicht dürfte von Interesse ein Passus aus einem jüngst erschienenen Buche sein, der hier angeführt sein möge. Der Verfasser stellt fest, „daß die heutigen Juden sich gerade in solchen Berufen vorfinden, bei denen der Erfolg von der Beeinflussung anderer Menschen abhänge. Während die Juden im Jahre 1907 nur 1 Prozent der Bevölkerung bildeten, betrug ihr Anteil bei den Rechtsanwälten 15, den Hochschullehrern der Medizin 16,8 Prozent" [16]).

Wir können davon absehen, solche Beispiele hier anzuführen, da all diese Äußerungen bei objektiver Behandlung des Problems nicht in Erwägung gezogen werden können.

Von einer rein praktischen Seite hatte man sich mit dem Problem der Berufseignung der Völker in solchen Industriestaaten beschäftigt, die auf Einwanderung fremder Kräfte (Saison- oder ständige) angewiesen sind, wie z. B. in Frankreich, Deutschland, Amerika. Es sind immer nur spezielle Arbeiten, für die man in solchen Ländern Arbeiter sucht, z. B. in Frankreich Gruben- und Fabrikarbeiter, in Deutschland Gruben- und Landarbeiter, in der Schweiz Maurer usw. Das Problem sollte dann eigentlich folgendes sein: Welcher Nationalität ist der für diese Arbeit geeignetste Arbeiter? Da aber nach europäischen Staaten eine starke Emigration nur aus ganz bestimmten Ländern besteht (Polen, Italien, Ungarn), so ist dann die Frage in Europa auch immer im besten Falle auf eine Wahl zwischen zwei Nationen beschränkt. Anders in Amerika, das aus aller Herren Ländern Zustrom an Menschen erhält. Hier werden die Völker mehr nach ihrer — mehr oder weniger berechtigten — Ansicht für bestimmte Arbeiten

---

16) Basler, A., Einführung in die Rassen- und Gesellschafts-Physiologie. 2. Aufl. Stuttgart, 1925.



gesucht, und dies auf Grund der Empirie. Daß der Pole und Engländer sich gut als Farmer eignen, daß die Ostjuden hauptsächlich im Handel und ebenfalls in Handwerken wie Schneiderei, die Tschechen in Glashütten und Handwerken wie Schuhmacherei, die Deutschen in Betrieben als Feinmechaniker und Meister, die Chinesen als Köche, Hausbediente, Lastarbeiter usw. sich gut bewähren, sind empirisch gewonnene Erfahrungen, die sich im Laufe der Jahre zur festen Überzeugung verdichtet haben.

Es ist jedoch mit dem Ausdruck der „geeignetste" nicht immer der „leistungsfähigste" in qualitativer und quantitativer Hinsicht verstanden, sondern sehr oft nur der „billigste", derjenige, welcher die bescheidensten Bedürfnisse hat. Das Problem der „Arbeitseignung" verwandelt sich in dasjenige der Lohnhöhe und des Niveaus des Existenzminimums des Arbeiters. Man hält sich dabei so sehr an die Ziffer, daß man u. U. einen schlechten Arbeiter mit bescheidenen Ansprüchen gern anstellt, trotzdem eine einfache Berechnung schon vielmals festgestellt hat, daß z. B. der äußerst billige Chinese durch seine langsame Arbeitsart in Wirklichkeit gar kein billiger Arbeiter ist.

Auf diese Weise wird auch diese rein empirische Feststellung einer Eignung von ökonomischen Faktoren beeinflußt, ist also nicht maßgebend. Dabei darf man nicht vergessen, daß jedes Immigrationsland Arbeitskräfte nur für ganz bestimmte Arbeiten beansprucht, so daß die Arbeitsmöglichkeit für den Emigranten sich fast immer auf einige Berufe beschränkt. Deshalb kann der Einwanderer (mit Ausnahme Amerikas) sich auch nicht frei in seinen Arbeitswünschen ausleben. Er muß das nehmen, was sich eben trifft. So gut also bestimmte Arbeitsmöglichkeiten bestimmte Elemente in fremdes Land heranziehen (Landarbeitsstellen — die Landarbeiter), so ist anderseits auch sehr wahrscheinlich, daß diese bestimmten offenen Stellen auch denjenigen brotlosen Ausländern zufallen, die zwar keine Befähigung und keine Neigung zu der betreffenden Arbeit verspüren, die jedoch keinen andern Ausweg vor dem ihnen drohenden Hungertod finden. —

Und hier liegt ein wichtiger Umstand, weshalb man den empirischen Feststellungen überhaupt nicht allzu großes Vertrauen schenken kann. Durch die Not getrieben, kommen aus einem übervölkerten Lande auch für „bessere" Arbeit Befähigte und finden in einer ihnen nicht entsprechenden, niedern Arbeit Unterkommen, für die sich wohl niemals ein in dem Lande selbst Geborener mit denselben

Fähigkeiten hergeben würde. Das Zeugnis der beruflichen Eignung, das einem solchen Arbeiter ausgestellt wird, entspricht also nicht der tatsächlichen Befähigung, die der Fremde besitzt.

Eine andere Art empirischer Feststellung der Berufseignung der Völker besteht in solchen Ländern, wo man über billige Arbeitskräfte verfügt, aber keine Fachleute, Meister, Monteure, Chemiker, Färber hat (Polen, Rußland) und genötigt ist, sie aus andern Ländern zu engagieren. Man „bezieht" sie dann aus den Ländern, die bekannt sind für Qualitätserzeugnisse des betreffenden Gebietes, z. B. die Färber, Elektrotechniker, Chemiker aus Deutschland, Monteure aus England, Parfümeure, Seifensieder aus Frankreich, Putzmacherinnen aus Paris usw. Aber wie berechtigt auch solche „Berufungen" sich nachträglich durch die Leistungsfähigkeit der Betreffenden erweisen, so wird auch hier das „empirische" Bild durch einen Umstand nicht ganz frei von Verfälschungen. Es fällt hier die Frage der Akklimatisierung der Fremden, eigentlich deren Anpassung an die neue Umgebung ins Gewicht. Es gibt Völker, die sich leichter, andere, die sich schwerer akklimatisieren (es ist wohl möglich, daß eine solche Akklimatisierung vom Grade der seelischen Verwandtschaft zwischen den beiden Völkern abhängt). Begreiflich wird daher, daß ein Fremder, der sich leichter im neuen Lande akklimatisiert, zu einer bestimmten Arbeit, die er ausführt, geeigneter erscheint als derjenige, der vielleicht vom rein arbeitstechnischen Standunkt aus der befähigtere ist, sich aber sonst an das neue Milieu schwer anpaßt und Reibungen mit den Kameraden (oder Untergebenen) verursacht. Der schweigsame, sich beherrschende Engländer kann daher arbeitstüchtiger als ein jäh auftretender, zänkischer Franzose erscheinen. Kommt jedoch ein Franzose in eine Umgebung, in welcher Lust, Lebensfreude, Gefühlsexpansion vorherrschen, so kann er durch seine ähnlichen Eigenschaften beliebt werden und „geeigneter" als der sachlich kühle Engländer erscheinen. Die „Eignung" kann sich daher in bezug auf ein und dasselbe Volk in zwei verschiedenen Ländern verschieden erweisen (wie verschieden wird z. B. der italienische Arbeiter in Frankreich, Deutschland und der Schweiz beurteilt!).

In der Frage der Berufseignung der Völker hat die Nationalökonomie einen eigenen Beitrag, der sich auf objektive Daten stützt, geliefert. Durch statistische Angaben war es ihr möglich, Vergleiche zwischen ganz bestimmten Leistungen der Arbeiter anzustellen. So wurde z. B. die Fähigkeit zur feinern Arbeit durch die

Dicke der Garnnummer, die in einem Lande hergestellt wird, bestimmt. (Je feiner das Garn, desto schneller und häufiger reißt es, es erfordert also besonders konzentrierte Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit.) Es wird die Wochenleistung in engl. Pfund in verschiedenen Ländern berechnet — nach einer Statistik ergeben sich in Lodz (Polen), England und Deutschland folgende Daten [17]):

Garn-nummer	Wochenleistung in England u. Deutschland in engl. Pfd.	Garn-nummer	Wochenleistung in Polen in engl. Pfd.
24	1,00—1,15	23,7	1,37
20	1,38	15,3	2,37
16	1,38—1,95	26,2	1,64
20	2,44	14,5	2,15

Auch wird durch die Zahl der Arbeiter, die auf eine Spindel kommen, ein Vergleich der Leistungsfähigkeit ermöglicht (in Italien kamen 13, in Lodz [Polen] 12, in Deutschland 8—9, in Indien 25, im Elsaß 9,5, in England 3 Arbeiter auf 1000 Spindeln) [18]), ferner von der Höhe des Abfallmaterials in der Industrie auf die Nachlässigkeit in der Verarbeitung der Rohstoffe, von der Schnelligkeit der Abnützung der Maschinen in verschiedenen Ländern auf die Sorgfalt ihrer Bedienung durch die Arbeiter geschlossen, oder man berechnet das durchschnittliche Alter der Arbeitsfähigkeit verschiedener Völker, um festzustellen, welche Nation das längste produktive Alter besitzt (z. B. bei den Mexikanern vom 14.—22. Lebensjahr, bei den Beduinen Afrikas 15.—25., europäischen Kaukasiern 16.—40.) [19]).

Solche Statistiken sind auf den ersten Blick sehr wertvoll und aufschlußreich, da sie das Bild einer quantitaven Differenzierung der Arbeitsfähigkeit zu geben versuchen; dagegen erhalten wir durch sie nur geringe qualitative Differenzierungen der Berufseignung, denn wir sehen zwar den Endeffekt, wissen aber letzten Endes nicht, welche Faktoren die erhöhte oder verminderte Leistung hervorgebracht haben. Und diese Faktoren sind zuweilen solcher Art, daß sie mit der Arbeitseignung wenig Gemeinsames haben. Die Zah-

17) Zit. nach Giese: Die Arbeitseignung von Farbigen und Wandervölkern, Praktische Psychologie, 1. J., 4. H, S. 129.

18) Leontieff: Die Baumwollindustrie in St. Petersburg, 1906, zit. nach Giese l. c. S. 128; auch v. Schulze-Gaevernitz: Der Großbetrieb, ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt, 1896, p. 121.

19) (O. Peust), Mexiko und die Landarbeiterfrage, in „Volkswirtschaftlich-gesellschaftliche Studien der General-Ackerbaudirektion im Fermento Ministerium Mexiko". Mexiko 1912, zit. n. Michels l. c. S. 142.

len werden in der Regel in einzelnen Betrieben gewonnen — es ist nicht berechtigt, von der Arbeit in einigen Betrieben auf die des ganzen Landes zu schließen. Die maschinellen Einrichtungen sind ferner in verschiedenen Ländern so verschieden, daß ein modern eingerichteter Betrieb eo ipso höhere Zahlen aufweisen muß. Technisch rückständige Länder werden daher ohne Rücksicht auf die Eignung der Arbeiter im Nachteil gegenüber den technisch-fortschrittlichen bleiben. Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß nicht allein die Fähigkeiten hervorragend auf die Leistungen wirken, sondern auch der körperliche und geistige Zustand des Arbeiters (Ermüdung), Länge des Arbeitstages, Interesse an der Arbeit, guter Lohn, Familienverhältnisse (Sorge um die Seinigen), Bedingungen der Arbeit (Raum, Beleuchtung, Heizung und hygienische Einrichtungen), sogar politische Lage, da der im Kampfe gegen die Gesellschaftsordnung kämpfende Arbeiter kein Interesse an hohem Ertrag seiner Arbeit für die „Ausbeuter" hat (Ca Canny!) usw., wie die modernen Ergebnise der Untersuchungen über die Arbeitsleistungen lehren [20]). Die statistischen Zahlen, welche zusammengestellt wurden, ohne diese Faktoren in Betracht zu ziehen, verlieren daher ihre ganze Bedeutung und man kann aus deren Vergleich keine richtigen Schlüsse ziehen.

Die Nationalökonomie hat ferner versucht, aus der Art und Höhe der Produktion eines Landes auf eine bestimmte Eignung zum Berufe der Einwohner zu schließen (ein Industrieland läßt auf technische Befähigung, ein Agrarland auf landwirtschaftliche usw. schließen). Aber die natürlichen Reichtümer des Landes, die Dichtigkeit der Bevölkerung spielen in vielen Fällen eine entscheidende Rolle. Wenn die Bevölkerung Frankreichs in einem solch rapiden Wachstum wäre wie diejenige Japans, so wäre Frankreich aus einem zum großen Teile Agrarlande sicher exklusiv Industriestaat geworden. Und im Gegenteil, wäre in Deutschland seit einem Jahrhundert die Bevölkerung „stationär", so hätte die Industrie nicht die Oberhand über die Agrarwirtschaft genommen. Die Höhe und Art der Produktion eines Landes gibt außerdem zwar ein Bild von dem, was unter den gegebenen, mächtig einwirkenden Verhältnissen zustande kam, aber sie gibt

---

20) Nach Clementine Black ist die sehr hohe Qualität der englischen Baumwollgarne von der spezifischen Feuchtigkeit und Temperatur des Landes abhängig (Sweated Industrie and the Minimum Wage, London 1909), also spielen weder die Eignung der Arbeiter noch die technischen Einrichtungen, sondern die klimatischen Einflüsse die entscheidende Rolle.

nicht ein Bild davon, zu welchen Arbeitsarten das Volk gegriffen hätte bei der Möglichkeit, sich frei, ohne Druck jeder Art zu betätigen. In der Frage der Berufseignung der Völker vom rein wissenschaftlichen Standpunkt ist dies jedoch eine der ersten Fragen.

Wir sehen, daß auch das von der Nationalökonomie in bezug auf die Berufseignung der Völker gelieferte Material keine besondere Bereicherung unseres Wissens über die Frage bildet.

Die bisherigen Mißerfolge in der Fesstellung der Berufseignung der Völker liegen hauptsächlich in der Tatsache, daß sich mit diesem Problem nicht eingehend diejenigen Wissenschaften beschäftigen, zu denen es eigentlich gehört, nämlich die experimentelle Psychologie und die neuerdings zu einem selbständigen Gebiet sich ausbildende Arbeitswissenschaft. Denn die Eignung feststellen bedeutet ja das Vorhandensein der psychophysischen Eigenschaften und Fähigkeiten untersuchen, die zur Ausübung der bestimmten Berufe und Betätigungen notwendig sind.

Die exakte, d. h. die experimentelle Psychologie hat sich mit der Frage der Berufseignung der Völker gar nicht beschäftigt und auch die jetzt bestehende Völkerpsychologie hat diese Frage gar nicht berührt. Von Wundt wurde ja nur der Versuch unternommen, das Gemeinsame in der Psyche der Völker zu untersuchen; das Differentielle der Völker blieb zuerst völlig unberücksichtigt. Es bestehen keine Experimente, um beispielsweise die Verschiedenheit der Reaktionszeiten der Franzosen, Deutschen und Engländer zahlenmäßig festzustellen, oder über die Verschiedenheit der Kombinationsfähigkeit, Urteilsfähigkeit, Willenskraft Aufschluß zu geben, obwohl die Notwendigkeit solcher Untersuchungen eingesehen und gefordert wurde [21]). Und als während des Krieges die kriegführenden Völker möglichst verschieden voneinander zu sein behaupteten, um zwischen sich und den anderen eine Grenze zu ziehen, wenn sie sich gegenseitig herabwürdigten und jedes sich selbst aufs höchste lobte, konnten deshalb keine objektiven Angaben von seiten der Psycho-

21) Es sei hier eindringlichst auf die „Vorschläge zur psychologischen Untersuchung primitiver Menschen", gesammelt und herausgegeben vom Institut für angewandte Psychologie und psychol. Sammelforschung in Berlin (Leipzig, Barth 1912) hingewiesen. Besondere Erwähnung verdient der Aufsatz von R. Thurnwald: Probleme der ethno-psychologischen Forschung (S. 1—28). In demselben Sinne ist die Arbeit von R. Steinmetz: Fragen zur Erforschung des Wirtschaftslebens der Naturvölker. Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens, hrsg. von Lipmann u. Stern. H. 15.



logie geliefert werden, die das eine bestätigen, das andere widerlegen konnten. Und die Völkerpsychologie hat sich erst recht nicht mit einer speziellen Frage, wie der der objektiven Feststellung der Berufseignung der Völker, beschäftigt.

Mit der Entwicklung, respektive Anwendung der praktischen Psychologie in dem Wirtschaftsleben hat sich jedoch das Problem der verschiedenen Eignung der Völker zu einem Berufe gelegentlich vielen Forschern aufgedrängt. So z. B. hat Hermann v. Schroetter in seiner bekannten Schrift „Zur Psychologie und Pathologie des Feldfliegers" die Frage angeschnitten, „wie sich die verschiedenen Rassen bzw. Nationalitäten hinsichtlich der Anforderungen des Fliegens an die Psyche und daraus resultierende Schädigungen — Alteration des Seelenlebens, Neurasthenie, traumatische Neurose — verhalten" [22]). Irgendwelche Angaben hat Sch. hiezu nicht geliefert, die Frage jedoch richtiggestellt.

Hin und wieder werden dieser Art Feststellungen von praktischer Seite angeregt, es wurde z. B. mit der Stoppuhr festgestellt, wie lange die Taucher in einer Tiefe von 7 Faden unter Wasser bleiben können. Von Ceylon- und Südindischen Tamulen und Arabern wurden die Araber als die bei weitem ausdauerndsten bewertet (sie brachten es bis zu 2 : 1). So wurde auch z. B. von Neill [23]) in einer amerikanischen Stahlfabrik die Anzahl der Unfälle im Durchschnitt von 5 Jahren auf je 1000 Angehörige einiger Nationen zusammengestellt; danach kamen:

	Verhältniszahl
Amerikaner	34
Skandinavier	34
Deutsche	44
Iren	60
Polen	62
Südosteuropäer . . .	100

Inwiefern hier jedoch nur Rasseneigenschaften eine Rolle spielen, ist fraglich, da sowohl die besseren Berufskenntnisse (bei Deutschen und Skandinaviern), als auch die Sprachkenntnisse, die für das Verständnis der Unfallverhütungsvorschriften in Frage kommen, ausschlaggebend sind.

---

22) Wiener Medizin. Wochenschrift 1919, 15, S. 738.

23) Neill: Accidents and accident prevention. Report on conditions of employment in the iron and steel industry in the U. S. 62. Congress. 1. Session, Senate Documents 110, 1913.

Fragen dieser Art werden dort erörtert, wo sie das unmittelbarste Interesse haben, nämlich in Amerika, wo man in den Betrieben fast ausschließlich Emigranten aller Länder benützt. Die Frage nach dem Wert der Emigranten hat dort eine praktische Bedeutung auch deshalb, weil sich Amerika den Luxus leisten kann, den aus irgend einem Grunde nicht genehmen oder minderwertigen Völkern den Zutritt ins Land zu verweigern (Gesetz gegen die japanische Einwanderung, Einwanderungsquoten). Die Massenprüfung der amerikanischen Armee in den Jahren 1917—18 hat Gelegenheit gegeben, im großen Stile auch die „Intelligenz", dabei nicht nur die erworbene, sondern die angeborene verschiedener Völker der Armee zu bestimmen. (Die Amerikaner halten die allgemeine Intelligenz — general Intelligence — als ausschlaggebenden Faktor der Berufstüchtigkeit.) Unter diesem Gesichtspunkt hat Carl C. Brigham in einer Arbeit: „A Study of American Intelligence"[24]) die Ergebnisse der Prüfung zusammengestellt. B. konstatiert auf Grund der Ergebnisse, daß die Intelligenz des geborenen Amerikaners 74 % höher als diejenige des Ausländers ist. Dabei sind die Noten der Ausländer um so besser, je länger die Leute in Amerika sind. Außerdem ließ sich feststellen, indem man die Gruppen der Emigranten seit 1902 in 5 jährigem Abstand betrachtete, daß das geistige Niveau der nach Amerika kommenden Emigranten ein immer niedrigeres ist. Nach den Nationalitäten kann die Intelligenz der Völker folgendermaßen geordnet werden: Engländer, Holländer, Schottländer, Deutsche, Schweden, Dänen, Norweger, Belgier, Irländer, Australier, Türken, Griechen, Russen, Italiener, Polen. Laut dieser Statistik haben also die Nordländer eine höhere „angeborene Intelligenz" als die Südländer.

Im Jahre 1922 hat sich in Amerika ein „Committee of Scientific Problems of Human Migration" im National Research Council gebildet. Es hat zum Ziel, die physikalischen, geistigen und sozialen Charakteristiken, Beziehungen und Wertungen von ethnischen Gruppen (Rassen oder Völker) zu untersuchen. Dieses Komitee hat auch u. a. zur Aufgabe: Analyse und Messen der „mechanischen" Fähigkeit oder Fertigkeit, Analyse des hereditären und des Umgebungs-Faktors, welche verschiedene „mechanische" Fähig-

---

24) With foreword by Robert M. Jerkes, Princeton, Princeton University Press, 1923.

keiten bestimmen[25]). Eine Untersuchung mittels spezieller Tests ist im Gang und wird wohl interessante Ergebnisse liefern.

Die Amerikaner haben also die Untersuchung der sie unmittelbar interessierenden Probleme der Berufseignung der Völker in Angriff genommen. Aber es darf nicht erwartet werden, daß diese Untersuchungen großen Umfang annehmen werden. Die Tendenzen der heutigen amerikanischen Industrie (Mechanisierung, Typisierung) werden eine immer stärkere Hemmung in dem Interesse an der Berufseignung der Arbeiter bilden. Denn wie Pound, einer der aufmerksamsten Beobachter der modernen industriellen Entwicklung, richtig bemerkt: „Jetzt, wo die Industrie über hochentwickelte Maschinen verfügt, ist jener Mann der geeignetste für den Betrieb, der ein Maximum an Ausdauer und ein Minimum an Bezahlung fordert[26])." Die Feststellung einer solchen Eignung wird daher keine Schwierigkeiten bereiten und liegt überdies teilweise außerhalb des Bereiches der Psychologie. Will man nicht Teilprobleme, sondern die Grundprobleme der Berufseignung der Völker lösen, so müsse man folgende Fragen zu beantworten suchen:

1. Sind bei sämtlichen oder bei der Mehrzahl Individuen eines Volkes gemeinsame Befähigungen vorhanden, die in einem bestimmten Grade nur ihm eigen sind, so daß man von einer Rasse- bzw. Volksbefähigung sprechen kann?

2. Sind diese Eigenschaften und Fähigkeiten angeboren, d. h. bleiben sie unter veränderten Bedingungen des Lebens der Menschen betr. Rasse unveränderlich und konstant oder wechseln sie mit der Veränderung der Lebensbedingungen?

3. Welche Rolle spielen bei ihrer Ausbildung äußere Umstände wie Klima, Lebensweise, bestimmte Landesgesetze usw., oder sind sie von dieser Umwelt nicht beeinflußt?

4. Äußern sich diese Eigenschaften, d. h. ihre Wirkung im Leben eines Volkes in dem Maße, daß sie ausschlaggebend sind für die Gestaltung seines wirtschaftlichen Lebens?

Alle diese Fragen sind bisher nicht systematisch bearbeitet worden. Man findet nur gelegentlich Äußerungen hierüber. Aus diesen kann

25) R. M. Jerkes, The Work of Committee on Scientific Problems of Human Migration. National Research Council. Journal of Personnel Research. 3 (6) 1924.

26) A. Pound, Der Eiserne Mann in der Industrie, übers. von J. Witte, München 1925. S. 117.



man aber die Richtung entnehmen, in welcher die Lösungen tendieren. Wir wollen hier näher darauf eingehen:

Ad 1. Die bereits eingangs dieser Arbeit erwähnte tatsächlich landläufige Meinung, Völker besäßen spezielle Berufseigenschaften, wurde bis jetzt durch keine experimentell-psychologische Methode festgestellt. Man hat über diese Frage die Meinung, die der geläufigen Ansicht entstammt — deren zweifelhafte Zuverlässigkeit wir bereits oben erörtert haben — oder man negiert sie auf Grund der Unzuverlässigkeit der bisherigen Feststellungen. Eine Arbeit, die mit experimentellen Methoden eine Untersuchung dieser Art ausgeführt hätte, existiert nicht und die Möglichkeit ihrer Durchführung wird angezweifelt. Auf welche Weise sollte sie nun durchgeführt werden? Wieviel Individuen sind Repräsentanten einer Rasse oder eines Volkes? Wie kann man in der Arbeitsweise verschiedener Völker solche gleichmäßigen Bedingungen finden, um Vergleiche anzustellen? Wird eine solche Untersuchung je von einem einzelnen Menschen ausgeführt werden können? Da dies wohl aus sprachlichen Gründen verneint werden müßte, so entsteht die Frage, ob sie nicht kollektiv ausgeführt werden könnte. Es müßte wohl dann eine spezielle Kommission gegründet werden, die dies Problem auf ebenso breiter Basis behandeln und durchführen würde, wie das „Internationale Arbeitsamt" die Enquête über die Produktion unternommen hat.

Bis jedoch eine Arbeit in so großem Stile in Angriff genommen werden könnte, würde es notwendig sein, gute Vorarbeit zu leisten, um zu sehen, von welcher Seite man am zweckmäßigsten an sie herantreten kann. Auf eine solche Vorarbeit soll hier hingewiesen werden. Als Ausgangspunkt kann die Tatsache gelten, daß fast jedes Land gewisse Erzeugnisse liefert, die von hoher Qualität sind. In diesen Qualitätserzeugnissen der Völker: Geweben, Töpfereien, Schmiedekunst, Behausungen, Gegenständen des täglichen Bedarfs u. ä. äußern sich ganz bestimmte Fähigkeiten und Leistungsgrade, so daß man gewisse Rückschlüsse auf berufliche Fähigkeiten ziehen könnte, sofern man wüßte, w e l c h e Fähigkeiten es sind, die solche Erzeugnisse hervorzubringen imstande sind.

Fragen entstehen nun: woran liegt es, daß dieses bestimmte Erzeugnis Qualitätsware darstellt, z. B. daß die Schweizer Uhren eine von keinem Lande übertroffene Qualitätsarbeit aufweisen? Ist es Zufall, Ergebnis ökonomischer Verhältnisse und wirtschaftlicher Umstände, z. B. der hohen Löhne, die die arbeitsfähigen Elemente zum Eintritt in diesen Industriezweig bestimmen, oder ist dies rein

psychophysisch von Veranlagung des Arbeiters bedingt und in welchem Maße? Welche Fähigkeiten sind es dann, die dem Schweizer diese Höchstleistung ermöglichen? Welchen Komplex von Fähigkeiten besitzen die Webermeister in St. Quentin, in deren Fingerspitzen die Fäden einer Spinne einschneiden? Welchen die italienischen Mosaikarbeiter, die 24 000 Farbennuancen zu unterscheiden vermögen?

Würden wir die Beantwortung solcher Fragen anstreben, so könnte man schon bestimmte Aufschlüsse erhalten. Z. B. die Schweizer Qualitätsuhrmacher zeichnen sich durch große Gewissenhaftigkeit, Geduld, Ausdauer, Sinn für Korrektheit, Präzision, feinstes Tastempfinden aus. Wie ich einigen Aussagen entnehmen konnte, verspüren sie eine besondere Genugtuung, aus den toten Teilen (des Metalles) etwas „Lebendiges" (die gehende Uhr) zu schaffen. Es liegt hier vielleicht eine ebensolche Lust an der Bezwingung der toten Objekte vor, wie sich sich in der Bezwingung der Natur (Besteigen der Berge) äußert. Die experimentelle Psychologie müßte den Grad der einzelnen Fähigkeiten der Arbeiter in einem Uhrengebiet feststellen und hätte dann Vergleichsmaterial bei Fähigkeitsfeststellung von Qualitätsarbeitern einer anderen Branche. Betrachten wir z. B. den persischen Teppichknüpfer. Im allgemeinen stellt er gerne große Teppiche her (je größer, desto schöner sind sie) und man hat den Eindruck, daß die persischen Arbeiter sich in diesen großen Flächen erst richtig „austoben". Zur Schaffung eines echten Persers gehört nicht nur eine bestimmte künstlerische Veranlagung, das Gefallen an Farben und Mustern, die Zielvorstellung: Schaffung eines Gegenstandes zur Ausschmückung des Wohnraumes, sondern auch im großen Maße die Tendenz zur Unbeweglichkeit, Beharren am Platze, Fähigkeit zur Verrichtung langwährender monotoner Handgriffe, Ausdauer, Vorliebe für das Material (Wolle). Bei der feinen silbernen Ziselierarbeit der Malayen spielen außer rein künstlerischer Befähigung Eigenschaften wie feiner Raumsinn, Konzentrationsfähigkeit, feines Gelenkgefühl, Fingergeschicklichkeit usw., die bei einem europäischen Feinmechaniker so geschätzt sind, eine große Rolle. Auch bei solchen Qualitätsarbeitern fremder Länder müßte die experimentelle Psychologie eine genaue Analyse und Prüfung der Fähigkeiten vornehmen.

Würde man sämtliche spezifischen Erzeugnisse eines Landes unter diesem bestimmten Gesichtspunkt betrachten und nicht, wie es bisher der Fall war, entweder vom rein ästhetischen oder rein technischen Gesichtspunkt nur für ganz bestimmte Gegenstände Interesse

haben, so müßte man vielleicht nicht nur von spezifischen Fähigkeiten, sondern auch von spezifischen Neigungen eines Volkes zur Verrichtung einer Arbeit sprechen. Wenn wir in Spanien und Frankreich durchwegs die Erzeugung feinsten Damenschuhwerks antreffen, so sind dafür nicht nur die rein technischen Fähigkeiten verantwortlich, sondern in hohem Maße die ganze Beziehung der Spanier und Franzosen zu der Frau — der Wunsch, sie zu schmücken, ihre Schönheit hervorzuheben. Und es ist wohl auch Wirkung ganz bestimmter Neigungen, wenn der phlegmatische, wenig individuelle Engländer in der Herstellung der Maschinen und Textilien Großes leistet, der lebhafte, mehr persönliche Franzose aber „articles de Paris" fabriziert.

Es muß jedoch, bevor man an die Untersuchung spezieller Eigenschaften eines Volkes herantritt, noch die Frage geklärt werden, inwiefern manche psychische „Fähigkeit", die als charakteristisch für die Berufseignung der Völker gilt, tatsächlich eine Fähigkeit ist und nicht ein Komplex von verschiedensten Faktoren. So werden z. B. die Völker oft nach ihren organisatorischen Fähigkeiten unterschieden. Die Türken wurden im 16. Jahrhundert als geschickte Organisatoren gepriesen, vor dem Kriege galt das deutsche Volk als das meist organisatorisch befähigte, jetzt sind es die Amerikaner. Was ist jedoch eine „organisatorische" Fähigkeit? Die Geschicklichkeit, „Personen und Dinge in eine vorher bestimmte Zusammenarbeit zu bringen", wie es am kürzesten Schultze definiert hat [27]). Aber eine solche Geschicklichkeit erfordert eine ganze Reihe von Fähigkeiten. Es muß ein Plan entworfen werden, ein Tätigkeitsprogramm, das jedem Menschen seine Rolle und jedem Ding seinen Platz zuweist. Bei Aufstellung eines solchen Programms kommen in erster Linie gedankliche Fähigkeiten in Betracht, Voraussicht, richtiges Urteilen. Damit der Plan zur Realität wird, muß einerseits beim Organisator die Kraft, der bedachte, feste, unbeugsame Wille, ihn in der Praxis durchzuführen, vorhanden sein, wie andererseits der Wille der anderen Personen — der Gruppe —, sich unterzuordnen, zu fügen und den Plan genau auszuführen. Der Organisator und die Gruppe müssen daher von demselben Wunsche durchdrungen sein, ein Ganzes zu bilden. Die best ausgearbeiteten und durchdachten Pläne, die die organisatorisch befähigten Köpfe ausarbeiten,

27) E. Schultze: Organisatorische Völkerbegabung. — „Organisation" 1924. Heft 7/8.



werden vergeblich sein, wenn keine Macht besteht, sie durchzuführen, oder die Untergeordneten nicht gewillt oder nicht fähig sind, sie auszuführen. Oder umgekehrt: die Masse ist willig, weitere Befehle auszuführen, es fehlt aber am richtigen Aufstellen des Tätigkeitsprogramms. Wenn also ein Volk mit dem Ausdruck „nicht organisatorisch" bezeichnet wird, so ist das nur ein Urteil über das Endergebnis, aber damit ist noch nichts über den tatsächlich bestehenden Mangel an Fähigkeiten ausgesagt. Wenn man nach dem Weltkrieg die deutsche Organisation tadelte, so müßte der Vorwurf nur jenen gelten, die der Zeit entsprechende Pläne ausarbeiten sollten und nicht genug Schmiegsamkeit besaßen, um sich den Verhältnissen anzupassen. Und was den Vorwurf, den man so oft hört, betrifft: „das ganze Volk" zeige keine Befähigung zur Organisation, in seinem Haus und Betrieb geht die größte Verschwendung zusammen mit einer Unordnung und Unpünktlichkeit, so ist daran zuweilen gar nicht der Mangel an „organisatorischen" Fähigkeiten schuld, sondern der Mangel an Aufklärung über die Schätzung des Zeit- und Kraftaufwandes. Nach einer entsprechenden Aufklärung über den Wert der Zeit oder nach Änderung der Lebensbedingungen (beschleunigtes Tempo der Arbeit, des Lebens) können organisatorische Erfolge erzielt werden.

Ebenso wie die Organisation, sind noch viele anderen Fähigkeiten nicht gut psychologisch analysiert (z. B. das „praktische" Denken) und können deshalb bei der Beurteilung der Berufseignung der Völker zu vielen Mißverständnissen Anlaß geben.

Bei vielen Berufen kommt es ferner nicht auf die Erzeugnisse, sondern auf bestimmte Tätigkeiten an, in welchen die fremden Völker Hervorragendes leisten. Henning hat auf einige Tätigkeiten der überseeischen Völker hingewiesen, die sonst gar nicht beachtet werden, die jedoch auf hohe geistige Fähigkeiten auf bestimmten Gebieten hinweisen. So z. B. die Sortierer (von Tabak, Kaffee, Wein usw.). „Der Eingeborene (Tabaksortierer) legt zehn Tabakblätter in zehn abgestuften Färbungen vor sich hin und verteilt nun den ganzen Vorrat so rasch entsprechend der Färbung auf die getrennten Haufen, daß in kurzen Zeitabständen immer wieder ganze Ballen abgehoben werden können. Für die Berufseignung des eingeborenen Tabaksortierers kommt also neben einer Fertigkeit des notorischen Verteilens eine besonders empfindliche Unterscheidungsschnelle für Helligkeiten und eine rasche Entscheidungfähigkeit in Betracht. Nehmen wir ein Fachblatt aus jedem der zehn Haufen heraus, so heben die zehn Färbungen sich scharf im Sinne des Weber-Fechnerschen

Gesetzes ab[28])." Noch weit höhere Anforderungen an die Feinheit der Sinnesempfindungen stellt der Beruf des Warenprobers (Wein-, Tee-, Hopfen-, Tabak-, Mehlprobers), dessen Entscheid ausschlaggebend ist für Ernten ganzer Landesteile oder ganzer Schiffsladungen. Obwohl man die Richtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit des Entscheides eines Teeprobers in Singapur in den Reisebeschreibungen vielmals bewundert hat, so sind doch bis heute noch keine exakten psychologischen Prüfungen an solchen Berufsleuten vorgenommen worden. Sind diese Glanzleistungen (nach unseren Begriffen) tatsächlich Ausnahme- oder nur Durchschnittsleistungen? Wir wissen bis heute gar nicht, wie sich in einem Völkerstamm der Durchschnitt und der Höhepunkt einer Geschicklichkeit ausdrückt, wie groß die Variationsbreite der Eigenschaften ist. So wie dem Reisenden zuerst alle Gesichter eines fremden Landes gleich erscheinen („alle Chinesen haben dasselbe Gesicht"), und man erst allmählich die Gesichter individualisiert, so sprechen wir bis jetzt in derselben Art von Fähigkeiten eines Volksstammes, eines Volkes. Das Individualisieren der Psyche anderer Völker ist noch nicht unternommen worden; man urteilt in Allgemeinheiten, fällt schematische Urteile. Hier muß die wissenschaftliche Psychologie ihre Unterscheidungen ansetzen. Ein großer Fehler wird begangen, indem man speziell jenen Fertigkeiten und Fähigkeiten anderer Völker zu wenig Aufmerksamkeit schenkt, die den Europäern aus ihrer gesamten technisch-industriellen Einstellung überflüssig, unnütz erscheinen. Es ist jedem fremden Besucher eines Stierkampfes in Spanien aufgefallen, wie vor Beginn des Kampfes und in den Pausen ein Zigaretten- und Süßigkeitenhändler spaziert, dem von den Sitzplätzen her Geld für ein Paket Zigaretten zugeworfen wird. Es prasselt nur so von Aufträgen der zahlreichen Zuschauer rings der großen Arena. Der Händler fängt das Geld mit einer erstaunlichen Sicherheit in der rechten Hand auf und wirft das Gewünschte sofort auf den betreffenden Platz, wo es ebenso sicher aufgegriffen wird. 15 bis 20 Minuten dauert ein solches Hin- und Herfliegen. Eine Spielerei, denkt der Fremde. Welche motorische Fähigkeit liegt jedoch in dieser Ziel- und Treffsicherheit? Wer hat sie näher untersucht? Wie wirkt sie sich aus in anderen Berufs- und Alltagsfähigkeiten eines Spaniers? Wie wurde sie ausgenützt? Darüber besitzen wir keine Angaben. Es ist

28) H. Henning: Die Wirtschaftspsychologie und Berufseignung in Überseeländern. Beiheft z. Zeitschr. f. angew. Psychol. H. 13, Leipzig 1920, Seite 29.

mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß viele solcher Fertigkeiten gar nicht beachtet werden. Viele werden mit einem allgemeinen Namen „künstlerische" Befähigung etikettiert und gar nicht mehr besonders geschätzt. Als Beispiel können die Stickereien der Frauen in den Balkanstaaten dienen. Sie können sicher, was ihre Muster und Farben betrifft, vom künstlerischen Gesichtspunkt aus betrachtet werden, aber außer der Pracht, dem Reichtum der Farben, Reichtum und Schönheit der Linien kommt es auf die Technik der Arbeit an, die bei der einen Stickerei eine mühsame Ausführung, Ausnützung aller Möglichkeiten des angewandten Materials aufweist, während es sich bei der anderen scheinbar nur um das Hinwerfen des farbenprächtigen Musters handelt. Wer in der internationalen Ausstellung der „Arts Décoratifs" in Paris Gelegenheit hatte, die Stickereien der Kroaten, Slovenen, Bulgaren, Rumänen und Griechen zu bewundern, dem mußte die tief verschiedene Eigenart der auf den ersten Blick so „gleichen" Erzeugnisse auffallen, die bei näherer Untersuchung Beziehungen zum Volkscharakter aufweisen würde und die Verschiedenheit der Volksbegabungen hervorheben könnte.

Daß bis jetzt in dieser Beziehung fast nichts unternommen wurde, rührt von demselben Umstand her, der bereits bei der Beurteilung der Faulheit der Völker erwähnt wurde, daß man nämlich zu sehr mit der Einstellung des zivilisierten Europäers an die Beurteilungen der Eignungen der Fremdvölker herantritt. Man sucht deshalb in den Eignungen anderer Völker Parallelen der europäischen, um Vergleiche ziehen zu können, und der Mangel einer solchen Unvoreingenommenheit läßt das Auge blind und das Ohr taub für viele Kunstfertigkeiten der anderen. Eine Fehlerquelle von großer Bedeutung bildet ferner der Umstand, daß die Forscher europäische Intellektuelle sind, deren Geistesstruktur ein Verständnis der andersgearteten Völker sehr erschwert. Es führt zuweilen keine Brücke von der Mentalität eines Professors der Universität, der die primitive Kultur in einer zeitlich beschränkten Reise studiert, zu der Mentalität eines primitiven Volkes, das sich, verschlossen, nur langsam dem Fremdling in seiner Art offenbart. Es kann also viel übersehen, vieles anders gedeutet werden.

Ad. 2. Was die Beharrlichkeit der Fähigkeiten eines Volkes betrifft, so herrschen hierüber bis anhin die entgegengesetztesten Meinungen: 1. sie seien unkonstant und veränderlich, 2. sie weisen eine bestimmte Starrheit auf. Für die erstere Ansicht werden zahlreiche

Beweise angeführt: einmal die auffallende Tatsache, daß die Fähigkeiten eines Volkes im Verlaufe der Zeiten nicht konstant bleiben. Die Schöpferkraft der Hellenen vermindert sich ansehnlich bereits im 2. Jahrhundert v. Chr.; sie hat im Laufe von Jahrtausenden die Höhe, auf welcher ihre Tragödie und Bildhauerei gestanden haben, nie mehr erreicht. Die Normannen, die in Sizilien und England politisch und wirtschaftlich Bedeutendes leisteten, und sich als „Organisatoren" großen Stils bewährten, traten als solche nur für kurze Zeit in der Geschichte der Menschheit auf. Im Mittelalter waren die Italiener im Goldwesen und Import den Engländern überlegen, heute sind sie von den Engländern darin weit überholt. Die Engländer, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts den Ruhm der größten wirtschaftlichen Begabung unter allen Völkern besaßen, haben ihre Präponderanz den Amerikanern und zum Teil auch den Deutschen überlassen müssen. Die Portugiesen haben ihren Vorrang in den Meerfahrten längst eingebüßt. Die Deutschen, das Volk der Dichter und Denker, hat zum größten Erstaunen der Welt in den letzten 70 Jahren ganz unerwartet wundervolles in Technik und Industrie geleistet.

Man ist geneigt, aus solchen Tatsachen den Schluß zu ziehen, daß die Fähigkeiten eines Volkes, ähnlich wie es beim einzelnen Menschen der Fall ist, einen bestimmten Verlauf nehmen: daß sie eine Blütezeit und einen Niedergang aufweisen und daß äußere Umstände (politische Geschichte des Landes) diese Entwicklung hemmen oder begünstigen und erhalten können.

Aber nicht nur im Verlauf von Jahrhunderten und durch politische Umwälzungen, sondern auch innerhalb weniger Generationen ändern sich die Berufseignungen der Völker, und zwar durch äußere Umstände, wie Wechsel der klimatischen Bedingungen, in denen das Volk lebt. Hiezu gehört die immer wieder betonte Änderung der Berufseignung bei Auswanderern in heiße Gegenden, wobei immer aus fleißigen und arbeitsamen, arbeitscheue Menschen werden. Die veränderten politischen Verhältnisse verändern nicht nur die ganze Psyche des Volkes (geknechtete Völker werden lügenhaft), sondern auch die Berufseignungen. Die jahrhundertelang geknechteten Tschechen erweisen sich seit Erlangung der politischen Unabhängigkeit nach dem Weltkriege als vorzügliche Organisatoren, Wirtschaftler und Politiker. Es ist zweifellos, daß die äußeren Umstände hier nur die auslösende Ursache sind und die Entfaltung der schlummernden oder unterdrückten Eigenschaft gestatten. Es sei auch daran er-

innert, daß die Amerikaner ihre vollständige technisch-wirtschaftliche Befähigung erst nach Erlangung der politischen Unabhängigkeit erhielten. Nach einer Rede von Hoover soll die Leistungsfähigkeit des amerikanischen Volkes seit 1913 um etwa 35 % gestiegen sein, die Bevölkerung dagegen nur um 16 bis 17 % [29]).

Und was vielleicht als frappantes Beispiel für die Veränderung der Eignung dienen kann: in den modernen Betrieben arbeiten oft Leute verschiedener Nationalität nebeneinander, welche die Arbeit alle gleich gut verrichten. Das rationelle Anlernen nivelliert die nationalen Unterschiede der Befähigungen. Es ist also begreiflich, daß die Theorie, wonach die Verschiedenheit der Befähigungen der Völker vom Alter ihrer Kultur abhängt (ein nieder befähigtes Volk befände sich demnach nur in einer früheren Entwicklungsphase als das wirtschaftlich tüchtigere [30]), eine gewisse Popularität erlangen konnte: auf die einfachste Weise gab sie die Erklärung der bestehenden Verschiedenheit der Berufseignungen der Völker, deren Veränderlichkeit und der bestimmten Ausgleichung der Leistungen von Arbeitern verschiedener Nationalität in modernen Betrieben.

Aber andererseits sprechen eine Reihe von Tatsachen für eine Konstanz der Volkseigenschaften, resp. Berufseignungen. Es gibt Beispiele dafür, daß die Auswanderer ihrer Beschäftigung in der Heimat weiter nachgehen: die Irländer, die Geselligkeit lieben, bleiben in Amerika Städtebewohner und siedeln nur selten auf das Land; ebenso gehen die Juden in der neuen Welt denselben Beschäftigungen nach, die sie in der alten getrieben haben, und leben fast ausschließlich in den Städten; die Italiener gehen mit Vorliebe nach Kalifornien und treiben wie in der Heimat Obst- und Weinbau; die polnischen Landarbeiter bilden auch in Amerika denselben passiven und geduldigen, ergebenen Typus der schweren Arbeit; die Deutschen bilden ausgezeichnete Kommis in der Fremde wie im Mutterlande; die Schweizer beschäftigen sich mit Vorliebe im Hotelbetrieb; derselbe Sinn für Autorität und Unterordnung, welcher den Chinesen zuhause auszeichnet, bildet seine Qualität als Kollektivarbeiter in der Fremde.

Auch wird angegeben, daß die Auswanderer einer Nation, die in verschiedenen Gegenden ihrer Heimat nach Berufen gegliedert sind, in dem Siedelungslande genau dieselbe berufliche Gliederung be-

---

29) Zit. nach „Organisation“ vom 26. Aug. 1926 (J. 28, S. 16).

30) L. Gumplovicz: Der Rassenkampf, 1909.



halten; so sind in Argentinien die früheren Bewohner Bergamos Holzhauer, diejenigen aus Como Gastwirte, aus der Toscana Ladenbesitzer, aus Sardinien Hausierer, aus dem Piemont Bauern usw. [31]).

Besonders bezeichnend ist jedoch, daß die Geschicklichkeiten, die die Eingeborenen erwerben, nicht mehr ausgeübt, sondern vergessen werden, sobald die Eingeborenen nicht mehr unter dem Druck der Weißen stehen oder in ihre frühere Heimatstätte zurückkehren. Die Neger der Haitiinsel sind nach Errichtung der freien Negerrepublik wieder zu ihrer primitiven Kultur zurückgekehrt, und die bereits erworbenen technischen Fortschritte verschwanden. In Rußland wurde vielfach beobachtet, daß nach Abreise der deutschen oder englischen Meister die Arbeiter statt nach der angelernten wieder nach der früher ausgeübten Art arbeiteten, usw.

Man kann also für und gegen die Konstanz der Berufseigenschaft zitieren, und es kommt dabei nur auf den Gesichtspunkt an, auf den man im gegebenen Falle die Aufmerksamkeit lenkt: auf die Konstanz oder auf die Veränderlichkeit. Denn eine objektive Antwort könnte man nur in dem Falle erhalten, wenn man versuchen würde, genau zu konstatieren, inwieweit bei Änderung verschiedener Arbeits- und Lebensbedingungen sich die Eigenschaften tatsächlich ändern. (Man könnte ja immer dabei noch sagen, die veränderten Bedingungen hemmen die Entfaltung der bestimmten Befähigungen und begünstigen das Auftreten anderer, latenter, bisher unbenutzter. Es würde sich also nicht um eine Änderung, sondern um die Hervorhebung je nach Umständen der einen oder anderen Eignungen handeln.)

Einen wichtigen und interessanten Beitrag zu diesem Problem wird ein Versuch liefern, der ein einzig dastehendes Beispiel einer beabsichtigten und gewollten Änderung der Eigenschaften, die ein Volk an sich vornimmt, darstellt. Nämlich nach der letzten politischen Umwälzung in Rußland ist der Aufbau in politischer, sozialer und wirtschaftlicher Beziehung nicht in der gewünschten Art und Grade vor sich gegangen. Sowohl die neuen zur Macht gekommenen Männer als auch die breiten Massen des Volkes versagten. Als Grund dafür wurde der Mangel an entsprechenden psychischen Eigenschaften angesehen. L e n i n hat als erster offen ausgesprochen,

31) T i t o C h i o v e n d a: Le provincie interne dell'Argentia. Rapporto Ministero degli Affari Esteri, Roma 1914, N. 11, p. 17, cit. nach M i c h e l s. l. c. S. 129.

daß den Russen Disziplin, Organisation, geregelte Gemeinschaftsarbeit, strenge Aufsicht und Kontrolle fehlen. Andere folgten ihm in der Verurteilung der eigenen Landsleute. Lunatscharskij geißelt besonders die passive Trägheit der Russen. Gastew die mangelnde Arbeitsfähigkeit und -tüchtigkeit, Bereitschaft zur Tätigkeit. Holtzmann die Langsamkeit der Wahrnehmung, des Auffassungsvermögens, der Reaktionszeit. Der tüchtige, praktische, mit organisatorischem Sinn ausgestattete und „technisch" eingestellte Amerikaner wird das Ideal. Der russische Mensch muß reorganisiert werden, der russische „organisatorische Analphabetismus" muß verschwinden und ein neuer Mensch, der „homo technicus", entstehen. „Wir brauchen einen Marxismus plus Amerikanismus" erklärt Bucharin. Diese Überzeugung von der eigenen wirtschaftlichen Unzulänglichkeit, dieser Drang nach Änderung der eigenen Qualitäten wurde im russischen Volke so allgemein, daß im Jahre 1923 spontan eine Bewegung entstand, die in kurzer Zeit einige tausend Menschen umfaßte, und die sich als Ziel setzte, die größte Pünktlichkeit und richtige Erfüllung der gestellten Aufgaben zu wahren. Eine Gesellschaft, „die Zeitliga", wird gegründet, deren Mitglieder für die richtige Zeitausnützung (Zeitersparnis, Zeiteinteilung, Zeiteinhalten) bei sich und anderen kämpfen. Die Zeitliga, mit einer eigenen Monatsschrift („Wremja" — die Zeit) hat ihre Abteilungen und „Zellen" in ganz Rußland [32]). Ihr Erfolg jedoch? Sind ihre Bestrebungen und diejenigen Gastews, der ein System des „biologischen Maschinismus" geschaffen hat, um die Menschen zur Arbeit zu trainieren, imstande gewesen, den russischen Menschen zu reorganisieren? Eine Antwort ist zurzeit noch sehr schwierig, weil sich ja die psychischen Eigenschaften nicht im Laufe von einigen Jahren (und das noch bei einem ganzen Volk!) ändern können.

Ad. 3. Es besteht in dieser Frage beinahe Einstimmigkeit, insofern angenommen wird, daß die Arbeitsfähigkeit (wie überhaupt jede geistige Fähigkeit) nicht so sehr von psycho-physischen Anlagen der Individuen abhängt, als von der Umwelt, in welcher ein Volk, respektive Volksstamm, lebt. Also der sogen. „physikalische Determinismus", der am bezeichnendsten in dem berühmten Satz von Taine ausgedrückt ist: „La vertu et les vices sont des produits comme le sucre et le vitriol." Die Wirkung des Klimas wurde wohl am meisten

---

32) Näheres bei F. Baumgarten: Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Rußland. München, Oldenbourg 1924.

hervorgehoben, Temperatur, die das Nervensystem abstumpft, den Willen schwächt und schnelle Ermüdung verursacht, übt auf die Arbeitsdauer einen verheerenden Einfluß aus. Die vom Klima abhängende reiche Vegetabilität des Bodens begünstigt die geringe Arbeitsfähigkeit des Menschen, indem sie ihm mühelose Ernährung gestattet. Die umgekehrten Verhältnisse lassen sich bei rohem, kaltem Klima feststellen. Der Einfluß des Klimas auf die Arbeitsfähigkeit läßt sich besonders kraß bei den in tropischen Gegenden eingewanderten Europäern beobachten. Es sei hier nur erwähnt, wie die in ihrem Heimatlande geduldigen, fleißigen Holländer in Südafrika zu jeder schwereren Arbeit eine Abneigung zeigen. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß man dem Klima, weil es der am auffälligsten wirkende Faktor ist, Wirkungen zuschreibt, die auf das Konto mehr verborgener oder komplizierter Einflüsse zu setzen sind. Z. B. die Möglichkeit, über die anderen niederen Rassen zu herrschen, die schwere Arbeit auf diese abzuwälzen, ist ein sehr mächtiger Faktor in der menschlichen Psyche, der einen radikalen Umschwung in der Einstellung zur Arbeit herbeiführt.

Es ist sodann von ausschlaggebender Bedeutung, ob der „Lebensraum" eines Volkes die Küste, die Berge, die flache Ebene ist. Die Küstenlage hat immer aus ihren Bewohnern Fischer und Händler gemacht, denn sie ermöglichte keinen anderen Lebensunterhalt als den Tausch mit den Einreisenden oder zwang sie, selbst Reisen zu unternehmen und Handel mit fremden Ländern zu treiben. In den Bewohnern der Berge und des Küstenlandes, wo der Kampf mit der Natur schwer und ununterbrochen ist, werden ganz andere Fähigkeiten gefördert und entwickelt als in der flachen Ebene. Ausdauer, Geduld, Zähigkeit, Fleiß — all die Momente, die eine Arbeitsfähigkeit bilden, werden auf diese Weise geschaffen. Von Karl Wildhagen[33]) wurde erst jüngst eine Arbeit veröffentlicht, in der er die englische Mentalität aus der spezifischen Natur des Landes ableitet. Die insulare Lage, die ständige Berührung mit dem Meere und damit die Notwendigkeit, sich auf die Gesetzmäßigkeit der Natur „einzustellen", zwingt den Engländer zur Aktivität, Zielstrebigkeit, Beherrschung des eigenes Trieblebens. Stellt die Beschaffenheit der Ebene Schwierigkeiten in der Ansiedlung (Sümpfe, Gewässer), so stellt auch hier die Notwendigkeit, dieser Schwierigkeiten Herr zu

33) Karl Wildhagen: Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen. Leipzig 1925.

werden, große Forderungen an die Arbeitstüchtigkeit. Das bezeichnendste Beispiel hiefür bietet wohl Holland.

Auch die Tier-, Pflanzen- und Mineralwelt eines Landes bringt ganz bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Entfaltung. Bewohner von Gegenden mit wilden Tieren, deren Tötung nicht nur zur Nahrung, sondern auch wegen des kostbaren Felles von wirtschaftlicher Bedeutung ist, sind gezwungen, kampflustige, organisatorische Talente in sich zu entwickeln und zu erhalten, um die „Konjunktur" voll und ganz auszunützen. Die Beschaffenheit des Bodens, seine Fruchtbarkeit, die weniger Mühe und Arbeit erfordert als die Unfruchtbarkeit, der Reichtum der Tier- und Pflanzenwelt, sind solch wichtige Faktoren, daß man geneigt ist, den Schluß zu ziehen, daß es keine differentielle Psychologie der Völker gibt, sondern Psychologie der örtlichen klimatischen Verhältnisse. Die Art des Berufes scheint von den örtlichen Verhältnissen prädisponiert und den Bewohnern aufgedrungen zu sein.

Inwiefern die körperliche Konstitution ein ausschlaggebender Faktor in der verschiedenen Berufseignung der Völker ist, haben die anthropologischen Messungen bisher noch nicht festgestellt. Es scheint selbstverständlich, daß ein stärkerer Menschenschlag zu schwereren körperlichen Arbeiten geeigneter ist, aber sehr oft kompensiert die Ausdauer der körperlich Schwachen die mangelnde physische Kraft. Es wurde übrigens die Beobachtung gemacht, daß geringere Körperkraft der Ostvölker (Japaner) oft nur die Unterernährung zur Ursache hat und sich mit der reichlichen Kost verändert. Eine andere Frage ist jedoch, inwieweit bedeutende körperliche Kraft mit geringerem Grade von Intelligenz parallel geht und auf diese Weise zu speziellen Berufsarten prädisponiert. Obwohl im allgemeinen eine positive Korrelation dieser Art angenommen wird, so fehlen doch genaue statistische Angaben darüber; dagegen fehlt es nicht an Belegen, wonach einem geschwächten, resp. entarteten Körper auch geringe geistige Kräfte innewohnen [34]). Die Rassen-

34) Erst in den letzten Jahrzehnten wurden in einigen Ländern einzelne Untersuchungen dieser Art vorgenommen, aus denen man jedoch keine Schlüsse auf Eignungen ganzer Völker ziehen kann. Siehe z. B. die Monographien: „Konstitution und Umwelt im Lehrlingsalter". Münchener Sozialhygienische Arbeiten, aus dem Hygienischen Institut, herausg. v. M. v. Gruber und J. Kaup, Heft 1: J. Kaup: Konstitutions-Dienstpflicht; Heft 2: Epstein: Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede. Dr. Alexander: Jugendliche Kaufleute. Ferner Dr. C. Krümmel: Anthropometrie und Statistik im „Allgemeinen Statistischen Archiv", herausg. v. Mayr u. Zahn, 1922.

theorien, wonach den Brachyzephalen größere wirtschaftliche Befähigungen als den Dolichozephalen zukommen, sind bis zum heutigen Tage so bestritten, wurden außerdem so oft zur Rechtfertigung gehässiger Einstellung gegenüber verschiedenen Völkern ausgebeutet (Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts), daß man sie hier gänzlich übergehen kann [35]).

Noch besteht ebenfalls keine Übereinstimmung darüber, ob z. B. der feine Bau der Hand, die Fingerfertigkeit, die man besonders bei den ostasiatischen Völkern antrifft, eine Folge der vielen zierlichen manuellen Arbeiten, welche die Auslese eines immer feineren Baues der Hand bewirken, ist, oder ob die konstitutionell bedingte zartere Gliederung der Finger eine Neigung zu feineren manuellen Arbeiten verursacht.

Ist die physische Umwelt immer als ein wichtiger Faktor der Entwicklung der Berufseigenschaften betrachtet worden, so hat man andererseits die Wirkung der ideologischen Bedingungen, un-

---

Niceforos: Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen, Leipzig 1910. V. Lapouge: Entartung in den höheren und niederen Ständen. Politisch-Anthropologische Revue, 1916.

35) Von Prof. Friedenthal ist folgende Theorie aufgestellt worden, die in diesem Zusammenhang Erwähnung finden mag: „Die Psyche des Menschen baut sich auf in drei Hauptfstufen, die durch allmähliche Übergänge verbunden sind — Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe. Die drei Haupttypen der Menschen bilden empfindungsbetonte, vorstellungsbetonte und begriffsbetonte Menschen, die als spirituelle, materielle und intellektuelle bezeichnet werden. ... Man erkennt im Schädel die spirituelle Veranlagung an der Betonung der Schädelteile hinten nach oben, die materielle Veranlagung an der Ausdehnung der Schädelbasis in Länge und Breite und Höhe. In der Körperentwicklung sind korrelativ verbunden spirituelle Veranlagung mit Betonung der Organe des mittleren Keimblattes der Embryologen, Bewegungsorgane, Herz und Nierensystem, materielle Veranlagung mit Betonung der Organe des innern Keimblattes des Entoderms der Embryologen, und schließlich die intellektuelle Veranlagung mit Atmung und den Organen des äußern Keimblattes, also von Haut, Sinnesorganen und Nervensystem.

In bezug auf Berufe eignen sich die spirituellen Menschen zu Hirten, Künstlern, Lehrern, Menschenfreunden und Philosophen, die materiellen zu Ackerbau, Handwerk, Ernährungsgewerbe, die intellektuellen zu Soldaten, Händlern, Gelehrten. Die Jagd schärft den Verstand des Menschen, der Ackerbau die Ausdauer, Geduld und Zähigkeit, der Hirtenberuf die Gefühle der Menschen. Deshalb ist die Dreiteilung der Menschenberufe in Jäger, Hirten und Ackerbauer zugleich ein Bild der psychischen Veranlagung. Der Jägerberuf ist der älteste Menschenberuf des Intellektualismus und zugleich die Endstufe der Menschheit.

ter denen ein Volk lebt, viel zu wenig beachtet. Die Religion, die Sitten und die Wertung der Berufe haben jedoch von jeher auf bestimmte Eigenschaften, sei es in hemmendem Sinne, sei es entwicklungsfördernd, gewirkt. Die jüdische Religion verbot dem Menschen, sich sein Ebenbild zu schaffen, was die Entwicklung der Malerei ganz unterdrücken mußte. In Japan mißbilligte der Buddhismus die Tiertötung und deshalb standen im alten Japan die Schlächter, Gerber, Schuh- und Handschuhmacher sowie Lederarbeiter als Ausübende eines unehrlichen Gewerbes („Eta") in großer Verachtung. Es ist begreiflich, daß man sich diesen Berufen nur in äußerster Not zuwandte. Der Protestantismus, besonders der Calvinismus, bewirkt durch seine Nüchternheit eine ganz andere Einstellung zur Arbeit, und zwar eine viel praktischere, mehr aktive, als der Katholizismus, und verleiht den protestantischen Ländern gegenüber den katholischen eine Überlegenheit in wirtschaftlicher Hinsicht [36]). Wenn man auch zugeben muß, daß Menchen mit ganz bestimmten Eigenschaften sich dem Protestantismus zugewandt haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß eine Wechselwirkung besteht, und daß der Protestantismus auch Eigenschaften entwickelt hat, die die Wirtschaftlichkeit der Arbeit steigern. Nicht zuletzt ist die Menge der katholischen Feiertage an dem geringeren jährlichen Arbeitsertrag katholischer Länder schuld. Der berühmte polnische Schriftsteller Boleslaw Prus hat in einer seiner „Wöchentlichen Chroniken", worin er die wirtschaftliche Rückständigkeit seiner Landsleute geißelte, öfters auf die zahlreichen katholischen Feiertage hingewiesen als eines der größten Übel, den Ursprung der kleinen industriellen Produktivität Polens, und ihre Kürzung im Interesse des Landeswohles gefordert.

Ebenso wie die Religion üben die Sitten einen Einfluß auf die Einstellung zum Berufe aus. Die Wertung des Handwerks war fast zu allen Zeiten und bis zu den primitiven Völkern keine hohe, denn nur der Kämpfer, der Mann mit der Waffe, stand allgemein in Ehren, während der Handwerker, der sich dem Kampf entfremdete, natürlich in seinem Ansehen einbüßen mußte. Dem Handwerk wandten sich also entweder die besonders begabten Naturen zu, die eine starke Neigung verspürten, oder solche, die durch die Not getrieben wurden. Nur das Ansehen der Schmiedearbeit war durch seine Be-

---

36) M. Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen, Mohr 1920.



ziehung zum Kampfe — der Schmied verfertigt ja die Waffen — gerechtfertigt, und daß die Töpferei bei manchen Stämmen bis heute ebenfalls nicht in Verachtung steht, erklärt sich durch die Tatsache, daß manche Gefäße als heilig gelten und sie ausschließlich die Oberpriester und Stammeshäuptlinge berühren dürfen.

Die Kasten Indiens und Ägyptens sind ursprünglich aus der ethnischen Spannung zwischen verschiedenen Schichten des Volkes entstanden, das verschiedene geistige Niveaus, verschiedene Begabungen aufwies. Zu festen Sitten geworden, ließen sie die Begabungen einzelner Schichten erstarren, hemmten die freie Entwicklung der Eignungen des Volkes. Im Mittelalter durfte der Ritter keinen Handel treiben, in Polen bestand das Verbot für Adlige des „Messens und Wiegens", d. h. des Handeltreibens, und diese Tradition erklärt wohl die Tatsache, daß die Polen in kaufmännischer Hinsicht bis zum heutigen Tage keine Begabungen aufweisen. Das Ghetto mit seinem Verbot der Ausübung gewisser Berufe hat zweifellos die beruflichen Begabungen der Juden in bestimmter Richtung gezüchtet.

Und die Dreiteilung der Berufe in hohe, mittlere und niedere, die bis heute noch Standesgrenzen zieht, die eine Menge unbegabter reicher Jünglinge den ihnen nicht entsprechenden Berufen zuführt und die begabten Armen von dem für sie unerschwinglichen „hohen" Berufe fernhält und zu den niederen zwingt, schafft nicht weniger Schranken in der freien Entwicklung der Berufseigenschaften. Je mehr diese Schranke in einem Volke beachtet wird, desto weniger kann man die richtige Verteilung der Eigenschaften in ihr feststellen. Man sieht das besonders deutlich im neuen Rußland. Die russische bolschewistische Revolution hat bereits eine ganze Anzahl begabter Proletarier, die sich zurzeit in den höchsten Stellungen erfolgreich betätigen, an die Oberfläche gebracht. Man entdeckte Begabungen dort, wo man sie früher gar nicht vermutete.

Ferner ist die Wertschätzung der Arbeit als solche in einem Lande für die Berufstüchtigkeit überhaupt von Bedeutung. Die von der Antike herübergenommene Ansicht, daß Arbeit gleich Pein sei, hat sich noch bis heute in vielen zivilisierten Ländern erhalten. Die Arbeit, mit Ausnahme der künstlerischen, wird als malum necessarium, als Mittel zum Unterhalt angesehen — daher die Ideologie der Franzosen, mit 50 Jahren als Rentner zu leben, das wieder auf die ganze Führung des Betriebes im Sinne verminderter Spannkraft und weniger interessierter Geschäftsführung einwirkte. Für den Naturmenschen bedeutet die Arbeit S p i e l. Eine langandauernde, ein-

tönige Arbeit tagaus tagein kann er nicht ertragen, und geht, wenn er dazu gezwungen wird, zugrunde. Dem Amerikaner gilt die Arbeit, die Lust an der Höchstleistung, an der Anspannung sämtlicher Kräfte als Höchstes, er geht in ihr auf. Eine solche Ideologie ist als spontane Manifestation eines gesunden, kraftstrotzenden Volkes begreiflich, sie führt auf jedem Gebiete zu Rekordleistungen. Aber eine solche Einstellung kann ja über die Höhe der tatsächlich vorhandenen Fähigkeiten täuschen — die Arbeit wird zum Sport, wo der Wille und Ehrgeiz mehr vermag als die Befähigung.

Auch die politische Lage des Volkes ist von größter Bedeutung für die Entwicklung der Berufseigenschaften. Die politische Knechtschaft, die auf das gesamte Leben eines Volkes drückt, wirkt hemmend auf alle jene Berufsfähigkeiten, die eine Beziehung zu politischer Betätigung besitzen, ja auf die Einstellung zur Arbeit überhaupt (s. S. 9). Die politische Konstellation — der Militarismus züchtet ganz spezielle Berufe und Eignungen zu ihnen, politische Freiheit läßt dagegen die allseitig schlummernden Begabungen des Volkes wach werden und Berufsneigungen sich freier entfalten. (Das wirtschaftliche Aufblühen Amerikas, nachdem es sich politisch vom Mutterlande loslöste, das ihm früher die Veredelungsindustrie verbot, kann als Beispiel gelten.) Daß die Negerarbeit noch heute wenig wirtschaftlich ist, die Neger sich jetzt mit Vorliebe mehr intellektuellen Berufen zuwenden, kann als Reaktion auf die lange Versklavung angesehen werden, hat sich doch der Neger nach ihrer Befreiung ein wahrer Bildungsheißhunger bemächtigt.

Gegen die physische Umwelt sehen wir den Menschen aktiv reagieren, indem er sie bezwingt — die ideologische Umwelt schafft er sich allein, er schmiedet sich selbst die Ketten und errichtet Grenzen seiner Betätigungen. Und diese Ketten zerbricht er nur sehr langsam. Wohl einer der entscheidendsten Augenblicke in der Geschichte der Berufseignungen ist die französische Revolution, die in ihrem „Manifest der Rechte des Menschen und Bürgers“ auch die freie Ausübung der Berufe proklamierte. („Nul genre de travail de culture, de commerce ne peut être interdit à l'industrie des citoyens... Les peuples ne connaissent d'autres motifs de préférence dans leurs élections que les vertus et les talents...“).

Die große Schranke fiel zwar, aber bis jetzt sind noch bei fast allen Völkern Vorurteile über Rang und Stand der Berufe geblieben,

und noch jetzt mutet sich manches Volk die Kraft nicht zu, die Geschicke seines politischen und wirtschaftlichen Lebens, die ihm die Entfaltung seiner geistigen Kräfte ermöglichen würden, selbst zu lenken.

Ad. 4. Wir sehen, daß die Faktoren zur Erklärung der Existenz bestimmter Eigenschaften zahlreich und verschiedenartig sind, und daß es schwer hält, die jedem zufallende Rolle auseinanderzuhalten. Schmoller fügt nach Entwurf seines „Grundriß der psychologischen Völkerbilder“ hinzu: „Es ist nicht deutlich, was bei ihnen Folge des erblichen Rassentypus, was Folge des Landes, der augenblicklichen geistigen Zustände und gesellschaftlichen Einrichtungen sei.“ Aber es scheint, daß man bei der wissenschaftlichen Betrachtung des ganzen Problems die Wirkung der einzelnen Faktoren zu sehr in Betracht gezogen, dagegen das dem Menschen Immanente, das Vorhandensein der Eigenschaften viel zu wenig betont hat. Es ist ja natürlich viel leichter, Abhängigkeiten von anschaulichen äußeren Faktoren und großzügige Zusammenhänge festzustellen, als Eigenart, Grad und Stärke der psychophysischen Eigenschaften zu untersuchen.

Die sog. Konvergenztheorie sieht in den Befähigungen der Menschen die Resultante der Umwelt und der angeborenen Anlagen und schreibt den beiden Faktoren dasselbe Maß von Wirkung zu. Sie ist sozusagen eine Theorie „des Ausgleichs der Ungerechtigkeit“, aber ob mit ihr der richtige Tatbestand getroffen wird, ist noch eine weitere Frage. Wenn man die Tatsachen ohne jede Voreingenommenheit für irgend eine Theorie und ohne Angst vor unlösbaren Schwierigkeiten betrachtet, so kommt man zu dem Ergebnis, daß das Ausschlaggebende in der Entwicklung der menschlichen Berufe doch die Anlagen der Menschen waren. Schmoller hat darauf aufmerksam gemacht, daß die ersten Berufe, die sich in der Geschichte der Menschheit differenziert haben, die Herrscherberufe waren: der Krieger, der Priester, die Kaufleute. Die größere Klugheit, Intelligenz und Wissen, Mut, Kraft, Geschicklichkeit, Fähigkeiten zur Viehzucht, Tierbändigung waren Eigenschaften, die eine erste Scheidung zwischen den Menschen einer Gruppe bewirkten. Ihre geistigen Kräfte, sagt er von den Priestern, waren die Ursachen ihres Ansehens, ihrer Macht... „Die Arbeitsteilung, die mit dem Priestertum Platz griff, war eben in der Hauptsache doch nichts anderes als ein Sieg der edleren und klügeren Momente über die rohe Kraft der Masse“ [37].

---

37) Schmoller: Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre 1919, I. Teil, S. 350 ff.



Ihnen wurden ganz besondere Aufgaben innerhalb der Gruppen zugeteilt, sie übernahmen die Führerschaft. Und wie Schmoller es weiter ausführt, „bei keinem Schritte der Arbeitsteilung ist es so sichtbar wie beim Handel, daß eigentliche Rassen- und persönliche Eigenschaften die Voraussetzung seiner Ausbildung waren. Der abenteuernde Sinn, die kühne Wagelust, der rechnende Erwerbssinn entwickelten den Handelsgeist und Handelsgewohnheiten“ [38]).

Es besteht aber eine solche Spannung der Befähigungen nicht nur zwischen dem einzelnen und dem ganzen Stamm, sondern auch zwischen ganzen Gruppen innerhalb des Stammes. Die Kasten (in Indien, Ägypten), die die Berufstätigkeiten so scharf voneinander trennten, sind, wie schon oben betont, Ausdruck der ethischen Spannung zwischen verschiedenen Schichten des Volkes. Und die Arbeitsleistung innerhalb der einzelnen Gruppen und Kasten bedeutete eine weitere Differenzierung der psychophysischen Fähigkeiten. Es scheint darnach, daß bei den Völkern auf niedriger Kulturstufe das Bewußtsein der eigenen Befähigungen sehr stark ausgebildet ist. Ein charakteristisches Beispiel liefern die alten Russen, die sich an einen fremden (skandinavischen) Stamm, die Warjagen, wandten mit der Bitte: „Unser Land ist groß und hat an allem Überfluß, aber es herrscht darin keine Ordnung; kommt zu uns, um über uns zu herrschen.“ Ein ganz großer Volksstamm gibt auf diese Weise offen seine Unzulänglichkeit in einer bestimmten Befähigung zu und anerkennt das Vorhandensein dieser Befähigung bei den Fremden!

Man hat oft die Meinung vertreten, daß das Vorhandensein eines bestimmten Rohstoffes ausschlaggebend sei für die Entwicklung eines Handwerks in der betreffenden Gegend. Obwohl natürlich Mangel an Rohstoffen ein Hindernis bedeutet für die Herstellung gewisser Geräte, so ist jedoch z. B. das Vorkommen allein von Metall noch kein ausreichender Grund für eine bestimmte Betätigung. Es finden sich z. B. im größten Teil Inner-Australiens bestimmte Quarzarten, aber die besseren Messer aus diesem Material werden nur in ganz bestimmten Gegenden angefertigt. Ausschlaggebend ist wohl also mehr die Geschicklichkeit. Es wohnten ja viele Völker am Ufer des Mittelmeeres, aber die Phönizier waren es, die sich durch ihren ausgedehnten Handel auszeichneten, den Mut, Unternehmungslust, List und Berechnungssinn, Wissensdrang und Erfindungsgeist hiefür besaßen.

---

38) l. c. S. 357.

Es wird bei der bedeutenden Rolle, die der Umwelt in bezug auf die Arbeitsfähigkeit zugeschrieben wird (s. S. 29), viel zu wenig das aktive Moment in den Menschen berücksichtigt. Der Mensch „trotzt" ja „den Elementen". Er bezwingt die Umwelt, indem er die trockenen Gegenden bewässert, Sümpfe verschüttet, dem Meere Küstenland entreißt, Moore urbar macht, Berge ersteigt, die Gewässer befährt, gegen direkte Einwirkungen des Klimas sich mit zweckmäßiger Kleidung, Nahrung und neuerdings auch mit verschiedenen technischen Erfindungen schützt. Auch besitzt er eine Anpassungsfähigkeit an die klimatischen Bedingungen, die ihm die Einflüsse des Klimas zu überwinden gestattet. Diese Aktivität, diese Anpassungsfähigkeit ist bei den verschiedenen Rassen verschieden — am stärksten bei der kaukasischen Rasse — und bildet wohl die markantesten Merkmale der wirtschaftlichen Befähigungen der Rassen. Auf Grund der amerikanischen Volkszählung von 1920 naturalisieren sich 50 bis 80 % von den ausländischen Bewohnern der „nordischen Rasse" (also Skandinavier, Briten, Holländer, Schweizer, Deutsche, Franzosen), während der Prozentsatz aus Ost- und Südeuropa niemals 50 % erreicht [39]). Aus dieser Feststellung wird mit Recht auf die Anpassungsfähigkeit der verschiedenen europäischen Nationalitäten geschlossen und Begünstigung bei Einwanderung dieser Rassen gewährt.

Bei den primitiven Völkern läßt sich die Abhängigkeit der Form der wirtschaftlichen Tätigkeit von den geistigen Eigenschaften besonders leicht verfolgen. Völker, die scheu sind und sich minderwertig fühlen, treiben sog. stummen Handel (eine Form des Handels, die darin besteht, daß an einer bestimmten Stelle Gegenstände des Handels niedergelegt werden, die dann von anderen Stämmen abgeholt werden unter Überlassung anderer Waren als Entgelt), wie z. B. die Weddahs auf Ceylon mit Singhalesen, die Samojeden mit Lappländer usw. Henning macht darauf aufmerksam (l. c. S. 38), daß das enge Aufmerksamkeitsfeld der Malayen sie zu Berufen geeignet macht, die die Aufmerksamkeit auf ein enges Feld fesseln: Filigran- und Goldschmiedekunst, Holz- und Elfenbeinschnitzerei, Weben kostbarer Seidenstoffe, Batikindustrie u. ä. Dagegen bleiben sie Berufen, die eine fluktuierende Aufmerksamkeit erfordern, ferne und lassen sich in ihrem eigenen Lande von Chinesen verdrängen.

Solche Abhängigkeit der Betätigungen eines Volkes von einer bei

39) Amerikanische Einwanderungsprobleme. Neue Zürcher Zeitung, 16. Aug. 1926.

ihm ausgeprägten psychischen Eigenschaft wurde gelegentlich auch von Forschern beobachtet, die sich nicht mit Problemen der Völkerpsychologie beschäftigten.

Sehr bedeutsam ist in dieser Hinsicht eine Ausführung von Bergson, die wir hier als prägnantes Beispiel anführen. Bergson schreibt die Tatsache der stärkeren Entwicklung der physikalischen Wissenschaften gegenüber den Geisteswissenschaften, und somit die ganze heutige Gestaltung der menschlichen Kultur und Wissens dem Umstande zu, daß die Griechen ganz bestimmte psychische Fähigkeiten besaßen, wie Genauigkeit, Strenge (rigueur), Sorge um die Beweisführung, die Gewohnheit, zu unterscheiden zwischen dem, was einfach möglich und wahrscheinlich, und dem, was sicher ist, und er fügt bei: „...ne croyez pas que ce soient-là des qualités naturelles à l'intelligence. L'humanité s'est passée d'elles pendant fort long temps; et elles n'auraient peut être jamais paru dans le monde, s'il ne s'était rencontré jadis, en un coin de la Grèce, un petit peuple, auquel l'à peu près ne suffisait pas et qui inventa la précision [40]."

Aus solchen Tatsachen, mit denen man leicht ganze Seiten füllen könnte, ist ersichtlich, daß die psychischen Anlagen der Menschen wohl das Primäre auch in der Ausgestaltung der Wirtschaft bilden. Und an Hand solcher Feststellung sind dann leicht die ethisch gefärbten Forderungen aufzustellen: daß man die berufliche Eigenart eines jeden Volkes sich frei entwickeln lassen soll, daß man ihr Achtung entgegenbringt, daß jedem Volke in der Weltwirtschaft ein Platz gemäß seiner wirtschaftlichen Veranlagung zukommen soll. Sagt doch Lafcadio Hearn, „daß die Völker sich verbinden sollen und es möge die westliche Tatkraft mit der Geduld des fernen Ostens, nördliche Kraft mit südlicher Feinfühligkeit vereinigt sein, wodurch eine Gesellschaft gebildet wäre, die unendlich überlegen sein soll einer jeden, die jetzt besteht oder je bestanden hat". Man stellt auch die Forderung auf einer wirtschaftlichen Gemeinschaft mit rationeller Verteilung der Arbeit entsprechend den besonderen Befähigungen der Völker in den verschiedenen Weltteilen. Keine Arbeit soll einem Volke aufgedrängt werden, die ihm nicht entspricht, es herrsche Achtung vor der Eigenart der psychischen Berufseignung der Völker [41].

---

40) „Fantomes de vivants." Avenir le da recherche psychique in „Energie spirituelle". Paris, Alcan, 1922. S. 88.

41) R. Michels erwähnt (I. c. S. 186), daß in Mexiko ein erster Versuch unternommen wurde, die Arbeit auf Grund verschiedener Rasseneigen-

Dies sind die Forderungen der Vernunft, der Ethik. Das Leben kennt jedoch noch andere Gebote, die anderen Grundlagen entspringen.

Die technischen Erfindungen verringern immer mehr die Distanzen zwischen den Menschen, bringen sie einander näher und fördern ihre gegenseitige Beeinflussung. (Die Übernahme der europäischen Kleidung und Gebräuche durch die ostasiatischen Völker!) Die Schaffung der Weltsprache wirkt auf erhöhtes gegenseitiges Verständnis und Angleichung; die Entwicklung der Industrie hat ein lebhaftes Interesse daran, dieselben Bedürfnisse bei den Menschen verschiedener Länder und Rassen zu wecken, und sucht die Methoden der Produktion zu normalisieren und zu typisieren, so daß ein immer geringeres Bedürfnis für verschiedene Befähigung der Arbeiter besteht. Man träumt von Erzeugung gleichmäßiger Temperaturen (die künstliche Kälteerzeugung ist bereits erfunden), um die Rohstoffe vom Klima, von der geographischen Lage unabhängig zu machen.

Bei solchen Tendenzen des modernen Lebens und der Wirtschaft in der Richtung des Uniformierens besteht kein praktisches Interesse an dem Problem der beruflichen Eignung der Völker. Aber, wie es die Inkonsequenz der Ereignisse mit sich bringt, wird gleichzeitig die Aufmerksamkeit seitens der Wissenschaft auf dieses Problem gelenkt als Folge der modernen Entwicklung der Eignungsprüfung der einzelnen. Wenn Henning jetzt eine „Geographie der Eignung", eine Landkarte der Eignungsverbreitungen" [42]) verlangt, so kann diese Forderung erfüllt werden zur Zeit, wo sie praktisch ein Anachronismus sein wird.

Es scheint also, daß das Problem der Berufseignung der Völker zurzeit und auch in der Zukunft nur rein wissenschaftliches Interesse besitzen wird. Aber, wenn nur als solches, ist es auch wert, näher untersucht zu werden. Vielleicht wird doch eine Zeit kommen, wo eine Reaktion gegen die Massenproduktion entstehen wird, wo die Qualitätsarbeit zu ihrer ganzen Bedeutung kommt, und dann das Problem der Berufseignung der Völker auch ein wichtiges Problem der Praxis sein wird. Seine Untersuchung jetzt vornehmen, heißt vorarbeiten.

---

arten zu organisieren. Der als untauglich angesehene Indianerstamm der Jaqui wurde aus seinen Ansiedlungen entfernt und nach Yukatan gebracht, wo er bei Plantagenarbeiten verwendet wurde, dagegen wurde die produktive Arbeit der befähigten Bevölkerung Weißen und Mestizen überlassen. Es erwies sich jedoch, daß zu dieser Maßnahme nicht so viel die Berufseigenschaften der Völker, als Sorge um die Interessen der Großgrundbesitzer Veranlassung gegeben haben. — 42) l. c. S. 52.

Das Problem des Nationalcharakters bei E. M. Arndt.

Von Dr. Friedrich Hertz
(Hofrat im Ministerium des Äußern, Wien).

Niemand hat so viel über nationale Charaktere geschrieben als Ernst Moritz Arndt (1769—1860). Als Sohn eines freigelassenen Bauern und als schwedischer Untertan auf Rügen geboren, war er früh von instinktivem Monarchismus, Begeisterung für alttestamentarisches Patriarchentum und nordische Heldensage erfüllt. Er wurde dann Geschichtsprofessor, glühender Napoleonhasser, Mitkämpfer des Freiherrn von Stein, Sänger der deutschen Befreiung und Einigung, schließlich der preußischen Regierung als Demagoge verdächtig und abgesetzt, Mitglied des Frankfurter Parlaments — dies sind die Hauptumrisse seines Lebens [1]). Im Laufe seines überaus langen Daseins, in den Stürmen einer leidenschaftlichen Propheten- und Dichterseele und einer ungeheuren Zeit hat Arndt goldhaltige Gedanken und Phrasenschlacken, wundervolle Bilder und wilde, blutrünstige Hasseswort vulkanisch ausgeworfen. Aber auch ehrliche Beobachtung von Land und Leuten auf vielen Wanderungen, historische Intuition, urwüchsiger Sinn für das Reale, Volkstümliche, Derbe sind ihm eigen.

Arndts Wirken bezeichnet den Übergang vom Weltbürgertum zum modernen Nationalismus, vom Humanitätsgedanken zur Rassenidee. Er selbst hat jedoch diesen Weg nicht bis zum Äußersten verfolgt. Obwohl er gelegentlich Humanität und Kosmopolitismus verflucht und ewigen Haß gegen die Franzosen zur Religion der Deutschen machen will, hält er doch daran fest, daß auf den höchsten Stufen das allgemein Menschliche und Christliche immer herrschender werden soll und in seinen Fragmenten über Menschenbildung (1805) sieht er das Nationale als Durchgangsstufe zu allgemeiner Menschenverbrüderung an. Er hat Krieg und Kampf als Weltprinzip und Notwendigkeit, ja als Gottes Lust verkündet, aber doch wieder Krieg als Selbstzweck, Militarismus und Ruhmsucht verabscheut.

---

1) Für das Folgende wurde vielfach die große Biographie von Ernst Müsebeck, Ernst Moritz Arndt, 1. Band, 1914, benützt, von der leider bisher nur ein Band vorliegt.

Auch spricht er in einer frühen Schrift die Hoffnung aus, daß, was einzelne Menschen schon erkennen, ihr Weltmaß zu behaupten und keinen zu verletzen, weil sie dadurch sich selbst am meisten verletzen, auch die Völker lernen werden, und sollten sie es erst nach Jahrtausenden. Dies Weltmaß, die richtige Abgrenzung, erblickte Arndt in dem Recht jedes Volkes auf eine Meeresküste und in den Sprachgrenzen. Holland erschien ihm (1803) „die schreiendste Verletzung von Teutschlands Naturgrenze", die Abschneidung Polens von der Meeresküste hat seinen Untergang besiegelt. Immer wieder hat Arndt die Rückgewinnung der Niederlande für Deutschland gefordert und von der Herrlichkeit einer deutschen Seemacht geträumt.

Die Deutschen galten ihm als das liebste Volk Gottes und er meinte lange in ihrer Rassenreinheit den größten Vorzug zu erblikken, wovon er aber zuletzt abkam. Ja, er erhoffte einen Zusammenschluß aller reineren germanischen Nationen, vor allem der Deutschen und Skandinavier. Im germanischen Norden sah er den künftigen Befreier vom Franzosenjoch; doch die Schweden stellten sich auf französische Seite, setzten ihren König ab und wählten einen französischen Prinzen.

Politisch hielt Arndt die Demokratie für ein unerreichbares Ideal und war dem französischen und englischen Parlamentarismus abgeneigt. Allmählich aber wandte er sich liberaleren Anschauungen zu. Auch bekannte er im Hinblick auf die französische Revolution, „daß wir dieser wilden und tollen Revolution unendlich viel verdanken, daß sie ein reiches Feuermeer des Geistes ausgegossen hat, woraus jeder nicht lichtscheue Mann sein Teil hat schöpfen können, daß sie Ideen in die Köpfe und Herzen gebracht hat, die zu Begründung der Zukunft die notwendigsten sind, und die zu fassen vor 20 und 30 Jahren die meisten Menschen noch zitterten". — Trotz mancher mittelalterlicher Träumereien äußerte er doch einen kräftigen Fortschrittsglauben. Mit derbem Hohn wendet er sich oft gegen den erdfremden Idealismus, die unpolitische Schwärmerei und übertriebene Vergeistigung der Deutschen, gegen ihre Verachtung des Realen, den Wahn des a priori, das endlose Gerede vom Ewigen, Unendlichen, Absoluten und Idealen, gegen die Beschönigung der deutschen Zerrissenheit mit leeren Humanitätsfloskeln, gegen die Knechtseligkeit der deutschen Gelehrten. Der Geist, meint er, vernichtet überhaupt leicht die schöpferische Kraft der Persönlichkeit, und er betont ihm gegenüber das Recht des Leibes, der Freude, des Genusses.

Unablässig hat Arndt für die deutsche Einheit gesprochen, gedichtet und gekämpft und die widerstrebenden oder feigen deutschen Fürsten mit den schärfsten Worten gezüchtigt. Erst erwartete er die Führung von Österreich, aber immer mehr verschoben sich seine Hoffnungen zu Preußen hin, das er ursprünglich als gänzlich undeutsch betrachtet hatte, und er hat schließlich den Beruf Preußens, Deutschland zusammenzuschmieden, mit Begeisterung verkündet.

Aus der großen Zahl der Arndtschen Schriften seien hier nur einige zur näheren Kennzeichnung seiner Ansichten betrachtet, wobei wir tunlichst Arndts eigene Wort beibehalten und nur hie und da Kürzungen vorzunehmen.

Wenn man das erste Werk E. M. Arndts, das er als Dreißigjähriger schrieb, seine Reisebeschreibung, liest, so erhält man ein ganz anderes Bild der Franzosen, als aus den späteren, furchtbaren Haßpredigten [2]). Seine Schilderungen sind bedachtsam, frei von vorgefaßten Meinungen, und lebendig. Frankreich wurde am gründlichsten studiert. Aber auch über die Volksart der Wiener, der Ungarn und der Italiener finden sich scharfgeprägte Äußerungen, die großenteils noch heute gelten. So wenn er an den Ungarn ihr ungemein starkes Nationalbewußtsein rühmt, aber die Entrechtung der unteren Stände beklagt. — Schon beim Eintritt in Frankreich fällt ihm auf, daß wegen Verbrechen zur Galeerensklaverei verurteilte Soldaten von bewachenden Offizieren und Mannschaften als Menschen und Kameraden behandelt werden, „da hier französischer Ton war und nicht jene teutsche Steifheit, die andern gleich ihren Zustand auf die Stirn malt und einem, der Ketten an den Füßen hat, auch sogleich Ketten ans Gemüt legt". In der Folge hebt er dann oft und meist mit Anführung charakteristischer Züge Heiterkeit, Gutmütigkeit, liebenswürdige Menschlichkeit, Herzlichkeit, Ehrgefühl, Patriotismus, gerade Offenheit, Redlichkeit, Fleiß als französisch hervor; die weniger günstigen Züge, so das heftige, aufbrausende südfranzösische Wesen, das Geckige, Flatterhafte, Eitle treten zurück. Das freundliche, taktvolle, hilfsbereite Verhalten der Franzosen gegen Fremde, die Rücksichtnahme auf Frauen, die Höflichkeit französischer Beamten stechen von der in Deutschland herrschenden Grobheit und Gefühllosigkeit sehr ab [3]). Französische

---

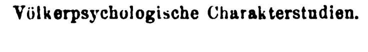
2) E. M. Arndt, Reisen durch einen Teil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. (Zuerst 1801/03; benützt wurde die Ausgabe von 1804 in vier Bänden.)

3) Band 3, S. 34, 86, 111, 321, 343 ff., 346.

Menschenfreunde haben sich zuerst der Blinden und Taubstummen angenommen und allen Nationen ein Vorbild gegeben. Die Spitäler sind freilich sehr schmutzig. Der Republikanismus in der Schule artet in hohle Phrasen aus, die die Kinder nicht verstehen. Das Volk ist keineswegs kriegsbegeistert, begegnet auch den Kriegsgefangenen freundlich. Alles Englische ist trotz des Krieges mit England höchste Mode. Die Deutschen haßt man nicht, wohl aber die Italiener; man findet die Deutschen bloß zu langsam und langweilig. Auch Trunksucht, Unliebenswürdigkeit, Kriecherei wird ihnen vorgeworfen, ferner die Sitte des Prügelns in den deutschen Heeren, was französischen Soldaten unerträglich wäre. Arndt gesteht, er könne die Existenz des Stockes und die Geduld der deutschen Rücken nicht leugnen und auch sonst seien die Urteile nicht so ganz irrig, wo wir über erschreckliches Unrecht schreien (III, 337 ff.). Übrigens schwelge Paris in Kotzebues weinerlichen Stücken.

Die Freiheit scheint die Menschen energisch, kühn und besser zu machen. Allerdings fehlen auch die Schattenseiten der jungen, unter furchtbaren Erschütterungen geborenen Demokratie nicht: die großen Geister sind durch die Verfolgungen fast ausgerottet oder zum Stillschweigen verurteilt, Demagogie, Mittelmäßigkeit, Selbstsucht, Korruption, Liederlichkeit drängen sich vor. Sehr viel Raum ist der Schilderung des Pariser Vergnügungslebens und der Halbwelt gewidmet, und auch da findet Arndt weniger Gemeinheit und Roheit als in Deutschland oder England, obwohl die Pariser leichtfertiger sein mögen. Unbillig und barbarisch wäre es, das Große und Menschliche dieses Volkes wegen der Greuel der Gesetzlosigkeit zu verkennen. „Weg mit allen schlimmen und entehrenden Vorstellungen von den kleinen Leuten in Paris!" Mit Wärme nennt Arndt die Franzosen ein Volk, das „er ewig lieben müsse", das „er rühmen werde, solange er lebe". „Heiliges Gesetz der Menschlichkeit," ruft er aus, „du hast durch dieses Volk auch dich weit über die Erde verbreitet. Gib ihm zu seiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, gib ihm den Frieden und den Schutz weiser Gesetze; aber bewahre es vor dem Geist der Eroberung und Herrschsucht, der es selbst und andere elend machen würde! Dies ist mein Gebet für euch, geliebte Franzosen! Ihr habt eure Mängel und ihr könnt sie keinem verbergen; aber eure Sitten sind gemacht, die Erde zu mildern und zu beglücken, wenn sie nicht durch das Schwert zu den Nationen gebracht werden [4])!"

4) Die angeführten Stellen sind zu finden Bd. 3 S. 198, 331, 397, Bd. 4 S. 398.



Außer dem Freiheitsgeist ist vor allem der Nationalgeist bei den Franzosen überaus mächtig, der selbst die adeligen Emigranten gegen ihr eigenstes Interesse den Sieg der französischen Waffen wünschen läßt. — Arndt empfindet bitter den Mangel jedes nationalen Gemeinsamkeitsgefühls bei den Deutschen. — In Belgien, das er später so leidenschaftlich für Deutschland forderte, findet er, daß weder Sprache noch Charakter das Volk mit den Deutschen verbinde und daß daher die Vereinigung mit Frankreich das beste wäre. Berge und Ströme sind keine Grenzen, sondern die Sprache. „Ist heute der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs, warum sollte es nicht morgen die Oder oder das karpathische Gebirge sein können?" Mit tiefem Schmerz erblickt er am germanischen Rhein die französischen Herren, die den Deutschen ihre Stellung recht fühlen lassen. „Ich schelte sie darum nicht, sie sind immer noch manierlicher, als die meisten anderen Völker als Sieger sein würden, und der Druck der neuen Freiheit und Brüderschaft würde unter anderem Namen nicht sanfter sein, wenn ihn der Teutsche oder Engländer auflegte." So human und menschlich die Franzosen daheim sind, so übermütig betragen sie sich zum Teil hier und verhehlen nicht, „daß sie die Ersten sind und sein wollen und die Teutschen als plumpe und dumme Bestien verachten und sie zum Sacktragen gut genug glauben". Dabei sind nicht einmal die Soldaten die größten Bedränger, sondern jene, die ihnen wie die Krähen und Raben folgen, um den Raub zu verzehren. Diese haben den französischen Namen zum Fluch gemacht. „Ich habe in Frankreich einige Franzosen verabscheut, die meisten beklagt, viele geschätzt und einige geliebt; hier lerne ich sie hassen als Feinde und Verderber meines Volkes, und kaum kann ich einen mehr sehen, daß mir das Blut nicht heiß in die Wangen aufkocht."

Das Hauptwerk Arndts ist der „Geist der Zeit", der 1806 zu erscheinen begann[5]). Ein Überblick über die Entwicklung der Hauptvölker eröffnet ihn. Schon die Geschichte des Altertums zeigt, daß Nationalcharakter und Nationalgeist das Aufsteigen eines Volkes bedingen, das Erschlaffen dieser Eigenschaften aber und Rassenmischung den Untergang. Bemerkenswert ist Arndts Protest gegen unhistorisches Generalisieren und Moralisieren, seine Ehrenrettung der Perser und die Hervorhebung der düsteren Seiten des Hellenentums, das damals als Gipfel reiner Menschlichkeit und republi-

5) Zitiert nach der Ausgabe in E. M. Arndt, Ausgewählte Werke, herausgegeben von Meisner und Geerels, Band 9—12.

kanischer Freiheit gefeiert zu werden pflegte. Ihre Freiheit beruhte aber auf dem Sklaventum, der einzelne war für den Staat nur Bürger und Mittel, das menschliche Leben wurde gering geschätzt. Stets werden Parallelen zur Gegenwart gezogen, die Griechen mit den Deutschen, die Römer mit den Franzosen verglichen.

Die Deutschen haben den wunderlichen Wahn, wenn sie über die traurige Gegenwart klagen, den Mund recht voll zu nehmen von der Macht und Stärke ihrer Altvordern im Mittelalter. Die Geschichte zeigt aber ein anderes Bild. Trotz, Freiheitssinn und rauhe Tugenden der alten Germanen finden sich auch bei den meisten anderen barbarischen Völkern. Den Deutschen fehlte stets Einheit und Kraft, nicht etwa aus Naturanlage, sondern infolge von allerlei Zufällen, infolge der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, der Germanisierung der Slawen in Norddeutschland, die eine Sonderart entwickelte, so daß das rechte Deutsche keiner empfinden kann, der nur Norddeutschland gesehen hat, ferner infolge des Fehlens gemeinschaftlichen Unglücks. Franzosen, Engländer, Spanier sind durch mächtige auswärtige Feinde zur Einheit zusammengezwungen worden, die Deutschland fehlten. (Heute wird bekanntlich oft das ganze Schicksal Deutschlands aus seiner feindlichen Einfällen exponierten Mittellage erklärt. Arndts Auffassung ist aber, wenigstens für die ältere Zeit, wohl richtiger.) Die mächtigen, blühenden Stadtrepubliken Deutschlands vereinigten ihre Kraft weder mit den Fürsten noch mit der Zentralgewalt, wie in England bzw. Frankreich, was die Zersplitterung bestehen ließ. Reformation und Gegenreformation, die Verlegung des Welthandels durch die großen Entdeckungen, die Einmengungen des Auslandes, schließlich die dynastische Rivalität zwischen Preußen und Österreich, die Friedrich II. begründete, verewigten das Übel. Corneille de Pauw, der eine Zeitlang am Hofe Friedrichs lebte, hat behauptet, alle Völker germanischen Stammes hätten eine angeborene Anlage zur Knechtschaft, was Arndt mit dem Hinweis auf das hochentwickelte deutsche Bürgertum, das Zucht und Freiheit über einen großen Teil Europas ausbreitete, widerlegt. Die Schweiz und die Niederlande, die deutschen Pflanzstädte von der Ostsee bis Siebenbürgen sind Geburten deutschen Sinns, die Verfassungen und Taten der Reichsstädte, die Geschichte der Zünfte und Innungen — welch' eine unendliche Anlage für Gesetz und Freiheit! „Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit des Verstandes, Langmut ohne Feigheit, Ehrlichkeit mit etwas klimatischer Unbehilflichkeit versetzt, sind alte, anerkannte Volkstugenden. — Lies unsere

alten Geschichten, höre unsere alten Märchen erzählen und die Volkslieder absingen, sieh Dürers und van Eyks Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit ist ihr Charakter; sie haben nicht den idealischen Geist des Südens, nicht das üppige Spiel, aber sie haben auch nicht die furchtbaren Lüste und Verdorbenheit desselben."

Scharf wendet sich Arndt gegen die Philosophen, die die staatliche Zersplitterung und Ohnmacht preisen, weil sie den Sinn auf das Allgemeine und Menschliche hinlenken, die verkünden, Kosmopolitismus sei edler als Nationalismus. Aber ohne das Volk ist keine Menschheit, ohne den freien Bürger kein freier Mensch. — Im alten Griechenland fiel der Kosmopolitismus mit der Erstarrung des Geisteslebens zusammen.

Es folgen Schilderungen der anderen Völker. In überschwänglichster Weise verherrlicht Arndt die Spanier, die alle anderen Völker an ritterlichem Edelmut, Religiosität, Heroismus, Treue, Biederkeit, Poesie übertroffen haben. „Es ist das alte Land, es sind die alten Hispanier, die alten Goten." „Ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen kann [6])." Die Russen haben durch die Vermengung mit unedlen Rassen allerlei niedrige Eigenschaften angenommen. Mit Begeisterung malt dagegen Arndt die Skandinavier. Von Schweden und Spaniern erwartet Arndt die Befreiung und Erlösung Europas. —

Eine in Europa ganz neue Erscheinung war das Preußen Friedrichs II., hoch gepriesen, aber doch nichts als eine Maschine, der despotischeste Soldatenstaat, voll der unleidlichsten monarchischen Aristokratie. „Fremd war der Sinn dieser Monarchie allem, was deutsch heißt und ist es noch." „Der norddeutsche Sinn an sich ist schon streng und spröd, despotisch angestrengt ist er dem weidlichen Süddeutschen noch viel fremder geworden, und wenn ja noch etwas Gemeinsames zwischen dem Norden und Süden Deutschlands stand, so hat die preußische Monarchie es völlig aufgehoben." Nichts lächerlicher, als Friedrich patriotisch deutsche Ideen beilegen zu wollen; er haßte alles Eigentümliche an einem Volk, weil es dem Despotismus entgegenstrebt. Seine Vorliebe für französische Kultur und seine Bildungspflege haben den Deutschen nur geschadet. „Nein, vom Süden und aus der Mitte Germaniens kam deutsche Kunst und jede edlere Bildung, und da waren von jeher ihre

6) Neuere Rassentheoretiker, wie Professor Eugen Fischer, sehen dagegen die Spanier als durch Rassenmischung mit Farbigen herabgekommen an!



Sitze... — Geh nach Schwaben und an den Rheinstrom, da klingen dir die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen; manche kleine Reichsstadt hat Deutschlands edlerer Bildung ebenso viel gegeben als der ganze märkische Sand. Es ist auch unmöglich, daß in einem so strenge gehaltenen und gespannten Soldatenstaat je das Genialische und Künstlerische aufblühe." — Oft noch hat Arndt Friedrich II. und seinen Staat mit Abscheu geschildert, bis er schließlich die Mission Preußens als Einiger Deutschlands erfaßte und verkündete. —

Zwiespältig ist sein Urteil über die Engländer. Er lehnt den Haß vieler Deutscher gegen diese hartnäckigsten Feinde Bonapartes und Handelsmonopolisten ab. Sollte England untergehen, so ist die letzte europäische Freiheit hin. Aber diese Gefahr droht durch die Entartung der früher so edlen Engländer selbst, durch ihre Schätzung aller Dinge nach dem Golde, ihre Fremdenverachtung, ihren übertriebenen Nationalstolz, Niedertretung der Armut, Unterjochung Indiens, Unfähigkeit, weiterhin Geniales zu erfinden. Ein so verstocktes und verhärtetes Volk muß knechtisch und gemein werden.

Einen Strom von Haß läßt Arndt auf die Franzosen los. Zwar haben sie so viel Närrisches und Liebenswürdiges, daß es schwer ist, alles Schlimme von ihnen zu sagen. Aber ihre Bildung entsprang von Anfang an aus dem Nichts, der Lüge und Verworfenheit, falscher Empfindung und ehrloser Ehre, sie ist nichts als äußerer Schein. Die anfangs von echter Begeisterung getragene Revolution führte zur Pöbelherrschaft, denn durch welches Wunder sollte ein ausgeartetes, sklavisches, üppiges Volk plötzlich ein tugendhaftes, freies, mäßiges werden? Durch welches Wunder sollte der gallische Wankelmut sich zur republikanischen Standhaftigkeit, die leichtfertigste Windbeutelei zu edlem Ernst umbilden? Die Franzosen haben weder die volle südliche Naturkraft, noch die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüts, sie schwammen stets in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden. „Leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel, das schwatzt, wo andere fühlen, das hüpft, wo andere stehen, das sich einbildet zu sein, wo andere sind — ihr habt vielen schönen Schein, aber den wir verabscheuen müssen, weil er ohne Wirklichkeiten ist."

Aus den Lehren der Zeit schöpft Arndt die Überzeugung: Republiken taugen nicht, große können nicht bestehen, weil wir zu verdorben sind, kleine bestehen nicht, weil sie zu schwach sind. — Noch viel schlimmer aber sind die Fürsten. „Ich weiß die Zeit kaum in der

deutschen Geschichte, wo deutsche Fürsten edel und vaterländisch gefühlt, getan und gelitten haben. Schmutziger Ländergeiz, feige Furcht der Gegenwart, unpatriotische Gleichgültigkeit, zeichnet sie seit Jahrhunderten aus, und deswegen ist Deutschland seit Jahrhunderten der Tummelplatz aller Kriege und die Beute aller Fremden geworden." Verbrecher an der Nation nennt sie Arndt, die das letzte Gemeinsamkeitsgefühl ausgerottet haben. An vielen Stellen seiner Schriften schleudert er ihnen die furchtbarsten Anklagen ins Gesicht [7]) und lange hat er nur von einer Volkserhebung ohne und gegen die Fürsten die Befreiung des deutschen Volkes vom fremden Joche erhofft.

In der Schrift „Über Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache" (1803) kommt der Arndtsche Nationalismus zum schärfsten Ausdruck. Volkshaß ist so natürlich und notwendig als das Leben selbst, denn ohne reinen Haß gegen etwas ist gar kein Leben, sondern nur Faulheit, Geistlosigkeit, Schlaffheit. Besonders gilt dies, wenn ein Volk das meinige unterjochen will. Keineswegs verstößt der Haß gegen das Christentum, das vielmehr gebietet, das Böse zu hassen bis in den Tod. Der rechte Gott ist auch ein zorniger und gewaltiger Gott, dem die faule Tugend und die mürbe Feigheit nicht gefällt, wodurch alle Redlichkeit und Freiheit von der Erde verschwinden würde. Gott hat selbst den Haß in die Natur gelegt, die nur durch ewigen Krieg und Kampf ihre göttliche Art als Abbild des verborgenen, unsichtbaren Gottes bewährt. Gott hat dasselbe mit dem Menschen, seinem höheren Abbild, gewollt und deshalb verschiedene Klimate, Triebe und Sprachen, Abneigungen, ja Feindschaften zwischen den Völkern geschaffen, doch so, daß es allen gemeinsame Begriffe von Tugend und Gerechtigkeit gibt, die die Völker zu einer heiligen Gemeinschaft der Menschheit verbinden. „Gott hat die Verschiedenheit gefallen, denn Gott gefällt das lebendige Leben und ein freier und lustiger Wettkampf der Kräfte." Die Verschiedenheit der Sprachen und Volkscharaktere erzeugt den Haß, der zum Bestand eines Volkes nötig ist. Die Franzosen haben den Deutschen seit Jahrhunderten alles Böse angetan und sie

7) Ein entartetes knechtisches Gesindel, gemeinen Pöbel, die ohne Ehre, für niedrigen Sold, für erbettelte Herrschaft das deutsche Volk in die Sklaverei verkaufen — so nennt er sie an anderer Stelle. „Die deutschen Fürsten sind alle reif für die Hölle." — Nur die Bürger und Bauern scheinen ihm damals die Träger des deutschen Nationalcharakters. — Nach den Befreiungskriegen hat Arndt diese Schärfe sehr gemildert.



unterjochen wollen; sie können nie aufhören unruhig, eitel, herrschsüchtig und treulos zu sein. Gottlob, die Zeit ist erschienen, wo der Widerwille gegen die Welschen und ihre Sitten, ihre Äfferei, Ziererei und Nichtigkeit, den das brave deutsche Volk immer noch empfunden hat, zum brennenden Haß werden kann, der den Seelen der Kinder für immer eingepflanzt werden muß. Bis in den innersten Kern vergiftet war das Deutsche von dem Fremden. Zwar haben auch die Franzosen gewisse Vorzüge, aber das deutsche Volk bedeutet mehr in der Weltgeschichte. Sofort allerdings verbessert sich Arndt und sagt: „Doch dieses Urteil ist töricht ausgesprochen: was besteht, hat ein Recht zu bestehen, und damit eine lebendige, reiche und mannigfaltige Welt würde, hat Gott die Verschiedenheit der Länder und Völker gesetzt. — Im allgemeinen ist die Frage töricht, welches Volk besser sei, so wie es töricht ist, zu fragen: ist die Eiche besser als der Dornstrauch, das Veilchen als der Schierling, die Distel als der Rosenstrauch? Aber wie? wenn es den Disteln einfiele, sich mit den edlen Kindern des Rosenbusches vermählen zu wollen? Sollte der Rosenbusch da seine Dornen nicht gebrauchen? Wie wenn wir der Rosenbusch wären und die Franzosen die Disteln? Auf jeden Fall schadet uns das Vorurteil nicht, wir seien es; wir wehren uns desto baß der ungebührlichen Vermischung mit dem Ungleichen." „Jedes Volk behalte das Seine und bilde es tüchtig aus, hüte sich aber vor aller Buhlerei mit dem Fremden, weil es die Tugenden der Fremden dadurch nicht gewinnen kann, die eigenen Tugenden aber schwächt und verdunkelt: nur das Oberflächliche, Alberne und Eitle gewinnt man von den Fremden." „Ich will denn Haß, festen und bleibenden Haß der Deutschen gegen den Welschen und ihr Wesen, weil mir die jämmerliche Äfferei und Zwitterei mißfällt, wodurch unsere Herrlichkeit entartet und verstümpert und unsere Macht und Ehre den Fremden als Raub hingeworfen ward; ich will denn Haß, brennenden und blutigen Haß, weil die Fremden laut ausrufen, sie seien unsere Sieger und Herren von Rechts wegen, und weil wir das nicht leiden dürfen. — Ich will denn Haß gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer." „Dieser Haß glühe als die Religion des deutschen Volkes als ein heiliger Wahn in allen Herzen und erhalte uns immer in unserer Treue, Redlichkeit und Tapferkeit." —

Aber Arndt will den Haß bloß als heiligen, schützenden Wahn im Volk; das durch Tugend, Wissenschaft und Kunst Votreffliche

ist Gemeingut der Menschheit. Auf diesen Höhen hört der Volkshaß auf, da beginnt die große Gemeinschaft der Völker, die allgemeine Menschheit. Wer da noch hassen kann, ist ein Barbar oder ein Tier.

In der folgenden Abhandlung wendet sich Arndt entschieden gegen den Gebrauch fremder Sprachen, da die Sprache mit dem Volkscharakter eng zusammenhängt und das Gemüt durch eine fremde Sprache auch das fremde Wesen anzieht. Vor Gott sind zwar alle Menschenrassen gleich wert. Aber die Erhaltung der Eigenart ist unbedingt nötig. Hiezu ist vor allem nötig, daß jedes Volk das Gesetz mache, daß die lebende Sprache eines Nachbarvolkes bei ihm nimmer gesprochen werden dürfe, also in Deutschland nicht das Französische, Italienische und Polnische. Lesen mag man sie immerhin, aber nicht sprechen. Die Kinder sollen nur die eigene Sprache und Latein und Griechisch lernen. Oft wird behauptet, das Französische sei durch Leichtigkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung zur Weltsprache vor allem geeignet. Arndt bestreitet dies teils, teils führt er es eben auf die Bevorzugung des Französischen und auf seinen allgemeinen Gebrauch zurück. Die Deutschen sind durch angeborene Neigung aus einem lebenden und redenden immer mehr ein grübelndes und schreibendes Volk geworden, ihre Gelehrten standen dem Leben fern und ihre höheren Klassen vernachlässigten die deutsche Sprache zugunsten des Französischen. So verlor das Deutsche allerdings an Klarheit. Dafür aber hat es einen viel größeren und mannigfacheren Wortschatz, größere Freiheit der Zusammensetzung und des Satzbaues. Die Deutschen als Mittelpunktsvolk bedürfen keiner fremden Weltsprache. Insbesondere in der Diplomatie hat die Geltung des Französischen den Franzosen ein ungebührliches Übergewicht eingeräumt [8]).

Die beiden größten Verschiedenheiten der beiden Völker sind: 1. Der Franzose hat eine überwiegende Neigung zum Volke, der

8) Man wird den Haß Arndts gegen die französische Sprache billiger beurteilen, wenn man bedenkt, bis zu welchem Grade das Deutsche zurückgedrängt worden war. Es erscheint uns heute unvorstellbar, daß der preußische oder österreichische Staatskanzler seinem Monarchen seine Berichte meist französisch vorlegte, daß selbst der Freiherr v. Stein seiner Frau französisch zu schreiben pflegte. Bezeichnend ist übrigens, daß die preußische Regierung mitten in den Befreiungskriegen die Ankündigung und den Verkauf der hier besprochenen zwei Schriften verbot, weil sie unvereinbar mit dem Geiste der Mäßigung und den Zukunftsbeziehungen zwischen den beiden zivilisierten Nationen seien! Man denke hierbei an die Haßpropaganda im letzten Krieg! Auch sonst hatte Arndt mit seinen



Deutsche zum Menschen. 2. Der Franzose ist ein sprechendes, der Deutsche ein denkendes Volk. — Der Franzose lebt nur in der Gesellschaft, der Deutsche bedarf der Einsamkeit. Die Franzosen sind ein Volk von Ameisen und Bienen und, wie diese, Despoten unterworfen, die Deutschen sind ein Volk von einsam horstenden Adlern und Raben. Der Geselligkeitstrieb läßt den Franzosen Gemüt und Charakter verlieren, der Vereinzelungstrieb, das Leben im Ideal, hat die Zerteilung und Zersplitterung Deutschlands herbeigeführt. Nur ein Volk, in dem beide Triebe im Gleichgewicht sind, wäre glücklich, gerecht und frei. Die Vereinigung des Menschen und Bürgers läßt sich an manchen Engländern und Schweden ahnen.

Das französische Mitteilungsbedürfnis hat Gewandtheit, Glätte, gesellige Vielseitigkeit, Liebenswürdigkeit, Esprit erzeugt, aber auch eine gewisse nüchterne Breite, geregelte Abgemessenheit, methodische Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit, Unruhe, Leidenschaftlichkeit, äußerliche Empfindsamkeit, treffliche Schauspielerei. Aus dem deutschen Wesen entspringen Grübelei, Versinken in Träumen und Idealen, Unbehilflichkeit, Schwere, Rauheit, Dunkelheit, Gestaltlosigkeit, Ungeschliffenheit. Dies wirkt auch auf die Sprache. Das Französische wird fortwährend abgeschliffen und verarmt seelisch. Das Deutsche ist ungemein mannigfaltig und reich an Bezeichnungen für die innerste Natur der Seele, ihre heiligen Geheimnisse, das Gemütsleben, aber unentwickelt für die Gesellschaft und das Zusammenleben der Menschen, besonders da die höheren Klassen sich der Muttersprache entfremdeten und sie nicht ausbildeten. Auch hat die Neigung zur Abstraktion die deutsche Sprache geschwächt. —

Deutschland ist das Mittelland Europas, die Deutschen sind zur Rolle des Vermittlers und Verständigers bestimmt und daher muß in ihrem Charakter das Empfangende, Verstehende und Vermittelnde liegen. Daneben aber ist der Deutsche ein vorwiegend nordischer Charakter. Der Süden hat Festigkeit, Klarheit, Bestimmtheit, ein Auge und Gemüt für Gestalt und Maß. Der Norden hat Unbestand, Trübe, Unbestimmtheit, Maßlosigkeit, Gestaltlosigkeit, Grübelei. Dazu kam noch das Christentum, das die Welt aus einer festen, äußeren, plastischen in eine bewegliche, innere, musikalische ver-

patriotischen Schriften bei der preußischen Zensur manche Schwierigkeiten. Charakteristisch ist, daß der Zensor dem Staatskanzler Auszüge aus Arndts Schriften in französischer Sprache zur besseren Beurteilung vorlegte. Vgl. Müsebeck S. 387, 481, 483.

wandelte. Der Franzose steht zwischen Nord und Süd; er ist zum Südländer nicht fest genug, zum Nordländer nicht weich genug. Das Produkt dieser Zwiespältigkeit ist die französische Empfindelei, ein bewußtes und sündliches Spiel mit Empfindungen, eine taschenspielerische Gaukelei, die die Franzosen auch den empfänglichen Deutschen wie eine Pest eingeimpft haben. So entstand der Schein einer Ähnlichkeit zwischen den Völkern, in der Tiefe ihres Wesens aber blieben ungeheure Abstände. Jede Buhlerei und Äfferei mit fremdem Wesen ist verwerflich. Da hört Arndt freilich selbst den Einwand: wo denn die Rolle des Deutschen, alles Menschliche und Göttliche zu vermitteln, bleibe und ob denn das Deutschland wie ein neugeborenes Kindlein vor jedem rauhen Lüftchen bewahrt werden müsse? Er erwidert: Ja, so ist mein Volk, eine so weiche und kindliche Zartheit und Verletzlichkeit haben wir. Auch solle der Deutsche wohl fremdes Wesen verstehen und anderen auslegen, aber sich nicht hineinleben und lieben, weil er sich sonst selbst verliere. Nur aus eigenen Keimen kann Vortreffliches entwickelt werden.

Schließlich charakterisiert Arndt die zwei Hauptzweige der deutschen Sprache, die er das Sassische (Norddeutsche) und das Alemannische (Süddeutsche) nennt. Die norddeutsche Mundart hat das äußerlich Gesellschaftliche und alles äußerlich im kleinen Leben sich Darstellende aufgegriffen; sie ist naiv und komisch (Arndt meint offenbar, was wir Humor nennen). Die oberdeutsche Mundart hat eine mehr innerliche Richtung, die auf das tiefste Gemüt, die Einsamkeit mit Gott, den Seelen, dem gestirnten Himmel zielt, kurz, das Geheime, Ernste und Große ausgebildet; ihr Charakter ist erhaben und tragisch. —

„Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze!" ruft der Titel einer Schrift von 1813 [9]). Sie wendet sich gegen das französische Dogma, der Rhein sei die Naturgrenze Frankreichs, das übrigens schon durch die französische Expansion weit überholt wurde. Holland annektierte man als „Anspülung französischer Ströme" [10]) und so weiter. Demgegenüber verkündet Arndt: die einzige, gültigste Naturgrenze macht die Sprache. Die

9) Wiederabgedruckt in den Schriften 1845, 2. Band, und in den „Ausgew. Werken" Bd. 13 S. 145.

10) Dieses Argument Napoleons wurde übrigens von österreichischer Seite in bezug auf die Lombardei und Venetien nachgesprochen. Vgl. Graf Fiquelmont, Lord Palmerston, England und der Kontinent 1852. 2. Band S. 193. — In der Schrift „Germanien und Europa" (1803) hatte Arndt noch

Verschiedenheit der Sprachen hat Gott gesetzt, damit nicht ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Übung der Geister ist das menschliche Geschlecht erschaffen. Gegen Ausgang des Mittelalters waren die Staaten bereits glücklich nach den Sprachgrenzen abgemarkt, bis seit 3 Jahrhunderten Eroberungswut angefangen hat, Gottes Naturgang zu stören. Natürlich müssen Sprachinseln dem umgebenden Volk eingegliedert werden, wie die Czechen zu Deutschland gehören und die Siebenbürger Deutschen zu Ungarn. Nächst der Sprache machen Gebirge und Meere die besten Naturgrenzen, nicht an sich, sondern weil sie auch die Sprachen trennen und den Verkehr der Massen hemmen. Ströme dagegen, die ja im Flachland verlaufen, trennen die Völker nicht. Daher verlangt Arndt, daß beide Rheinufer wieder deutsch werden müssen, und zwar einschließlich aller flämischen Gebiete. Seine Grenze gegen Frankreich teilt aber auch einen Streifen der französischen Grenzlande Deutschland zu, sie geht von Dünkirchen südlich von Mons und Luxemburg bis Saarlouis, längs der Saar und der Vogesen bis Basel. (Vielleicht war übrigens Arndt über den Verlauf der Sprachgrenze im Irrtum.) Im folgenden beruft er sich noch überdies auf historische Gründe, Stammesgemeinschaft, Zuneigung der Bevölkerung und auf das Gleichgewicht. Solange Frankreich das linke Rheinufer besitzt, beherrscht es die Schweiz, Oberitalien und Deutschland, da sich der Rhein so ausbuchtet, daß die Franzosen das südliche und nordwestliche Deutschland flankieren. Frankreich hat durch seine starken sonstigen Naturgrenzen ohnehin schon eine unangreifbare Stellung, während Deutschlands Grenzen offen daliegen. Nur wenn beide Rheinufer deutsch sind, ist das Gleichgewicht wieder hergestellt. Ferner ist die Verfassung der Deutschen eidgenössisch und föderativ, ihr Charakter still, mäßig, gerecht, weshalb das Volk nie völlig mißbraucht werden kann. Die Deutschen sind seit der Völkerwanderung nie ein Eroberervolk gewesen. Dagegen ist die Verfassung der Franzosen monarchisch und despotisch, der französische Charakter leichtsinnig, unstät, unruhig, ungerecht, keiner stätigen Freiheit fähig. Sie haben Anlage zum Eroberervolk, aber nicht zum Gebrauch des Eroberten. Schließlich verlangt auch die

das Recht auf eine Meeresküste vorangestellt und auch gefolgert, daß ein selbständiges Polen berechtigt wäre, die Deutschen an der Ostsee zu beherrschen!

deutsche Ehre die Wiedergewinnung der alten Grenzen und der entrissenen Brüder.

Die Franzosenherrschaft am Rhein bedroht den innersten Kern des deutschen Volkes mit Entdeutschung, denn das Rheinland, Schwaben, Franken, Hessen, Westfalen und Braunschweig sind Herz und Mark der echten Deutschheit. Insbesondere im Süden Deutschlands ist das Germanische reiner und ungemischter geblieben als im Norden und Osten. Mit Begeisterung schildert Arndt den süddeutschen Charakter, der ein gewisses erfrischendes Leben, rein germanische Luft verbreite. Verwerflich sei aber der Streit der Eitelkeit über die Vorzüge der Süd- und Norddeutschen. Auch der Norden hat große Männer hervorgebracht, wie Kopernikus, Kant, Herder, Leibniz, Händel, Herschel, Friedrich II. [11]).

Der Kosmopolitismus ist nicht von Gott, sondern von Tyrannen und anderen Despoten, die alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten. Verflucht sei die Humanität und der Kosmopolitismus!

Am Rhein sollen die mächtigsten deutschen Fürsten, Österreich und Preußen, gebieten. Wenn Belgien und Elsaß wieder zu uns gehören, werden auch Holland und die Schweiz sich an Deutschland anlehnen. — Schließlich soll zur Belebung der unsterblichen Ideen deutscher Herrlichkeit, Ehre und Wehrlichkeit ein neuer deutscher Ritterorden gestiftet werden, der aus Söhnen fürstlicher und adeliger Geschlechter bestehen, ihnen die deutschen Tugenden und Nationalsinn einpflanzen und die Grenzfestungen gegen Frankreich verteidigen müßte. Ein Teil der Lande um Rhein, Mosel und Saar soll diesem Ritterorden übergeben werden, und die Ritter werden dort

11) Um 1809 wurde in Flugschriften und Artikeln die Behauptung verfochten, daß Süd- und Norddeutsche einen völlig verschiedenen Nationalcharakter hätten, was mit dem Klima begründet wurde. Gewisse Publizisten warfen den Norddeutschen Kälte, Steifheit, Mangel an Genie vor und wollten ihnen nur Fleiß zugestehen, während sie Wärme, Lebensfülle, Geist, Gemüt, Genialität den Süddeutschen vorbehielten. Friedrich Thiersch (Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland, München 1809) widerlegte diese törichte Anmaßung mit Laune und guten Gründen, wobei er besonders das Klimaargument zerpflückte. Das nördliche Deutschland, meinte er, sei doch kein Sibirien. — Noch Hegel hat gelegentlich das süddeutsche Genie über Norddeutschland erhoben. — Die heutigen Rassengläubigen schildern wieder Süddeutschland als sehr stark mit nichtnordischen Rassen gemischt, deren Geistesart sie recht ungünstig darstellen. Vgl. z. B. Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1922.



Pfründen und Lehen erhalten. So könne man im deutschen Adel Eintracht, Liebe und Sinn für ein gemeinsames Vaterland und gemeinsame deutsche Ehre stiften. — Ähnliche romantische Ideen treten auch in anderen Schriften auf, so verlangte Arndt gelegentlich Einführung des Zweikampfes als Gottesgericht vor dem Kaiser bei großen Vergehen, wo Beweise fehlen, und Neubelebung der heiligen Feme, Fällung von Bluturteilen um Mitternacht u. dgl.

Als die Verbündeten ins Elsaß einrückten, wurden sie keineswegs als Befreier empfangen, sondern die Bauern wehrten sich, wie Arndt selbst sagt, mit Wut und Raserei, wobei sie manche Greuel gegen Gefangene verübt haben sollen und andererseits in Vergeltung Dörfer eingeäschert wurden [12]). Viele deutsche Patrioten waren hierüber sehr empört und nannten die Elsässer ein schändliches und französisiertes Bastardvolk, in welchem auch keine deutsche Ader mehr sei. Arndt schrieb nun 1815 einen Aufsatz hierüber [13]), worin er die Elsässer in Schutz nimmt. Sie seien eben 175 und 125 Jahre unter französischer Herrschaft gestanden und hätten seither von Deutschland nichts Großes oder Weises mehr vernommen, was sie hätte anziehen können. Auch zeige sich gerade in ihrem Widerstand die wilde und leidenschaftliche deutsche Art. Ja, seine Freunde hätten ihm, wenn er gegen die Welschen wetterte, oft nicht mit Unrecht eingewendet, sie wollten tausendmal lieber Franzosen als Feinde bei sich haben denn ihre deutschen Hilfstrupen, wie Nassauer, Würzburger, Bayern und Württemberger. Diese hätten es so arg und so plump gemacht, daß die Franzosen dagegen fast als liebenswürdige Feinde erschienen. — Hierauf lautet Arndts Erwiderung, daß, wenn schon die Deutschen sich grausamer und wilder betragen als die Franzosen, dies eben menschlich sei. „Es ist in der Menschennatur ein fürchterlicher Satan, der wütet, wenn er losgelassen wird; aber ich behaupte doch nach der Kenntnis und Erfahrung, die ich von meinem eigenen Teufel und von den Teufeln meines Volkes habe, daß die deutschen Teufel gerade und tüchtig, die französischen Teufel dagegen krumme und schleichende Teufel sind." In den Deutschen brausen blinde Leidenschaften im vollen Ungestüm losgelassener Naturkräfte, sie fahren wie grausame Wilde darein und

12) Vgl. hierüber auch Gentz' Bericht in „Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen", herausgegeben von R. Fürst Metternich-Winneburg und A. Freiherr v. Klinkowström 1887 S. 670.

13) Wiederabgedruckt in E. M. Arndt, Schriften für und an seine lieben Deutschen, 1845, 2. Band S. 225.

tun das Arge und Scheußliche bewußtlos, die Franzosen dagegen schmeicheln sich wie rechnende Juden heran und tun es mit bewußter Planmäßigkeit [14]).

Zusammenfassend und ausgereift hat Arndt seine Völkercharakteristiken im „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“ (1843) niedergelegt. Er war damals 74 Jahre alt und hatte es erlebt, von der preußischen Regierung als gefährlicher Demagoge verfolgt und seines Amtes entsetzt zu werden. Der wilde Franzosenhaß der Befreiungskriege hatte sich schon gemildert und Arndt bekannte sich nunmehr zu einem wesentlich demokratischeren politischen Programm, obwohl ihm der „schändliche“ französische Liberalismus des „Jungen Deutschland“ noch immer widerwärtig war. Auch die Rassenidee tritt stärker hervor, doch hält Arndt an der Einheit der Menschheit fest und schätzt den Einfluß von Klima, Landschaft und geschichtlichen Erlebnissen oft ziemlich hoch ein. Die historisch wichtigen Weltteile werden farbig charakterisiert und mit der Rasseneigenart in eine Parallele gestellt. In Asien herrscht große Unmittelbarkeit des Menschen, eine ungeheure Kraft des Gottesgedankens, große Gewalt der Triebe und Leidenschaften, Starrheit, Gleichgestaltigkeit, Despotismus. Die Persönlichkeit aber beginnt erst am Mittelmeer in Judäa, Tyrus, Hellas. Hier finden wir zuerst die Hebräer, in der Geschichte gehaßt und verspottet, und doch welche Wohltäter unser aller! Das Alte Testament ist ein ewiges Lebensbuch für alle Zeiten und Geschlechter, in ihm lebt der Protestantismus vor den Protestanten, das Luthertum vor dem Dr. Martin. Das Judentum ist der Protestantismus der alten Welt, das Hellenentum sein Katholizismus. Mit den Hellenen beginnt Europa, sie haben Kunst und Wissenschaft begründet und den schönen freien Menschen erblickt. Ungemein hoch schätzt Arndt den Einfluß des Meeres auf die Bildung und er sieht die große Bestimmung Europas vor allem in seiner meerumflossenen Zerrissenheit gegeben, die zur Wanderlust anregt, ferner in dem gemäßigten und mannigfaltigen Klima. Nun treten die Germanen auf, ein saftvoller Wildling, der durch das Christentum veredelt wird. Der Gegensatz von Nord- und Südvölkern wird eindrucksvoll ausgemalt, die Schwere, neblige Unklarheit, das Mühevolle, der starke Natursinn, die jugendliche Unreife des

---

14) Mit solchen Argumenten hätte man im Weltkrieg „beweisen“ können, daß irgendwelche unzivilisierte Truppen noch immer „menschlicher“ gehaust hätten als die raffinierte, leidenschaftslose Requisitionstechnik der Generalstäbe!



Nordens, die Lebensfülle, Leichtigkeit, Geschwindigkeit, Klarheit, Harmonie, Armut, aber auch heiße Leidenschaftlichkeit und Hinterlist des Südens. Doch meint Arndt, daß auch im Süden, abgesehen von geknechteten und mißhandelten Völkern, die menschliche Natur nicht weniger gut sei als im Norden.

Die einzelnen Völker Europas werden nun eingehend geschildert. Als Beispiel seien bloß einige Züge aus dem Charakterbild der Franzosen und Deutschen angeführt. Frankreich hat zwei verschiedene Seelen in sich, eine nördliche und eine südliche, und aus ihrem Zwiespalt kommt das unruhige, wankelmütige, wechselvolle, wunderliche Leben und Wesen. Andererseits schildern schon die Römer den gallischen Charakter in ähnlichem Licht. Auffallenderweise betont aber Arndt bei seiner Schilderung der einzelnen französischen Landschaften und Stämme sehr stark das Germanische. In der Languedoc, also in Südfrankreich, findet er eine überwiegend germanische, westgotische Bevölkerung, ein ausgesprochen germanisches, denkendes, grübelndes, zweifelndes Gemüt, was sich schon in den Sekten des Mittelalters zeigte. Ganz deutsch und anheimelnd in ihrer ruhigen und ernsten Stille und Besonnenheit erscheint ihm Burgund, selbst die große Fabrikstadt Lyon; er fühlte sich dort oft plötzlich nach Sachsen oder Mecklenburg versetzt. In Nordfrankreich wieder erinnern ihn die vielen blonden und blauäugigen Menschen, die gewaltige, leidenschaftliche, auffahrende und hochfahrende Franzosenart, Tapferkeit, Tüchtigkeit, Unliebenswürdigkeit und Schwerfälligkeit durchaus an die Deutschen. Diese Nordfranzosen, am meisten Menschen von unserer Art, sind gerade die heftigen und hoffärtigen, die, jetzt lange romanisiert und verwelscht, sich einbilden, wir Deutsche müßten uns glücklich preisen, von ihnen erobert und beherrscht zu werden. Ganz germanisch ist auch die Normandie. Hier braust und saust es wirklich noch mit vollem nordischen Wind, und der Norman heißt den Franzosen den geborenen Windmacher, den Lärmer, Schreier und Prahler. Von diesen Normannen und den südlichen Westgoten ist im Mittelalter die gewaltige französische Ritterschaft ausgegangen, die die ganze Welt mit ihrem Ruhm und Glanz erfüllte. — Das eigentlich Romanisch-Gallische erblickt Arndt eigentlich nur in einem kleinen Kreise um Paris, wo die Romanen und Gallier zusammengetrieben worden seien. Die Eigenart dieses wird in der üblichen Weise geschildert. Grundzug: in kleinlicher Selbstgefälligkeit sich spiegelnde Eitelkeit und Prahlsucht, welche bei einiger Aufwallung unleidliche Hoffart wird, nationale

Überhebung, Lebendigkeit, Leichtfertigkeit, Esprit usw. (Kurz vorher wurden Hoffart und lärmendes Prahlen als germanisch gekennzeichnet.) Dieser schlechtere und faulere Teil Frankreichs hat das ganze Volk angesteckt. Ganz Frankreich würde anders sein, wenn nicht das gallische Paris, sondern eine andere Stadt der Mittelpunkt geworden wäre. Das gallisch-normännische Wesen, Ungestüm, Heftigkeit, Ritterlichkeit, aber auch klare Verständigkeit, die allerdings durch übermäßige Eitelkeit oft geblendet wird, ferner gallische Unstätigkeit und Unruhe charakterisieren den Franzosen. Es fehlt ihnen die Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit, die Geduld und Beharrlichkeit, daher auch das Kolonisationstalent der Engländer. Außerhalb des eigenen Landes ist der Deutsche überall in höherer Stellung zu finden, der Franzose in kleineren. Dieser ist eben kein Mensch der einzelnen Kraft, der festen persönlichen Selbständigkeit. Neben geselliger Lebenskunst und glücklicher Leichtigkeit haben die Franzosen auch eine sehr große Anlage zur langweiligsten Einerleiheit, zum wahren Chinesentum, besonders im gesetzteren Alter. Infolge der Richtung auf das Klare und Bestimmte haben die Franzosen in Mathematik und Naturwissenschaften viel geleistet, aber der Kunst fehlt häufig die Innigkeit, schwärmerische Überschwänglichkeit, das wahrhaft Geniale. Daher fallen sie häufig in eine Übertriebenheit, welche wie Leidenschaft aussieht, aber die Armut der Gefühle nicht zudecken kann, kurz in Manier und theatralisches Wesen. Die Zusammenziehung alles Lebens und aller Kräfte und die Politik der Herrscher haben zu all dem viel beigetragen. In der Musik haben die Franzosen wenig geleistet. — Auffallenderweise erklärt Arndt eine gewisse französische Beweglichkeit der Gefühle, die Empfindsamkeit, den außerordentlichen Geselligkeits- und Freundschaftstrieb nicht bloß als eine „wälsch-französische Schwäche der Eitelkeit", sondern auch als eine „rein nordische Erscheinung". „Dieses Mitempfinden und Mitleben ist immer zitterndes Saitenspiel der christlich-germanischen Brust." Es wurde aber durch Ludwig XIV. und seine Maitressen zur lügenhaften Sentimentalität ausgebildet, die wegen der Gemütsverwandtschaft Frankreichs und des Nordens mit großer Übergewalt zu den nördlichen Völkern eindrang.

Die Engländer behandelt Arndt mit offenbarer Sympathie, obwohl sie eine halbwelsche Sprache angenommen haben, was seiner Theorie nach doch eigentlich auch den Charakter gemindert haben müßte. Im Engländer ist der germanische Geist sehr ausgeprägt, nämlich Ernst, hartnäckige Ausdauer, Tapferkeit, kühle Besonnen-

heit, Sinn für echte und gute Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit. Es ist die Natur des tapferen, herben, festen Seemanns. Stolz sind sie, aber der englische Stolz ist nicht lästig, er drängt sich nicht auf. Wohl aber können ihr Trotz und ihre Plumpheit lästig werden. Als Insulaner hat der Engländer kein Verständnis für fremde Art, doch ist er auch der am meisten reisende Mensch. Wenn man sich das Bild des Engländers nach den ausgeschickten Reisenden macht, so ist dies unrichtig; man muß jedes Volk danach beurteilen, wie es in seinem Lande lebt. Oft fordern die Deutschen durch zudringliches und bedientenhaftes Heranmachen an jeden Fremden den Hochmut geradezu heraus. Der Engländer ist ein mehr nordischer Mensch, als der Deutsche. Daher auch sein Realismus, worin er Schweden und Holländern gleicht und vom idealistischen Deutschen sehr abweicht. Dies zeigt sich in Philosophie und Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Staat. — Sehr ungerecht ist die absprechende und feindliche Haltung der deutschen öffentlichen Meinung gegen England, die hierin den Franzosen kritiklos nachbetet, daß die Engländer habsüchtige Krämer, Ausbeuter und herrschgierige Räuber seien. Arndt tadelt dieses Gerede nachdrücklich. Die Engländer sind ein im besten Sinn aristokratisches und dabei doch auch demokratisch-republikanisches Volk.

Die Schilderung der Deutschen findet sich in der nächsten zu besprechenden Schrift prägnanter wiederholt und wir kommen dort darauf zurück. Im „Versuch“ wird überdies die Art der einzelnen deutschen Stämme eingehender geschildert. Das Vorurteil einer Überlegenheit des süddeutschen Geistes wird abgewiesen; dieser Irrtum entspringt dem Zufall, daß die süddeutsche Mundart in der Schriftsprache das Übergewicht gewonnen habe. Unter den Deutschen werden auch Holländer und Schweizer behandelt. Arndt wird nicht müde zu beklagen, daß Deutschland seine Alpenburg Schweiz und seine Wasserburg Holland entfremdet wurden und er hat unaufhörlich gefordert und gehofft, sie irgendwie zurückzugewinnen.

Das verborgene Wesen des Deutschtums wird durchaus romantisch aufgefaßt, als empfindsame Naturliebe, das Fließende, Schwimmende, Schwärmende als Tiefsinn, Kunstsinn, Ewigkeitssinn. Die Deutschen sind die größten Musiker und Baukünstler, sie haben keine zusammengewürfelte Mischsprache, sondern eine herrliche Ursprache. In der Schilderung der kleinstaatlichen Verkrüppelung des Charakters heißt es recht anschaulich: „Der Reichsadel ist eine vollkommene Kaste geworden, zu sogenannten Merinos-Schafen des reinsten Blut heruntergekommen, mit einer Not von 32 und 64

Ahnen, — damit ihnen künftig kein fremdes, unreines Blut an die reichen Pfründen, die Erzbistümer, Bistümer, Abteien, Vogteien, Komtureien usw. kommen könnte. Der reichsstädtische Bürger in seinem Geschlecht in ähnlicher Art [15])."

Von der Gegenwart (1843) urteilt Arndt: „Die Jugend ist matt und geistlos, faule Moderluft des Todes weht über die Zeit hin. Krieg! Krieg, lieber Gott! Gib uns einen tüchtigen Krieg! Krieg ist uns nötiger als das tägliche Brot; wir müssen einmal wieder durch einen schweren blutigen Kampf aufgeschüttelt und zusammengeschüttelt werden. Es will ja alles in Mattigkeit und Faulheit vergehen. — Diese Anklage ist wahr genug; ob man um Krieg beten darf, steht dahin." In dieser Mattigkeit und Weltverachtung sieht Arndt eine Wirkung der seit 25 Jahren betriebenen Demagogenjagd. Aber er verzagt nicht und fordert: Lasset den deutschen Geist frei! Keine Vorzensur, freie Rede, allgemeine Wehrhaftigkeit, Zollverein, Abschaffung des kleineren und mittleren Adels, Erhaltung eines freien Bauernstandes, keine künstliche Förderung des Fabrikwesens, schließlich ein so freier, menschlicher, edler, ein so gerechter und stolzer Bruderbund, daß die abgerissenen und entfremdeten Brüder sich ihm mit Freuden wieder zugesellen, die Schweiz, die Niederlande, das Elsaß. Auch die blutsverwandten Skandinaven mögen eine innige geistige und politische Gemeinschaft mit den Deutschen knüpfen. Das gemeinsame Luthertum und die gemeinsame russische Gefahr weisen darauf hin.

Über den Volkscharakter hat sich Arndt zusammenfassend nochmals 1847 geäußert [16]). Er findet, daß der Kosmopolitismus der Aufklärungs- und Revolutionszeit, die Leugnung besonderer Nationalcharaktere in jüngster Zeit wieder sehr emporgekommen sei. Vielen Verblendeten und Gutmütigen schwebe eine Art weltbürgerliches Judentum als Zukunftsbild vor, wie denn tatsächlich Juden und Judenproselyten vielfach, besonders in Deutschland, an der Spitze

15) Auf diese deutsche Besonderheit geht wohl der heute noch in Deutschland besonders intensive Rassenstolz zurück, der sich auch in den spezifisch deutschen Rassentheorien äußert. Als in England und Frankreich der Adel längst verbürgerlicht war, wurde in Deutschland sein Hochmut durch die Ebenbürtigkeitslehre und die vielen hunderten kleinen Souveräne noch wach gehalten.

16) „Die Persönlichkeit oder das Gepräge des Volkes, was man wohl Charakter zu nennen pflegt. Vorzüglich in Beziehung auf das deutsche Volk." (Abgedruckt in den Schriften für und an seine lieben Deutschen, 1855, 4. Band S. 55 ff.)



dieser Lehre stehen. „Ich aber, indem ich vielleicht ein Teilchen von dieser Anklage zugebe, bin weit davon, dies den Israeliten in die Schuhe zu gießen, da ich manche treffliche Männer dieses Stammes kenne und als Freunde liebe, welche viel weiter als ich von jedem Zuviel abstehen und in viel engeren und gesperrteren Grenzen des alten christlichen Staates und Gesetzes wandeln." Selbst der blutige Gleichmacher Napoleon wird wieder oft als Wegbahner der Menschheit und des ewigen Friedens aufgefaßt. — Arndt erörtert nun zunächst Bedeutung und Schwierigkeit der Begriffe Persönlichkeit und Charakter eines Volkes und verteidigt nochmals seine „Lehre von der Notwendigkeit bestimmt ausgeprägter Neigungen und Abneigungen der Völker, oder von dem sogenannten Volkshaß", besonders gegen „wälschen Tand". Die Überhebung und Herrschsucht der Franzosen, die Nachäffung ihrer Sitten rechtfertigen den Haß. Aber heilig bleibe das allen Völkern Gemeinsame, Religion, Wissenschaft, Kunst, und ein Barbar ist, wer dieses allgemein Menschliche nicht von jedermänniglich annehmen und anerkennen will. Gott hat in seiner Weisheit und damit die Welt nicht in langweiligster und jämmerlichster toter Einerleiheit unterginge, von Anbeginn Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Völker, Persönlichkeit und Charakter gewollt. Verwerflich ist alle „Christentümelei", die ungesunde, lügenvolle allgemeine Menschen- und Völkerliebe, die Nachäffung fremden und Aufgabe eigenen Wesens.

Die heutigen Deutschen sind aus Germanen, Kelten und Slawen gemischt. Die Annahme besonderer Reinheit und Ungemischtheit der alten Germanen hält Arndt nicht mehr aufrecht und er verwirft insbesondere die hieraus abgeleitete Meinung von der Vorzüglichkeit und Adligkeit des ganzen Germanenvolkes als verfänglich und unbeweisbar [17]). Völkermischungen haben in der Geschichte oft vorzügliches Talent und große Tugend offenbart, allerdings häufig auch

17) Wieder wird heute allen Genies nordischer Typus angedichtet, um zu beweisen, daß nur die nordische Rasse kulturschöpferisch war. Auch Arndt hat oft solchen Ideen sich zugeneigt. In seinem gereiftesten Alterswerk „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. v. Stein" (1858) S. 61 sagt er aber: „Hiebei sei ein für alle Mal gesagt und zwar gegen diejenigen, welche immer mit der feinsten weißen Haut und den silberklarsten blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des 19. Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten . . ." — Übrigens hatte auch Arndt dunkle Augen (Müsebeck S. 21).

Leichtfertigkeit, Unstetigkeit und Wildheit der Triebe, was aber sehr wahrscheinlich nicht aus der Rassenmischung, sondern aus anderen Gründen entspringt, z. B. aus der Anhäufung von Schmugglern und anderem Gesindel an den Grenzen der Staaten. Arndt schildert nun die einzelnen deutschen Volksstämme. In der Schweiz, Tirol, Bayern und Österreich steckt viel Keltisches und in Bayern suchte man in der Franzosenzeit die Rasseverwandtschaft sogar zu betonen, um den Franzosen zu schmeicheln. Das germanische Element in Süddeutschland und Österreich will Arndt merkwürdigerweise an den Rundköpfen erkennen, die sich auch bei den gemeinen Schweden und Lombarden finden. (Heute gilt bekanntlich gerade der Langkopf als germanisch.)

Im Norden und Osten Deutschlands, ja selbst noch in Franken und Thüringen und besonders in Österreich haben ferner große Mischungen mit Slawen stattgefunden, und süddeutscher Übermut schimpft nicht selten auf die „knechtische wendische Bastardbrut" des deutschen Nordens, weil in Norddeutschland noch Absolutismus und drückende Leibeigenschaft herrschen. Aber diese süddeutschen Demokraten, die den Norddeutschen ihr halbslawisches Blut vorwerfen, begeistern sich gleichzeitig für die slawischen Polen und vergessen die starke keltische Beimengung des deutschen Südens, wo doch Slawisches und Keltisches im Charakter nahe verwandt sind. Beide Volksarten kennzeichnen Leichtigkeit, Leichtsinn, Gewandtheit, Unruhe, Heftigkeit, Geschwindigkeit des Gedankens, Flüchtigkeit des Einfalles, des Entschlusses, der Tat, Liebenswürdigkeit, wie Franzosen und Polen zeigen. Ein Rätsel unter den Slawen sind nur die ernsthaften, düster tiefsinnigen und bei Gelegenheit so nachhaltigen und ingrimmigen Czechen. Man erklärt dies oft mit ihren historischen Schicksalen, den ungeheuren Verfolgungen, Strafen, Hinrichtungen in der Gegenreformation, aber man kann ebenso gut sagen, weil die Czechen von Natur so ernst, tief und mächtig waren, hätten sie sich diese fürchterlichen Verhängnisse zugezogen. Auch hat alle türkische Bedrückung die Südslawen nicht zu ähnlichen Menschen gemacht. Arndt meint daher, daß das czechische Wesen aus Rassenmischung vielleicht mit den in Böhmen in alter Zeit ansässigen germanischen Markomannen und Quaden, die wohl nur teilweise fortzogen, zu erklären sei. — Auch die rasche und fast ohne Zwang vollzogene Germanisierung des deutschen Nordens und Ostens erklärt sich daraus, daß in der Völkerwanderungszeit dort wohl sehr viele Germanen sitzen geblieben sind, die nur oberfläch-

lich slawisiert wurden und später rasch wieder „gedeutscht“ werden konnten. Die Knechtschaft in Nord- und Ostdeutschland entspringt geschichtlichem Schicksal, vor allem der Eroberung.

Der Grundzug des deutschen Charakters ist die Schwere oder vielmehr das tragische Weltgefühl, in dem hie und da eine Anlage zur Tugend liegt, aber woraus auch ein großer Haufen Unliebenswürdigkeit entspringt, eine Unlust, Rauhigkeit und Sprödigkeit, eine Bedenklichkeit und Zauderlichkeit in Kleinigkeiten, worüber andere Völker nicht bloß lachen, sondern zuweilen auch fluchen. Teils ist dies ein klimatisches Übel, teils aber Uranlage. Auch der Irländer wohnt unter einem grauen und feuchten Himmel, der Pole wohnt sogar in einem nördlicheren, düstereren, kälteren und schlechteren Land als wir — und beide jauchzen, tanzen und springen, wo wir mit schweren Füßen schreiten und den Sand und Kot des Lebens schwer an unseren Sohlen fühlen [18]). Langweilig und dumm erscheint der Deutsche den Welschen und Polen. Tatsächlich aber steht der Deutsche dem Urvolke noch näher, hat noch mehr Stufen, mehr embryonische Entfaltungsmöglichkeiten in seinem Volke, als andere Nationen, die schon mehr durcheinander gemischt, geschüttelt und gesichtet, mehr von Geist durchdrungen sind, ohne daß wir sie deswegen im ganzen als geistreich anerkennen wollen. Es gibt noch mehr kindliche, einfältige Menschen, ja köstliche Dummköpfe unter den Deutschen, sie stehen noch in grüner, hoffnungsvoller Jugend, haben also noch unendliche Entwicklungen vor sich.

Verschmitzt, kriechend, glücksuchend, habsüchtig. So klingt es den Deutschen vorzüglich aus dem Norden und Osten, von Skandinavien, Polen und Russen entgegen. Jene Länder haben seit Jahrhunderten immer von Deutschen gewimmelt, die oft durch Tätigkeit und Sparsamkeit, oft auch in gebückter und kriechender Stellung die Einheimischen überholten. Stets waren die Deutschen Weltläufer; es ist ein unbezwinglicher Naturtrieb, über alle Flächen hinzulaufen und in alle Tiefen hineinzuschauen, dazu kamen das Fehlen eines deutschen Vaterlandes, Mangel an nationaler Haltung, Kosmopolitismus, Abenteurerlust, wirtschaftliche Not, denn der Deutsche ist der zeugungslustigste Mensch auf Erden und hat die Fülle seiner Kinder immer in die Fremde auszugießen gehabt.

Weil der Deutsche die Schwerenot der gewaltigen Aufgabe des Lebens so fühlt, ist er von Natur der bescheidenste und verständigste

---

18) Die später so oft beschriebene slawische und keltische Melancholie berücksichtigt Arndt nicht.

der jetzt lebenden Menschenstämme, nicht etwa, weil es ihm an Leidenschaft fehlt, denn da kann er sich allenfalls mit Franzosen und Polen messen, sondern weil er Verstand und Gedanken hat. Er ist gründlich und e n d e l i c h, d. h. stets das Ende des Dinges sehen wollend, tiefgrabend und hochschauend. Daher die deutsche Metaphysik und Ideologie, die Leistungen in Künsten und Wissenschaften. Aber die angeborene Schwere bringt auch da eine Schwerfälligkeit, Ungewandtheit, Farblosigkeit, Unklarheit und Üblichkeit, etwas Unbestimmtes, Zerfließendes und Dämmerndes hervor, wo es immer hell und klar sein sollte, nämlich in der geistigen Darstellung und in der darstellenden Kunst. Es ist ein wirklicher Greuel, wie manche Schriftsteller mit unserer herrlichen Sprache umgehen, nicht bloß durch unnötige harlekinische Mengerei mit Fremdwörtern, sondern durch das leidige, unklare Spiel mit halben Lichtern und halben Gedanken und Begriffen. So entsteht ein wahres Rotwelsch, das man mühsam immer wieder lesen muß, ehe man das bißchen Sinn herausfindet, das der Sucht, sich in allem, auch dem Gewöhnlichsten einen philosophischen Schein zu geben, ähnelt und einen widrigen Eindruck macht.

Aus der Verständigkeit und bedächtigen Ruhe scheinen die oft gerühmten deutschen Haus- und Familientugenden der Gutmütigkeit, Geradheit, Redlichkeit und Treue zu entspringen. Freilich mischt sich der Gutmütigkeit oft Schwäche und Faulheit bei, auch fehlt die Treue bei keinem Volke ganz und gar, so daß sie nicht als ganz besondere deutsche Tugend mit großer Selbstgefälligkeit ausgerufen werden sollte. Wohl aber darf sich der Deutsche im Kleinen, in Familie und Genossenschaft einer Geradheit und Wahrheit, Innigkeit und Natürlichkeit rühmen, die mit dem Worte „Treuherzigkeit" am besten ausgedrückt werden. Im Großen aber, im nationalen Leben sieht es mit dem Ruhm der deutschen Treue bedenklich aus und wir müssen vor vielen Völkern, namentlich vor Engländern, Spaniern, Franzosen und Russen die Augen niederschlagen. Selbst unter den Russen, welche viele von uns Barbaren schelten, konnte Napoleon mit allem seinem Golde und mit allen Künsten franzözösischer Zettelung keine Verräter kaufen. In Deutschland gab es solcher eine Menge, was eben mit der eigentümlichen staatlichen Zersplitterung und Entwicklung zusammenhing.

Hochgerühmt wurden oftmals der deutsche Freiheitsgeist, die Wahrung der geistigen und sittlichen Selbständigkeit, der Individualismus im Gegensatz zum knechtischen Herdensinn anderer

Völker, von den freiheitsstolzen Germanen, die das Weltjoch Roms zerbrachen, bis zur buntesten Mannigfaltigkeit des Mittelalters und bis Luther. Aber die andere Seite waren politische Vereinzelung, Schwächung, Zerreißung, Erniedrigung, Verkümmerung und feigste, selbsüchtigste Philisterei, so daß die Deutschen nur mehr Haus- und Kammermenschen waren und über die Begebenheiten und das Geschwätz ihres kleinen Städtchens oder Fürstentums nicht hinausblickten. Deutschland war ein toter, bedeutungsloser Klang, Vaterland streckte sich nicht weiter, als der Hahn schreien konnte. Schon aber ist es viel besser geworden; die deutschen Jünglinge und Männer sind nicht mehr solche mattherzige, zahme, philistrige Hausvögel, wie die vom Jahre 1780 waren.

Wir gingen die deutsche Persönlichkeit und den deutschen Charakter suchen aus und haben sie nicht gefunden, sondern nur ein mannigfaltiges, buntes Mancherlei, kein Gesamtbild der Kraft und Stärke. Nicht immer war es so. Es waren Zeiten, wo der Deutsche mit starker Faust und starkem Verstand die Welt erfaßte, beherrschte, ordnete und regierte. Es reicht das geistige Leben und die Herrschaft der ganzen gegenwärtigen Welt mit allen Hoffnungen der Zukunft nicht weiter, als Völker germanischen und gotischen Stammes zu Wasser und zu Lande sich ausgestreckt und hingegriffen haben.

Schon ist der freie deutsche Mann wieder erwacht und hat die Scharten der Schande glatt gehauen, die aus dem jämmerlichen nationalen Zusammenbruch geblieben waren, den die scheußliche soldatische Roheit und Barbarei des früheren deutschen Staates nicht verhüten konnte. Aber noch fehlt dem Deutschen das Wichtigste zur vollen Entfaltung seines Charakters: der freie Zugang zum Weltmeer, eine deutsche Kriegsflotte zur Selbstverteidigung, der Besitz Belgiens. Der Germane ist ein geborener Wassermann, das Meer hat den Schweden, Holländer und Engländer zu einem Menschen der Kraft geprägt. Der Mensch, der zum Wasser keine Lust hat, wie Polen und Iren, ist sehr unfähig und unvollkommen, ein Volk zu werden. Dem Deutschen fehlt es an Raum in der Welt, die Not treibt ihn hinaus. Ganz Amerika wird zuletzt germanisch werden, denn die Romanen haben weder Zeugungs- noch Tatenkraft, gegen die gewaltige Strömung von Macht und Geist aus dem Norden Süd- und Mittelamerika zu behaupten; ebenso ein großer Teil Afrikas. Bitter rächt sich der Fehler von 1814 und 1815, als man auf Belgien verzichtete. Heute verhöhnt uns das kleine Dänemark mit seinem Sund-

zoll und anderen Plackereien. Nicht um Ruhm und Gold geht es; Arndt graut es selbst bei dem Gedanken an übertriebene Industrialisierung und den „fürchterlichen Manufakturpöbel" Großbritanniens. Aber verteidigen muß sich Deutschland können, wenigstens gegen Seemächte zweiter Ordnung. Unauslöschlich muß es unserem Gedächtnis eingebrannt werden: wir müssen unser Meer haben, wir müssen uns auf dem Wasser wehrhaft machen.

Wieder betont Arndt den Fluch der deutschen Kleinstaaterei, obwohl er auch den Vorteil vieler kultureller Brennpunkte statt einer Riesenhauptstadt mit ihrem gefährlichen Pöbel anerkennt. Nur ein freies deutsches Verfassungsleben kann die höhere, geistige Einheit schaffen.

Die psychologische und soziologische Einstellung der Auslanddeutschen zu ihrer Umgebung.

Von Prof. Dr. Walter von Hauff, Studienrat i. R. (Berlin).

Die wissenschaftliche Erforschung des Auslanddeutschtums ist noch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Sie ist außerordentlich schwierig, weil erst eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen auf den verschiedensten Gebieten zu Ergebnissen führen können. Wir müssen ausgehen von der Geschichte der heimatlichen Gegend, aus der die Deutschen ausgewandert sind, müssen die Gründe für die Auswanderung erforschen, um uns ein Bild von den Voraussetzungen machen zu können, unter denen sie in das fremde Land gekommen sind. Sodann müssen ebenso die Verhältnisse des fremden Landes erforscht werden, nach der geschichtlichen, erdkundlichen und völkerkundlichen Seite. Erst wenn dies alles zu einem Ganzen verarbeitet ist und die entsprechenden Schlüsse daraus gezogen sind, können wir die Leistungen der Deutschen in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Kultur erfassen. Die Feststellung dieser Leistungen ist wiederum eine sehr schwierige Arbeit, bei der Ackerbau, Handel und Industrie ebenso berücksichtigt werden müssen wie das Geistesleben in seinen überaus verzweigten Formen.

Um zu wissenschaftlichen Ergebnissen zu kommen, müßten sowohl die heimatlichen Archive durchforscht werden als auch die schriftlichen Aufzeichnungen im Ausland, und diese müßten wieder ergänzt werden durch die privaten Berichte. Der Sprachwissenschaftler müßte seine Kenntnisse in den Dienst der Sache stellen, und ebenso der Seemann und der Missionar. Da aber das Interesse für die wissenschaftliche Erforschung des Auslanddeutschtums erst in den letzten Jahrzehnten erwacht ist, ist unendlich viel Material verloren gegangen, und wir müssen uns zunächst darauf beschränken, Wege und Ziele aufzuzeigen, von denen wir nicht wissen, ob sie begangen und erreicht werden können.

So werden wir auch bei der Behandlung der Frage, wie die Deutschen sich psychologisch und soziologisch zu ihrer Umwelt gestellt haben, auf große Lücken stoßen. Denn gleich die Grundfrage: warum die Deutschen ausgewandert sind, ist bis jetzt weder im einzelnen noch im Zusammenhang genügend erforscht. Der Hauptgrund, demgegenüber bei einer umfassenden Betrachtung alle anderen verschwinden, läßt sich kurz in den Satz zusammenfassen: Die Deutschen sind ausgewandert, um es selbst besser zu haben oder wenigstens ihren Kindern eine bessere Zukunft zu verschaffen.

Zerlegen wir diesen Hauptgrund, so finden wir, daß Übervölkerung, Kriege, Hungersnot, politische oder religiöse Verfolgungen oder Einladungen fremder Herrscher die Deutschen veranlaßten, den Wanderstab zu ergreifen. Natürlich haben dann Abenteurerlust und ideelle Gründe mitgespielt und manchen in die Fremde getrieben, dem es in der Heimat recht gut ging, und der wohl wußte, daß er im fremden Land wieder von vorn anfangen mußte. Aber die Zahl dieser letzteren war verschwindend klein, und sie treten nur deshalb stärker hervor, weil sie ihrer ganzen Art nach zu Führern geschaffen waren.

An diesen Führern aber hat es den Auslanddeutschen zu allen Zeiten gefehlt, und die meisten von denen, die sich im Ausland hervorgetan haben, wären niemals aufgefallen, wenn sie in Deutschland geblieben wären.

Man hat den Deutschen so oft vorgeworfen, sie hätten im Ausland nichts eiligeres zu tun, als sich ihrer Umgebung nach Kräften anzupassen und im fremden Volkstum aufzugehen; und man hat sie im Anschluß daran mit dem häßlichen Wort „Kulturdünger" bezeichnet. Vor solchen allgemeinen Behauptungen hätten die Leistungen der Deutschen im Ausland jeden wissenschaftlich denkenden Menschen bewahren müssen! Auf der anderen Seite aber ist nicht zu verkennen, daß viele Deutsche im fremden Volkstum aufgegangen sind. Wir würden also zunächst untersuchen müssen, warum sich an der einen Stelle das Deutschtum durch Jahrhunderte erhalten hat, während an der anderen schon die Kinder der Eingewanderten ihr Deutschtum restlos abgestreift haben und die Eingewanderten selbst es zu verleugnen suchen.

Versetzen wir uns in die Lage der Auswandernden, wie sie bis vor kurzem noch allgemein war und auch jetzt noch häufig ist: Der Auswandernde verkauft seine wenigen Habseligkeiten und kommt

im fremden Land mehr oder weniger mittelos an in dem Gedanken, er werde schon nicht verhungern. Das erste und schwerste Hindernis, das ihm entgegentritt, ist die **Unkenntnis der Sprache**, und so geht sein Bestreben dahin, sich so schnell wie möglich die nötigen Kenntnisse anzueignen, um sich verständigen zu können. Kommt der Auswanderer, wie es früher fast immer der Fall war, aus einfachen, ländlichen Verhältnissen, so kennt er von seiner Muttersprache nur wenige 100 Worte. An Büchern nimmt er gar nichts mit oder im besten Fall Bibel und Gesangbuch, die in einer ganz anderen Sprache als der Umgangssprache geschrieben sind, in einer Sprache, die er selbst nur sehr notdürftig versteht, aber gar nicht anwenden kann.

Nun sieht der Auswanderer im fremden Land Pflanzen, Tiere und Gebrauchsgegenstände, die ihm völlig neu sind und die er mit Hilfe seiner wenigen deutschen Worte gar nicht bezeichnen kann. Er nimmt naturgemäß das fremde Wort in seinen Sprachschatz auf. Sehr bald geht er einen Schritt weiter und gebraucht auch für Dinge, die ihm aus der Heimat sehr wohl bekannnt sind, das fremde Wort, um zu zeigen, daß er es weiß. Gerade, wenn er strebsam ist, wird er jede Gelegenheit benützen, die fremde Sprache zu reden, er wird es vermeiden, mit Landsleuten zusammenzukommen, um sich zu zwingen, nicht deutsch zu sprechen; und weil er weiß, daß es ein Vorzug ist, eine fremde Sprache zu sprechen, so wird er leicht dazu verleitet, sie auch da anzuwenden, wo sie überflüssig ist.

Wenn es auch nur selten vorkommt, daß der Einwanderer seine Muttersprache ganz vergißt, wenn er erst als Erwachsener Deutschland verlassen hat, so liegt diese Gefahr bei den Kindern viel näher. Es ist nur zu verständlich, daß die Eltern, die am eigenen Leib erfahren haben, welche Unannehmlichkeiten die mangelnde Kenntnis der Sprache mit sich bringt, alles tun, um ihre Kinder davor zu bewahren. Von diesem Gesichtspunkt aus leiten sie ihre Kinder dazu an, zunächst einmal die Landessprache zu lernen, und meinen, für das Deutsche sei es immer noch früh genug. Denn daß die Kinder deutsch lernen, kommt ihnen so selbstverständlich vor, daß sie meinen, dafür brauche man gar nichts zu tun. So sorgen sie dafür, daß ihre Kinder die Spielkameraden unter Kindern des fremden Volkes suchen, sie vermeiden geradezu deutsche Gesellschaft, haben keinerlei Interesse an einer deutschen Schule, und so kommt es, daß bereits in der 2. Generation **die deutsche Sprache vergessen ist**, und das alles nicht aus einer feindseligen Einstellung gegen

die deutsche Sprache, sondern nur aus dem Bestreben heraus, den Kindern ihr Fortkommen im fremden Land zu erleichtern und ihnen eine Sprachkenntnis beizubringen, die von den Eltern immer angestrebt, aber niemals ganz erreicht wurde.

Wir werden dem Auslanddeutschen darin unbedingt recht geben müssen, daß er seinen Kindern die Kenntnis der Landessprache vermittelt. Wir werden auch nichts dagegen einwenden können, daß die fremden Regierungen von den deutschen Schulen verlangen, daß der Unterricht in der Landessprache und Landeskunde nicht vernachlässigt wird.

Es ist unter solchen Umständen im allgemeinen so gut wie unmöglich, daß sich die deutsche Sprache über die 2. Generation hinaus erhält, da den Eltern die Kenntnisse fehlen, um den Kindern später die Muttersprache beizubringen. Denn man darf die großen Schwierigkeiten der Zweisprachigkeit nicht unterschätzen! Es ist wirklich nicht so einfach, eine so schwere Sprache wie das Deutsche nebenbei zu erlernen, und die paar Worte, die ein Kind von den Eltern aufschnappt, sind schnell vergessen, wenn es mit dem 14. Jahr das Elternhaus verläßt.

Die psychischen Hemmungen, die ein Vergessen der Sprache verhindern könnten, sind aber bei einfachen Leuten höchstens in der 1. Generation stark genug, um die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden. Bei den Auslanddeutschen, die bereits als Kinder ausgewandert oder gar im fremden Land geboren sind, können wir unmöglich eine so starke Anhänglichkeit an die deutsche Sprache voraussetzen, daß diese ein hinlänglicher Ansporn sein würde, um die Sprache zu üben.

Anders liegen die Dinge bei dem Deutschen, der aus gebildeter Familie stammt und als eigentlicher Kulturträger in das Ausland geht. Ihm ist von vornherein klar, daß die Kenntnis der deutschen Sprache für ihn und seine Nachkommen immer von großem Wert sein wird. Er hat selbst die Fähigkeit, seine Kinder im Deutschen zu unterrichten und ihnen auch die Wege zu zeigen, wie sie aus ihrer Zweisprachigkeit praktischen Nutzen ziehen können. Und nur auf der Grundlage der praktischen Verwendung können sich die völkischen Ideale halten.

Die an sich schon schwierigen Verhältnisse werden aber noch viel verwickelter: denn nun kommt noch sehr viel auf das Land, seine Bewohner und die ganze Umgebung an, in die der Deutsche kommt. Er wird sich anders verhalten, wenn er genötigt ist, von

morgens bis abends hart zu arbeiten und nur mit aller Kraft den nötigen Unterhalt schaffen kann, als wenn er materielle Not nicht zu spüren bekommt. In dem ersten Fall wird er zwar nicht die Kraft haben, sich um seine soziologische und psychische Einstellung zu seiner Umgebung zu kümmern; er wird die Dinge nehmen, wie sie kommen und sich eben seiner Haut wehren. In diese Lage sind aber die allermeisten deutschen Auswanderer zunächst einmal gekommen, und wie ernst die Dinge lagen, zeigen die großen Verlustziffern und sehen wir heute an dem geradezu sprichwörtlich gewordenen Auswandererelend.

Sodann ist es von grundlegender Bedeutung, ob die Bevölkerung des Einwanderungslandes kulturell tiefer steht als der Deutsche, der sich unter ihr niederläßt; ob er als ihr Lehrmeister auftritt oder selber erst lernen muß. Von Ausnahmefällen abgesehen sind die Deutschen, die früher nach Amerika wanderten, nicht in Versuchung gekommen, eine indiansiche Sprache anzunehmen, während wir später nur allzu oft die Erfahrung machen konnten, daß das Deutsche vom Englischen, Spanischen oder Portugiesischen verdrängt wurde.

Die allergrößte Schwierigkeit entsteht aber dann, wenn sich Auslanddeutsche mit Angehörigen fremder Völker verheiraten. Nehmen wir den Fall, daß ein Deutscher in Nordamerika sich mit einer Italienerin verheiratet. Vermutlich wird in der Familie englisch gesprochen werden, und dabei wird die italienische Mutter versuchen, ihren Kindern noch eine Liebe zu ihrem Heimatland Italien einzupflanzen und sie womöglich auch mit der italienischen Sprache bekannt zu machen. Das wird ihr um so leichter gelingen, weil sie mit den Kindern viel mehr zusammen sein wird als der deutsche Vater. Ist nun aber der Vater ein echter Deutscher, so wird er sein Volkstum nicht ohne weiteres aufgeben können.

Wenn die Kinder aus einer völkisch gemischten Ehe sich wiederum verheiraten, so gibt es so schwierige Verwicklungen, daß sie völkerpsychologisch oder gar statistisch gar nicht mehr zu lösen sind. Daher kommt es auch, daß die oft gestellte Frage nach der Zahl der Auslanddeutschen nicht einmal annähernd beantwortet werden kann. Praktisch kann man ja wohl sagen, daß jeder, der deutsch spricht und im Ausland für das Deutschtum eintritt, als Deutscher gelten soll. Aber man muß sich dabei bewußt bleiben, daß diese Lösung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus völlig unbrauchbar ist.

Ganz anders als bei dem Auswanderer, der auf eigene Faust oder in kleiner Gesellschaft die Heimat verläßt und sich in fremder Um-

gebung ansiedelt, gestaltet sich die Sprachenfrage bei den geschlossenen deutschen Siedlungen, die von Regierungen, Fürsten oder Ansiedlungsunternehmungen angelegt wurden. Am längsten unter diesen geschlossenen Ansiedlungen haben sich die Siebenbürger erhalten, wenn wir von Grenzländern absehen. Bei den Siebenbürgern hat sich der Dialekt aus der Moselgegend über 700 Jahre erhalten, so daß wir uns nicht mehr wundern können, wenn wir bei den deutschen Bauern in Rußland, die bekanntlich auf Grund der Einladung von Katharina II. vom Jahre 1763 bis weit in das 19. Jahrhundert hinein in der russischen Steppe Dörfer gegründet haben, die Klangfarbe des Dialektes feststellen können. Wer z. B. die feineren Unterschiede des schwäbischen Dialektes kennt, ist imstande zu sagen, aus welcher Gegend Württembergs die Vorfahren dieses oder jenes Dorfes in Südrußland stammen.

Soweit aber diese Bauern mit solch beispielloser Treue an der Sprache der Väter festgehalten haben, haben sie sich in der Regel gegen ihre Umgebung abgeschlossen. So führten die deutschen Bauern in der russischen Steppe ein Märchendasein für sich, ganz im Gegensatz zu den Wünschen Katharinas und ihrer Nachfolger, die sich der Hoffnung hingegeben hatten, die deutschen Bauern würden zu Lehrmeistern der russischen werden. Sie haben wohl schöne Bauernwirtschaften eingerichtet, nach denen die Russen mit begehrlichen Augen schielten, aber darüber hinaus ging es nicht. Und fast genau dasselbe konnte man in Argentinien beobachten, wo die Regierung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts planmäßig deutsche Ackerbauansiedlungen anlegte, die auch zunächst für sich blieben, bis sie dann durch die überaus rasche kulturelle Entwicklung Amerikas überhaupt ihr Märchendasein aufgaben, was aber Hand in Hand mit dem Verlust der deutschen Sprache geht.

In Nordamerika haben sich in den überwiegend deutschen Ansiedlungen eigene Dialekte gebildet, unter denen das pensylvanische Deutsch das bekannteste ist, weil es bereits auch sprachlich untersucht und festgehalten wurde. Es ist überaus lehrreich, auf Grund dieser Dialekte zu sehen, wie die Deutschen sich psychisch einer anderen Sprache angepaßt haben und sich in ihrer ganzen Denkweise dadurch beeinflussen lassen. Und weiter sieht man, daß mit der Änderung der Sprache auch die Änderung des Charakters beginnt, und daß in der Tat die Sprachenfrage bei der ganzen Behandlung der psychischen und soziologischen Stellung der Deutschen die erste und wichtigste ist. Der Weltkrieg hat gezeigt,

daß die Nordamerikaner trotz aller Gegensätze zwischen den Vereinigten Staaten und England sich gegen Deutschland gestellt haben, und es ist meine Überzeugung, daß die Tatsache der Gleichsprachigkeit den Ausschlag gegeben hat. Der außerordentlich große Anteil des deutschen Blutes bei den Nordamerikanern trat in den Hintergrund, weil er sprachlich nicht genügend zum Ausdruck kam.

Aber trotzdem ist die Stellungnahme des Auslanddeutschen zur Sprache nur eine Begleiterscheinung. Wir müssen uns daran erinnern, daß der Deutsche in erster Linie deshalb auswandert, weil er seine äußere Lage verbessern will. Er hat sich nun, wenn er in das fremde Land kommt, mit dieser Frage psychisch und soziologisch auseinanderzusetzen.

Zunächst psychisch. Denn in der Regel steht er im fremden Land einer unkultivierten Umgebung gegenüber, die er nun bezwingen will. In Rußland standen die deutschen Bauern auf der unendlichen Steppe, in Palästina mußten sie den Kampf aufnehmen mit dem Sand und der Trockenheit, wieder an anderer Stelle mit dem Urwald und seinen Bewohnern. Was bringt nun der Deutsche aus der Heimat mit, um diesen Kampf mit Aussicht auf Sieg aufnehmen zu können? Worauf gründet er die Hoffnung, trotz der entgegenstehenden besonderen Schwierigkeiten diesen Kampf besser zu bestehen als die Eingeborenen? Im letzten Grund auf seine *psychischen Eigenschaften*. Denn es kam oft vor, daß Handwerker und Leute, die niemals Ackerbau betrieben hatten, im Ausland Bauernansiedlungen gründeten. Oft genug standen sie zunächst dem vollkommenen Nichts gegenüber, weil die Häuser, die sie vorzufinden hofften, in vier Pfählen bestanden, die anzeigten, wo sie stehen sollten und von den Ackergeräten und Arbeitstieren noch weniger zu entdecken war.

Es sind unter solchen Umständen viele zugrunde gegangen; die aber übrigblieben, waren nunmehr allen Anforderungen gewachsen, und sie hielten durch, *weil sie psychisch nicht zusammenbrachen*. Die psychischen Eigenschaften der deutschen Ansiedler in Nordamerika sind es in erster Linie gewesen, die sie zu so hervorragenden Mitgliedern der entstehenden Vereinigten Staaten gemacht haben. Wenn der irische Trapper den ersten Vorstoß in den Urwald gemacht hatte, dann siedelte sich der Deutsche am Rand des Urwaldes und der Indianergrenze an, baute sich seine Blockhütte und setzte sich nun mit aller Tatkraft dafür ein, hier bodenständig zu werden, und es ist in erster Linie der Zähigkeit des deut-

schen Bauern zu verdanken, daß bereits im Jahre 1890 die „Grenze“ von der Karte der Vereinigten Staaten verschwunden ist. Fast genau 200 Jahre hat der Deutsche daran gearbeitet und hat dabei in der ersten Linie gestanden.

Die größte psychische Gefahr, die den Deutschen im Kampf mit der unberührten Natur bedroht, ist das Heimweh, das um so stärker wird, je mehr er von dem Gedanken sich bedrückt fühlt, daß er sein ursprüngliches Ziel, seine Lebenshaltung zu verbessern, erst nach langer Zeit oder gar nicht erreichen wird. Die furchtbaren Kämpfe mit der Einsamkeit, mit der Sehnsucht nach den „engen“ deutschen Verhältnissen, die er seinerzeit verwünscht hat, sind in ihrer Art weit tragischer als die Kämpfe mit wilden Tieren und Menschen, von denen mehr geredet wird. Solche Kämpfe spielen sich auch noch in sogenannten zivilisierten Gegenden ab, wenn der Deutsche einsam auf seinem Gut sitzt, tagereisenweit entfernt von jeder Stadt, einzig und allein angewiesen auf seine Knechte und Tiere, vorausgesetzt, daß er es schon zu Knechten gebracht hat.

Noch schwieriger ist es für den Deutschen im Ausland, die richtige psychische Einstellung zu dem Eingeborenen zu finden, der ihm naturgemäß ablehnend, mißtrauisch und oft genug feindselig gegenübersteht. Und doch ist der Deutsche darauf angewiesen, mit ihm auszukommen oder mit ihm zusammenzuarbeiten, wenn er nicht in einer rein deutschen Ansiedlung wohnt.

Die ausgesprochen deutschen Eigenschaften, die der Einwanderer mitbringt, die Genauigkeit, die Ehrlichkeit, das Pflichtgefühl und der starke Familiensinn, sind auf der einen Seite die Stützen, an denen er sich halten muß, auf der anderen Seite aber hindern sie ihn in seinem Verkehr mit den Fremden. Es ist gewiß ein Vorzug, wenn man vom Deutschen in den verschiedensten Gegenden der Welt sagt, daß er der beste Bauer und Handwerker sei, und daß er als Arbeiter das Mehrfache eines Einheimischen leiste. Aber solche Aussprüche schließen nicht ein reines Lob in sich, denn gleichzeitig wird vom Deutschen gesagt, er verdürbe die Preise, und aus diesem Grund wird er weithin gehaßt.

Viele Deutsche begegnen dieser Schwierigkeit in der Weise, daß sie ihre deutsche Eigenart aufgeben und damit dem Wesen nach aufhören, Deutsche zu sein, wenn sie auch noch an der deutschen Sprache festhalten. Sie scheiden damit aus der Zahl der Auslanddeutschen aus. Die zweite Möglichkeit ist die, daß sich der Auslanddeutsche äußerlich den Fremden so anpaßt, daß sie ihn als

einen der ihrigen ansehen, und nun vermöge seiner Tüchtigkeit schnell vorwärts kommt. Auslanddeutsche, die diesen Weg eingeschlagen haben, sind zum Teil in die ersten Stellen ihres neuen Vaterlandes eingerückt, aber auch sie können ihrem Volkstum auf die Dauer unmöglich treubleiben.

Überaus entsagungsvoll ist der dritte Weg: Voll und ganz Deutscher zu bleiben und sich trotzdem durchzusetzen. Auslanddeutsche, die das fertig gebracht haben, sind zu Führern im Auslande geworden, und wir dürfen mit Stolz sagen, daß es kein Gebiet gibt, auf dem Deutsche sich nicht in dieser Weise ausgezeichnet haben.

Eine ganz besondere Einstellung verlangen die politischen Verhältnisse des fremden Landes vom Deutschen. Oft genug ist er ausgewandert, um mehr „Freiheit" zu haben, und befand sich plötzlich viel mehr eingeengt als in der Heimat. Wir brauchen nur an die russischen Ansiedler zu denken, denen seinerzeit Militärfreiheit auf ewige Zeiten versprochen wurde, die bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ohne weiteres als aufgehoben angesehen wurde. Auf diese Weise hat die Ewigkeit rund 100 Jahre gedauert. Und so kam es, daß im Weltkrieg die Nachkommen der Einwanderer gegen Deutschland kämpfen mußten, was die Alten niemals für möglich gehalten hätten.

Es ist für den Auslanddeutschen auf die Dauer unmöglich, sich von der Politik seiner neuen Heimat fernzuhalten, und auf der anderen Seite ist nichts schwieriger für ihn, als gerade hier das richtige zu treffen. Es ist bekannt, daß die Deutschen in Nordamerika einen wesentlichen Anteil, vielleicht sogar den wesentlichsten, an der Befreiung Nordamerikas gehabt haben, was auch von Nordamerikanern unumwunden anerkannt wird. Dann aber ist es den Deutschen nicht gelungen, sich auch fernerhin den ihren Leistungen im Unabhängigkeitskrieg entsprechenden weiteren Einfluß zu sichern.

In Südamerika liegen die Dinge jetzt so, daß jedermann sich darüber klar ist, daß ganz neue Länder entstehen werden, und daß die politischen Verhältnisse noch grundsätzliche Änderungen erfahren müssen, bis man sie als gefestigt ansehen kann. Die Deutschen haben niemals etwas anderes gewollt, als ihrer Bedeutung entsprechend bei dieser Neuordnung mitzuwirken. Das führt uns mitten hinein in das Problem der Minderheiten, das erst durch den Frieden von Versailles in seiner ganzen Bedeutung erkannt worden ist. Die Lösung

dieses Problems liegt in erster Linie bei den Auslanddeutschen und hängt ebensowohl von ihrer physischen wie von ihrer soziologischen Einstellung zu ihrer Umgebung ab. Auf diesem Gebiet geht beides so durcheinander und ineinander über, daß eine gesonderte Betrachtung gar nicht möglich ist. Denn hier verquicken sich die ideellen Ansprüche des Deutschen, sein Deutschtum ungehindert betätigen zu dürfen, fortgesetzt mit praktischen Vorteilen und Nachteilen.

Einfacher liegen die Verhältnisse heute auf religiösem Gebiet, weil der Gedanke der religiösen Duldsamkeit sich immer mehr durchsetzt. Aber bei den Religionsgemeinschaften, in deren Kultus das Wort und nicht die Handlung im Vordergrund steht, läßt sich die religiöse Frage von der Sprachenfrage nur sehr schwer trennen. Wenn die Sprache des Gottesdienstes deutsch ist, so trägt dieser ganz von selbst zur Erhaltung des Deutschtums bei, namentlich wenn auch noch Religionsunterricht der Kinder damit verbunden ist. Bei deutschen Ansiedlern, die sich religiös zusammenschließen und die deutsche Sprache genügend beherrschen, geht alles glatt. Wenn aber in späteren Generationen die Konfession geblieben ist, die deutsche Sprache aber vergessen wurde, muß die Frage entschieden werden, ob auch die Landessprache in den Gottesdienst eingeführt werden soll; und da die christlichen Religionsgemeinschaften ihrer Natur nach international sind, so wird diese Frage im allgemeinen zuungunsten des Deutschtums entschieden werden müssen.

Dieser Umstand hat dazu beigetragen, daß bei den Auslanddeutschen nicht mehr die Kirche unbedingt im Vordergrund steht, sondern die Schule mehr und mehr in diese Stelle einrückt. Auf Grund seiner Stellung zur deutschen Schule wird man heute in erster Linie beurteilen, wie der Deutsche zu seinem Volkstum steht.

Auch auf diesem Gebiet machen sich gerade jetzt starke Neuerungen bemerkbar, die auf einer ganz neuen psychischen Einstellung des Auslanddeutschen zu seiner Umgebung beruhen. Früher schlossen sich die deutschen Schulen grundsätzlich gegen die einheimischen ab: sie wollten nur deutsche Kinder haben und diese sollten in der Schule auch so deutsch wie möglich erzogen werden. Heute gibt es deutsche Schulen, deren Schüler zu einem geringen Prozentsatz deutsch sind, und man hat während des Krieges in Spanien sogar den Versuch gemacht, rein spanische Kinder auf deutsch zu unterrichten. Dies alles geht von dem Bestreben aus, deutsche Kultur an Nichtdeutsche zu vermitteln und dadurch Verständnis für deutsches Wesen zu pflegen.



Jetzt geht auch bei den deutschen Schulen das Bestreben in steigendem Maße dahin, den Unterrichtsplan dem der einheimischen nach Kräften anzupassen, so daß ein Übergang von der deutschen in die einheimische Schule für den Schüler ohne Zeitverlust möglich ist. Er kann so, auch wenn er eine einheimische Berechtigung anstrebt, länger auf der deutschen Schule bleiben. Auf der andern Seite liegt natürlich die Gefahr vor, daß die Schule dadurch etwas von ihrem deutschen Charakter verliert. Das darf aber unter keinen Umständen eintreten, wenn sie nicht ihren eigentlichen Zweck verfehlen soll: den im Ausland geborenen Deutschen Deutschland zur geistigen Heimat zu machen. Tut die deutsche Schule das nicht, so ist sie keine deutsche Schule mehr, sondern nur eine Schule, in der die deutsche Sprache gegenüber den andern bevorzugt wird.

In das eigentliche Wesen der Auslanddeutschen führt uns die Betrachtung der Vereine, zu denen die Schule und die Kirche auch bereits gehören. Doch ist dabei zu beachten, daß das Kirchen- und Schulwesen der Auslanddeutschen in starkem Maß von den Einrichtungen in Deutschland, den einheimischen Behörden und der Überlieferung abhängig ist. Ganz frei kann sich die Eigenart der Auslanddeutschen erst in den Vereinen entfalten, die der Geselligkeit, der Wohlfahrt, dem Sport, der Wissenschaft und der Kunst dienen.

Leider gibt es noch nicht einmal eine umfassende Darstellung des Kirchen- und Schulwesens im Ausland, und für die Erforschung der Vereine ist man ganz und gar auf die Jahresberichte und gelegentliche Notizen angewiesen.

Eine Zusammenfassung der Vereine haben wir in Zentral-Vereinen wie z. B. dem Deutsch-argentinischen Volksbund, der vor 10 Jahren gegründet wurde, und der alle Deutschen in Argentinien und dann darüber hinaus in den südamerikanischen Staaten überhaupt vereinigen will. Mittelpunkte für größere Bezirke bilden die sogenannten „Deutschen Häuser", die wir in einer ganzen Reihe von Städten haben. In ihnen trifft sich die deutsche Gesellschaft zu besonderen Festlichkeiten, bei denen dann auch die Einheimischen einen Eindruck bekommen von dem Wesen und den Zielen der deutschen Vereine.

In allen größeren Städten des Auslandes wurden seit langer Zeit Versuche gemacht, große deutsche Zeitungen zu gründen. Aber es ist bis jetzt kaum gelungen, ihnen eine mehr als lokale Bedeutung zu verschaffen, sie zu wirklichen Organen des Deutschtums eines

Landes zu gestalten und ihnen eine Stimme zu verschaffen, die im Rat der Völker gehört wird.

Die ihrer Zahl entsprechende Bedeutung können die Auslanddeutschen auch nur dann finden, wenn sie sich viel enger als bisher untereinander verbinden und an Deutschland anschließen. Das ist immer leichter möglich, weil die Entfernungen von Tag zu Tag mehr an Bedeutung verlieren und weil man durch den Weltkrieg in Deutschland volles Verständnis für die Bedeutung der Auslanddeutschen bekommen hat.

Wir müssen es dahin bringen, daß jeder Deutsche, einerlei, ob er in Australien oder in Kanada wohnt, etwas weiß von den Fragen, die für die Deutschen auf der übrigen Welt bestimmend sind; und er muß, soviel an ihm liegt, an der Lösung dieser Fragen arbeiten. Dadurch muß in letzter Linie seine psychologische und soziologische Einstellung zu seiner Umwelt bestimmt werden. Die Schwierigkeiten, die dies mit sich bringt, werden um ein Vielfaches aufgewogen durch den gewaltigen Rückhalt, den er dadurch bekommt, daß er sich als Glied der großen deutschen Gemeinschaft fühlt. Auf diese Weise ist es möglich, daß der Deutsche dieselbe Stellung in der Welt bekommt, wie sie der Engländer hat.

Die Irrationalität der englischen Politik.

Von Professor der Rechte Dr. Hermann Kantorowicz
(Universität Freiburg i. B.) *).

I.

Was ist rationale Politik? Die Ratio aller Politik ist Macht: Entfaltung, Behauptung, Vergrößerung oder Verhinderung der Verringerung der eigenen Macht. Rational — also zweck- und sinngemäß — ist eine Politik daher in dem Maße, als sie Macht bezweckt und durch zweckgerechte Mittel erreicht. Das Optimum der Rationalität wäre gegeben, wenn die vom Staat — nur von der Staatenpolitik ist hier die Rede — bezweckte und erreichte Macht absolut wäre. Man beachte bitte genau, daß damit gar kein moralisches oder sozusagen ästhetisches Werturteil gefällt ist. Das braucht übrigens in Deutschland, wo „Rationalismus" in den meisten Bedeutungen des Wortes nahezu Schmähwort geworden ist, kaum betont zu werden. Man kann sehr wohl behaupten, daß eine rationale Politik verwerflich sei; aber dann legt man an die Politik einen überpolitischen, mindestens einen außerpolitischen Maßstab an. Hier soll einfach analysiert werden, was unter „rationaler" Politik verstanden wird oder jedenfalls hier verstanden werden soll.

Rationale Politik ist also dem Ziele nach in dem Maße gegeben, als sie nicht Verständigungspolitik ist, was ja eine halbe Aufgabe des Zieles bedeuten würde, sondern das Gegenteil, also eine Politik der Selbstdurchsetzung und nötigenfalls der Vergewaltigung. Den Voraussetzungen nach ist sie um so rationaler, je mehr sie Tatsachen-, nicht Illusionspolitik ist. Sie sieht die Welt, die sie beherrschen will, den eigenen Staat nicht ausgeschlossen, so wie sie ist, nicht wie sie hofft oder fürchtet, daß sie werden könnte, aber unter Abschätzung der „imponderablen" Entwicklungsmöglichkeiten. Den Mitteln nach endlich ist rationale Politik Macchiavellismus, also Verstandes- und Willens-, nicht Gefühlspolitik. Sie wahrt ihr klar er-

*) Die folgende Arbeit bildet ein Kapitel meines noch nicht veröffentlichten Buchs: „Der Geist der englischen Politik und das Märchen von der Einkreisung Deutschlands".



kanntes Interesse mit unbeugsamem Wollen und benutzt deshalb jedes geeignete Mittel, ohne sich durch die Stimme des Gewissens, durch Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit, auf Verträge und Versprechen, durch Neigung und Abneigung, Scham oder Erbarmen ablenken zu lassen.

Eine völlig rationale Politik könnte nur ein Gott oder ein Teufel treiben; in der Wirklichkeit kommt sie rein nicht vor. Doch ist die römische Politik der spätrepublikanischen Zeit dem Ideal nahegekommen; im Zeitalter Macchiavellis war sie in den italienischen Kleinstaaten zu Hause; in neuerer Zeit ist sie am besten von der preußischen Politik verkörpert worden. Freilich ist der Macchiavellismus in dieser nur als dienendes Moment enthalten und die Machtvergrößerung ihrerseits als absolutes Pflichtgebot aufgestellt. Dies gibt der preußischen Politik jenes sittliche Pathos, an dem sie alle anderen Festlandsstaaten übertrifft. Ein Blick in den historischen Atlas zeigt, wie die Hohenzollern — von denen man allerdings mehr und anderes wissen muß, als was die Hohenzollernlegende mitteilt — mit nie dagewesener Folgerichtigkeit Pfeiler für Pfeiler die Länderbrücke errichteten, die schließlich von Metz bis Memel reichen sollte — mit dem unentwegt festgehaltenen Ziel, Brandenburg-Preußens Herrschaft erst über Norddeutschland, dann über Alldeutschland, schließlich über Europa zu errichten. Mitten aber auf diesem Wege tritt in dem psychopathischen letzten Herrscher, und dem eigentlichen Leiter der auswärtigen Politik, v. Holstein, der in der Wilhelmstraße „die wahnsinnige Hyäne" hieß [1]), das störende Element auf; Mißtrauen und Haß gegen England läßt sie die drei englischen Bündnisangebote zurückweisen, die unfehlbar Deutschlands Hegemonie zur Folge gehabt hätten. Niemand hat diese phantastisch klingenden Zusammenhänge so klar erkannt wie der nüchternste aller Staatsmänner, Lord Grey. In einer ergreifenden Stelle seiner Erinnerungen fingiert er eine „Rede Bismarcks an die deutsche Nation", in welcher dieser die konsequente Politik skizziert, die er selbst gemacht haben würde; Grey sagt darüber seinerseits: „Das Ergebnis wäre Deutschlands Vorherrschaft und Englands Abhängigkeit gewesen, aber das würde London erst vorausgesehen haben, wenn es zu spät gewesen wäre" [2]).

Grey hat also auch das Gegenstück zur rationalen deutschen

1) Joh. Haller, Die Ära Bülow (1922) 35.
2) Twenty-five years I (1925) 245.



Politik, die irrationale Politik des modernen demokratischen England — nur von diesem ist im folgenden die Rede — klar durchschaut. Damit steht er nicht allein, es ist die allgemeine Ansicht der Engländer selber, wie wir sie noch kennen lernen werden. Auf dem Kontinent — worunter stets das europäische Festland nach Abzug der „angloiden" skandinavisch-holländisch-schweizerischen Gruppe verstanden werden soll —, namentlich in Deutschland, herrscht aber gerade die umgekehrte Ansicht über England vor. Die „rationalste" Darstellung der „rationalen" englischen Politik im allgemeinen befindet sich in einem Hefte der „Süddeutschen Monatshefte" (Nov. 1922), welches den für das psychologische Verständnis des Verfassers bezeichnenden Titel führt „Bismarck als Pazifist" und übrigens mit einem Aufsatz „Politik und Kannegießern" beginnt. Die Darstellung stammt von dem jüngst verstorbenen geistreichen Literaten Dr. Johannes Lepsius, einem der drei Sachverständigen, die von dem Auswärtigen Amt mit der Ausgabe der Aktensammlung „Die Große Politik der europäischen Kabinette"[3]) betraut worden sind. Lepsius bringt hier ein geschlossenes System; A: „Sechs Punkte englischer Kontinentalpolitik" und B: „Vierzehn Punkte englischer Weltpolitik", ein System, gegen das Macchiavellis Ratschläge ein unschuldiges Kinderspiel darstellen. Punkt B 3 lautet z. B.: „Da England auf alle noch unbesetzten Gebiete der Welt eine Priorität besitzt, sind dieselben, bevor sie in andere Hände fallen, zu okkupieren (englische Monroetheorie)"[4]). Hierzu hat der englische Außenminister Lord Granville schon fast 40 Jahre vorher in einem von Lepsius herausgegebenen Aktenstück gesagt, daß die „törichte Phrase einer englischen Monroe-Doktrin für überseeische Gegenden kindisch sei und jeder Vernunft entbehre"[5]). Dies nebenbei.

Wenige werden soweit gehen wollen wie Lepsius. Immerhin, wenn ein Deutscher an englische Politik denkt, so denkt er zunächst und sofort an die Einkreisungspolitik, und diese Vorstellung steht und fällt mit der Voraussetzung, daß die englische Politik eine durchaus rational geleitete sei. Also, daß sie ein jahrelang vorher festgesetztes und erstrebtes Ziel mit klug berechneten Mitteln skrupellos und beharrlich verfolgt habe, nämlich die Niederwerfung Deutschlands, unter möglichster Schonung der eigenen Kräfte

3) Im folgenden als „GP" mit Band- und Aktennummer angeführt.

4) S. 58.

5) GP IV, 746 vom 17. Juni 1884.

und Ausbeutung der Kräfte der hierzu verführten Verbündeten, sowie unter heuchlerischen Freundschaftsversicherungen gegenüber Deutschland; und alles dies um des fernen und endgültigen Zieles der wirtschaftlichen Bereicherung. Dies ist ja die Theorie, die — in vielen Varianten und Abschwächungen — in fast allen Schulbüchern bei Darlegung der Kriegsursachen ausgesponnen wird, seit etwa zwanzig Jahren fast alle wissenschaftlichen Werke über europäische Politik beherrscht und in Tausenden und Tausenden von Aufsätzen dem zeitunglesenden Publikum eingeprägt worden ist. Die klassische Formulierung für die Rationalitätstheorie in ihrer Anwendung auf die Einkreisungsidee hat, wie so oft, Wilhelm II. gefunden, als er am 30. Juli 1914 unter einem Bericht des Petersburger Botschafters bemerkte[6]): „Das ist in nuce die wahre, nackte Situation, die langsam und sicher durch Edward VII. eingefädelt, fortgeführt, durch abgeleugnete Besprechungen Englands mit Paris und Petersburg systematisch ausgebaut, schließlich durch Georg V. zum Abschluß gebracht und ins Werk gesetzt wird. Dabei wird uns die Dummheit und Ungeschicklichkeit unserer Verbündeten zum Fallstrick gemacht. Also die berühmte ‚Einkreisung' ist nun doch endlich zur vollsten Tatsache geworden, trotz aller Versuche unserer Politiker und Diplomaten, sie zu hindern. Das Netz ist uns plötzlich über dem Kopf zugezogen und hohnlächelnd hat England den glänzendsten Erfolg seiner beharrlich durchgeführten pure antideutschen Weltpolitik, gegen die wir uns machtlos erwiesen haben, indem es uns isoliert im Netze zappelnd aus unserer Bundestreue zu Österreich den Strick zu unserer politischen und ökonomischen Vernichtung dreht. Eine großartige Leistung, die Bewunderung erweckt, selbst bei dem, der durch sie zugrunde geht! ... Unablässig, unnachgiebig hat es sein Ziel verfolgt, mit Noten, Feiertagsvorschlägen, scares, Haldane etc., bis es soweit war. Und wir sind ins Garn gelaufen ... Jetzt muß dieses ganze Getriebe schonungslos aufgedeckt und ihm öffentlich die Maske christlicher Friedfertigkeit in der Öffentlicheit schroff abgerissen werden und die pharisäische Friedensheuchelei an den Pranger gestellt werden!! Und unsere Konsuln in Türkei und Indien, Agenten etc. müssen die ganze mohammedanische Welt gegen dieses verhaßte, verlogene, gewissenlose Krämervolk zum wilden Aufstande entflammen; denn wenn wir

6) Sperrungen, wie stets, von mir.

uns verbluten sollen, dann soll England wenigstens Indien verlieren. W."[7]). Mit diesen Worten hat Wilhelm zum Ausdruck gebracht, was, wenn auch weniger krass, fast das ganze deutsche Volk, nicht zuletzt unsere führenden Gelehrten, von Englands Politik dachten, und z. T. noch heute denken. Daß er ehrlich war bei diesem Ausbruch, der um so bemerkenswerter ist, als der Bericht des Botschafters kein Wort von England enthielt, ist nicht zu bezweifeln; die Stimme der Angst klingt allzu überzeugend heraus. Auch hat er sich in einer neuesten Kundgebung, vom 18. Januar 1926, ganz ähnlich geäußert[8]).

Durchaus anderer Ansicht als der Halbbrite Wilhelm II. sind die Vollblutengländer selber. Sie geben mit Humor, wenn auch z. T. mit Ärger, die gänzliche Unfähigkeit ihrer Nation zu weitschauenden Berechnungen vollkommen zu. Es gehen nicht alle soweit, wie der berühmte Vertreter der imperialistischen Geschichtsschreibung, I. R. Seeley, der in seinem Werk „The expansion of England" (1883) den bekannten Ausspruch getan hat: „Es hat beinahe den Anschein, als ob wir die halbe Erdkugel in einem Anfall von Geistesabwesenheit erobert und bevölkert haben," ein Satz, der oft mit Zustimmung wiederholt wird. Aber immerhin berichtet ein Diplomat wie Sir George Buchanan, der spätere Botschafter in Petersburg, wo er „bekanntlich" an der Einkreisung Deutschlands arbeitete, über ein Gespräch, das er in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Friedrich von Baden hatte: „Leider hatte er die feste Überzeugung, daß die hervorragende Stellung, die sich Großbritannien in der Welt gesichert hatte, der weitblickenden machiavellistischen Politik zu verdanken sei, die nacheinander die englischen Regierungen verfolgt hatten. Er nahm mich auch nicht ernst, als ich bemerkte, Seine Königliche Hoheit mache unserer Diplomatie ein unverdientes Kompliment, denn in der Regel blickten die britischen Regierungen nicht weit in die Zukunft. Ich fügte hinzu, daß sie ihre Politik eher den Bedürfnissen des Augenblicks anpaßten und daß ihre Gepflogenheit, sich so gut sie konnten durchzuwursteln, sich bisher im großen ganzen als sehr erfolgreich erwiesen hatte"[9]). Auch Lord Roseberry hat mit Vorliebe vom „durchwursteln" (muddle through) gesprochen. Ganz ähnlich sagte Haldane 1907 zu dem deutschen

7) Deutsche Dokumente zum Kriegsausbruch II, (1919) Nr. 401.
8) Brief an G. S. Viereck, in „Die Kriegsschuldfrage" 4 (1926) 333 f.
9) My Mission to Russia I (1923) 33.

Botschafter Graf Wolff - Metternich, wie dieser am 17. Juni an Bülow berichtet, „daß die englische Politik keine weitausschauenden Pläne verfolge, wie wir es im Auslande häufig anzunehmen geneigt seien, daß sie von der Hand in den Mund lebe und daß sie sich damit begnüge, von Fall zu Fall die Fragen, wie sie gerade an sie heranträten, zu erledigen“ [10]). Wörtlich dieselbe Charakteristik wie Haldane hat Austen Chamberlain am 10. Sept. 1925 auf der Völkerbundsversammlung gegeben [10 a]). Und Haldanes Freund, Lord Grey, schreibt rückblickend 1925: „Wenn alle Geheimnisse bekannt wären, würde man voraussichtlich finden, daß die englischen Außenminister sich durch das leiten ließen, was ihnen das unmittelbare Interesse des Landes zu sein schien, ohne für die Zukunft eingehende Berechnungen anzustellen“ [11]). Grey gilt bekanntlich allgemein, und mit Recht, als der typische Engländer. Um so beachtenswerter ist sein weiteres Zeugnis: „Wer im Innern der englischen Außenpolitik gesteckt hat, ist gewöhnt an die Gefühle der Entrüstung, Heiterkeit oder Verachtung, mit denen er von den tiefen Beweggründen liest, die man den modernen englischen Diplomaten unterschiebt und die ihnen von scharfsinnigen Schriftstellern in der fremden und manchmal auch in der eigenen Presse zugeschrieben werden“ [12]).

Wer keine positiven Ziele verfolgt, der wird auch gegen Gefahren sich nicht vorbeugend schützen. Es ist eine andere Seite dieses Irrationalismus, wenn Charles Trevelyan, der frühere liberale Minister und heutige Labour-Abgeordnete, sagt: „Das britische Volk ist gewöhnt, auf eine Katastrophe zu warten, ehe es sich mit den ungeheuerlichsten Anachronismen befaßt“ [13]). Das ist genau die umgekehrte Parole zu der des Rationalismus: savoir pour prévoir.

Aber der Engländer kennt nicht nur die Eigentümlichkeiten der eigenen, er kennt ebenso gut die entgegengesetzten der deutschen Staatskunst. Derselbe Metternich berichtet 1908: „Mehrfach ist mir folgende Argumentation begegnet: Während wir Engländer uns nur den Bedürfnissen des Augenblicks zuwenden und darnach unser Verhalten einrichten, sind Sie Deutsche ein ziel-

10) GP XXI, II, 7223.
10a) Severus Clemens, Der Beruf des Diplomaten (1926) 90, 92.
11) Twenty-five years I, 6.
12) Ebenda I, 239; vgl. II, 50.
13) From Liberalism to Labour (1921) 24.

bewußtes Volk, welches lange im voraus große Pläne mit eiserner Energie verfolgt. Beweis: die Politik vor 66 und vor 70" [14]).

Das trifft den Nagel auf den Kopf. Aber der Engländer schämt sich seiner Irrationalität in der Politik so wenig, als er die deutsche „efficiency" bewundert. Im Gegenteil sagte Fürst Lichnowsky mit Recht in einem kurzen Satz, einem der besten, der je über die Engländer geschrieben wurde: „Was der Brite haßt, ist ‚a bore, a schemer, a prig' (ein langweiliger Kerl, ein Ränkeschmied, ein Fant), was er liebt ist ‚a good fellow' (ein guter Gesell)" [15]).

Ich kann hierfür eine persönliche Erfahrung beibringen. Vor einiger Zeit (Sommer 1925) besuchte mich in Freiburg ein bekannter englischer Diplomat und fragte mich, wie ich mir das deutsche Mißtrauen gegen England erkläre. Ich erwiderte, das käme daher, daß er und seinesgleichen bei uns für sehr viel schlauer gehalten würden, als sie wären. Da rief er lachend seinem Begleiter, einem politischen Schriftsteller, zu: „Es hilft nichts, wir müssen uns öfters in Deutschland zeigen."

In England, wo sie sich dauernd zeigen, kennt man die englischen Diplomaten natürlich besser. Und um auch über die Kolonialverwaltung ein derartiges Urteil zu bringen, so zitieren wir Arthur Ransome über die jetzige Lage in Ägypten: „Die Gefahr für uns erblicke ich darin, daß wir enger hineinverwickelt werden, als unser Verstand mit Sicherheit zuläßt. Die Ägypter sind weit gerissener als wir. Wir können sie nicht in der Intrigue schlagen, der einzigen politischen Schulung, die sie seit vielen hundert Jahren empfangen haben. Wir können uns nur retten dadurch, daß wir ihrer Gerissenheit eine peinlich strenge Gerechtigkeit entgegenstellen" [16]).

Zur Betätigung von Gerechtigkeit ist im politischen Verkehr von souveränen Staaten wenig Gelegenheit, und so wird England schon auf andere Mittel zu seiner Rettung vor den Ägyptern Europas sinnen müssen. Wer gar die amerikanische Diplomatie — die eine Karikatur der englischen darstellt — auch nur oberflächlich kennt, weiß, daß es nicht zuletzt die stete Angst, eingeseift zu werden, ist, die sie so sehr vor „entangling alliances" zurückbeben läßt.

Zu dem gleichen Ergebnis kommen schließlich auch Leute, die vielleicht ganz gern zu dem gegenteiligen gekommen wären. Kein

14) GP XXIV, 8209.
15) Meine Londoner Mission (Zürich 1918) 29.
16) Manchester Guardian, Wochenausgabe vom 13. Februar 1925.

geringerer als G. K. Chesterton sagt in dem geistreichsten und giftigsten Buch, das je gegen Deutschland geschrieben wurde, indem er sich an den typischen deutschen Propagandagelehrten, „Professor Wirbelwind", wendet: „Es ist einfach nicht wahr, daß die Engländer genügend Geistesklarheit oder Selbstbeherrschung gehabt haben, um sich zur Vernichtung Deutschlands zu verschwören. Wer immer England kennt, wer immer England haßt, wie man nur hassen kann, wird Ihnen sagen, daß es nicht wahr ist. Die Engländer mögen Snobs, mögen Protzen, mögen Heuchler sein, aber Pläneschmiede sind sie eben tatsächlich nicht; und ich bezweifle stark, ob sie es sein könnten, wenn sie es sein wollten" [17]).

Professor Wirbelwind hat sich von Chesterton so wenig belehren lassen, als er sich von mir belehren lassen wird. Er wird „einfach" erwidern, das sei ja gerade die Raffiniertheit der Engländer, daß sie sich denjenigen gegenüber, die sie betrügen wollen, selbst dumm stellten. Wir wollen daher an die Logik, in der der Deutsche doch so stark ist, appellieren und fragen, warum denn gerade die Politik in England eine Ausnahme machen soll von der fast allgemeinen Irrationalität des Lebens.

Und da „Zahlen beweisen", so will ich zunächst daran erinnern, daß zwar die Naturwissenschaft sich schließlich in England gezwungen gesehen hat, das allein rationale Dezimalsystem anzunehmen, daß aber das tägliche Leben und die Wirtschaft sich hartnäckig weigern, dies zu tun. Sie halten, obwohl die Schäden auf der Hand liegen, die daraus im Verkehr und namentlich im weltwirtschaftlichen Wettbewerb entspringen müssen, hartnäckig fest an dem Kunterbunt der übernommenen, nach Ort und Gegenstand verschiedenen und mit immer wechselndem Verhältnis aneinander gereihten Längen-, Flächen- und Hohlmaße, Handels- und „Troy"-Gewichte usw. Z. B. haben sie als Wegmaß drei verschiedene „miles", im Tuchhandel 4 verschiedene Ellen (von 69—137 cm!), verschiedene Längenmaße für Baumwoll-, Kamm-, Leinen- und Maschinengarn (mit Abweichungen in England und Irland!). Die Hohlmaße für Ale und Bier folgen, von der Tonne bis zum Pint, in diesem Verhältnis: 1 tun = 2 butts, 1 butt = 1½ puncheons, 1 puncheon = 1⅓ hogshead, und so fort im Verhältnis 1½ : 2 : 2 : 9 : 4 : 2. Das sind aber schon die „neuen" Maße, die alten gelten in manchen Kolonien weiter

17) The crimes of England (1915) 13 f.

und sind wieder für Ale und Bier verschieden, und ganz andere Maße gelten wieder für Wein, wo es aber sieben verschiedene Unterarten je nach der Provenienz des Weines gibt.

Ebenso bekannt ist die Irrationalität der englischen Rechtschreibung, die zur heutigen Aussprache nur sehr lose, um so festere Beziehungen zu längst vergessenen historischen Sprachgebilden hat. So kommt es, daß man zwar ‚Solomon‘ schreibt, aber ‚Nebukadnezar‘ ausspricht, wie ein Engländer gesagt hat, jeden Laut durch die verschiedensten Zeichen wiedergeben kann und jedes Zeichen auf die verschiedenste Weise oder auch gar nicht aussprechen muß. Dabei ist die englische Grammatik die rationalste der Welt, aber gerade, weil sie sich unbewußt entwickelt hat wie jede Grammatik der natürlichen Sprachen; würde sie etwa vom englischen Unterrichtsministerium reformiert werden, wie das andere Länder hinsichtlich der Rechtschreibung tun, so würde sie aus einem Urwald von Ausnahmen und Widersprüchen bestehen.

Denn, und dies ist ein weiteres wesentliches Beispiel, auch das englische Recht ist durchaus noch auf der Stufe der Irrationalität stecken geblieben; der große Rationalisierer Bentham hat charakteristischerweise auf die Gesetzgebung anderer Länder einen viel größeren Einfluß ausüben können als auf sein eigenes. England ist eben nicht wie Italien, Frankreich, Spanien, Holland, Deutschland durch die Schule des römischen Rechts gegangen, es hat nur Ansätze zu rationaler Rechtswissenschaft entwickeln können, es ist das letzte europäische Land, das kein einziges Gesetzbuch hat, nur einen Wust von Einzelgesetzen, die bis ins 13. Jahrhundert hinaufreichen, während die Masse des Rechts noch immer das ungeschriebene, wenn auch aus geschriebenen Quellen zu erschließende Gewohnheitsrecht ist. In dessen unübersehbare, wieder bis ins Mittelalter hinaufreichende Präjudiziensammlungen muß man sich hineinarbeiten — was nur wenigen Ausländern gelungen ist — um die Geheimnisse des englischen Rechts zu ergründen. Dabei gibt es bekanntlich innerhalb des Gewohnheitsrechts den Gegensatz zwischen gemeinem Recht und Billigkeit, beide aus einem Gewirr verschiedener Regeln bestehend und — hier steht dem Ausländer der Verstand still — noch in unseren Tagen (bis 1875) in getrennten Gerichten gehandhabt. Innerhalb des Verfassungsrechtes haben wir noch heute den krassen Gegensatz von „Law“ und „Constitutional usage“. Dem Recht nach ist England noch immer eine ständisch beschränkte, im übrigen absolute Monarchie. Wenn der König z. B.

einen seiner Diener, alias Minister, willkürlich und eigenmächtig davonjagte, so wäre er im Recht, und der Minister könnte vor keinem Gericht auf Gehalt und Amt klagen. Nur der gegenteilige faktische Gebrauch und — die politischen Konsequenzen stehen diesem Recht gegenüber. Mit solchem weltfremden Recht vermag allenfalls die rationalste Rechtswissenschaft, die deutsche, etwas anzufangen. Der englische Staatsrechtler Prof. I. H. Morgan — heute besser bekannt als General Morgan — der diese Widersprüche scharf auseinandersetzt, sagt mit der für den Sportsgeist so bezeichnenden unbefangenen Anerkennung fremder Überlegenheit: „Kein heimischer Schriftsteller hat m. W. den juristischen Charakter unseres parlamentarischen Verfahrens ganz erfaßt. Um es recht zu würdigen, muß man sich an das Land wenden, dem in Rechtsgeschichte und Rechtstheorie wir mehr schulden, als wir zurückzahlen können, dem Lande Savignys, Jherings, Liebermanns und Brunners. Ich denke an die scharfe Analyse des Staatsrechts durch Hatscheck [18]). Die Begriffsbildung ist infolgedessen primitiv geblieben, allgemeine Definitionen werden vermieden oder durch kasuistische Umschreibungen ersetzt, und nicht einmal zu einer rationalen Datierung der Gesetze hat man sich entschließen können. So heißt es z. B. im „Gesetz Nr. 28 im 1./2. Regierungsjahre Georg V." (d. h. von 1911), Spionage betreffend, § 12 Abs. 3 Satz 2: „Die Ausdrücke ‚sich verschaffen' oder ‚zurückbehalten' von Skizzen, Plänen, Modellen, Gegenständen, Notizen oder Dokumenten schließen jegliches Kopieren oder Versuche von Kopieren in sich, sowohl einzelner Teile als auch der ganzen Skizzen, Pläne, Modelle, Gegenstände, Notizen oder Dokumente, und der Ausdruck ‚Mitteilen' einzelner Skizzen, Pläne, Modelle, Gegenstände, Notizen oder Dokumente schließt das Überbringen oder Übersenden der Skizzen, Pläne, Modelle, Gegenstände, Notizen oder Dokumente in sich." Oder, um ein beliebiges anderes Beispiel herauszugreifen, so lautet Art. 2 Abs. 2 des Venereal Diseases Act vom 24. Mai 1917 so: „Vom 1. November 1917 ab darf niemand Pillen, Kapseln, Pulver, Pastillen, Tinkturen, Tränke, Latwerge, Pflaster, Salben, Balsame, Tropfen, Waschmittel, Öle, spirituöse Lösungen, arzneiliche Pflanzen und Wässer, chemische und offizinelle Präparate irgendwelcher Art, die als Mittel zur Verhütung, Heilung oder Linderung einer Geschlechtskrankheit äußerlich oder innerlich anzuwenden sind, anbieten oder der Öffentlich-

18) The House of Lords and the Constitution (1910) ch. I.

keit empfehlen mittels Ankündigung oder Anpreisung durch geschriebene oder gedruckte Mitteilungen oder Handzettel, durch geschriebene oder gedruckte Aufschriften, die an einem Plakat, einer Schachtel, einer Flasche oder einem sonstigen Behälter befestigt oder mit ihm zugleich geliefert werden," worauf einige ganz selbstverständliche Ausnahmen folgen.

Das gibt einen kleinen Begriff von englischer Gesetzestechnik. Heute sind freilich zu allem schwache Gegentendenzen vorhanden, man hat im Liegenschaftsrecht und Erbrecht einiges mittelalterliche Gerümpel aufgeräumt, und einer der berühmtesten englischen Richter, der freilich schon viele Jahrzehnte die Perücke in Ehren getragen hatte, sagte mir nicht ohne Entrüstung: „Jetzt wollen sie sogar (!) ein schon achthundert Jahre altes Gesetz abschaffen." Von der gleichen Irrationalität ist fast die gesamte englische Zentral- und Lokal-Verwaltung, sowohl die des Staats, wie die der Kirche, wie die der Selbstverwaltungskörper, mit ihrem undurchdringlichen Dickicht von abgestorbenen, neugeschaffenen oder sich erst entwickelnden Institutionen. Das gleiche gilt vom Unterrichtswesen, wo beinahe jede Universität, innerhalb ihrer wieder beinahe jedes College eine eigene Organisation mit eigenem Namen besitzt, und sogar in der Wissenschaft, wie die Abneigung gegen die Philosophie und andererseits die Meisterschaft in der Geschichtsschreibung beweisen. Was endlich, um unserem Thema näherzurücken, das Militärische anlangt, so kennt man ja den Satz, daß England „jede Schlacht verliert und jeden Krieg gewinnt", d. h. es stolpert ohne genügende militärische Vorbereitung, unter Vernachlässigung der einfachsten Vorsichts- und Schutzmaßregeln in den Krieg hinein und lernt das Schwimmen erst, wenn es am Ertrinken ist, dann freilich gründlich.

So also sieht es im Innern des „perfiden Albion" aus, um diesen von den Männern der französischen Revolution geprägten Ausdruck zu gebrauchen. Man darf natürlich nicht verallgemeinern. Ich weiß, es gibt auch Oasen (oder sind es Wüsten?) der Rationalität jenseits des Kanals. Ist doch England tiefer als jedes andere Land vom Calvinismus, der rationalisiertesten Religion, geformt worden, ist es doch eine frühe Heimat des Kapitalismus, also der rationalisierten Wirtschaftsweise gewesen, ist es doch Deutschlands Lehrmeister in industrieller Technik geworden. Ich kenne auch den hohen Stand der englischen Naturwissenschaft. Ich glaube auch, obwohl ich hier nur ein ganz

laienhaftes Urteil besitze, daß die englische Kriegsmarine in den letzten Jahren vor dem Kriege — wohl infolge des deutschen Wettbewerbs — in administrativer, technischer, taktischer und strategischer Hinsicht ein hohes Maß an Rationalität erlangt hatte. Immerhin bleibt die Irrationalität des englischen Wesens die Regel, worüber der Manchester Guardian z. B. neulich schrieb: „In ihren Beziehungen zu den Kommunisten entspricht die englische Arbeiterbewegung allem, was man von einer englischen Einrichtung erwarten kann. Ihre Widersprüche werden innere wie außerhalb stehende Beobachter verblüffen und den verwirrten Ausländer zur Verzweiflung treiben [19])."

Ist es denkbar, daß gerade die auswärtige Politik, die doch noch viel weniger der planmäßigen, folgerichtigen, exakten Ausübung fähig ist und von Parlamentariern ohne Fachschulung bestimmt wird, eine Ausnahme mache und gerade sie rationell betrieben worden sei? Das ist undenkbar und man leugnet die „inconsistency", wie der technische Ausdruck lautet, in England selbst auch keinen Augenblick, gibt sie vielmehr, wie wir schon sahen, offen zu: „with one auspicious and one dropping eye".

II.

Noch lange nicht wird der deutsche Durchschnittsleser überzeugt sein. Denn er weiß ja von England, das zu den am wenigsten bereisten und daher unbekanntesten Ländern Europas gehört, fast nichts und wird einfach schließen, daß alles, was ich angeführt habe, schief gesehen sei. Er könnte auch einwenden, das Gesagte träfe zumeist auch auf die Vereinigten Staaten zu, in denen doch die Rationalisierung das Lebensideal darstelle. Ich würde diesen Einwand nicht gelten lassen, weil Nordamerika in kultureller Hinsicht noch immer Kolonialland ist und sich nach dem Mutterlande richtet. Aber immerhin werden speziellere Beweise als die bisherigen erwünscht sein. Was bleibt mir da übrig, als unsere eigenen Diplomaten und Staatsmänner reden zu lassen? Sie hätten nicht die höchst rationalen Politiker, die sie tatsächlich waren, sein können, wenn sie gleich ihren ununterrichteten Landsleuten von der verkehrten Voraussetzung der Rationalität auch der englischen Politik ausgegangen wären. Freilich, die deutschen Diplomaten der Vorkriegszeit gelten in Deutschland nicht als klassische

19) Wochenausgabe vom 11. Dezember 1925.



Zeugen, man schreibt ihrer Unfähigkeit häufig einen großen Schuldanteil an der Weltfeindschaft zu, an der Deutschlands Größe zugrunde gegangen ist. Ich bekenne, daß ich früher ebenso gedacht habe, wobei vermutlich das Ressentiment gegen die exklusive geld- und geburtsaristokratische Schicht, der sie fast sämtlich angehörten, mitgewirkt hat. Aber ich habe meine Meinung gründlich geändert, teils infolge persönlicher Eindrücke, teils durch das Studium des großen Aktenwerks. Zwar hinsichtlich der politischen Ethik, in der diese Männer — wie übrigens die ganze deutsche Bildungswelt — zumeist befangen waren, teile ich durchaus die Abneigung des Auslands, namentlich Englands. Aber wer wie ich die zwölftausendvierhundertneunundneunzig Aktenstücke exzerpiert hat, die uns das Aktenwerk bisher beschert hat, wird ganz anders über die technische Seite dieser Diplomatie urteilen. Er wird — bei aller Anerkennung der Gradunterschiede — von tiefer Bewunderung erfüllt sein für die Geschicklichkeit, die psychologische Beobachtungsgabe, den Fleiß, die Pünktlichkeit, die geschichtlichen, juristischen, sprachlichen und politischen Kenntnisse, ja auch die oft künstlerische Darstellungsweise, die aus der Mehrzahl dieser Berichte und Aufzeichnungen spricht. Wer das Wort unterschreibt, „daß Deutschland das Land mit der schlechtesten Regierung, aber der besten Verwaltung gewesen sei", wird es jetzt auch auf die auswärtige Verwaltung anwenden können. Dazu kommt, was das Privat-moralische anlangt, das altpreußische Pflichtgefühl, mit dem diese Männer, wenige Streber ausgenommen, ohne Furcht und ohne Hoffnung ihre Ansichten vertraten, auch wenn sie wußten, daß sie dadurch bei den Psychopaten der Regierung, den Holstein und Wilhelm und den Hintermännern in Generalstab und Reichsmarineamt, den schwersten Anstoß erregten. Ausnahmslos und ohne Unterlaß berichten z. B. unsere Diplomaten aus London, Petersburg, Paris, daß es dort an den maßgebenden Stellen keinen Kriegswillen gegen Deutschland, sondern lediglich Furcht vor ihm gibt, und lassen sich hierin durch keine Drohungen beirren. „Ich würde aber die Geschichte fälschen, wenn ich anders berichtete, und ich kann meine Überzeugung selbst nicht für die Gunst meines Souveräns verkaufen [20])." So schreibt unser Botschafter in London, Graf Metternich, an Bülow — in einer würdevollen Antwort auf sinnlose Anklagen Wilhelms II., die ihm Tirpitz eingeblasen hatte.

20) GP XXVIII, 10305 vom 2. Juni 1909.

So dachten diese Männer fast alle, und wir dürfen uns auf ihr übereinstimmendes Urteil auch da verlassen, wo sie über den Geist der englischen Politik berichten.

Wir haben oben die Rationalität einer Politik in ihren Zielen, in ihren Voraussetzungen, in ihren Mitteln nachweisbar gefunden; wir müssen jetzt Beispiele dafür bringen, wie unsere Diplomaten die englische Politik als eine in Zielen, Voraussetzungen, Mitteln irrationale betrachteten und — behandelten.

III.

Wir wollen zunächst die Irrationalität der Voraussetzungen untersuchen, also was an der englischen Politik Illusionspolitik gewesen ist. Die Illusionen können ihren Grund darin haben, daß man vom Gegner überhaupt nichts weiß, also „unwissend" ist; oder darin, daß man ihn irrig für seinesgleichen hält — dann sprechen wir von „Naivität".

Die Unwissenheit des durchschnittlichen Engländers in außerbritischen Angelegenheiten ist bekannt und pflegt aus seiner „insularen" Mentalität erklärt zu werden. Engländer selber haben oft darauf hingewiesen. So sagte der Marineattaché Watson zu Tirpitz, wie dieser an Bethmann berichtet: „daß die Engländer ein lethargisches Volk seien, nichts von der Welt wüßten und sich aus sich selbst um nichts kümmerten"[21]). Auch die verantwortlichen Politiker machen keine Ausnahme. Das kann ja auch nicht anders sein, da sie — wie das dem Gentlemanideal entspricht — den merkwürdigen Ehrgeiz haben, Menschen bleiben zu wollen, keine Arbeitstiere zu werden, wie die kontinentalen Politiker fast durchweg, die Abende zumeist in Gesellschaft oder am Kamin plaudernd verbringen, gute Bücher lesen und oft auch schreiben, auch unter der Woche Sport treiben, das Weekend auf dem Lande in heiterer Gesellschaft verbringen, und sogar — man traut seinen Augen nicht — sehr oft Sonntags den Gottesdienst besuchen. Ich weiß wohl, daß es unter den Berufsdiplomaten, namentlich des Foreign Office, viele Männer mit gewaltigen Kenntnissen gegeben hat und noch gibt, wie überhaupt das höhere britische Beamtentum seit der ‚Civil Service Reform' nichts zu wünschen übrig läßt. Die berühmten Juristen unter den Politikern, wie Sir John Simon oder Lord Birkenhead, werden von einem der besten deut-

21) GP XXVIII, 10405 vom 24. August 1910.



schen Englandkenner als „unerhörte Arbeiter" geschildert [21a]). Ich weiß auch, daß es unter den leitenden Männern hier und da manchmal große Arbeiter gegeben hat, wie z. B. Lord Curzon, der eben deshalb unenglisch wirkte, und, auch seiner nicht minder unenglischen Grandezza wegen, nie populär geworden ist. Auch Kitchener arbeitete beinahe wie ein Deutscher, aber blieb im Spezialistentum stecken. Die großzügigsten Geister unter ihnen aber erregten bei ihren kontinentalen Bekannten immer erneutes Staunen über das Maß ihrer Unkenntnis. Bei Josef Chamberlain spricht Herbert Bismarck 1884 „von einer befremdlichen Abwesenheit politischen Urteils und einer überraschenden Unkenntnis der europäischen Machtverhältnisse und denkbaren Konstellationen" [22]). Ein Menschenalter nach den Ereignissen von 66 wußte er nicht mehr oder noch nicht, daß Hannover eine preußische Provinz geworden war [22a]). Schwerer noch wiegt, was der bekannte und hervorragende Korrespondent der Frankfurter Zeitung, August Stein, an Bülow über ein Gespräch berichtet, das er 1908 mit Lloyd George gelegentlich von dessen Deutschlandreise und seinen Begleitern gehabt hat. „Ich habe sie über die einfachsten Dinge, die jedem deutschen Politiker und, wie ich vermute, auch vielen fremdländischen ganz geläufig sind, erst aufklären müssen. Am erstaunlichsten aber war, daß Mr. Lloyd George und seine Begleiter von unserem Flottengesetz und dem Bauplan unserer Flotte, der sie doch so sehr interessiert, auch nur ganz unvollkommene Kenntnis besaßen und sich von mir die einfachsten Dinge erläutern ließen [23])." Oberst House schrieb über ein Gespräch, das er im Juni 1914 mit ihm hatte, an Wilson: „Ich fand ihn merkwürdig ununterrichtet in bezug auf Amerika und dessen Einrichtungen [23a])."

Der deutsche Botschafter in London, Graf Münster, fällt am 28. Juni 1877 in einem Bericht an Bismarck folgendes Allgemeinurteil: „Die hiesigen Staatsmänner kommen mir immer mehr als reiche Dilettanten vor, welche von einem Tage zum anderen leben, an die zukünftige Machtstellung ihres Landes nicht denken und sich die Situation nicht ganz klar machen [24])." Dabei

21 a) R. Kircher, Engländer (1926) 151.
22) GP IV, 748 vom 9. Juli 1884 an Fürst Bismarck.
22 a) L. Schücking, Der engl. Volkscharakter (1915) 14.
23) GP XXIV, 8236 vom 22. August.
23 a) The intimate papers of Col. House. 1 (1926) 270.
24) GP XVII, 5079 vom 15. Februar 1902.

wird Münster freilich mehr an den Außenminister Lord Derby als an den Premier, Lord Beaconsfield, der, als Jude, mehr dem kontinentalen Typus entsprach, gedacht haben. Ganz ähnlich äußerte sich ein Vierteljahrhundert später Münsters österreichischer Kollege in London, Graf Mensdorff: „Die meisten Minister und britischen Politiker sind viel unwissender und ungenauer, viel dilettantenhafter, als wir meinen. Gar vieles, was hier als Tücke und Hinterlist erscheint, ist bloß eine Folge mangelnder Kenntnisse und Gründlichkeit, eine Flüchtigkeit, eine Verwechslung. Von fremden Verhältnissen vollends fehlt ihnen meist eine genauere Vorstellung [25]." Hier berührt Mensdorff einen springenden Punkt: nichts wird einem preußisch-deutschen Kopf so schwer, wie sich eine Schlamperei vorzustellen. Der Österreicher kommt natürlich eher auf diese Erklärung. Auch Bülow, der Menschenkundige, hat über die englischen Staatsmänner, wie wir noch sehen werden, nicht anders geurteilt als Mensdorff.

Eine weitere Form der Unwissenheit, die so vielen englischen Außenministern und Diplomaten anhaftet, ist ihre Unkenntnis fremder lebender Sprachen; dies bedeutet natürlich ein großes Hemmnis jeder erfolgreichen, ein fast unüberwindliches Hemmnis für eine intrigante Politik im Auslande. Selbst das einfachste Handwerkszeug, Französisch, beherrschen sie in der Regel nicht. Bismarck sagte zu Busch, der einzige ihm bekannte Engländer, der fließend französisch sprechen konnte, sei Lord Odo Russell, Englands Delegierter auf dem Berliner Kongreß, gewesen, während Disraeli dort durch sein Französisch Heiterkeit erregte [26]. So ist es noch heute. Man kennt in Deutschland die berühmte Beschreibung, die Keynes von den „Großen Vier" in Paris entworfen hat, und es spricht kein Stolz auf die Vertretung der beiden angelsächsischen Völker daraus, wenn er feststellt, daß nur Clémenceau, der schon deshalb die Sitzungen beherrschte, englisch und französisch sprach [27]. Lord Grey schildert einen Besuch des englischen Kriegskabinetts in Paris 1916, wo sie einem Ministerrat beiwohnten, und sagte: „Asquith wollte nicht, Lloyd George konnte nicht, und ich mußte französisch sprechen. Im Französischen ist, wie ich weiß, mein Wortschatz beschränkt, meine

---

25) GP II, 295.

26) Vgl. H. Spieß, Kultur und Sprache im neuen England (1925) 36.

27) Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages S. 23 ff.

Grammatik unvollkommen, und der Gebrauch der Geschlechter Sache des Zufalls; auch sagt man mir, meine Aussprache sei grauenhaft . . . Als die Sitzung vorüber und wir drei britischen Minister wieder glücklich draußen waren, sagte Lloyd George zu mir: Wissen Sie, Ihr Französisch war das einzige, das ich verstehen konnte [28])." Nun erst das Deutsch. Treffend urteilt der bekannte anglophile Flame Ch. Sarolea, Professor in Edinburgh, in seinem prophetischen Werke „The Anglo-German Problem" von 1912: „Fünfundneunzig Prozent der Mitglieder des Unterhauses, deren erste [?] Pflicht es sein sollte, die in Deutschland herrschenden Zustände aus erster Hand zu kennen, mit der deutschen Presse, der deutschen öffentlichen Meinung Fühlung zu halten, sind unfähig, eine deutsche Zeitung zu lesen" (S. 26). Diese Unkenntnis der deutschen Sprache ist noch immer im Zunehmen begriffen; sie findet sich auch sehr oft bei englischen Gelehrten. Z. B. sagte der — trotzdem große — Logiker und Nationalökonom Jevons: „Mein unglücklicher Mangel an Sprachkenntnissen hat mich gehindert, trotz mehrfacher Versuche jemals mit Deutsch genügend vertraut zu werden, um ein deutsches Buch lesen zu können [29])." Dies trägt dann mittelbar dazu bei, daß den englischen Politikern nicht die orientierende Literatur über fremdes Volkstum so ausgiebig zur Verfügung steht wie z. B. den deutschen. Daß sie, dem nur auf „humanistische" Bildung bedachten Gentlemanideal gemäß, Herodots Berichte über Ägypten und Taciti Germaniam in der Ursprache lesen oder bis vor kurzem lasen, ist kein Ersatz. Freilich wird die wichtigste Stelle des britischen Außenamts, das ständige Unterstaatssekretariat, heute von einem Manne bekleidet, der nicht nur vorzüglich französisch spricht, sondern, als Bonner Abiturient, auch Deutsch völlig beherrscht, und überhaupt auf der Höhe seiner Aufgabe steht: Sir William Tyrrell.

Als zweite Form in den Voraussetzungen irrationaler Politik haben wir oben die Naivität bezeichnet. Sie besteht vor allem darin, daß man den anderen für das hält, was man selber ist, oder sein möchte. Regelmäßig halten die englischen Politiker ihre kontinentalen Kollegen, ohne Verständnis für das diese beherrschende Kriegerideal, für Gentlemen. Beides sind Ideale, für die man sich begeistern kann; aber beide sind voneinander, wenn auch

28) Twenty-five years II, 245.
29) Political Economy (1871) XL.

nicht in allen, so doch in vielen wesentlichen Punkten ganz verschieden. Wir sprechen darüber an anderer Stelle und betonen hier nur die verschiedene Rolle der List. Überlistung des Gegners ist dem Ideal des Gentleman, außer in der Spielform der sportlichen „Finte", völlig entgegengesetzt; sie macht aber einen wesentlichen Bestandteil des Kriegerideals aus. Davon legen schon alle Volksepen Zeugnis ab, und je mehr der Krieg rationalisiert wird, die Gefühlselemente der Ritterlichkeit und der Kampfeslust abstreift, desto mehr wird das geistige Mittel gefahrloser Überlistung dem plumpen Verfahren physischer Überwältigung vorgezogen. Der letzte Krieg war der erste streng rationalisierte und nach wissenschaftlichen Grundsätzen geführte, im Vergleich zu dem die früheren bloß empirische Holzereien darstellen, die Mitleid erregen können. Er war dadurch auch der unerreichte Höhepunkt der Überlistung, an der sich auch, und besonders, die Vertreter der Wissenschaft beteiligten, zumal wo sie, wie auf dem Kontinent, Staatsbeamte waren. Und was Clémenceau vom Versailler Frieden gesagt hat, das gilt von der ganzen kontinentalen Politik: Sie ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Übrigens hat schon Bismarck gesagt, der in jedem Sinne Sachverständiger war, es werde nirgends so viel gelogen wie vor einer Wahl, nach einer Jagd und während eines Krieges. Das sind drei der historisch wichtigsten Formen des Kampfes. Hingegen ist die wirtschaftliche Form des Kampfes um so ehrlicher, je mehr sie rationalisiert wird; der Hausierer betrügt, wo er kann, der Großhändler nur, wo er nicht anders kann. Ich könnte eine lange Reihe von Belegen anführen, wie sehr sich die kontinentalen Staatsmänner von Tayllerand bis Bülow dieses Sachverhalts bewußt gewesen sind, und will nur statt dessen noch einen wenig bekannten Ausspruch Bismarcks anführen. Als das Auswärtige Amt 1890 die Verlängerung des von Bismarck auf die listigste Weise erreichten Rückversicherungsvertrages prüfte, äußerte sich der Vortragende Rat Raschdau gutachtlich dahin: „Fürst Bismarck hat gelegentlich den Ausspruch getan, man müsse bei jedem internationalen Vertrage zunächst fragen ‚Qui trompe-t-on ici?' Der Satz gilt von dem vorliegenden Vertrage in erhöhtem Maße [30])."

Grade dies will dem modernen, nicht militaristisch, sondern großhändlerisch denkenden Engländer durchaus nicht in den Sinn

30) GP VII, 1377 vom 20. Mai.

(die Walpole und Castlereagh hätten es schon eher begriffen!). Grade dies aber macht den aufregenden und freilich auch aufreibenden Reiz der kontinentalen Politik aus, der inneren wie der äußeren, daß hier niemand dem andern traut und allen Grund zu diesem Verhalten hat. Denn hier wird das politische Geschäft noch immer im Hausiererstil betrieben, und zwar je mehr, je wirtschaftlich rückständiger das Land ist. In einem Briefe an die Times[31]) lese ich den naiven Satz: „Kein Mensch ist ein so scharfer Psychologe, daß er fähig wäre, zu erraten, daß ein Redner das eine meint, wenn er das andere sagt." Nun, der Briefschreiber würde auf dem Kontinent eine Menge Leute finden, die diese schwere Kunst virtuos handhaben, etwa unter den Parteiführern, und übrigens fehlen sie auch in England, z. B. unter den hohen Beamten des Foreign Office, zum Glück für Englands Sicherheit, nicht ganz. Der Vater des irrenden Gedankens ist natürlich, wie gewöhnlich, ein unbewußter Wunsch; man wünscht, daß auch der Kontinent, von dessen Verhalten Englands Sicherheit und Wohlbefinden abhängen, nur auf friedliches Geschäft und harmlosen Lebensgenuß bedacht sei, also von den Idealen des „ehrbaren Kaufmanns" — die mit dem des Gentleman eng verwandt sind — beherrscht werde, und weil man es wünscht, glaubt man es. Am weitesten gehen hierin natürlich bürgerliche Pazifisten und Sozialisten. Wer sich in diese Atmosphäre versetzen will, die bei uns nur einen Winkel erfüllt, aber drüben eine große Schicht, der lese die anschauliche und eingehende Biographie, die ein Historiker wie G. P. Gooch einem altliberalen und puritanischen Journalisten und Staatsmann wie Leonard Courtney gewidmet hat[32]). Courtney, der zweimal das ehrenvollste Amt des Speakers ausgeschlagen hat, war nicht nur einer der bei allen Parteien angesehensten Männer Englands, sondern auch einer seiner gebildetsten und edelsten Söhne, ein Mann von sprichwörtlicher Gerechtigkeit. Und nun lese man[33]), wie Courtney während einer ganz vorübergehenden Entspannungsperiode, im Winter 1909 auf 10, in seiner Broschüre „Peace and War" das Vorhandensein feindlicher Gefühle gegen England im deutschen Volke und Parlament (als ob beide im Ernstfalle überhaupt gefragt worden wären!), aber auch

31) Vom 9. März 1926.

32) Life of Lord Courtney (1920). Vgl. auch die posthume Blütenlese „Cornish Granite' (1925). Andere Beispiele bei Ed. Bernstein, Aus den Jahren meines Exils (1918) 193 ff.

33) Gooch, S. 559 ff.

bei dem Kaiser und den leitenden Männern in Abrede stellte, wobei auch der obligate Hinweis auf die starke sozialdemokratische Fraktion — der er offenbar einen Einfluß auf die auswärtige Politik zuschrieb — nicht fehlt, und denke dann daran, daß wir im Agadir-Sommer 1911 an dem Rande des Krieges standen[33 a]), daß Lloyd George seine warnende Mansionhouserede (v. 21. Juli) herüberrief, und der konservative Führer von Heydebrand und der Lasa, unter dem Beifallsklatschen des herbeigeeilten Kronprinzen, am 9. November im Reichstag haßerfüllt erwiderte: „Wie ein Blitz in der Nacht haben diese Vorgänge dem deutschen Volke gezeigt, wo sein Feind steht." Genau wie Courtney, und aus demselben Vertrauen heraus, reden heute englische Pazifisten und Sozialisten von der Harmlosigkeit der Bolschewiken.

Von hier aus läßt sich auch Englands Verhältnis zum Völkerbund verstehen. Ich habe bei politischen Reisen in England viel in den Kreisen der „League of Nations Union" verkehrt, jener bewundernswerten, von höchstem Leben erfüllten Organisation von mehr als 500 000 Männern und Frauen, darunter fast alle bedeutenden Persönlichkeiten Englands ohne Unterschied der Parteien. Es war erschütternd, die Inbrunst kennen zu lernen, mit der diese Welt an die Ideale des Völkerbundes glaubt, und zugleich die Ahnungslosigkeit darüber, daß England mit diesem Glauben in Europa, dem dieser Glaube gilt, allein steht. Denn, wie ich es auch in dortigen Reden ausgeführt habe[33 b]), es gibt ja nur in der von England moralisch angeführten Gruppe Holland-Skandinavien-Schweiz etwas wie Völkerbundsgesinnung, während für die übrigen Staaten des Völkerbundes das Genfer Gebilde nur einen neuen Stein auf dem Schachbrett der nationalen Diplomatie darstellt, und in der öffentlichen Meinung keinen nennenswerten Rückhalt besitzt. Die sehr unterrichteten und gescheiten Leiter der „Union" wissen das freilich wohl, aber sie behalten ihr Wissen, vielleicht mit Recht, im Interesse der Propaganda für sich. So erklären sich die überschwenglichen Hoffnungen, die die englische öffentliche Meinung auf den Völkerbund setzt, und aus denen es eines Tages ein böses Erwachen geben wird — falls es die vorletzte Tagung nicht schon gebracht hat.

Wir wollen nun einige Beispiele dafür bringen, wie diese naiven Vorurteile der englischen Politik hinsichtlich ihrer kontinen-

33a) Vgl. Kiderlens briefliches Geständnis bei Caillaux, Agadir (1919) 355
33b) Germany and the League of Nations (1924) 4.



talen Kollegen von diesen ausgebeutet wurden. Wir sind dabei in der unerfreulichen Lage, hauptsächlich aus den von einer Seite veröffentlichten Akten schöpfen zu müssen, und das sind eben die Akten des „deutschen Michel" — eine Gestalt, der man, seit Bismarck als Erzieher gewirkt hat, in den deutschen Amtsstuben ungefähr so oft begegnet, wie auf Englands Straßen der Gestalt John Bulls. Die Archive der anderen kontinentalen Großstaaten sind ja noch großenteils unzugänglich. Doch wird es uns aus anderen Quellen nicht an Beispielen dafür fehlen, daß es sich auch hier nicht um den Gegensatz England—Deutschland, sondern, wie stets, um den Gegensatz England und der Kontinent handelt.

Die vertrauensvolle und freiwillige Abtretung Helgolands 1890 ist ein Beweis für unsere These, der weltgeschichtliche Bedeutung hat. Die veröffentlichten deutschen Akten zeigen, daß die am Ausgang des Nordostseekanals gelegene Insel von vornherein gedacht war als deutscher Flottenstützpunkt, also als Bollwerk gegen England, mit dem wir in tiefstem Frieden und politischer Interessengemeinschaft lebten, und daß Salisbury hierüber getäuscht werden sollte, was auch vollkommen gelang. Der deutsche Botschafter Graf v. Hatzfeld drahtet am 30. Mai 1890 an das A.A.: „Ich verliere Bedeutung von Helgoland keinen Augenblick aus den Augen, würde es aber gerade deshalb nicht für richtig halten, Lord Salisbury, welcher bis jetzt Helgoland als ein in Wirklichkeit ziemlich wertloses Objekt betrachtet, über die wahre Bedeutung zu früh aufzuklären[34]." Schon am Tage darauf kann der Staatssekretär v. Marschall zurückdrahten, daß sich S. M. „mit der von Euer pp. bezüglich Helgolands eingehaltenen Taktik vollkommen einverstanden erklärten"[35]). Und schon am 10. Juni stimmt, wie Hatzfeld meldet, das englische Kabinett zu, obwohl „wie Lord Salisbury mir noch gestern wiederholt und vertraulich versichert hat, einige Minister bis zuletzt Widerstand geleistet haben . . . Es ist von jenen Mitgliedern des Kabinetts dafür auch geltend gemacht worden, daß die Möglicheit eines Krieges mit Deutschland nicht für alle Zukunft ausgeschlossen sei, und daß für solchen Fall Helgoland der englischen Flotte unzweifelhaft einen wertvollen Stützpunkt bieten würde . . . Ebenso wenig hat das englische Kabinett sich klar gemacht, welchen Wert Helgoland mit Rücksicht auf den Ostseekanal für uns hat, und ich habe es selbstverständlich auf das sorgfäl-

34) GP XVII, 1682. — 35) Ebenda 1683.



tigste vermieden, diese Erkenntnis aufkommen zu lassen"[36]. Also drüben: „vertraulich versichert" — hier „sorgfältig" verschwiegen, nämlich, wie es in Wahrheit stand. Erst die alsbald erfolgte Befestigung der bis dahin ungeschützten Insel öffnete einigen Leuten in England die Augen für das schlechte Geschäft, das es gemacht hatte: erst jetzt wurde der Bau einer deutschen Schlachtflotte möglich und England mußte, um seine Sicherheit zur See zu wahren, für die eigene Flotte Milliarden aufwenden, die es bei etwas mehr Mißtrauen gespart hätte. „Wie mögen in unseren Tagen", rief 1915 ein bekannter deutscher Historiker befriedigt aus, „die Engländer es beklagen, daß sie diesen gewaltigen Stützpunkt für die deutsche Flotte vor einem Vierteljahrhundert leichten Herzens aus der Hand gegeben haben." Auf die englischen Marinekreise, die z. T. gewarnt hatten[36a], machte dieses Erlebnis einen tiefen Eindruck; und sie haben es seither an Mißtrauen nicht fehlen lassen. Lord Fishers Memoiren legen Zeugnis in Fülle ab.

Aber die englischen Staatsmänner, die sich ja von ihren Militärs selten in die Politik hineinreden lassen, blieben bei ihrer gewohnten Haltung. Der typischste Diplomat der Wilhelminischen Zeit, Bernhard Bülow, ein vorzüglicher Menschenkenner, hat sie aus anderer Gesinnung heraus charakterisiert. Er hatte sie 1899 bei einem Besuch in Windsor kennen gelernt und sagt in seiner vom 24. Nov. datierten Aufzeichnung hierüber, die jetzt in England Berühmtheit erlangt hat, das Folgende: „Die englischen Politiker kennen wenig den Kontinent. Sie wissen auch von kontinentalen Zuständen nicht viel mehr wie wir von Verhältnissen in Peru oder Siam. Sie sind auch nach unseren Begriffen ziemlich naiv. Sie sind naiv in ihrer unbewußten Selbstsucht, aber auch in einer gewissen Vertrauensseligkeit. Sie glauben schwer an wirklich böse Absichten der anderen. Sie sind sehr ruhig, sehr pomadig, sehr optimistisch[37]." Ganz ähnlich hat auch sein Nachfolger einmal im Hinblick auf den Botschafter Goschen von der „naiven Unbefangenheit englischer Politiker" gesprochen[38]. Was Bethmann daraus für Schlüsse gezogen hat, werden die noch ausstehenden Aktenbände zeigen. Wie der englischen Vertrauensseligkeit durch Bülow mitgespielt wurde, erfahren wir an der gleichen

36) Ebenda 1688.
36a) Vgl. aber auch S. Lee, King Edward VII, 1 (1925) 662 f.
37) GP XV, 4398.
38) GP XXIX, 10 640 vom 14. August 1911.

Stelle, wo er erzählt: „Mr. Balfour klagte über die Haltung der deutschen Presse, die viel antienglischer sei als die englische Presse antideutsch. Ich machte Mr. Balfour darauf aufmerksam, daß der Times-Korrespondent Saunders sich ein Vergnügen daraus mache, auch aus den obskursten deutschen Blättern alle Angriffe gegen England zu sammeln und jeden Morgen dem englischen Publikum vorzulegen. Diese tendenziöse Art der Berichterstattung erschwere es uns sehr, die von vielen Seiten gewünschten guten Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten. Mr. Balfour will versuchen, ob sich in der Vertretung der Times in Berlin nicht ein Wechsel herbeiführen läßt." Am Schluß des Berichts aber gesteht Bülow: „Im allgemeinen ist es zweifellos, daß die Stimmung in England viel weniger antideutsch ist als die Stimmung in Deutschland antienglisch. Darum sind diejenigen Engländer für uns am gefährlichsten, welche wie Chirol und Saunders aus eigener Anschauung die Schärfe und Tiefe der deutschen Abneigung gegen England kennen. Wenn das englische Publikum über die in Deutschland gerade jetzt herrschende Stimmung klar sehe, würde dies eine große Wandlung in seiner Auffassung des Verhältnisses von England zu Deutschland herbeiführen." Dies mußte, um die Flotte aufbauen zu können, zunächst vermieden werden. Ich kann aus sicherster Quelle hinzufügen, daß sowohl Sir Valentin Chirol wie Saunders, der übrigens mit einer Deutschen verheiratet war, warme Freunde des deutschen Volkes, freilich nicht seiner Machthaber, gewesen sind. Einer von diesen, der Staatssekretär des Äußern v. Richthofen, fuhr Saunders 1902 vor Zeugen an: „Niemand hat mehr zur Vergiftung der öffentlichen Meinung in England beigetragen als Sie!"[38a]) Und Houston Stewart Chamberlain forderte, daß man „den Elenden mit Peitschenhieben von Berlin bis zur Grenze jage"[39]). Aber auch in England wurden sie vielfach verkannt und als Hetzer verschrien[40]). Hieraus, oder aus direkter Berliner Anweisung, erklärt sich, was bald darauf, am 2. Juni 1902, Bülows Botschafter, Graf Metternich, tat. Auch dieser, wegen seiner Loyalität mit Recht noch heute in England hochgeschätzte Diplomat, klagte bei König Eduard über die angebliche Hetze der Times, namentlich ihres Berliner Korrespondenten Saunders. Eduard berät sofort, was zu tun sei, versucht auf die Times einzuwirken, bekommt aber eine schroff ab-

38a) Th. Lorenz, Die englische Presse (1907) 86.
39) E. Rosen, England, 7. Aufl. (ca. 1917) 268 ff.
40) Lord Grey, Twenty-five years II, 48.

lehnende Antwort. Metternichs Gewährsmann, offenbar wieder ein „naiver" Engländer, findet das „vollkommen rätselhaft" [41]). So mißlangen die Anschläge auf die wichtigste Nachrichtenquelle der Welt.

Vollkommen gelungen ist aber die Spekulation auf die englische Naivität in einem Falle, der durch die Person des Hauptbeteiligten besonders interessant ist. Es handelt sich um den jüngeren Bernstorff, den späteren Botschafter in Washington, damals Londoner Botschaftsrat, der am 16. April 1904 an Bülow schrieb: „Meines ganz unmaßgeblichen Erachtens wäre ein guter Anfang zur Besserung der beiderseitigen Beziehungen, wenn wir ein Schiedsabkommen mit England abschlössen. Solche Verträge sind in der jetzt üblichen Form gänzlich harmlos und de facto ohne Bedeutung. Es ist aber erstaunlich, wie sehr der „praktische Engländer" in politischen Dingen unter der Herrschaft der Phrase steht. Wenn wir uns zu einem Schiedsabkommen bereitfänden, würden hier unzählige Leute glauben, die Deutschen seien plötzlich aus eroberungslustigen sehr friedliche Leute geworden. Dafür könnten wir dann schon einige Kriegsschiffe mehr bauen, namentlich, wenn bei uns in der Öffentlichkeit nicht allzu viel davon die Rede wäre [42])." Dazu bemerkte der Kaiser im allgemeinen „Vorzüglich! Bernstorff meine Zufriedenheit telegraphieren," und zum Schiedsgericht im besonderen: „Ich habe nichts dagegen! Wenn es mir auch widerstrebt, neue Komödie zu spielen." Diensteifrig nimmt Bülow die neue Komödie — die alte war vermutlich die Beteiligung an der ersten Haager Friedenskonferenz — sofort in Angriff. Schon drei Tage darauf erfolgen die ersten Schritte, Lord Lansdowne geht freudig darauf ein, und schon am 12. Juli wird der fertige Vertrag von ihm unterzeichnet [43])! So kam der berühmte deutsch-englische Schiedsvertrag zustande. Heute ist derselbe Bernstorff ein überzeugter Verteidiger des Völkerbundes geworden, wiewohl dessen Kompetenzen durchaus nicht so „harmlos" sind wie die Schiedsgerichte der Vorkriegszeit. Es gibt also doch noch Politiker, namentlich deutsche, die aus dem Kriege etwas gelernt haben. Wenn die Luther und Stresemann heute Schieds- und Garantieverträge schließen und Freundschaftsversicherungen austauschen, so sind sie dabei genau so aufrichtig, wie

41) GP XVII, 5081/2.

42) GP XX, I, 6376. Ähnlicher Vorschlag von Kühlmann vom 22. April 1912, s. GP XXXI, 11444.

43) GP XX, I, 6443, 6444, 6478 **.

ihre Vorgänger in der Vorkriegszeit unaufrichtig waren. Sie haben nicht etwa andere Grundsätze als diese, aber sie tragen dem völligen Wechsel der Interessen Rechnung, sie wissen, daß ein von bewaffneten Gegnern umringter ohnmächtiger Staat nicht auf die eigene „Macht“ bauen muß, sondern auf die Stärkung des Rechtsgedankens und das freundliche Verhältnis zu den Nachbarn. Nach dieser Erkenntnis handeln sie, und es ist möglich, daß sich allmählich in Deutschland auch die dieser Lage angepaßten seelischen Dispositionen, Gefühle und Grundsätze einstellen werden. In den linksgerichteten Parteien und Schichten sind sie seit jeher in gewissem Maße vorhanden gewesen.

Es versteht sich, daß die Illusionspolitik der englischen Diplomatie nicht nur von der deutschen ausgenutzt wurde. Doch können wir dies bisher, wie schon gesagt, nur in den deutschen Akten in so vielen Fällen nachweisen. Aber wenn auch eines Tages die französischen Akten veröffentlicht sein sollten, was bisher nur für einen Teil der Balkanfragen der Fall ist, so werden wir darüber schwerlich etwas finden; denn die Franzosen, wie auch die Engländer, vertrauen ihren Akten, die ja jeden Augenblick einem parlamentarischen Gegner in die Hand fallen können, nach Möglichkeit keine kompromittierlichen Geheimnisse an, sondern verwenden dafür Privatbriefe, sowie mündliche und telephonische Unterhaltungen. In England war es, bis auf das Kabinett Lloyd George, strenge Regel, daß die Kabinettsverhandlungen unbedingt vertraulich waren. Aufzeichnungen waren verboten, Protokolle gab es nicht und der einzige Überrest ist der Brief, den der Premier darüber an den Souverän schrieb. Diese Briefe aber gelangten nicht zu den Akten und ruhen in Windsor, werden also in die bevorstehende Aktenveröffentlichung, wie ich von beteiligter Seite hörte, nicht eingeschlossen. Hier liegt also eine mögliche Fehlerquelle, die bei jeder Beurteilung der englischen Politik in Anschlag gebracht werden muß. Kompromittierliche Akten kann man am ehesten antreffen in absolut regierten Staaten, wie Deutschland, Österreich, Rußland es waren. Darum muß ja auch die deutsche Kriegsschuldpropaganda die wertlosesten Dokumente zu grauslichen Enthüllungen aufpusten, während die gegnerische Propaganda aus den vollen Schmutzkübeln schöpfen kann. Immerhin lassen die deutschen Akten doch gelegentlich ersehen, wie England von Rußland an der Nase herumgeführt wurde. So berichtet Freiherr v. Eckhardstein aus London am 2. Januar 1901 an Bülow, England habe aus Anlaß der russischen

Anleihe an Persien vom Jahre zuvor in Petersburg angefragt, ob der Anleihevertrag etwa geheime Klauseln enthalte, und ob Rußland sich diesem gemäß in Südpersien festsetzen wolle; Graf Murawiew verneinte beides auf das bestimmteste, und dabei habe sich das englische Kabinett beruhigt. Jetzt habe es aber doch von einem geheimen Passus betreffend die Besetzung zweier Küstenplätze durch von russischen Offizieren befehligte persische Truppen Kenntnis erhalten, sei über die russische Perfidie im höchsten Maße entrüstet und habe beschlossen, in diesem Falle die beiden Plätze selbst in Besitz zu nehmen[44]). Das englische Kabinett (Salisbury-Chamberlain) hatte also rechtzeitig die Wahrheit erfahren und sich dann durch ein gewöhnliches russisches Dementi irreführen lassen! „Naiv!" bemerkte dazu der Kaiser mit Recht an den Rand (während er selber, nach der umgekehrten Seite irrend, jede noch so zutreffende Erklärung, wenn sie nicht in seine Erwartungen paßte, als „Lüge", „Blech", „Quatsch" abzutun pflegte).

In einem späteren Falle, in einem deutschen Agentenbericht vom Juni 1914, der über den Besuch Greys in Paris berichtet, heißt es: „Die Befriedigung der russischen und französischen Diplomatie über diese erneute Überrumpelung der englischen Politiker ist groß. Man hält den Abschluß eines formellen Bündnisvertrages nur noch für eine Frage der Zeit. Um dies Ergebnis zu beschleunigen, würde man in St. Petersburg zu gewissen Scheinkonzessionen an England in der persischen Frage bereit sein. Die zwischen den beiden Mächten in dieser Hinsicht in letzter Zeit aufgetauchten Meinungsverschiedenheiten haben noch keine Erledigung gefunden. Russischerseits arbeitet man vorläufig mit beruhigenden Versicherungen wegen der Besorgnisse, die in England im Hinblick auf die Zukunft Indiens in neuerer Zeit wieder hervorgetreten sind"[45]). Diese Darstellung erscheint glaubhaft. Zieht man die in Agentenberichten üblichen Übertreibungen ab — denn zu einem Bündnisvertrag wäre es in Friedenszeiten nie gekommen — so wird die Darstellung sogar von Lord Grey selbst bestätigt[46]). Aus beiden Zeugnissen ergibt sich wieder einmal, daß in der Ententepolitik England alles andere als der treibende Teil war, wie unsere Staatsmänner, ihren eigenen Informationen zum Trotz, im Interesse des Flottenbaus immer wieder behaupteten.

---

44) GP XVII, 5339.

45) Nordd. Allg. Ztg. vom 6. September 1914.

46) Twenty-five years I, 283 ff.

Genau so ist es England mit Frankreich ergangen und ergeht es ihm noch heute. Wie bei den endlosen Verhandlungen über die deutschen Reparationen dem ritterlich-offenen Engländer Baldwin, aber auch dem verschlagenen Walliser Lloyd George, von Poincaré mitgespielt wurde, dies haben wir am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Der diplomatische Ringkampf endete stets mit dem Sieg des nicht nur an Kniffen, sondern auch an Wissen reichsten Advokaten unserer Zeit, und die einzige Abwechslung bestand darin, daß bald der Franzose oben, bald der Engländer unten lag. Noch übler ist es jetzt Austen Chamberlain ergangen. Es ist noch in aller Erinnerung, daß Deutschland die Gewährung eines ständigen Sitzes im Rat des Völkerbundes zur Bedingung seines Eintrittes machte und daß alle Ratsmitglieder im Herbst 1924 ihre satzungsgemäß erforderliche Zustimmung dazu gaben. Erst hierdurch wurde ein Jahr darauf der Pakt von Locarno möglich, dessen Inkrafttreten von dem Eintritt Deutschlands abhängig gemacht wurde. Gleichzeitig oder nachher aber gab Briand, auf dessen Lippen der Geist von Locarno sich dauernd niedergelassen zu haben schien, hinter dem Rücken Deutschlands wie Englands dem verbündeten Polen die gleiche Zusicherung. Damit sollte Deutschland um sein Recht betrogen werden, denn ihm war der ständige Sitz im Rat tel quel versprochen worden, und dieser bekam ein völlig anderes Aussehen, wenn Frankreich allein von allen Mächten die Verfügung über eine zweite Stimme erhielt, die noch dazu bei einem Streite zwischen Frankreich und Deutschland nicht, wie die dieser Mächte selber, durch die Satzung ausgeschaltet gewesen wäre. Wir haben hier einen der seltenen Fälle, wo in einer großen internationalen Frage das ganze Recht auf der einen und das ganze Unrecht auf der anderen Seite steht. Wahrscheinlich war die französische Intrigue übrigens nicht so sehr gegen Deutschland als, wie gewöhnlich, gegen England gerichtet; wenn ein Staat von der rechtsverachtenden Gesinnung Polens ständiges Ratsmitglied geworden wäre, hätte sich das Einstimmigkeitserfordernis als unerträglich erwiesen; und die romanisch-slawische Gruppe hätte dann jederzeit England majorisieren oder ihm die Schuld an der Unbrauchbarkeit der Genfer Maschinerie zuschieben können. Um aber einen solchen Anschlag durchzuführen, bedurfte Briand noch der Unterstützung Englands selber, und erhielt sie — unter noch unbekannten Umständen — weil Chamberlain die Tragweite des Briandschen Schrittes nicht erfaßte und sich überdies auch selber zu einem gleichen Versprechen

gegenüber Spanien durch dessen Pariser Botschafter, den gewandten Quiñones de Leon, hatte verführen lassen. Ich habe selbst in politischen Kreisen Englands die ungeheure Erregung miterlebt, die fast das ganze Volk ohne Unterschied der Partei erfaßte, als die Times die Machenschaften gegen Deutschland enthüllte und brandmarkte. Aber in all den heftigen Kritiken, die sich — zu Englands dauernder Ehre — sofort gegen Chamberlain, den „Helden von Locarno", erhoben, wurde nie behauptet, daß er mala fide gehandelt habe, und ausnahmslos seine Naivität, seine Hilflosigkeit gegenüber fremden Intriguen als der schuldige Teil bezeichnet. Auch dies ist in Deutschland nicht immer richtig gewürdigt worden, Briand und Chamberlain wurden in einen Topf geworfen und das für unsere beiden Länder so gefährliche Schlagwort vom perfiden Albion erhielt neue Nahrung, die noch lange vorhalten wird. Aber in die Entrüstung mischte sich drüben, bezeichnend genug für eines der lachlustigsten und leichtsinnigsten Völker, immer wieder die Heiterkeit über das Ungeschick des Außenministers, obwohl man meinen sollte, daß England noch viel weniger als Deutschland Anlaß hatte, sich über eine solche Vertretung der britischen Interessen zu amüsieren. „We are honest and stupid" — dies Wort, das man in England immer zu hören bekommt, wenn man über die dortigen Politiker scherzt — wurde wieder einmal in allen Tonarten variiert. Und gewiß spricht es für die „Ehrlichkeit" des englischen Michel, daß man dies zugibt, aber auch für die „Dummheit", daß man darüber lacht, statt weint. Ich kann mich nicht enthalten, aus der linksliberalen „Nation"[47]) eine längere Stelle des Aufsatzes von Peter Ibbetson wiederzugeben, in dem dieser Sir Austen in einem fingierten Interview seine Haltung erklären läßt.

„Also, ich will Ihnen genau sagen, wie es kam," sagte Sir Austen vertraulich. „Ich war auf meiner Rückreise von Rapallo, wo ich übrigens eine genußreiche Unterhaltung mit Mussolini hatte, der voll liberaler Ideen steckt, und lunchte dann in Paris mit meinem guten Freund Quiñones, dem spanischen Botschafter dort, der auch der Vertreter Spaniens im Völkerbunde ist. Er ist ein reizender Mensch und war uns in der Mossulangelegenheit höchst nützlich. Wir besprachen den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und kurz gesagt, er deutete an, daß es sehr angenehm sein würde, wenn Spanien zur gleichen Zeit mit Deutschland ein ständiges Ratsmitglied werden

47) Vom 6. März 1926.

könnte. Ich sagte natürlich, das würde ganz famos sein, denn Quiñones ist ein ausgezeichneter Kollege, und es würde mir sehr leid tun, wenn ich ihn verlieren müßte, falls etwa ein anderer Staat an Spaniens Stelle gewählt würde. Ich fügte aber vorsichtigerweise hinzu, ich könnte nichts versprechen, wenn ich auch sicherlich Briand in dieser Sache sondieren wollte."

„Richtig," sagte ich.

„Denselben Abend," fuhr Sir Austen fort, „dinierte ich mit Briand und benützte die Gelegenheit, um die spanische Anregung zu erwähnen. Zu meiner großen Befriedigung ging Briand, statt alle möglichen Einwände zu erheben, mit bezeichnender Hochherzigkeit in freundlichster Weise auf den Gedanken ein und meinte sogar, wir könnten weiter gehen und ein oder zwei weitere Staaten, etwa Polen und Brasilien, gleichzeitig hinzufügen."

„Aha," sagte ich, „aber dachte denn keiner von Ihnen daran, daß Deutschland Einspruch erheben könnte?"

„Sicherlich. Ich hob das sofort hervor," erwiderte Sir Austen mit berechtigtem Stolz auf seine eigene Voraussicht. „Aber Briand, der nicht nur einer der besten Menschen in der Welt, sondern auch ein höchst erfahrener und gewandter Staatsmann ist, zeigte mir sofort den Weg aus der Schwierigkeit. Es bedarf einer Befragung Deutschlands nicht, hob er hervor. In Locarno hatten wir Deutschland einfach einen Ratssitz versprochen und über Spanien, Polen oder Brasilien nichts gesagt. Wir könnten also warten, bis Deutschland der Liga beigetreten wäre und dann alle vier Länder gleichzeitig zu ständigen Ratsmitgliedern wählen. Er sehe nicht ein, daß Deutschland einen berechtigten Grund zur Klage hätte, wenn dies Verfahren eingeschlagen würde, und er wüßte nicht, was es tun könnte, wenn es doch der Fall wäre."

„Und hat Sie diese Antwort ganz befriedigt?" fragte ich. „Anfangs nicht," gab Sir Austen zu, „mein erster Eindruck war, daß Luther und Stresemann den Einschluß Polens wahrscheinlich übel nehmen würden. Aber Briand betonte mit Überzeugungskraft, daß solche Haltung im Widerspruch mit dem Geist von Locarno stehen würde und daß, wenn deutsche Staatsmänner so verführen, dies beweisen würde, daß ihnen doch nicht ganz getraut werden könnte, und das würde es noch wünschenswerter machen, ihren Einfluß im Rat dadurch auszugleichen, daß andere durchaus verläßliche Staaten aufgenommen würden."

„Und das hat vermutlich die Frage entschieden?" sagte ich.

„Das hat die Frage entschieden," antwortete Sir Austen.

„Und Sie versprachen, die Bewerbung aller drei Länder zu unterstützen?" fragte ich.

„Nun, versprochen habe ich es eigentlich nicht," antwortete Sir Austen etwas zweifelnd, „wenigstens glaube ich nicht. Wir sprachen Französisch, müssen Sie wissen. Ich spreche sehr gut Französisch und das hilft mir sehr in diplomatischen Geschäften, aber Briand wird manchmal, wenn er aufgeregt ist, beredt und spricht dann sehr schnell und dann kann ich nicht immer jedes Wort verstehen. Ich weiß, ich hob hervor, daß ich meine Kollegen befragen müßte, aber Briand schob das beiseite und sagte, er wüßte wohl, welches vollkommene Vertrauen das britische Kabinett in mich setzte und daß er sicher wäre, man würde mir eine freie Hand geben, um mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten, die in Genf auftauchen könnten, nach bestem Ermessen fertig zu werden. Und dies", fügte Sir Austen sanft hinzu, „ist alles, worum ich heute bitte."

Eine Karikatur, wird man sagen. Gewiß. Aber auch ein Zerrbild ist ein Bild. Den Aufsatz, den man im ganzen nachlesen möge, um einen Begriff vom englischen Humor in politicis zu bekommen, wurde viel belacht, ging von Hand zu Hand, aber hat sein Opfer ebensowenig zur Strecke gebracht wie viele ähnliche. Sir Austen ist vorläufig Außenminister geblieben und wird vielleicht noch mal Premierminister. Jeder ist mit Recht davon durchdrungen, daß er ein Gentleman durch und durch ist: das genügt, für das übrige mag der Beamtenstab sorgen. Das kann man im Lande des Fachmenschentums schwer begreifen, aber es i s t so. Dafür konnte man drüben nicht begreifen, warum bei uns jeder, der es in einem bürgerlichen Beruf zu etwas bringen wollte, Reserveleutnant sein mußte, was doch wiederum einer vom Kriegerideal beherrschten Gesellschaft vollkommen einleuchtet.

Im übrigen muß daran erinnert werden, daß es sich in der Völkerpsychologie immer nur um Typenbildung handeln kann, und daß die A u s n a h m e n ebensowenig wie die G r e n z e n übersehen werden dürfen. Es gibt eine Anzahl untypischer Erscheinungen unter den englischen Politikern, so Winston C h u r c h i l l, so Robert C e c i l, so vor allem Lloyd G e o r g e, von dem Briand 1923 gesagt hat, er sei eine durchaus französische Erscheinung (was vermutlich als Kompliment gemeint war, aber kaum so gewirkt haben wird, und übrigens viel zu weit geht). Von den Diplomaten haben es Männer wie Sir Charles H a r d i n g e oder Sir Arthur

Nicolson sicher nicht an Mißtrauen fehlen lassen. Das gleiche ist von der Presse zu sagen, namentlich der konservativen, wie man überhaupt, wohl in allen Ländern, das beste politische Urteil bei Journalisten antrifft. Die englischen Auslandskorrespondenten werden an Kenntnis und Zuverlässigkeit von niemandem übertroffen, von wenigen erreicht. Das Mißtrauen artet hier freilich manchmal in Hetze aus, die aber nie entfernt die Bosheit atmet wie bei den entsprechenden Blättern des Festlandes. Am wenigsten kann der Vorwurf der Naivität gegen die englischen Marinekreise erhoben werden — wo es sich um die unmittelbarsten Lebensinteressen handelt, stellt sich das entsprechende rationale Verhalten von selber ein. Unsere Akten enthalten manche Belege dafür, darunter einen, welcher zugleich zeigt, durch was für Geister sich gewisse Mächte auf einer „Friedens"-Konferenz vertreten ließen. Es schreibt nämlich der zur zweiten Haager Konferenz als Marinedelegierte entsandte Kontreadmiral Siegel am 28. September 1907 an Tirpitz, die Engländer seien „wahrscheinlich auch die einzigen gewesen, welche sehr bald instinktmäßig gefühlt haben, daß von unserer Seite die Minen auch als Offensivwaffe in Betracht gezogen sind, obgleich bei allen Verhandlungen stets nur der defensive Charakter dieses Kriegsmittels betont wurde, und obgleich ich mich wohl gehütet habe, dieser allgemeinen Anschauung zu widersprechen [48])".

Das sind, wie gesagt, Ausnahmen. Es gibt aber auch für die normale und allgemeine Vertrauensseligkeit sehr bestimmte Grenzen, die in ihrem eigenen Wesen begründet sind. Wer einmal auf einer offenbaren Lüge ertappt worden ist, der hat zwar, wie sich leicht demonstrieren ließe, in England noch lange nicht ausgespielt, aber er bleibt „gehandicapt". Einem posthumen Schicksal dieser Art ist auch Bismarck nicht entgangen, der übrigens schon während seiner Amtszeit in Downingstreet recht unheimlich wirkte; „mit Bismarck verhandeln," hat sogar Salisbury zu meinem deutschen Gewährsmann gesagt, „is like playing cards with the devil." Vollends hat die nachträglich enthüllte Geschichte der Emser Depesche, die heute in englischen Schulbüchern (wie überall in der Welt) als das Charakteristikum der Bismärckischen Staatskunst hingestellt wird, und noch mehr die bedenkenfreie Weise, in der er selber diese Geschichte in seinen „Gedanken und Erinnerungen" erzählt, seinem

48) GP XXIII, II, 8021.

Andenken einen Schlag versetzt, der auch die aus seiner Schule hervorgewachsene deutsche Politik schwer getroffen hat. Ein so überaus wohlwollender Beurteiler wie Prof. Gooch sagt, Europa habe seitdem „die preußische Staatskunst mit tiefem Verdacht betrachtet[49])“. Lord Grey kommt in seinen Erinnerungen, in denen er Historisches sonst kaum erwähnt, nicht weniger als dreimal darauf zu sprechen; er läßt auch erkennen, daß hierdurch seine Haltung den deutschen Rüstungen zur See gegenüber stark beeinflußt wurde[50]). Es hat Bülow in der Welt draußen nicht wenig geschadet, daß er sich immer auf seinen „großen Vorgänger“ berief, und ich fürchte, es geht seinen Nachfolgern nicht anders. Bülows eigene, undurchsichtige und widerspruchsvolle Politik, zumal in der Flottenfrage, mit den immer vorher abgestrittenen und dann doch eingebrachten Flottennovellen, tat das übrige. Er war sich dessen bewußt; zu einem Briefe von Tirpitz, in dem es heißt: „Wir müssen in Verhandlungen mit England stets betonen, daß allein Deutschland der Bedrohte sei,“ schrieb er melancholisch an den Rand: „Dazu ist Metternich seit Jahr und Tag angewiesen, tut auch gewiß, was er kann. Es gibt aber Situationen, wo auch die besten Argumente, Dialektik usw. versagen[51]).“ Kein Wunder, daß Bülow in England allen Kredit verlor. „Gegen den jetzt aus dem Amt geschiedenen“, sagte der heutige Unterstaatssekretär im Foreign Officie, Sir William Tyrell, 1909 zu unserem Geschäftsträger v. Kühlmann, „hat an den einflußreichsten englischen Stellen ein tiefes Mißtrauen bestanden[52]).“ Wieviel Schlimmeres er verhütet, als er getan hatte, konnte man draußen natürlich nicht wissen. Von den Franzosen ist Poincaré in fast allen englischen Kreisen verdächtig, seit er die Greuel des Separatismus und dessen Abhängigkeit von der französischen Besatzung ein um das andere Mal bestritten hat, und dann von englischen Korrespondenten an Ort und Stelle das Gegenteil festgestellt wurde. Und Mussolini kann abwechselnd die kriegerischsten Reden halten und die friedlichsten Locarnopakte unterzeichnen, in beiden Fällen glauben ihm die wenigsten. Hier läuft die Grenze sogar der englischen Leichtgläubigkeit. —

49) Germany (1925) 45.

50) Twenty-five years I, 91, 253, 331.

51) GP XXVIII, 10254 vom 20. Januar 1909.

52) GP XXVIII, 10328 vom 14. August.

IV.

Auch die methodische Irrationalität der englischen Politik, die in den Mitteln gelegene, geht aus unseren Akten klar hervor. Den Mitteln nach rational ist, wie schon gesagt, eine im engeren Sinne sogenannte „macchiavellistische" Politik, welche die Engländer auch, im Hinblick auf Bismarck, als „Realpolitik" in Anführungsstrichen bezeichnen. Im deutschen Sprachgebrauch wird dieses Wort auf eine Tatsachenpolitik im Gegensatz zur Illusionspolitik bezogen; wir wollen seiner Mißverständlichkeit halber lieber Interessenpolitik sagen. Das Eigentümliche einer nicht-macchiavellistischen Politik besteht entweder darin, daß sie sich nicht nur von wohlberechneten Interessen, sondern auch von Gesinnungen, d. h. in Gefühlen verankerten Idealen leiten läßt und deshalb keineswegs alle Mittel anwendet, sondern nur die damit vereinbaren; ein anderer Typ besteht darin, daß eine solche Politik überhaupt nicht rechnet, sondern sich dahin gehen läßt, wohin die Gefühle des Augenblicks treiben. Die den Mitteln nach rationale Interessenpolitik ist also Verstandes- und Willenspolitik, die irrationale — Gesinnungs- und Gefühlspolitik; natürlich wirken beidemal alle Elemente mit, aber der Akzent liegt das eine Mal hier, das andere Mal dort. Der Gesinnungspolitiker des ersten, des rechnenden Typs, ist der „ehrbare Kaufmann", der zwar durchaus Geld verdienen will, aber nicht wie der Schieber um jeden Preis, sondern überall von Ehr-, Standes- und Verantwortungsgefühlen gehemmt oder geleitet wird. Der Gefühlspolitiker des nichtrechnenden Typs wird durch den jugendlichen Menschen vertreten, wie wir ihm etwa in der studentischen Politik stets begegnen. Es ist von vornherein zu erwarten, daß der englische Politiker, als Mensch von jugendlichem Habitus, und Bürger einer im großen Stil kaufmännisch denkenden Welt, Gesinnungs- und Gefühlspolitiker sein wird. Das kontinentale Vorurteil, das, wie das Vorurteil so oft, von sich auf andere schließt, sieht in ihm gerade umgekehrt den Macchiavellisten in Reinkultur, den bloßen Interessenpolitiker, Verstands- und Willensmenschen, den Homo politicus vulgaris; das geschulte Urteil unserer Diplomaten hat hingegen auch hier, und zwar ausnahmslos, richtig gesehen.

So berichtet Metternich am 15. Juni 1900 an Bülow: „An aggressive Absichten Englands gegen Deutschland habe ich nie geglaubt. Ich traue ihm nicht die schwarze Absicht zu, über unsere Schiffe herzufallen und unseren Handel zu vernichten, nur um einen

Konkurrenten weniger zu haben ... Eine solche macchiavellistische Politik liegt dem englischen Geiste fern[53])."
Um den Einwand abzuschneiden, daß eben ein Vertreter des deutschen Michel sich gar nicht denken könne, was Macchiavellismus ist, hören wir denselben Metternich bei einem eigenen Vorschlage. Er schreibt am 1. Juni 1901 seinem Chef auf dessen Anfrage, was er von Chamberlains berühmtem Bündnisangebot an Deutschland halte, u. a. das Folgende zur Empfehlung der Annahme des Angebots: „Der deutsche Unternehmungsgeist ist im Begriffe, die Engländer in China zu überflügeln. Der Deutsche kommt aber mit dem Engländer, obschon er ihm zusehends den Rang abläuft, aus, und beide arbeiten häufig zusammen ... Ohne Umschweife gegen die Engländer in China aufzutreten, ist der Deutsche draußen noch nicht stark genug; er muß noch manchesmal lavieren und Kompromisse schließen, um dem Engländer das Terrain abzugewinnen. Dies wird ihm erleichtert durch eine allgemeine politische Verständigung zwischen der deutschen und englischen Regierung[54])." Die Annahme des Bündnisses wird also empfohlen, um unter diesem Deckmantel den gutmütig vertrauenden Bundesgenossen wirtschaftlich zu schädigen, und auch das nur so lange, bis man selber „stark genug sei", um ... So mußte Metternich, dem persönlich aller Macchiavellismus fernlag, schreiben, um das Bündnisangebot in Berlin schmackhaft zu machen! Die Stelle zeigt aber, daß er sich auf die Technik des Berufs verstand, und so ist sein Zeugnis von besonderem Wert, wo es über den nicht vorhandenen Macchiavellismus des Gegners spricht. Daher werden wir Metternich auch weiterhin als einem Hauptzeugen vertrauen dürfen, auch wenn er 1903 an Bülow schreibt: „Es ist ein großer Fehler, anzunehmen, daß der Engländer ausschließlich ein kalt berechnender Egoist sei ... Törichte Gefühlspolitik kann er auch treiben und hat sie häufig betrieben. Im Ausland wird ihm diese dann in der Regel als Heuchelei aus selbstsüchtigen Motiven ausgelegt[55])." Dieser Auslegung ist aber die englische Politik auch im Inlande ausgesetzt worden; es gibt eine Menge von Klagen hervorragender Engländer über den „cant" oder gar die „Heuchelei" ihrer Landsleute. Solche offenherzigen Klagen beweisen zunächst, daß die Klagenden selbst das Gegenteil von Heuchlern sind, und also, daß sie einen besonders hohen

53) GP XVII, 4977.
54) GP XVII, 5018.
55) GP XVII, 5376 vom 2. Juni 1903.

Maßstab an die Wahrhaftigkeit anlegen, wobei sie infolge der englischen Unkenntnis in Sachen des Auslandes glauben, daß dort weniger geheuchelt werde. So hat z. B. Joe Chamberlain zu dem Unterhändler der Gegenseite, es war Herbert Bismarck, während des Kolonialstreites gesagt: „Am schlimmsten sind aber die Portugiesen wegen ihrer unglaublichen Aussaugung und Mißhandlung der Wilden. Ich sage dies nicht von dem Humanitätsstandpunkte aus, den man bei uns mitunter heuchlerisch voranstellt, sondern von dem des praktischen Geschäftes, die Eingeborenen werden ja überall erbittert und wollen mit Europa nicht handeln, wenn sie mißhandelt werden [56])." Chamberlains empfindlicher Wahrheitssinn leidet also schon darunter, daß der Humanitätsstandpunkt, dessen Aufrichtigkeit er natürlich kennt, unwahrerweise dem utilitären „vorangestellt" wird, was für den „cant" in der Tat typisch ist.

„Cant" ist nicht Heuchelei, aber doch etwas Verwandtes. Ich möchte den von deutscher Seite mehrfach behandelten Begriff so definieren: „Cant ist die Verschleierung eines selbstsüchtigen Beweggrundes durch einen vorhandenen, also nicht erheuchelten, aber auch nicht maßgeblichen Beweggrund." Er tritt in positiver und negativer Form auf. Positiver Cant ist die „Begründung einer eigenen Handlung, die im eigenen Interesse liegt, nicht mit diesem, sondern lediglich oder vorwiegend mit idealen Beweggründen, die zwar wirklich vorhanden sind, aber nicht stark genug gewesen wären, die Handlung herbeizuführen, wenn sie nicht im eigenen Interesse gelegen hätte, ja vielleicht nicht einmal stark genug, um die umgekehrte Handlung zu verhindern, falls die Interessenlage eine umgekehrte gewesen wäre". Entsprechend ist negativer Cant „die Verurteilung einer fremden Handlung, die dem eigenen Interesse zuwiderläuft, nicht aus diesem Grunde, sondern lediglich oder vorwiegend aus idealen Beweggründen, die zwar wirklich vorhanden sind, die aber nicht stark genug gewesen wären, die Handlung zu verurteilen, wenn sie dem eigenen Interesse entsprochen hätte, ja vielleicht nicht einmal stark genug, um die eigene Begehung der Handlung zu verhindern, falls die Interessenlage eine umgekehrte gewesen wäre". Ich gebe unumwunden zu, daß die englische Politik und das englische Leben überhaupt in hohem Maße mit Cant behaftet ist. Ein Hauptbeispiel für positiven Cant mit einem Ein-

56) GP IV, 753 vom 24. September 1884.

schlag von negativem ist der Fall Belgien. Hier steht über jedem Zweifel erhaben fest, daß England aus ehrlicher Entrüstung über das Belgien angetane Unrecht und aus dem Gefühl seiner Verpflichtung als Garantiemacht in den schweren Kampf, den es verabscheute, und bis zuletzt zu verhindern versucht hatte, gezogen ist. Darüber stimmen nicht nur alle kompetenten Beobachter überein, wenn sie auch nachher von Heuchelei sprachen, sondern sogar Wilhelm II. sagte am 5. August nach Moltkes Zeugnis: „Mir hat dieses Vorgehen gegen Belgien den Krieg mit England auf den Hals gebracht[57].“ Aber wir haben im Hinblick auf Englands früheres Verhalten in kritischen Lagen die besten Gründe, zu vermuten, daß es Belgien unter irgend einem Vorwand im Stich gelassen hätte, wenn sein vitales Interesse nicht 1914 die Vertragserfüllung gefordert hätte. Indessen, ein solcher Cant ist weit entfernt, etwas eigentümlich Englisches zu sein. Es ist das normale Verhalten aller nicht sittlich ganz ungewöhnlich hochstehenden Menschen schon im Privatleben, es ist erst recht das normale Verhalten der Staaten untereinander, und auch in der inneren Politik, bei der ja fast nie die wirklich entscheidenden Gründe der Öffentlichkeit mitgeteilt werden. Das Unterscheidende bei England ist nur zweierlei: Der Drang der öffentlichen Meinung nach sittlicher Grundlegung der Politik ist, wie in allen calvinistisch beeinflußten Ländern, besonders stark, die sittlichen Beweggründe müssen daher besonders deutlich betont werden, werden besonders häufig wirksam — da ja die öffentliche Meinung weitgehenden Einfluß hat — und werden besonders scharf unter die Lupe genommen. Dies spricht dafür, daß der Cant in England nicht eine größere, sondern eine geringere Rolle spielt als in anderen Ländern. Hierzu gehört, daß auf dem Kontinent der eigene Cant abgestritten, in England zugegeben wird.

Die zweite Eigentümlichkeit ist die, daß der Cant in England in der Regel als Begründung der Handlung auf sittliche Pflichten auftritt. Dies wurzelt in der calvinistischen (wenn auch nicht originär calvinischen) Seelsorgepraxis; durch sie wurde es „schlechthin zur Pflicht gemacht, sich für erwählt zu halten, und jeden Zweifel als Anfechtung des Teufels abzuweisen, da ja mangelnde Selbstgewißheit Folge unzulänglichen Glaubens, also unzulänglicher Wirkung der Gnade sei“[58]. Hingegen wird in den vom Nationalismus beherrschten Ländern, weil dort sittliche Pflich-

57) Erinnerungen S. 24.
58) Max Weber, Religionssoziologie I, 105.

ten des über alle Maßstäbe erhabenen Staates nicht anerkannt werden, das nationale Interesse regelmäßig als Recht verkleidet. Ein Hauptbeispiel ist auch hier wieder der deutsche Einmarsch in Belgien, der als Akt der Not, also als Rechtsausübung hingestellt wurde, während doch die Kriegsakten ein Dutzend von Zeugnissen enthalten, daß wir umgekehrt die Lage im Sommer 1914 als eine besonders „günstige" (nämlich zur Herbeiführung des Präventivkrieges) betrachteten, wie sie niemals wiederkehren werde, und gerade die Gegner in „Not" glaubten. Auch die Vorkriegsakten enthalten manche Beispiele für diese kontinentale Form des Cant. So ließ Bismarck in den achtziger Jahren die Engländer wiederholt darauf hinweisen, „daß wir nach unseren früheren wesentlichen Hilfeleistungen in Ägypten die bereitwilligste Unterstützung Englands in Kolonialsachen erwartet" hätten [59]). In der Tat äußern sich die naiven englischen Staatsmänner andauernd mit herzlicher Dankbarkeit über das dabei bewiesene „Wohlwollen", so Harcourt, Granville, Chamberlain [60]), und Bismarck zeigt sich „erfreut über die Anerkennung" [61]). Mit etwas weniger Cant äußert sich der alte Kaiser, der zu einer dieser Bemerkungen an den Rand schrieb: „Aus Wohlwollen haben wir unsere Schiffe wohl nicht zurückgezogen, sondern um uns in keine kriegerische Aktion zu verwickeln und England allein die Folgen seiner falschen Politik tragen zu lassen [62])." Bismarck hatte die Besetzung Ägyptens natürlich auch deshalb gefördert, weil er auf ein Zerwürfnis Englands mit Frankreich und Rußland hoffte [63]), genau wie er unmittelbar vorher die Franzosen auf Tunis gewiesen hatte, um Italien in seine Arme zu treiben. Trotzdem behauptete er, ein Recht auf Englands Dankbarkeit zu haben.

Am meisten ist der Vorwurf der Heuchelei gegen die englische Politik dann erhoben worden, wenn sie sich auf Humanität berief. Namentlich hat Bismarck den ihm so unsympathischen Humanitätsgedanken, wo immer er ihn antraf, öffentlich als „englische Humanitätsphrase" mit eigennützigen Hintergedanken hingestellt und dadurch das deutsche Urteil stark beeinflußt [64]). Da ist es

59) GP IV, 760 vom 7. März 1885.
60) Ebenda 735, 737, 748.
61) Ebenda 738 vom 5. Mai 1884.
62) Ebenda 736 vom 14. Januar 1883, Anm. 1.
63) Vgl. schon GP II, 294 vom 15. Juni 1877.
64) Vgl. Gedanken und Erinnerungen II, 132, 137 f., 258; III, 51.

interessant, aus neuerdings bekanntgewordenen Akten zu ersehen, daß er selbst sehr wohl die Echtheit der humanen Gesinnung in England gekannt hat. Der Außenminister, Lord Clarendon, der schon 1856 auf dem Pariser Friedenskongreß den Gedanken der Kriegsverhütung durch obligatorische Vermittlung vertreten hatte, regte bekanntlich zu Beginn des Schicksalsjahres 1870 bei Bismarck die Abrüstung der europäischen Staaten an; Bismarck schrieb darüber am 9. Februar seinem Botschafter Albrecht Graf Bernstorff: „Ich selbst glaube nun zwar nicht, daß Lord Clarendon sich in so bewußter Absicht zum Organ der Pläne des Kaisers Napoleon gemacht hat. Ich halte vielmehr den Gedanken Lord Clarendons für eine jener Utopien, wie sie bei den englischen Staatsmännern vorkommen, welche die Verhältnisse des Kontinents immer aus einem schiefen Gesichtswinkel ansehen und sich oft mehr als billig von unklaren humanen Ideen, die in der öffentlichen Meinung zu herrschen pflegen, leiten lassen." Bernstorff bestätigte am 21. diese Beurteilung Clarendons im Negativen und Positiven und fügte hinzu, „daß es eine reine Utopie von ihm selbst ist, da er mir schon früher, d. h. vor einigen Wochen, gesagt hat, daß die allgemeine Entwaffnung der Traum seines Lebens sei, und daß die ungeheuren Armeen ihm als eine Schande für Europa erscheinen"[65]). Selbstverständlich lehnte Bismarck, der damals gerade den Marsch nach Paris, kunstvoll genug auf dem Umweg über Sigmaringen—Madrid, vorbereitete, unter allerlei Vorwänden ab.

Auch Bismarcks Nachfolger dachten über die Humanität im allgemeinen und die der Engländer im besonderen wie er. Um hier nur eines von zahlreichen Beispielen anzuführen, so schrieb der Staatssekretär v. Tschirschky am 26. Februar 1907, man solle im Haag, trotz des entschiedenen Widerspruchs von Reichsmarineamt und Admiralstab, für den englischen Antrag, das Seebeuterecht abzuschaffen, eintreten. Seine Begründung ist äußerst lehrreich. „Dies entspricht einmal unserer Tradition" [sehr begreiflich, solange man selber nur eine ungeschützte Handelsflotte hatte!], „ferner unserem Wunsch, mit den Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Abschaffung des Seebeuterechts gewissermaßen als Glaubenssatz betrachtet wird, möglichst zusammenzugehen, und endlich dem taktischen Interesse, in einer besonders wichtigen Frage

65) Archiv für Politik und Geschichte III (1925) 443, 458, 461 f.



die Grundsätze der Humanität und der friedlichen Entwicklung zu vertreten[66])." Was in der angelsächsischen Welt "Glaubenssatz" — nicht immer befolgter Glaubenssatz! — ist, nämlich Humanität, Friede, Achtung fremder Interessen, das ist auf dem nationalistischen Kontinent ein „taktisches Interesse", das nur für gegebene Umstände gilt; unter anderen Umständen gebietet die Taktik natürlich mit gleicher Kraft das Gegenteil. Der ruhende Pol ist allein die Staatsraison — das ist der kontinentale „Glaubenssatz". Infolgedessen ist man im weiteren Publikum überzeugt, daß auch der Engländer so empfindet. Auch der Sturm, der in England auf die Enthüllung der Kongogreuel durch E. D. Morel folgte, wobei Grey als Staatssekretär 1908 rücksichtslos und erfolgreich gegen den König des angeblich für die Ententepolitik eingefangenen Belgiens auftrat, ist bei uns zum Teil als unlautere Mache hingestellt worden[67]). Von Greys Depesche an die belgische Regierung vom 8. Nov. 1908, in der eine humanere Eingeborenenpolitik gefordert wurde, sagt Lujo Brentano: „Nie ist eine Depesche vom britischen Volke mit gleicher Begeisterung begrüßt worden[67 a]).

Namentlich ist die englische Politik im nahen Osten der Mißdeutung ausgesetzt gewesen: alle Empörung über die Greuel Abdul Hamids — des „Freundes" Wilhelms II. — war „bekanntlich" und „natürlich" geheuchelt, und das wahre Ziel soll gewesen sein, die Türkei zu zersetzen und zu beerben. Hören wir demgegenüber z. B., was einer der feinsten Beobachter, unser Botschafter in Stambul, Frhr. v. Marschall, schreibt. In seinem Bericht vom 14. August 1908 über die jungtürkische Revolution, einem wahren Kabinettstück diplomatischer Berichterstattung, wie es wenige englische Diplomaten zustande gebracht hätten, schreibt er in seiner sarkastischen Art: „Seit den bulgarischen und armenischen Greueln ist zuerst Gladstone, dann Salisbury und mit ihm ganz England auf die antitürkische Seite getreten. Tief angelegte politische Pläne lagen dem nicht zugrunde. Das Massakrieren genügte[68])." Man spürt den Hohn dieses kalten Interessenpolitikers und Englandhassers über die sentimentalen Gegner, die sich durch ein bischen Blut von den lohnendsten Geschäften abhalten lassen. Den Gegensatz schildert Lord Grey, gewiß ohne dieses Zeugnis zu kennen, mit

66) GP XXIII, II, 8002.
67) Vgl. sogar V. Valentin. Kolonialpolitik der Neuzeit (1915) 189 f.
67 a) Der Weltkrieg (1921) 21.
68) GP XXV, II, 8906.

grausamer Deutlichkeit so: „Konstantinopel war eine Art Hahnenkampfplatz, auf dem sich die Bewerber um wirtschaftliche Aussichten, zumal in Kleinasien, stritten. Um Konzessionen zu erlangen, war diplomatische Unterstützung notwendig; und um diese wirksam zu gestalten, brauchte man Prestige und Einfluß... Einfluß konnte in Konstantinopel um einen bestimmten Preis erlangt werden: Freundschaft für Abdul Hamid, was immer er in der Türkei tun mochte; ihm nie wegen armenischer Massaker lästig zu fallen; ihn im europäischen Konzert zu beschützen, wenn ihm andere Mächte deshalb lästig fallen wollten. Keine britische Regierung konnte diesen Preis zahlen... Die deutsche Regierung und der deutsche Kaiser zahlten diesen Preis und bekamen die Stellung, die einst Großbritannien in Konstantinopel eingenommen hatte [69])."

Jedes Wort wird jetzt von den Akten der „Großen Politik", von den Berichten des Botschafters und den Randnoten des Kaisers, von den Instruktionen des Kanzlers bestätigt. Aber die gleichen Akten zeigen, wir sahen es soeben, daß Grey irrt, wenn er hinzufügt: „Die deutsche Politik scheint auf der festen Überzeugung geruht zu haben, daß in internationalen Angelegenheiten sittliche Bedenken und altruistische Beweggründe nicht zählen. Deutschland glaubte nicht, daß sie bei anderen Völkern vorhanden waren und nahm sie für sich selbst nicht in Anspruch." Die Wahrheit ist, daß, wenn auch nicht das deutsche Volk, so doch die deutsche Regierung sehr wohl wußte, daß ein Volk eine Ausnahme machte, dasjenige Edward Greys. „Das Massakrieren genügte." Später hat Marschall freilich, mit nichtiger Begründung, das Verhalten Englands ganz anders erklären wollen [70]), nämlich aus allerlei politischen Berechnungen. Glücklicherweise können wir die Probe aufs Exempel machen, da Englands Stimmung plötzlich wieder türkenfreundlich geworden ist, sobald die blutige Tyrannei des Sultans gebrochen war. Treffend schreibt Bülow hierüber am 14. Dezember 1908: „In der englischen Ansicht war aber eine unerwartete Wendung eingetreten. Die einmütige öffentliche Meinung in England hatte sich, wie jeder [von Bülow unterstrichen!] sog. „freiheitlichen" Bewegung, selbst wenn sie auf Umsturz in anderen Ländern ausgeht, so auch der jungtürkisch-revolutionären Bewegung, mit einer solchen

69) Twenty-five years I, 131.

70) GP XXVII, I, 9789; XXVII, II, 9978 (von 1909/10; wieder umgekehrt XXXI, 11013, v. 1912).

Macht zugewandt, daß sich die englische Regierung außerstande sah, irgendeiner Abmachung zuzustimmen, die wie eine Unfreundlichkeit gegen die Türkei aussah [71]." Unsere Diplomaten überschätzten gelegentlich sogar den Einfluß dieser Gefühle. Hierüber belehrt ein interessanter Schriftenwechsel aus dem Frühjahr 1903. Der mit der feinsten „Nase" ausgestattete deutsche Diplomat, Frhr. v. Ekkardstein, schrieb an Bülow, der die Dinge „gar nicht pomadig genug nehmen" wollte, „es zieht sich im Gegenteil jetzt ein neuer Dreibund zusammen". Bülow teilte daraufhin den Botschaftern in Petersburg, London, Paris mit: „Herr v. Eckardstein steht bisher allein mit seinem Urteil über die Eventualität einer französisch-englisch-russischenNeugruppierung," und alle Missionen lehnten gleichfalls diesen Gedanken ab. Der Geschäftsträger in London, Graf Bernstorff, der spätere Botschafter und jetzige demokratische Reichstagsabgeordnete, fügte seinerseits hinzu, wahrscheinlicher sei eine Kombination England-Frankreich-Amerika: „Über dieser Allianz würde so ein angeblicher Freiheitshauch schweben, der dem englischen Philister außerordentlich angenehm wäre [72]." Das ist nun freilich eine etwas starke Behauptung, denn ein Bündnis mit Amerika ist nie in Frage gekommen.

Aber staunen muß man allerdings, wenn selbst in Persien — dessen Parlamentarismus doch nur ein Hohn auf diesen Namen war — wie unser Gesandter damals berichtete, die ganze englische Mission „auf seiten der Parlamentspartei" stand [73]. In der Tat ist die englische Geschichte seit 100 Jahren ein Beleg dafür, daß sich die englische Außenpolitik in höchstem Maße durch liberale innerpolitische Ideale, also gefühlspolitisch, bestimmen ließ. Das steht nicht im Gegensatz zu der auch in England gepredigten Theorie, daß die Außenpolitik nicht Parteipolitik sein dürfe, da alle englischen Parteien, wenn auch mit Gradunterschieden, „liberal" sind. Es steht auch nicht in Widerspruch zu den calvinistischen Grundlagen der englischen Politik. Hiernach sollten zwar die sündhaften „Affekte", wie Zorn, Haß, Eitelkeit, beherrscht, umgekehrt aber die konstanten Gesinnungen der Persönlichkeit, namentlich die von der Kirche „eingeübten", möglichst zur Geltung gebracht werden [74]. Dazu gehörte in erster Linie der Gedanke der Nächstenliebe, der dann im Zeitalter der

71) GP XXVI, I, 9182.
72) GP XVII, 5369—5371.
73) GP XXVII, II, 10071 vom 5. Juli 1908.
74) Vgl. Max Weber a. a. O. S. 117.

Aufklärung zum „Weltbürgertum" politisiert wurde. Dennoch ist kein deutsches Vorurteil über England so unausrottbar wie das hier bekämpfte von der englischen „Humanitätsheuchelei". Aber England lebt in politischer Hinsicht immer noch im Zeitalter des „Weltbürgertums", weil es — zwei eigene Revolutionen hinter sich — allein von allen Staaten Europas die französische Revolution, die ja wesentlich von angelsächsischem Gedankengut lebte, nicht innerlich mitgemacht hat, und deshalb auch von der romantisch-nationalistischen Reaktion gegen diese weniger berührt wurde. Bestimmend freilich wurde der Humanitätsgedanke erst seit der Parlamentsreform von 1867, die der unteren städtischen Mittelklasse das Wahlrecht und damit der Sektenreligiosität Eingang ins Parlament gewährte. Ein interessantes Zeugnis hierfür entnehme ich einer Rede, die der Minister Goschen zehn Jahre später im Unterhaus hielt. „Es mag unpopulär sein, es zu sagen, aber tatsächlich ist die Volkswirtschaftslehre in diesem Haus entthront worden, und ihren Platz hat die Philanthropie einnehmen dürfen[75]." Es stimmt melancholisch, daß auch deutsche Begeisterung gelegentlich in England genau so mißverstanden worden ist. So sagte Disraeli zu einer Zeit, als „Schleswig-Holstein stammverwandt" durch ganz Deutschland tönte: „Die Ausrede der deutschen Nationalität wird gebraucht, um die Häfen am baltischen Meere zu erobern und sich die Mündungen der Elbe zu sichern[76]." Heute wird von sehr klugen Franzosen die Begeisterung für den Anschluß Österreichs als eine Mache der deutschen Schwerindustrie betrachtet, die nach so vielen verlorenen Märkten einen neuen erobern möchte. Was kann man für das Sichverstehen der Völker erhoffen, wenn sogar die Führer hüben und drüben solche psychologischen Mißgriffe begehen können? Ist es denn so schwer zu begreifen, daß in der politischen Wirklichkeit immer Ideale und Interessen zusammenwirken?

Wir haben oben eine zweite „jugendliche" Form der Irrationalität unterschieden, die im Gegensatz zu der „rechnenden", der ersten Form, sich einfach „gehen läßt", namentlich im Gespräch. Der Engländer wäre nicht wegen seines Taktes und seiner Höflichkeit berühmt — berühmt bei allen, die ihn im Lande kennengelernt haben —, wenn er „indiskret" im Sinne der neugierigen Ausfragerei oder der Preisgabe fremder Geheimnisse wäre. Nirgends ist man davor so geschützt wie in England. Aber wer unbe-

---

75) A. D. Elliot, Life of Lord Goschen I (1911) 163.

76) H. David, Englands europäische Politik (1924) 478.

fangene Preisgabe eigener Geheimnisse erleben, oder diese gar herausspionieren will, der gehe nur ebenfalls nach England. Die kontinentale Diplomatie benutzt nach dem Worte ihres Meisters Talleyrand die Worte, um ihre Gedanken zu verhüllen, die englische, um ihre Gedankenlosigkeit zu enthüllen. Ich würde Offenheit und Loyalität ganz und gar nicht als Mittel einer irrationalen Politik hinstellen, wenn sie auf beiden Seiten herrschte. Indessen, dies ist ja auf dem Kontinent gar nicht der Fall. Verschlossenheit, Zurückhaltung gilt — und unter den hier gegebenen Verhältnissen mit Recht — als eine vom elementaren Verantwortungsbewußtsein diktierte Pflicht eines jeden Politikers und vor allem jedes Diplomaten. Man kann doch unmöglich mit offenen Karten spielen, wenn der andere mit verdeckten Karten spielt. Offenheit darf allenfalls als — Täuschungsmittel verwertet werden. So sagte ein noch größerer und noch erfolgreicherer Diplomat als Talleyrand, über Caprivis „Dummheit" spottend: „Er hat von der Offenheit in der Politik läuten gehört. In der Politik ist aber die Offenheit nur ein Mittel, den Gegner zu täuschen [76a]." Eine solche — durch List entschuldigte — Offenheit war die der Engländer nach der Auffassung unserer Diplomaten keineswegs; sie nahmen sie vielmehr als bare Münze, und taten daran recht. Sie meinten es aber durchaus nicht als Lob, wenn sie die Offenheit ihrer englischen Kollegen hervorheben, denn sie schauten ja fast sämtlich zu Bismarck als dem unerreichbaren Meister und Muster auf. Es sind alles Deutsche, die in der kontinentalen Theorie vom perfiden Albion aufgewachsen sind. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn sich dieses Vorurteil in den Einzelurteilen wiederspiegelte, und es ist um so bemerkenswerter, wenn sich nicht eine einzige Schilderung eines einzigen Engländers findet, die dieses Vorurteil stützen könnte. Hingegen sind eine Menge von Urteilen da, die nur zur Orientierung des Auswärtigen Amtes bestimmt sind, und die gerade umgekehrt zwar nicht die Kenntnisse oder Geschicklichkeit der Engländer, wohl aber wieder und wieder ihre Aufrichtigkeit hervorheben. Allerdings zitiert Holstein — gerade er! — einmal den „alten englischen Spruch": „Ein Diplomat ist ein Mann, der ins Ausland gesandt wird, um für sein Land zu lügen [77]." Aber er wendet ihn auf einen französischen Diplomaten, Baron de Courcel, an, und übrigens ist der Satz in der Tat etwas „alt": er stammt

76 a) Poschinger, Gespräche mit Bismarck, Deutsche Rundschau 181, S. 265.
77) GP XX, I, 7034 vom 22. Februar 1906.

nämlich von einem Gesandten Jakobs I.[78])! Über das moderne England, das uns allein angeht, schreibt derselbe Holstein — gerade er! — an Hatzfeld: „Erwägen Sie, ob es nützlich ist, wenn Sie die vorstehende Auffassung ... mit englischer Offenheit zum Ausdruck bringen[79])." Offenheit ist also hiernach für ihn eine Frage der Taktik, für den Engländer eine Sache des nationalen Charakters. So ist es auch. Die wieder aus der Selbstzucht des Calvinismus erwachsene, mit Recht berühmte „reserve" des Gentleman gebietet nur die Verschlossenheit in Privatangelegenheiten, nicht in der Behandlung des Sozialen, die Zurückhaltung im „Natürlichen", nicht im Moralischen.

Trotzdem blieb auch Holstein, ebenso wie sein Chef, in den hergebrachten Vorurteilen über das perfide Albion befangen und schwankte auch ferner zwischen hergebrachten Meinungen und Erfahrung haltlos hin und her. Dies hat weltgeschichtliche Folgen gehabt. In dem gleichen Jahre 1901, aus dem Holsteins Urteil über die „englische Offenheit" stammt, lehnte er das dritte englische Bündnisangebot — das Deutschland zum Herren Europas gemacht hätte — als „Schwindel" ab. Holstein, der beinahe grundsätzlich falsch prophezeite (daher seine berüchtigten Börsenspekulationen bei Meyer Cohn ihm wenig eingebracht haben), schrieb am 21. Juni 1901 an Metternich die ewig denkwürdigen Worte: „Ich bin gegen den jetzigen Freundschaftssturm von Chamberlain und Genossen deshalb besonders mißtrauisch, weil die angedrohte Verständigung mit Rußland und Frankreich so vollständiger Schwindel ist[80])." Und Bülow, der aus Gründen, die noch nicht enthüllt worden sind, nach der Pfeife des scharfsinnigen Narren tanzen mußte[81]), schrieb am gleichen Tag an den Kaiser: „Die von den Engländern angedrohte Verständigung mit dem Zweibund ist ein nur zu unserer Einschüchterung erfundenes Schreckgespenst[82])." An diesem Tage wurden über Deutschlands und vielleicht der Menschheit Schicksal die eisernen Würfel geworfen.

Und doch hätte ein wenig völkerpsychologische Einsicht ein solches Urteil über einen Akt der großen englischen Politik unmöglich

78) H. Kraus, Staatsethos (1925) 123.
79) GP XVI, 4821 von 1901.
80) GP XVII, 4984, ähnlich 4985 an Eckhardstein.
81) Vgl. vorläufig Joh. Haller, Die Ära Bülow (1922) 137.
82) GP XVII, 4983.

machen müssen. Kennern der neueren englischen Geschichte wird einfallen, daß dies Volk aus der Ehrlichkeit sogar den Spitznamen mehrerer englischer Staatsmänner geschöpft hatte. Schon Palmerston hieß ja nicht nur „Lord Firebrand“, sondern auch „Lord Straightforward“, und gleich zwei führten den Beinamen „Honest John“: John Morley und John Burns. Hiernach scheint die Offenheit den repräsentativen Männern aller drei Stände gemeinsam. Sie prägt sich ja auch im Stil der politischen Rede und Schriftstellerei aus, und der Stil kennzeichnet nicht nur den individuellen, sondern auch den Volkscharakter. Der moderne Engländer weiß, daß in jeder Rhetorik die Unaufrichtigkeit lauert, und schätzt deshalb am höchsten kritische Klarheit, nüchterne Tatsächlichkeit, Beschränkung auf das Wesentliche; er hat nach Sir Walter Raleigh „eine fast krankhafte Abneigung gegen alle prunkende oder dramatische Ausdrucksweise“ [83]). Gegen diese Regeln darf nur der Humor verstoßen, und auch der muß trocken sein. Auch hierüber enthalten unsere Akten ein charakteristisches Zeugnis: Marschall empfing am 15. September 1910 in Konstantinopel den Besuch Winston Churchills und berichtet darüber, er habe mit ihm „to the point“ gesprochen, weil — also immer wieder Berechnung gegen Gewohnheit! — „man nur auf diese Weise bei ernsten englischen Staatsmännern — ich will nicht sagen Vertrauen erwecken, aber jedenfalls Mißtrauen und falsche Schlußfolgerungen vermeiden kann“ [84]).

In die gleiche Richtung weisen auch die englischen Gewohnheiten des äußeren Lebens. Einen offenen und wahrhaftigen Charakter nennt man „rein“ oder „sauber“. Das Bild deutet auf einen nicht nur eingebildeten Zusammenhang. Es ist kein Zufall, daß in denjenigen Staaten, die sich so oft als eine Gruppe dem kontinentalen Europa gegenüberstellen, nämlich England, Holland, Schweiz und Skandinavien, nicht nur die Straßen und Menschen, sondern auch die politischen Zustände sauber sind. Man hat den Seifenverbrauch den Gradmesser der „Zivilisation“ genannt, und das ist allerdings eine lächerliche „Engländerei“. Aber wenn man statt Zivilisation sagt „saubere Politik und Wirtschaft“, so stimmt der Satz, und man wird die Länder Europas, von England bis Polen, unter beiden Gesichtspunkten in ungefähr der gleichen Reihenfolge einordnen können. Es ist kein Zufall, daß fast alles, was das heutige Europa an Körper-

83) Spiess a. a. O. 79.
84) GP XXVII, II, 10013.

pflege entdeckt oder wiederentdeckt hat, aus England stammt. Als die Princess Royal den späteren Kaiser Friedrich heiratete, gab es nicht einmal im Schloß zu Berlin eine Badegelegenheit, und diese zu schaffen, war ihre erste Sorge. Seitdem ist die Badestube in Deutschland bis in die Bürgerhäuser gedrungen, während sie in Frankreich und Italien immer noch einen Luxus der Reichen darstellt. Aber unter den Ländern Europas ist allein in England das tägliche Bad wie auch das tägliche Rasieren Lebensgewohnheit selbst des kleinen Mannes geworden. Das ist für das militaristische Denken des Kontinents ein Greuel, denn wenn erst die körperliche Reinlichkeit zum physischen Bedürfnis geworden ist, muß der Krieg, zumal im Zeitalter des Schützengrabens, einen schon physischen Ekel erregen, der weit wirkungsvoller ist als alle moralischen oder wirtschaftlichen Erwägungen. So konnte dem Franzosen der „Poilu", d. h. der „Haarige", zum ehrfurchtgebietenden Symbol werden. Meist wird dieser Zusammenhang verkannt oder verschwiegen, aber einem Verherrlicher des preußischen Militarismus war es vorbehalten, ihn auszusprechen. Werner Sombart sagt in seinen — völkerpsychologisch unschätzbaren — „patriotischen Besinnungen": „Es hat mir weh getan, als ich in dem Bericht eines deutschen Kriegers aus dem Felde in einer Berliner Zeitung las, wie der Schreiber mit einer gewissen Ehrfurcht von den Rasierapparaten sprach, die man ganz allgemein bei den englischen Soldaten selbst in den Schützengräben fände. Das ist traurig: inmitten so großer Ereignisse Andacht haben für die Entfernung der Bartstoppeln aus dem holden Angesicht. Ein häßliches Wahrzeichen der hohlen englischen Krämerkultur scheint mir vielmehr jeder Rasierapparat in den Schützengräben zu sein [85])."

Eine bemerkenswerte Illustration zu dem Gesagten bildet der uralte schottische, später englische Nationalsport Golf. Dieser besteht darin, daß jeder Spieler seinen eigenen Ball mit kolbenförmigen Schlägern verschiedener Form derart über eine sehr große Grasfläche treibt, daß er den Ball nacheinander in eine Reihe von (gewöhnlich) 18 Löchern hineinschlägt. Gewonnen hat nach der üblichsten Spielweise, wer die geringste Anzahl von Schlägen (einschließlich Fehlschlägen!) benötigt hat. Genauer: wer die geringste Anzahl von Schlägen benötigt zu haben angibt. Denn dadurch unterscheidet sich dieser Sport von wohl allen anderen der Welt, daß der Spieler weder vom Gegner, noch

85) Händler und Helden S. 101.

— ausgenommen bei offiziellen Wettspielen — von einem Unparteiischen kontrolliert wird! Der die Schläger nachtragende Diener könnte allerdings die Schläge zählen und gegebenenfalls gegen eine falsche Angabe protestieren, doch käme sein Gegenzeugnis nicht in Betracht. Das Spiel setzt also vollkommen wechselseitiges Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des anderen, in dessen Gefeitsein gegen die wahrlich nicht kleine Versuchung der Spielleidenschaft voraus, und damit die Herrschaft des Gentlemanideals. In der Tat wird das Spiel in der angelsächsischen Welt, bisher wenigstens, nur von den wohlhabenden Klassen, neuerdings auch den Frauen, und außerhalb jener Welt nur wenig gespielt. Ich weiß wohl, daß dies nicht der einzige Grund ist, warum im Gegensatz zu anderen angelsächsischen Sports dieser auf seinen ursprünglichen Kulturkreis beschränkt geblieben ist, aber jedenfalls genügt dieser Grund, um seine — mehrfach versuchte — Einbürgerung etwa auf dem europäischen Kontinent undenkbar zu machen. Gewiß gibt es auch hier Menschen genug, die der Versuchung, zu mogeln, widerstehen würden, aber, dies ist das Entscheidende, wer würde ihnen blindlings vertrauen? Auch im übrigen zeigt dieser Sport die angelsächsischen Eigentümlichkeiten: er setzt Ausdauer, Geduld, Kraft und Geschicklichkeit voraus, aber wenig Wissen, da die Theorie des Spiels nur in Ansätzen entwickelt und zur vollen Beherrschung desselben nicht erforderlich ist; er verlangt genaueste Anpassung an den Einzelfall, da von der Lage des Balles die Wahl des Schlägers und die Art des Schlages abhängt, aber jede Vorausberechnung der künftigen Schläge (über den nächsten hinaus) ist unmöglich; er ist der reinste Typ jener Sports, bei dem es nur auf das Übertreffen, nicht das Überwinden des Gegners, ankommt, indem jeder Spieler isoliert für sich spielt, und eine Behinderung oder Überlistung des Gegners oder irgend eine Rücksichtnahme auf ihn überhaupt nicht in Frage kommt, wohingegen die Unterhaltung der Spielplätze fast stets Sache einer wohlhabenden und großen Gemeinschaft ist. Golf bildet den genauen Gegensatz zum Schach, bei dem das wechselseitige Vertrauen und überhaupt jede moralische Qualität wie auch jede physische völlig ausgeschaltet ist, und alles ankommt auf Verstand sowie auf theoretisches abstraktes Wissen, das längst die Feinheit einer Wissenschaft erlangt hat, auf möglichst weite Vorausberechnung, auf Verbergung der eigenen, Erraten der fremden Absichten, unter möglichster Behinderung und listigster Irreführung des Gegners, und mit dem Ziele, ihn matt zu setzen.

„Golf und Schach" könnte ein Buch heißen, das englische und kontinentale Politik vergleichen wollte, und vielleicht schreibt man es noch einmal. Es ist kein Zufall, daß die englischen Politiker im Golf die gewöhnliche Erholung suchen und so viel begeisterte Spieler unter ihnen zu finden sind[86]). Hierzu gehören Asquith, Lloyd George, Kitchener, Winston Churchill, Bonar Law, der allerdings auch Schachspieler war, und vor allem der Golfchampion Lord Balfour, der auch viele gelehrte Bücher geschrieben hat, wobei ich nicht weiß, worauf er mit größerem Stolz blickt, ob auf „Die Grundlagen des Glaubens" oder seine Spielerfolge.

Noch eine andere englische Sitte sei in diesem Zusammenhang erwähnt: die Gastfreundschaft. Ich verweise auf ein treffendes Allgemeinurteil, das wir Prinz Heinrich verdanken. Von einer Reise nach England, wo er gegen die Flottenverständigung gearbeitet hatte, zurückgekehrt, sagte er am 12. März 1910 in einer Hamburger Rede, die Fundamente des englischen Wesens seien „Gastfreundschaft, Liebe, Offenheit"[87]). Die auf den ersten Blick auffällige Zusammenstellung ist richtiger, als der Redner selbst geahnt haben wird. Es ist oberflächlich, von der berühmten englischen Gastfreundschaft so zu reden, als wäre sie etwas Angenehm-äußerliches in der Art eines guten Weinkellers. Gastfreundschaft ist einfach die normale und fast die einzige Form der Betätigung der Menschenliebe unter Gleichgestellten; und wenn wir uns noch einmal den Scherz machen dürfen, das Moralische „more arithmetico" zu traktieren, so können wir sagen, daß das Verhältnis der Zahl der Gastzimmer zu den Zimmern überhaupt das Maß der Menschenliebe bestimmt, die in einem Volke betätigt wird. Dann würden England (und Amerika) weitaus an der Spitze marschieren. Und wenn die Gastfreundschaft sich nicht nur auf den Tisch, sondern auch auf das Bett bezieht — was auf dem Kontinent auf große Intimität schließen läßt, während es drüben gar nichts besagt — so ist das nur unter der Voraussetzung einer Offenheit im Verkehr der Menschen untereinander möglich, die für uns erstaunlich ist. Ich bin schon im Frühjahr 1924 Hausgast eines amtierenden Kabinettsministers gewesen, und ein anderer mir bekannter Deutscher sogar schon 1920 oder 21.

Was die Offenheit im Reden ist, das ist im Handeln die Loyalität, d. h. das Handeln im Geiste eines friedlichen Verhältnisses, namentlich die Redlichkeit in der Ausführung eines Vertrages.

86) Sil-Vara, Englische Staatsmänner (1916) 29 f., 62, 79, 187 f.
87) GP XXVIII, 10376, Anm. ** zu S. 306.



Beiden Eigenschaften ist gemeinsam der Verzicht auf das Überlistenwollen, beide vereint kennzeichnen den Menschen, auf den man sich in Wort und Tat verlassen kann. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir in Einzelurteilen über die englischen Politiker außer der Offenheit oder an ihrer Statt immer wieder die Loyalität angegeben finden. Ich setze einige Aktenzeugnisse für beides hierher. Sie sind für den normalen Geist der englischen Politik viel beweisender als das gewiß nicht zu verteidigende Verhalten der englischen Regierung vor, in und nach Versailles, also während der Kriegspsychose.

So zeichnet Bülow sich 1899 in Windsor auf: „Chamberlain ist der moderne Kaufmann, sehr bestimmt, sehr nüchtern, sehr skrupellos, sehr auf seinen Vorteil bedacht, aber dabei doch reell, weil er weiß, daß ohne Reellität sich keine großen Geschäfte machen lassen [88])." Hier gehen in erheiternder Weise das mitgebrachte Vorurteil und die neu gewonnene Erkenntnis durcheinander; denn wie kann ein Kaufmann zugleich „reell" und doch „sehr skrupellos" sein? Seine Aufzeichnungen bergen denn auch manche Beispiele der ersten, aber keines der zweiten Eigenschaft. Daß auch Edward VII. durch „große Offenheit" bei Bülow Staunen erregte — er kündigte seine Zukunftspläne an! — geht aus einem Bericht des Kanzlers an den Kaiser hervor [89]).

Aber kommen wir zu den lebenden Politikern, zugleich unseren Kriegsgegnern. Von Haldanes', des damaligen Kriegsministers, Loyalität gibt eine schöne Probe ein Telegramm Tschirschkys an Metternich vom 4. September 1906 kurz vor Beginn der 2. Haager Friedenskonferenz über ein Gespräch mit dem Briten, in dem dieser bereits so handelt, wie man es von loyalen Teilnehmern an einer Friedenskonferenz erwarten muß. „Er meinte, es werde im Haag vor allem darauf ankommen, zu vermeiden, daß Deutschland etwa den anderen dort vertretenen Staaten gegenüber isoliert werde, und er werde dies Sir Edward Grey gegenüber noch besonders hervorheben [90])." Ein merkwürdiger Plan aus dem Munde eines englischen „Einkreisungspolitikers", der mit Asquith und Grey das zur Vernichtung Deutschlands verschworene „imperialistische Trio" gebildet haben soll! Da wird wohl Staatssekretär v. Schoen eher

88) GP XV, 4398.

89) GP XIX, I, 6038 vom 26. Juli 1906.

90) GP XXIII, I, 7816.

recht gehabt haben, der ihn „sehr deutschfreundlich" nennt[91]), und der Botschafter Graf Metternich, der ihn als „unseren Freund" bezeichnet[91a]). Hätten die deutschen Einkreisungspolitiker nur den darin auch an unsere Adresse gerichteten Rat befolgt! Der richtige realpolitische Denker — vgl. z. B. Treitschke, Politik I, 96 — wird freilich die Stelle so auslegen, daß der schlaue Haldane, wohl wissend, daß wir wohl wußten, daß jeder Engländer, also auch er, ein Heuchler sei, damit gerechnet habe, wir würden annehmen, er habe das nur gesagt, weil er damit gerechnet habe, wir würden glauben, daß er das Gegenteil für Deutschland nützlich halte, und würden also dies auch tun, so daß der Sohn des perfiden Albion versucht habe, den deutschen Michel zu verführen, daß er sich isoliere, und doch selbst zugleich im Lichte des uneigennützigen Pazifisten dazustehen!

Bemerkenswert ist sodann, daß Grey gerade für das „einzukreisende" Berlin einen Mann wie Sir Edward Goschen auswählte. Über ihn schrieb der Staatssekretär v. Schoen 1908 an Bülow, er sei „kein bedeutender Diplomat, aber ein Mann, der von jedem Vorurteil gegen Deutschland frei ist, ohne jegliche Neigung zu Intriguen, ein offener, ehrlicher Charakter"[92]).

Hören wir endlich einige deutsche Urteile über den „britischen Macchiavelli", über Sir Edward Grey selber. Erstaunlich! Auch bei ihm, und gerade bei ihm, werden immer die Eigenschaften hervorgehoben, die mit den Intriguen der Einkreisungspolitik unvereinbar waren. Schon aus der ersten Zeit seiner Ministertätigkeit heißt es in einem Schreiben Metternichs an Bülow: „Ich schicke voraus, daß Sir Edward Grey auf mich den Eindruck eines geraden, offenen Mannes macht, von dem man weiß, was man an ihm hat[93])." Und bald darauf: „Vor allem aber wird er keine hinterlistige, sondern eine gerade und offene Politik betreiben[93a]). Damit steht es nicht im Widerspruch, wenn Metternich zwei Jahre später — nach der 2. Haager Konferenz! — ihn „einen ehrlichen und friedlichen Gegner, aber einen Gegner" nennen muß[94]). Vielleicht noch ehrenvoller ist es, wenn Metternich an das Auswärtige Amt

91) GP XXIV, 8171 vom 20. November 1907.
91 a) GP XXVI, II, 9570 vom 25. Oktober 1909.
92) GP XXIV, 8224.
93) GP XXI, I, 6923 vom 3. Januar 1906.
93 a) GP XX, I, 7191 vom 31. Juli 1906.
94) GP XXIV, 8219 vom 1. August 1908.

schreibt, er wisse, „daß Sir E. Grey Argumentationen zugänglich ist und sie möglichst unparteiisch abzuwägen sucht“[95]). Ebenso schrieb Bethmann Hollweg über eine Indiskretion, die angeblich der britische Botschafter in Petersburg begangen hatte, an Metternich: „Ich möchte bei dem ehrenhaften Charakter Greys annehmen, daß er Nicolson überhaupt nicht informiert hat[96]).“

Früher hat man auf deutscher Seite auch offen zugegeben, was man sich längst insgeheim zugeflüstert hatte. So sprach Bethmann Hollweg einst im Reichstag Grey anläßlich seiner Tätigkeit bei den Balkanwirren den Dank Europas und Deutschlands aus „für die außergewöhnliche Hingabe und den Geist der Versöhnlichkeit, mit denen er . . . immer wieder Gegensätze zu vermitteln verstanden hat“. Das war am 2. Dezember 1912. Aber am 2. Dezember 1914 erklärte in demselben Reichstag derselbe Bethmann Hollweg mit all dem Pathos, das er so gut beherrschte, Greys Tätigkeit während der neuen Balkankrise von 1914 so, „daß das Londoner Kabinett diesen Weltkrieg, diesen ungeheuerlichen Weltkrieg, kommen ließ, weil ihm die Gelegenheit gekommen schien, mit Hilfe seiner politischen Ententegenossen den Lebensnerv seines größten europäischen Konkurrenten auf dem Weltmarkte zu zerstören“. (Ich zitiere hier wie sonst Äußerungen aus der Kriegszeit nur dann, wenn sie noch heute im Umlauf sind, und wenn sie die Urheber nicht später zurückgenommen haben.) In Wahrheit hat sich Grey 1914 genau so betragen wie 1912, genau wie damals offen, redlich, unermüdlich bis zuletzt für den Frieden und nur für den Frieden gearbeitet. Ich will auf diese Behauptung, die nicht in Kürze behandelt werden kann, hier um so weniger eingehen, als ich sie in meinem demnächst erscheinenden amtlichen Reichstagsgutachten über die Kriegsschuldfrage[97]) erwiesen zu haben glaube. Statt dessen sei auf das Gesamturteil des Mannes verwiesen, der Greys Bemühungen aus nächster Nähe beobachtet und geteilt hat. Unser damaliger Botschafter Fürst Lichnowsky sagt in seiner bekannten Denkschrift von 1916, in der er die Schuldlosigkeit der englischen Regierung am Kriegsausbruch erwiesen hat, über Grey: „Die Einfachheit und Lauterkeit seines Wesens verschafften ihm auch die Achtung seiner Gegner, die mehr

95) GP XX, I, 7100 vom 13. März 1906.

96) GP XXVIII, 10364 vom 15. November 1909.

97) § 31. Vgl. vorläufig die vorzügliche Schrift von G. Murray, The foreign policy of Sir E. Grey 1906—1915 (1915).

auf dem Gebiete der inneren als der auswärtigen Politik zu suchen waren. Lügen und Intriguen sind ihm gleichmäßig fern[98])."

Man lasse mich noch zwei unscheinbare, aber höchst bemerkenswerte Züge dafür anführen, wie Grey selbst die leichteste Abkehr von der strengen Wahrhaftigkeit, wo sie ihm hätte nützen können, stolz, oder sagen wir besser: gelassen, verschmähte. Aus einem Bericht vom 20. April 1907 ersehen wir, was der Londoner Geschäftsträger von Stumm gewagt hat, Grey aufzubinden, und welche Erfahrung er mit ihm gemacht hat. Es handelte sich um die Vorbereitung der 2. Haager Konferenz, deren Befassung mit der Abrüstungsfrage Deutschland bekanntlich durch die Erklärung verhindert hatte, es würde an einer solchen Diskussion nicht teilnehmen. Er sagte nämlich, „daß wir den Abrüstungsbestrebungen durchaus sympathisch gegenüberständen [!], und daß wir nicht daran dächten, der Erörterung der Frage auf der Konferenz irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu legen [!] . . . Ich sei im übrigen vollkommen davon überzeugt, daß die Idealisten, die in England für die Abrüstungsidee eintreten, von den besten und aufrichtigsten Absichten erfüllt seien. Es seien dies aber keine praktischen Politiker, und ich bäte ihn, mir zu sagen, ob er persönlich wirklich davon überzeugt sei, daß auf der Konferenz ein positives Resultat in der Frage zu erzielen sei. Es zeugt für die Geradheit und Offenheit des Ministers, daß er es verschmähte, meine Frage zu bejahen, sondern sich enthielt, auf dieselbe zu antworten"[99]). In der Tat: welcher festländische Diplomat hätte auch nur einen Augenblick gezögert, entweder mit verbindlichem Lächeln seinen eigenen Optimismus zu bekunden, oder sarkastisch zu erwidern, daß die Chancen doch nicht so schlecht sein könnten, da die größte Militärmacht der Abrüstung so viel Wohlwollen entgegenbringe. . . . Aber Grey, wie Stumm richtig beobachtete, Grey „verschmähte" es. Er war lieber stumm als Stumm.

Ich kann eine ähnliche Erfahrung mit Grey erzählen. Im Frühjahr 1924 hatte ich ein langes Gespräch mit ihm über seine Politik vor Kriegsausbruch, und er beantwortete mit rührender Geduld und Sachlichkeit — wie wenn es sich um einen gänzlich fremden Dritten handelte — alle meine Fragen, die sich auf die gegen ihn von anderen, und zum Teil auch von mir, erhobenen Vorwürfe bezogen. Ich fragte

98) Meine Londoner Mission S. 30 f.
99) GP XXIII, I, 7927 vom 20. April 1907 an Bülow.



u.a., warum er in seiner Unterhausrede vom 3. August bei Verlesung seines Briefes an Paul Cambon von 1912 über die englisch-französischen Abmachungen den Schlußsatz weggelassen habe. Er sagte, daß hieraus auch in England ein Vorwurf gegen ihn gemacht worden sei, daß er sich aber der Auslassung nicht bewußt gewesen sei, und auch nicht wüßte, warum er sie begangen habe. Ich erwiderte, ich glaubte, den Grund erraten zu können; er sei, nach Ausweis des Verhandlungsberichts, von einem Mitglied durch eine Frage unterbrochen worden, die er beantwortet habe, und darauf habe er die Beendigung des Briefes vergessen. Lord Grey war diese Tatsache neu, und ich glaube, es gibt keinen festländischen Diplomaten, der nicht mit Vergnügen einen so einleuchtenden und überdies nie als falsch zu erweisenden Erklärungsgrund aufgegriffen hätte. Aber Grey verschmähte selbst diese Abweichung von der strengsten Aufrichtigkeit und begnügte sich zu sagen: „Es kann so gewesen sein, aber ich kann nur wiederholen, daß ich den Grund nicht kenne." Ich war gespannt, wie er die Sache in seinen 1½ Jahre später erschienenen Erinnerungen darstellen würde, und siehe, dort drückt er sich noch zurückhaltender aus: „Es mag sein, daß die Unterbrechung der Verlesung des Briefs, so nahe dem Ende, eine zufällige Auslassung bewirkte, oder vielleicht glaubte ich, daß der letzte Satz unerheblich sei, da er Sinn und Hauptzweck des bereits Verlesenen nicht berührte. Ich kann es nicht sagen[100])."

Grey geht natürlich auch auf den ihm von innerpolitischen Gegnern in England gemachten Vorwurf ein, daß er jene durch die deutsche Schlachtflotte in der Nordsee unvermeidlich gewordene militärische Verständigung mit Frankreich — seit 1906 — hinter dem Rücken des Kabinetts getroffen habe. Er gibt mit vollkommener Offenheit und ohne den kleinsten Versuch zu machen, die so naheliegenden Entschuldigungen vorzubringen, zu, daß er die Tragweite dieser Besprechungen „bei größerer Erfahrung" besser übersehen hätte[101]). Überhaupt zeugen seine Erinnerungen in jedem Kapitel von dem ernsten Ringen dieses Mannes um Selbsterkenntnis und Gewissensprüfung, von eigenen leicht entschuldbaren Fehlern, die redlich zugegeben werden, von schweren Verfehlungen auf der Gegenseite, die ohne Groll besprochen werden, und nur von großen Taten, eigenen wie fremden, hat dies Buch keinen Anlaß zu berichten. Unter

100) Twenty-five years II, 16.
101) Ebenda S. 85.

den Staatsmännern der neueren Geschichte gibt es viele, die klüger, kenntnisreicher, tatkräftiger, ideenreicher gewesen sind, keinen, der ihn an Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Friedfertigkeit und Vornehmheit übertroffen hätte. Von deutschen Staatsmännern kann nur Caprivi, der überhaupt einige englische Züge hat, darin neben ihm einigermaßen bestehen. Gerade Grey aber ist, wie nie ein englischer Staatsmann, von deutschen Gelehrten und Politikern mit Schmutz beworfen worden. Unser angesehenster Historiker, ein Mann abgeklärten Urteils, schrieb bei Kriegsausbruch gegen den „scheußlichen" Grey; Wilhelm II. tobte über den „Halunken", den „gemeinen Täuscher", den „gemeinen Hundsfott" [102]); und der mit gewaltigen Mitteln arbeitende „Arbeitsausschuß deutscher Verbände", der die ganze deutsche Unschuldspropaganda leitet, stellt Grey noch heute als Mann hin, für den Lügen und Fälschungen „bezeichnend" sind, freilich zugleich auch als beschränkten Schwächling [103]). Wie werden wir das Unrecht gutmachen können, das wir an seinem Namen verübt haben?

Ich bin auf das Problem Grey näher eingegangen, weil er bei uns wie in England mit Recht als typischer Engländer gilt, und weil der Deutsche, wenn er über den Geist der englischen Politik urteilt, in erster Linie erbittert an den denkt, der sie die Schicksalsjahre 1905 bis 1916 hindurch so tief beeinflußt hat. Ich kann nicht hoffen, daß meine kurzen Worte ein so eingewurzeltes Vorurteil überwinden, und ich muß sogar, im Gegensatz zu dem bisher Gesagten, das Folgende hinzufügen. Jener ihm so oft gemachte Vorwurf, die „Verpflichtungen" Englands gegen Frankreich im Parlamente abgeleugnet zu haben, geht insofern fehl, als es, wörtlich genommen, keine Verpflichtungen waren. Es ist nicht Greys Schuld, wenn in seine immer ganz präzisen Worte mehr hineingelegt wird, als drin steht. Wieder hat Metternich diese Seite richtig angedeutet, wenn er am 17. Dezember 1910 an Bethmann Hollweg schrieb: „Sir Edward Grey ist kein Mann, der aus Opportunitätsgründen Hoffnungen zu erwecken sucht, an die er selbst nicht glaubt, oder der mehr verspricht, als er zu halten gedenkt [104])." Aber Tatsache ist, daß jene Beziehungen allmählich via facti annähernd die Kraft von Verpflichtungen an-

102) Deutsche Dokumente zum Kriegsausbruch II, Nr. 368 vom 29./30. Juli 1914.

103) Der Weg zur Freiheit 6 (1926) 17. Katechismus zur Kriegsschuldfrage (1926) 31, 92, 96, 132 f.

104) GP XXVIII, 10427.

genommen hatten, und daß seine Erklärungen dies nicht erkennen ließen, also irreführten. Doch sie waren durch Interpellationen abgenötigte Erklärungen; und im englischen Parlament besteht die bewunderungswürdige und segensreiche, aber auch mißbräuchliche und gefährliche Einrichtung, daß jeder einzelne Abgeordnete dem zuständigen Minister jede beliebige Frage vorlegen kann. Infolgedessen sind die englischen Minister viel öfter als andere Sterbliche in der Lage, Notlügen begehen zu müssen, wenn sie nicht andere Pflichten und die höchsten anvertrauten Interessen preisgeben wollen. Daher ist in Westminster die Kunst, auf unbequeme Fragen ausweichende oder irreführende Antworten zu geben, bis zur Virtuosität ausgebildet, und gewiß wird mancher Engländer es im Hinblick hierauf erstaunlich finden, daß hier die Aufrichtigkeit gerade als Kennzeichen der eigenen Politik hingestellt wird. Es wird aber kein billig Denkender den entscheidenden Unterschied verkennen zwischen einer von dritter Seite provozierten und zur Wahrung höherer Güter begangenen Notlüge und der aus eigener Initiative entsprungenen, womöglich lediglich egoistischen oder kollektivegoistischen Interessen dienstbaren Tendenzlüge. „Ask me no questions and I'll tell you no lies," sagt ein schon von Schopenhauer gerühmtes englisches Sprichwort [104a]). In den gesamten deutschen Akten habe ich nicht einen einzigen erwiesenen Fall einer englischen Tendenzlüge finden können, trotz alles Suchens.

Mit der Offenheit über eigene Pläne und Meinungen, die man als „Offenherzigkeit" bezeichnen könnte, ist natürlich eng verbunden eine andere Form der Offenheit, die besser „Rückhaltlosigkeit" heißt. Rückhaltlos haben in zahlreichen Fällen die englischen Politiker auch gegenüber dem Verhandlungsgegner Interna des Kabinetts preisgegeben, namentlich Fehler und Sünden ihrer Kollegen, oder die Mängel englischer Einrichtungen dargelegt. Über dieses bei mangelnder Gegenseitigkeit höchst irrationale Verfahren soll hier, da es besser in das große Kapitel der englischen „Sachlichkeit" gehört, nicht gesprochen werden. Aus Raummangel müssen wir es uns versagen, drei andere Fälle der mangelnden Rationalität in der Wahl der politischen Mittel hier zu behandeln: die im Vergleich zum Kontinent unbeholfene Art der diplomatischen und militärischen Spionage, die Zurückhaltung in der Beeinflussung der Presse, namentlich in der Pressekorruption, und die verhältnismäßig geringe Ausbildung der unpersönlichen, amtlichen Lüge in Kriegs- und

104 a) Werke (Reclam) III, 605.

Friedenszeiten. Daß England als einziger Staat unter den Kriegführenden sein Weißbuch nicht verfälscht hat, habe ich schon an anderer Stelle gezeigt [105]). Wir müssen aber hier zur Abrundung des Bildes mit wenigen Beispielen die nachlässig-unbürokratische Art der Geschäftsführung illustrieren, die — immer im Vergleich zum Kontinent geurteilt — drüben noch heute vorkommt, wenn natürlich auch dort wie überall die bürokratische Rationalisierung des politischen Betriebs Fortschritte macht.

So sei erwähnt, daß der Marquis of Curzon in England als das Muster geschäftlicher Pedanterie galt; er hatte ja auch in den vielen hohen Ämtern, die er bekleidete — Vizekönig von Indien (1898—1905), Außenminister (1919—1924) — reichliche Gelegenheit, sie zu betätigen. Jetzt sehen wir in einem Briefe an die Times (vom 17. März 1926) den Bearbeiter seines Nachlasses, Ronaldshay, Curzons Bekannte um leihweise Hingabe seiner Briefe ersuchen, da er „selten Abschriften seiner eigenen Briefe zurückbehielt"!

Ein anderer Fall. Der erste Admiralitätslord Tweedmouth ließ sich 1908, durch des Kaisers bekanntes Schreiben an ihn, verführen, diesem als Antwort das englische Schiffsbauprogramm einzusenden, das er dem eigenen Parlamente erst in der nächsten Woche vorlegen wollte [106])! Der Kaiser — vielleicht nicht sehr königlicherweise — wollte es sofort veröffentlichen, aber Bülow riet ab, denn es sei „eine vorzeitige Mitteilung über englische Flottenvorlage. Das könnte in England unangenehme Angriffe gegen die Regierung hervorrufen, deren ungeschwächter Fortbestand für uns wünschenswert ist" [107]). So mußte also der Deutsche den Engländer gegen die Folgen seines Leichtsinns schützen.

Auch Edward VII., der in Deutschland als der König der englischen Diplomaten angesehen wird, und der in der Tat, als Koburger, nicht ohne Feinheit war, ist hier zu nennen: bei einem Besuche bei seinem kaiserlichen Neffen händigte er einfach die ihm vom Foreign Office übergebenen Richtlinien für die zu führenden Gespräche aus — offenbar, um die lästigen Unterhaltungen zu sparen! So kamen sie unter die Akten des deutschen Auswärtigen Amtes! Das paßt gut zu dem, was Lord Grey von Edwards, in Deutschland so berüchtigten, Auslandsreisen sagt. „Mein Eindruck war, daß König Edward diese Besuche Freude machten, und er gewiß nicht den Wunsch hatte,

105) Friedenswarte (1926) 11 ff., 41 ff.
106) GP XXIV, 8182.
107) GP XXIV, 8191.

seinen eigenen Anteil daran zu verderben, indem er sich tief in die Politik einließ. Er wünschte jemanden bei sich zu haben, an den er Souveräne oder Außenminister verweisen konnte, wenn sie ernste politische Unterhaltungen pflegen wollten. Zu diesem Zwecke ging Hardinge mit[108])." Aber dies geht, wie mir genaue Kenner des Königs in England und Deutschland versichert haben, zu weit. Wo er es für möglich hielt, die großen Linien der Politik persönlich zu beeinflussen, da tat er es auch, namentlich in Frankreich. In Deutschland, d. h. mit Wilhelm II., Politik zu treiben, darauf hat er allerdings verzichtet. Unsere Akten enthalten einen schlagenden Beweis dafür. Bei des Königs Besuch in Berlin 1909 sagte er zu seinem Neffen, wie dieser selber mit Genugtuung berichtet: „Ich glaube keinen Augenblick, daß Ihr etwas gegen uns plant. Das ‚Wettrüsten' ist eine ganz abgeschmackte Vorstellung, die Lage ist mir ganz klar, ich bin keineswegs beunruhigt, es ist alles Gerede und wird vorübergehen[109])." In Wahrheit war Eduard bekanntlich von tiefstem Mißtrauen gegen seinen Neffen erfüllt. Dies dem Wirte zu offenbaren, ging natürlich nicht an. Um über dieses lästige Gespräch fortzukommen, adoptierte er die deutsche These, im Gegensatz zu der Politik der eigenen Regierung, die gerade ein neues Flottengesetz vorbereitete, und zu der öffentlichen Meinung des eigenen Landes, in dem gerade Flottenpanik herrschte. Sehr „diplomatisch" war dies Verfahren gerade nicht! Noch weniger war es sein Verhalten bei der Beerdigung Kaiser Friedrichs, als er Herbert Bismarck (!) sondierte, ob nicht der Augenblick gekommen sei, das 1864, 1866 und 1871 begangene „Unrecht" gutzumachen[109a])!

V.

Wir kommen zur Irrationalität der Zielsetzung. Worin sie besteht, kann man sich wie immer am Gegensatz einer streng rationalen Zielsetzung klarmachen. So sagte Reichskanzler Luther am 27. Januar 1926 im Reichstag bei Verteidigung seines Regierungsprogrammes: „Bevor ich einen Vertrag abschließe, versuche ich selbstverständlich, bis zur äußersten Grenze des nach Lage der Verhältnisse Möglichen meine Interessen wahrzunehmen. Ich wäre ein schlechter Sachverwalter meines Volkes, wenn ich

108) Twenty-five years I, 151.
109) GP XXVIII, zu 10260 vom 11. Februar 1909.
109a) Lee a. a. O. 647.

anders verführe. („Sehr richtig' in der Mitte) [110])." Aber gerade das Gegenteil von dem, was jedem kontinentalen Staatsmann als „selbstverständlich" erscheint, scheint dem englischen so. Nicht Vergewaltigung des anderen Teils, sondern Verständigung mit ihm schwebt ihm von vornherein als Ziel vor, so daß sein „Ziel" eben in der nur halben Erreichung des Möglichen besteht. Darum ist der Abschluß eines „Kompromisses", der auf dem Kontinent und namentlich in dem prinzipienfesten Deutschland als „kompromittierend", als unehrlich, feig, schwächlich gilt, in England geradezu Ehrensache, darum hat gerade der als „Honest John" bekannte John Morley den berühmtesten seiner politischen Aufsätze unter dem Titel „On Compromise" erscheinen lassen (1886). Freilich ist nicht jede Verständigung als irrational zu bezeichnen. Es gibt solche, von denen, wie von den meisten Handelsgeschäften, das Wilhelm-Busch-Wort gilt: „Bescheidenheit ist das Vergnügen an Dingen, die wir doch nicht kriegen"; es gibt andere, wo ein z. Z. erreichbares Ziel geopfert wird, weil man fürchtet, daß der Gegner auch einmal an die Macht kommen, und dann ebenso rücksichtslos handeln könnte. Bei diesen Verständigungen bewegt man sich immer in der Richtung auf das Ziel und handelt deshalb rational. Dieser Art sind sicher die englischen Kompromisse sehr oft. Irrational wird ein Kompromiß erst in dem Maße, als er freiwillig aus dem Bewußtsein heraus erfolgt, daß auch das Ziel des anderen Teils relativ berechtigt ist, und deshalb der Kompromiß ein geringeres Unrecht darstellen würde als die Erreichung des Erreichbaren. Dieser Relativismus ist in England sowohl als philosophische Theorie wie als politische Praxis ungemein verbreitet, während er sich in Deutschland gerade da findet, wo er nicht hingehört, in der Rechtspflege, in der Neigung so vieler Richter zu „Zwangsvergleichen". Auf ihm beruht die für unsere Begriffe paradiesische Friedlichkeit der inneren Parteikämpfe in England; die nur in den angelsächsischen Ländern bodenständige Neigung, außenpolitische Zwistigkeiten durch das Schiedsgericht auszutragen; die nur hier anzutreffende Begeisterung für den Völkerbund, der in England als „Round Table" angesehen wird, d. h. als Mittel, durch Aussprache zur Verständigung zu gelangen (nicht, wie in der kontinentalen Theorie, als Schwert, das den Rechtsbrecher schrecken und bändigen soll); die relativ vornehmen Formen der Polemik in Parlament und Presse; der freundschaftliche Verkehr der Politiker verschiedener Richtungen untereinander; die

110) Stenogr. Berichte S. 5172.

Sicherheit vor dem Ausbruch von Revolutionen, die ja immer das Gefühl einer ungerechten Behandlung voraussetzen, und der Mangel an politischen Attentaten (im eigentlichen Großbritannien, nicht in Irland). „Solange wir alle zusammen lunchen," sagte mir ein englischer Politiker, „wird es in England keine Revolution geben, denn mit wem ich gestern geluncht habe, auf den kann ich nicht heute schießen." Unbegreiflich und abstoßend ist dem Engländer deshalb das gerade entgegengesetze Verhalten, die unser politisches Leben beherrschende Bismarcksche Gewohnheit, im Gegner einen „Vaterlandsfeind" zu sehen, also einen schlechten Kerl; bei dieser Denkweise ist ein Kompromiß natürlich nicht nur irrational, sondern ein Unrecht, denn mit dem Verbrechen kann es keinen Kompromiß geben, sondern nur Kampf bis aufs Messer. Dies alles erscheint dem Engländer schon vom sportlichen Standpunkt aus, den er nie ganz verläßt, unerträglich; denn wenn man auch im sportlichen Kampfe auf Sieg und nicht auf Vergleich ausgeht, so setzt doch der Kampf die vollkommene gleiche Achtung der beiden Gegner voraus.

Es sind dies unbestreitbare Tatsachen, auf die ich nicht länger eingehen will, weil ich hier nicht gegen ein Vorurteil zu kämpfen habe. Es gibt sogar ein vielgelesenes deutsches Schulbuch „Modern English problems", das mit einem Aufsatz des Amerikaners Price Collier über England als „The Land of Compromise" anfängt[111]). Daß ein „Krämervolk" zu Kompromissen neigt, also zu halber Preisgabe eines Zieles, wird ein „Heldenvolk" gern, und verächtlich, zugestehen. Wohl aber stehen die größten Vorurteile der Behauptung entgegen, daß die Zielsetzung der englischen Politik ebenso oft in einem noch viel krasseren Sinne irrational ist, nämlich darin, daß sie sich überhaupt kein Ziel, genauer: kein konkretes Ziel setzt.

Diese Eigenart der englischen Politik ist eine völlig andere, als es die der deutschen in der Epoche des Zickzackkurses war: als man das Ziel fortwährend wechselte, oder vielmehr stets mehrere miteinander unvereinbare Ziele verfolgte. Das war auch eine Irrationalität — dem Ziele, keineswegs den Mitteln nach — aber in England hat man wirklich kein über die augenblicklichen Bedürfnisse hinausgehendes konkretes Ziel. Ein abstraktes Ziel hat man natürlich, da man ja sonst überhaupt nie zu einer Entscheidung hätte gelangen können. Aber dies abstrakte Ziel war für das moderne England einfach: Frieden, Frieden in Ehren, noch nicht: Frieden um jeden Preis, wohin heute die englische Politik sich zu entwickeln scheint.

111) Montgomery, I, 2. Aufl. (1923).

Das ergab sich von selbst, nicht nur aus der moralisch-religiösen Grundeinstellung, nicht nur aus der Abwesenheit eines großen Berufsheeres, das mit der Parlamentherrschaft als unvereinbar erachtet worden wäre, sondern aus dem Bedürfnis des Geschäftslebens. Daher waren die Geistlichkeit aller Kirchen und Sekten einerseits, die Parlamentarier anderseits, und schließlich City und Lancashire in allen Friedensbestrebungen führend beteiligt. Aber irgend ein Programm, wie nun der Friede zu wahren sei, bestand nicht. Das folgt schon daraus, daß die englische Politik, namentlich auch die auswärtige, seit dem 17. Jahrhundert Parteipolitik gewesen ist, und also mit den Parteien wechselte, soweit nicht in jenem Friedensziele ein überparteilicher Gesichtspunkt gegeben war. Es ist insbesondere eine ganz veraltete, aber nicht umzubringende Vorstellung, daß England noch in der uns hier beschäftigenden Epoche der Demokratie, seit der Wahlreform von 1867, das Programm der „balance of power" befolgt habe. Von 1871 ab war ein volles Menschenalter hindurch Deutschland schon allein, und nun erst als Haupt des Zwei- und Dreibundes die weitaus stärkste Macht Europas, und trotzdem hat sich England bekanntlich während der ganzen Zeit, mit geringen Schwankungen, zu Deutschland, und also gegen seine Erbfeinde Frankreich und Rußland gestellt, eine Haltung, die sich zuletzt in dem dreimaligen Bündnisangebot äußerte. Erst als dessen Ablehnung zusammen mit dem Flottenbau und den Ausbrüchen des Englandhasses im Burenkrieg auf eine bedrohliche Gesinnung Deutschlands schließen ließ, ging England auf die andere Seite über, ohne freilich auch damit ein Kräftegleichgewicht zu erreichen; denn der Verlauf des Weltkrieges hat ja bewiesen, daß Deutschland mit Österreich-Ungarn stärker war als ganz Europa zusammengenommen, und ohne die amerikanische Wirtschafts- und später Waffengegnerschaft gesiegt haben würde. Wenn also überhaupt keine „balance of power" erzielt wurde, dann kann sie auch nicht als Kriegsinstrument gedient haben, wie sie ja oft in Deutschland aufgefaßt wird, z. B. von Lepsius in seinem Punkt A 3: „Das europäische Gleichgewicht ist so zu gestalten, daß England jederzeit in der Lage ist, für diejenige Mächtegruppe, deren Unterstützung seinem jeweiligen Weltinteresse dient, im Ernstfall den Ausschlag zu geben (Gleichgewichtstheorie)."

Ein anderer und andersartiger Irrtum ist es, zu glauben, der Imperialismus sei das Ziel der neueren englischen Politik gewesen. Natürlich weiß ich, daß es Leute in England gab und gibt, darunter Männer von größter geschichtlicher Wirkung, die sich als

„Imperialists" bezeichnen. Das heißt aber nichts, als daß sie die Befestigung des „Empire", im Gegensatz zu den Little-Englanders, für welche die Kolonien ein „Mühlstein am Halse" waren, als Pflicht und Vorteil für das Mutterland ansahen. Sie waren aber keineswegs Imperialisten im bei uns üblichen Sinne, also Männer, welche aus irgendwelchen rationalen oder irrationalen Gründen die immer größere Ausdehnung des Staates auch über seine natürlichen, historischen und völkischen Grenzen hinaus und ohne Rücksicht auf bestimmte wirtschaftliche oder politische Notwendigkeiten betreiben. Das soll freilich, nach weitverbreiteter deutscher Meinung, ein Naturgesetz, oder doch die Aufgabe jedes Staats oder jedes großen Staates sein. Nun, was England anlangt, so hat es in der ganzen neuzeitlichen Geschichte Englands niemals Stimmen gegeben, die seine Ausdehnung auf dem weitaus wichtigsten Teile der Erde, dem europäischen Kontinent, oder seine Herrschaft über andere weißrassige oder andere, der Selbstregierung fähige Völker im Ernst befürwortet hätten. Den einzigen, allenfalls zu nennenden Versuch in dieser Richtung, die Unterwerfung der Burenrepubliken, die übrigens England im strengsten Sinne des Wortes von den Buren selber „aufgezwungen" worden ist, hat das englische Volk sofort rückgängig gemacht: es hat 1905 dem unionistischen Ministerium des Sieges die größte Wahlniederlage beigebracht, von der die englische Geschichte berichtet, und den tapferen Besiegten durch den liberalen Campbell-Bannerman in großartigem Vertrauen die Freiheit zurückgegeben. Ein solcher Imperialismus hat mit dem antiken, dem germanischen oder islamischen des Mittelalters, dem napoleonischen, dem panslavischen, dem alldeutschen oder dem faschistischen höchstens den Namen gemeinsam. Ich kann hier zum Glück ganz ausnahmsweise auf ein wissenschaftliches Werk eines angesehenen deutschen Forschers hinweisen, das meine ketzerichen Ansichten teilt. Es ist die bekannte 1919 erschienene Schrift „Zur Soziologie der Imperialismen" von Josef Schumpeter, der freilich nebenbei auch Finanzminister, Bankdirektor und — Österreicher gewesen ist, und also kein Buchgelehrter. Ich begnüge mich mit diesem Hinweis auf das vortreffliche Buch, das den englischen Imperialismus einen „Imperialismus der Phrase" nennt und dem „Imperialismus der Praxis" entgegenstellt, den er in erster Linie auf das Funktionsbedürfnis einer einmal vorhandenen Militärmaschine zurückführt. Namentlich ist bedeutsam sein, eigentlich auf der Hand liegender, Nachweis, daß, entgegen dem sozialistischen Dogma, die pazifistische

Abneigung gegen den Imperialismus im Wesen des Kapitalismus liegt, und daher in den am meisten kapitalistisch durchorganisierten Ländern am stärksten ist. Diese Tendenz kann freilich überwuchert werden durch das in vorkapitalistischen Gefühls- und Handlungsgewohnheiten wurzelnde Interesse an Schutzzöllen und den durch sie ermöglichten „Kartellen, Monopolpreisen, Exportforcieren (Dumping), aggressiver Wirtschaftspolitik, aggressiver äußerer Politik überhaupt, Kriegen, schließlich auch Expansionskriegen von typisch imperialistischem Charakter" und was damit zusammenhängt [112]). Eben darum gilt dies alles nicht für ein einziges Land: das freihändlerische England. Ich füge zu Schumpeters Argumenten noch zwei hinzu. Warum hat sich gegen Frankreich, Rußland, Preußen-Deutschland so oft eine Koalition der Mächte gebildet, und niemals noch in der ganzen Neuzeit eine gegen das „imperialistische" England? (Mit der belanglosen Ausnahme der aus dynastischen Gründen erfolgten Koalition der bourbonischen Mächte Frankreich-Spanien 1761 und 1778.) Ich erkläre mir dies so, daß eben die englische Politik — wiewohl ihr Ethos sich während der aristokratischen Epoche von dem des Kontinents nicht wesentlich unterschieden hat — keine lebenswichtigen Allgemeininteressen verletzt hat, aber ich bin gespannt, wie gewisse Geschichtskonstrukteure diese ihnen bisher entgangene Tatsache erklären wollen. Zweitens: Warum hat gerade das „imperialistische" England so oft eine schon gemachte Beute freiwillig wieder preisgegeben? Was der preußische Aar einmal in seinen Fängen hält, das gibt er nicht mehr frei, hat Wilhelm II. einmal ausgerufen. Das ist sicher richtig, wenn man von den Fällen absieht, wo er dazu gezwungen wurde. Aber die heraldische Zoologie will vorsichtig gehandhabt werden, und man kann von Aar auf Leu nicht sicher schließen. Ein Raubtier ist der britische Löwe auch, aber ein großmütiges. „Hat man jemals erlebt," frug, um die geplanten Annexionen zu rechtfertigen, 1917 Otto Gierke, nicht der letzte unter den deutschen Historikern, „daß ein siegreicher Eroberer vor einem ablehnenden Plebiszit zurückgewichen ist? Man hat es nicht erlebt, und wird es auch künftig nicht erleben [113])." Nun, ich hoffe das spätestens 1935 an der Saar zu erleben, und auch Gierke hatte schon einen solchen Fall erlebt: England hatte die Jonischen Inseln, den Schlüssel zur Adria, die es 1809—14 Napo-

---

112) S. 65.

113) Unsere Friedensziele, S. 31.

leon entrissen, auf Wunsch des jonischen Parlaments, das die Vereinigung mit Griechenland beschlossen hatte, 1863—64 wieder geräumt. Ebenso hat England das 1708 eroberte Menorca, wiewohl es die wichtigsten Verbindungslinien des westlichen Mittelmeeres beherrschte, 1802 an Spanien herausgegeben. Ebenso hat England das reichste Kolonialgebiet der Erde, die Sundainseln, während der Vereinigung Hollands mit Frankreich erobert, aber nach Friedensschluß wieder zurückgegeben. Auch Frankreich hat im 1. Pariser Frieden 1814 einen Teil seines afrikanischen und amerikanischen Kolonialbesitzes wieder herausbekommen. Und hat England nicht das 1807 Dänemark weggenommene Helgoland, das Schloß an Deutschlands Türe, hergegeben — ohne die Nichtbefestigung auszumachen — den verhängnisvollsten Fehler begehend, den je ein Staat begangen hat? Gewiß hat es in allen Fällen nicht an wirtschaftlichen und anderen Interessen gefehlt, die England so handeln hießen, aber es ist ja gerade charakteristisch für einen imperialistischen Staat, daß er alle Interessen dem Streben nach neuen Machtpositionen und Landerwerb unterordnet. Wo bleibt da das „englische Weltmachtstreben"?

Man gebe überhaupt endlich dieses Wort und nun gar das allgeläufige Wörtchen „englische Weltherrschaft" auf. Wo ist die „Welt" denn, die England „beherrscht"? Europa, das waffenstarrende, gehört doch wohl auch dazu, und wird von einem Lande ohne Armee beherrscht? Während des Krieges war freilich ganz Deutschland überzeugt, daß England „niemals aus Calais herausgehen wird", und noch am 26. August 1918 legte Ludendorff dem Reichskanzler einen Friedensvertragsentwurf vor, in dem es nach dem Verzicht auf Belgien hieß: „Wir verlangen dafür unsere Kolonien und den Verzicht Englands auf Calais [113a])." Ich hatte diese deutsche Idee schon lange vorher in englischen Witzblättern gelesen. Ebenso war man nach Friedensschluß allgemein in Deutschland überzeugt, daß die Engländer „niemals aus Köln herausgehen würden". So wurde mir noch 1924 von gebildeten und ruhig denkenden Rheinländern versichert. Wie es mit der englischen „Weltherrschaft" in Amerika aussieht, braucht wohl nicht erörtert zu werden. Australien, der andere Teil der neuen Welt, ist freilich zurzeit noch britisch, aber nicht, weil es von England beherrscht wird, sondern weil es sich im Schutze des großen Bruders frei, wohl und sicher fühlt, und stolz darauf ist, ihm in der Not auch mal geholfen zu haben. Das

113 a) Payer, Vom Bethmann-Hollweg bis Ebert (1923) 278.

gilt auch von den anderen Dominions, die man bei uns so gern als „Kolonien" betrachtet, namentlich von Südafrika, wo die nach dem Siege so hochherzig behandelten Burenrepubliken von einer englischen „Herrschaft" schon lange nichts mehr wissen. Der südafrikanische wie auch der kanadische Premierminister haben neuestens sogar die Doktrin aufgestellt, daß die Dominions das Recht der Sezession vom Empire haben! Den Rest von Afrika beherrscht in der Hauptsache Frankreich, dessen schwarze Armee die fast waffenlosen englischen Kolonien im Ernstfalle als Faustpfand besetzen würde, falls sie sich nicht vorher selber besetzen. In Asien ist der größere Einfluß schon heute bei Rußland, und er wird nach menschlichem Ermessen wachsen. „Beherrscht" im Sinne von einer Ausübung von Zwangsgewalt hat England auf der ganzen Welt in neuerer Zeit nur Irland, Ägypten und Indien. Irland ist von England nie verstanden worden, so wenig wie der Kontinent, und aus dem gleichen Grunde, denn völkerpsychologisch gehört Irland zum Kontinent — das ist der Schlüssel zum Verständnis des anglo-irischen Problems. Darum ist der Ire dem Engländer, und dieser jenem in fast den gleichen Beziehungen überlegen, wie der Engländer dem Kontinentalen, und umgekehrt. Dies kann und braucht hier nicht ausgeführt zu werden, denn Irland war ein Teil nicht des Empire, sondern des Königreichs selber, wie Posen ein Teil von Preußen, und seine leidensreiche Geschichte gehört in die innere Politik Englands hinein, die viel mehr Flecken aufzuweisen hat als seine äußere. In der Hauptsache handelte es sich um einen religiösen Kampf mit allen Greueln eines solchen, nur daß er nicht dreißig, sondern zehnmal dreißig Jahre gewütet hat. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber hat England das unglückliche Land mit dem großzügigsten Wohlwollen behandelt und, genau wie Preußen in Posen, ungeheure Summen an die Agrarreform gesetzt; nur mit dem Unterschied, daß diese Summen nicht dazu dienten, polnisches Land in deutsche Hände, sondern englisches Land in irische Hände zu überführen. Schließlich ist Irland von England, trotz der erlittenen blutigen Rachetaten, ganz befreit worden. Ägypten ist von England einst sehr wider Willen, nachdem Frankreich die Beteiligung abgelehnt, und unter Zuspruch Bismarcks, besetzt und nunmehr, seinem Versprechen getreu, geräumt worden, sobald es zur Selbstregierung reif geworden ist, woran man übrigens zweifeln kann; die verbliebenen Machtstellungen, Kanal und Sudan, sind nur infolge ägyptischer Un-

dankbarkeit und Selbstüberschätzung schmerzhaft. Indien wird von England langsam aber sicher, zum erstenmal in seiner Geschichte, der Freiheit, dem Frieden und der Einheit entgegengeleitet. Eine „Befreiung“ Indiens würde heute die wirtschaftliche und politische Katastrophe bedeuten, und die verständigen Inder wissen und sagen dies selbst. Von der ganzen englischen „Welt“herrschaft bleiben nur einige Flottenstützpunkte übrig, aber ich würde dem Leser nicht empfehlen, nach Gibraltar oder Malta zu fahren und den Einwohnern dort zu eröffnen, daß sie von England „beherrscht“ würden und sich das nicht gefallen lassen sollten. Immer schreiben wir dem englischen „Herrenvolke“ ein „Herrenbewußtsein“ zu — aber man kann diese Worte nicht einmal in die englische Sprache, geschweige denn in die englische Wirklichkeit übertragen. Britons never will be slaves; ebensowenig wollen sie Sklaven *haben*. Freilich gibt es ein *britisches Reich*, nicht über die Welt, aber in ihr; doch es besteht aus freien Völkern englischen Volkstums und aus andersrassigen Nationen und Stämmen, die zu ihrem Heile im Schutze Englands — das viel gelernt und viel bereut hat — eine wirtschaftliche und kulturelle Förderung erfahren, die sie weder von sich selbst noch von anderen heutigen Kolonialmächten erwarten könnten. Es gibt Unzufriedenheit genug in diesem Reiche, aber in welchem nicht? und im britischen weniger als in jedem anderen, wie der Weltkrieg gezeigt hat, den es überwiegend mit Freiwilligen durchführen und fast ohne innere Erschütterungen überstehen konnte. Dies Reich ist gewiß das größte, das die Geschichte gesehen, aber gegründet worden ist es in der Hauptsache von Abenteurern, Farmern, Kaufleuten, Seeräubern, Sklavenhändlern, Forschungsreisenden und Missionaren. Die Politik der englischen Regierung und die Diplomatie des Foreign Office haben für seine Entstehung und sein Wachstum wenig genug geleistet, es sei denn, man wolle den Verlust Nordamerikas unter ihre Leistungen rechnen.

Ich leugne natürlich nicht, daß auch die englischen Staatsmänner *Größe* bewährt haben. Aber diese Größe liegt, wie die des englischen Volkes überhaupt, auf dem Gebiete des Gemütslebens, des Wollens und überhaupt des *Charakters*, auch der allgemein menschlichen Bildung der Persönlichkeit, aber gerade nicht im fachlichen Können und Wissen. Nur hiervon, nur von der „Irrationalität“ der englischen Politik, ist hier die Rede. Ich leugne auch nicht, daß trotz dieses gefährlichen Mangels die englische Staatskunst Erfolge um die Erhaltung des einmal von anderen erworbenen Imperiums gehabt hat,

z. B. in Kanada und Südafrika, auch beim Abschluß von Defensivbündnissen, wie z. B. in Ostasien, und in der Ententepolitik, die freilich in erster Linie das Werk von Clémenceau, Delcassé und Poincaré ist. Aber zu solchen Erfolgen gehörte keine besondere Kunst. Das moderne England wollte ja nur seinen eigenen Vorteil, nicht eines anderen Nachteil, nur übertreffen, nicht überwinden, leben und leben lassen, Frieden durch nachgiebiges Ausräumen der Streitfälle. Es duldete, daß sein eigener Handel an immer höheren Zollmauern anprallte, während es dem fremden Handel die eigenen Tore öffnete; es wandte ungeheure Arbeit und Gelder für die Erschließung seiner Kolonien auf, in denen es jeden Fremden nach Herzenslust verdienen ließ; es hatte außer der nur zur Verteidigung brauchbaren Flotte keine Armee, die irgend jemandes Freiheit hätte bedrohen können. Mit einer solchen Politik des Grandseigneurs den gewaltigen Vorsprung zu erhalten, den die sehr viel rauhere Politik der Vorfahren errungen hatte, war nicht so schwer, wie es für die Parvenüs des Kontinents war, sich in rastlosen Kämpfen emporzuarbeiten. Hinter diesen aber stand nicht, wie man in England gern glaubt, Nietzsches moralinfreier „Wille zur Macht", sondern das hohe Ethos der Staats- und Vaterlandsidee, die, weil sie dem Kontinent als heilig — als das einzig Heilige — gilt, auch jedes Mittel heiligt. Wenn das englische Volk unter den aufeinander gedrängten Völkern des Kontinents säße, würde es wahrscheinlich eine ähnliche Politik machen wie diese.

Ich habe in diesem letzten Punkte meine eigenen Auffassungen dargelegt, statt unsere Diplomaten für die Wahrheit zeugen zu lassen. Es scheint, daß sie über diese allgemeinen Zusammenhänge, deren Beleuchtung ja nicht ihres Amtes ist, geschwiegen haben. Die englischen Zeugnisse hierfür haben wir schon eingangs abgehört. Ich vermag immerhin auf eine Äußerung Wilhelms II. hinzuweisen, den wir zwar als klassischen Vertreter der falschen Theorie kennengelernt haben, bei dem sich aber, wie so oft, auch die entgegengesetzten, also richtigen Aussprüche finden. Hat er doch selbst, wie er in seiner Frühzeit, 29. Januar 1901, an Bülow berichtet, Lord Lansdowne, den englischen Außenminister, bei dessen Besuch in Deutschland belehrt: „Die europäische Diplomatie, und insbesondere die russische, verfahre anders, und wenn er, Lord Lansdowne, gestatten wolle, dies auszusprechen, mit mehr System als die englische . . . würde daher viel seltener überrascht[114]."

114) GP XVII, 4987.

Und doch sollen nachher wir die Überraschten gewesen sein? Aber selbst Tirpitz, der im Gegensatz zu seinem Herrn auch später wohl nie an den Einkreisungsplan geglaubt hat, bekennt einmal[115]: „Zuzugeben ist, daß kein fester Plan gegen uns besteht; das wäre auch gar nicht englisch[116]." Das hat den Großadmiral freilich nicht gehindert, das Märchen von dem englischen Einkreisungsplan auch fernerhin öffentlich zu verbreiten, und er mußte dies tun, wenn er das friedliche deutsche Volk für den Schlachtflottenbau gewinnen wollte. Für den, der die Irrationalität der englischen Politik erfaßt hat, ist es aber von vornherein klar, daß schon aus völkerpsychologischen Gründen kein Einkreisungsplan bestanden haben kann. Doch dieses muß im einzelnen den Gegenstand einer eigenen, historischen Untersuchung bilden.

115) In einem Brief an Bülow vom 20. April 1907.
116) GP XXIII, II, 8006, Anlage.

Amerikanische Kulturprobleme im Lichte eines pädagogischen Kritikers.

Von Studienrat Alfred Kühnemann (Berlin).

In den letzten Jahren mehren sich in der amerikanischen Literatur die Zeichen, die auf Amerikas Kulturnot hinweisen. M. L. Menckens Schriften, Sinclair Lewis' „Babbitt" und „Main Street", Hermann George Scheffauers Buch „Das Land Gottes" wenden sich teils in recht sarkastischen Ausdrücken gegen die Bemühungen des landläufigen Schriftstellertums, die Zivilisation, in der Amerika heute lebt, als vollkommen zu schildern. Unsere reisenden Feuilletonisten, die das gelobte Land nach dem Weltkrieg besucht haben, schildern uns gewöhnlich nur die erstaunlichen Dimensionen der technischen und organisatorischen Wunder und gehen an den Abgründen, Schwächen und Gefahren dieses jungen Landes mit den getrübten Augen eines alternden Europäers vorbei. Um so wichtiger ist es, auf das Urteil hervorragender Amerikaner selbst zu hören, die das Volk aus der positivistisch-utilitaristischen Atmosphäre herauszuheben versuchen und, nicht blind für die schwachen Seiten ihres Landes, einen Weg in die Zukunft weisen wollen.

Zu ihnen gehört der jüngst verstorbene Granville Stanley Hall, der langjährige Präsident der Clark-University in Worcester, Mass. Sein Ruf als Kinderpsychologe ist weit über die Grenzen der Vereinigten Staaten gedrungen, seine pädagogische Wirksamkeit ist bei uns weniger bekannt geworden. Auch er hat das Schicksal derjenigen Amerikaner teilen müssen, denen ein hundertprozentiges Amerikanertum abgesprochen wurde, weil sie den Mut zur Unpopularität besaßen und den Finger auf die Wunden der Gegenwart legten.

So widerspruchsvoll es mit seiner nationalen Überzeugung erscheinen mag — auf den nivellierenden Einfluß der amerikanischen Demokratie zielen Halls stärkste Angriffe ab. Die pädagogische Kehr-

seite jeder Demokratie zeigt die Tendenz, möglichst ähnlich denkende, gleichfühlende Bürger nach staatlich organisierten Regeln und Institutionen zu erziehen. Die amerikanische Demokratie sucht Menschen heranzubilden, die im späteren Leben selbständig sein und sich selbst regieren sollen, und ordnet mit bewußter Einseitigkeit alle Begabungen und Individualitäten dieser einen Idee unter. Es ist paradox, wenn trotz aller Garantien freiheitlicher Entwickelung der Kinder die amerikanische Erziehung wenig Individualitäten zum Vorschein kommen läßt.

Man kann sich eben die Menschheit aus einer Fülle von Individuen bestehend denken, die in sich völlig selbständig sein können, aber zugleich miteinander gleichartig sind, oder aus einer Zahl von Individuen, die auch unter sich völlig verschieden sind. Es sind dann nicht nur selbständige, sondern auch eigenartige, qualitativ verschiedene Teile. Von dieser qualitativen Individualität ist in der amerikanischen Demokratie keine Rede. Ihr organischer Fehler liegt in der Herrschaft des Massenbewußtseins, das zwar die Einheit des Staatsganzen trägt, aber keinen aus der monotonen Gleichheit aller hervortreten läßt, und somit in der Produktion von Durchschnittsmenschen. Das große Weltreich ist in Geschmack und Leben viel einheitlicher als irgend ein europäischer Großstaat. Fast alles ist in Amerika typisiert. Ein Blick auf die Städte zeigt, daß die weitaus größte Zahl von ihnen nach demselben nüchternen Schachbrettmuster rechteckiger Häuserblocks aufgebaut ist, ein Blick auf das Leben in ihnen beweist, wie stark die Massenversorgung des Volkes durch fabrikmäßig hergestellte Speisen, Kleidungs- und Gebrauchsgegenstände ohne individuelle Unterschiede zutage tritt. Hier ist wohl auch eine Erklärung für den überraschend schnellen Einschmelzungsprozeß zu suchen, dem die Einwanderer rein äußerlich unterworfen sind. Sie werden in kurzer Zeit in dieser Mühle der Uniformität zermahlen. Dieser Gleichmachungsprozeß scheint in den letzten Jahren eher zu- als abgenommen zu haben. Der Amerikaner von heute, meint Goslar, ist außerordentlich indifferenziert und überaus unkompliziert, ein Typ, den man, millionenfach wiederholt, immer wieder antrifft.

Hall klagt die Schule an, daß sie mit ihrer Erziehungsmethode dieser Typisierung Vorschub leistet. „Die acht Einheitsschuljahre, die mit dem vierzehnten Lebensjahre enden, setzen uniforme Kinder, identische Talente, Bedürfnisse, gleiches Maß geistiger Entwickelung und Bestimmung voraus, so daß die Standardisierung zu

einem wahren Fetisch geworden ist." Es fehlt nicht mehr viel, „daß jedes Kind der Volksschule überall auf derselben Stufe das Gleiche in der gleichen Weise tut, jede Mittelschule sich wenigen bestimmten Schablonen genau anpaßt, jeder Grad für dieselbe Sache verliehen, jede Art von Fähigkeit an einer Skala kalibriert und die ganze Kultur in portionsweisen Paketen wie Warengüter nach Gewicht- und Maßtabellen verhandelt wird". „Wie kann in einem solchen System eine Individualität entstehen! Unsere Kinder handeln, denken, fühlen und lernen wie eine Herde. Unsere Methoden sind Massenmethoden, und wenn nicht ein Kind zufällig defekt ist, genießt es wenig individuelle Pflege." „Unter einem solchen System ist das begabte Kind der hauptsächlich Leidtragende. Es muß mit dem Durchschnitt Schritt halten und sich selbst seinen Fortschritt durch feste Regeln vorschreiben lassen." „Nur wirkliche Genies und Talente können dieses starre System durchbrechen und ihrem Interesse folgen." Eine radikale und vernichtende Anklage der Volksschulverhältnisse des eigenen Landes, die mit den üblichen Lobpreisungen der amerikanischen Schule durch europäische Besucher schwer in Einklang zu bringen ist!

Die Ursachen für das Entstehen dieser uniformen Massenerziehung sind nicht schwer zu übersehen. Die große und plötzliche Vermehrung der Schülerzahl, die mit dem rapiden Anwachsen der Bevölkerung Schritt hielt, machte es erforderlich, daß in der Hauptsache Fragen der äußeren Organisation, Finanzierung und Einrichtung von Schulen, weniger solche diffiziler Unterrichtsmethoden im Vordergrund standen. Durch Massenmethoden mußten große Schülermengen bewältigt werden können, Unterrichtsstandards mußten aufgestellt werden, damit ein Marschieren in Reih' und Glied möglich war. Es bildete sich ein Prüfungssystem aus, das das Wissen unaufhörlich kontrolliert und den Studienerfolg nach Stunden, Wochen, Monaten und Jahren durch ein Punktverfahren mißt und tabellarisiert. Das Ganze wurde zu einer Maschinerie, in die der Schüler hineingezwungen wurde. Von einer Verfeinerung des Lernbetriebes, der sich der Natur des Kindes anpaßt und in einem Arbeitsunterricht seinen inneren Kräften nachzugehen bemüht ist, ist Amerika auch heute noch weit entfernt. Die Lösung dieses Problems steht ihm noch bevor. Nie wurde, sagt der Amerikaner Judds über die amerikanische Schule, eine vollkommenere Maschinerie für die systematische Kontrolle und Begrenzung der Gedankenkreise einer Nation eingerichtet. „Unsere Elementarschule hat eine große Sünde gegen

die Demokratie begangen, indem sie die Möglichkeiten von ganzen Geschlechtern amerikanischer Kinder beschränkte."

Auch auf dem Gebiete der höheren Bildung vollzieht sich heute eine Entwickelung, die auf eine Massenerziehung hinausläuft. Angesichts der von Jahr zu Jahr anwachsenden Besucherzahl der amerikanischen Universitäten — in einem Falle dreißigtausend Studenten an einer Universität — bleibt nichts weiter übrig, als uniform zu erziehen, ein Umstand, der Hall mit banger Sorge erfüllt. Schon das äußere Hochschulleben weist eine außerordentlich weitgehende Organisation und Ordnung im Tageslauf auf. Einem neuesten Studienbericht entnehmen wir, daß der freie Student mit einer Art Stundenplan versehen wird, der ihn schwer unterscheidbar von einem Schüler macht. Der Gesamteindruck ist, daß das Leben wohlgeordnet und pünktlich verläuft. Durch die Klippen seiner Jugendjahre wird der amerikanische Student vermittels eines Steuerplanes geleitet: Eine Klingel ertönt, und Frühstück ist verfügbar, für eine halbe Stunde. Eine andere Klingel, und jeder betet, für 20 Minuten. Eine andere Klingel, und die Vorlesungen beginnen.

In der Volksschule trägt die sogenannte textbook-Methode viel zu der Einförmigkeit des Schullebens bei. Im Gegensatz zu Deutschland ist es in Amerika Tradition, den Unterrichtsstoff fast ausschließlich aus Kompendien an den Schüler heranzutragen. Diese Sammelbücher zeigen zwar einen recht sorgfältigen Aufbau mit reichhaltigem, wertvollem Illustrationsmaterial, aber sie schalten die Aktivität des Lehrers aus und degradieren ihn zum bloßen Vorleser. Die amerikanischen Verteidiger dieser Methode meinen, daß das Lernen aus den Textbüchern selbständig mache und die Kinder frühzeitig zur Bildung eines Urteils führe, unabhängig von Vortrag und Meinung des Lehrers. Die Methode sei auch die beste Vorbereitung auf das Zeitungslesen, und Zeitungen sind ja für den Amerikaner das vade mecum, aus ihnen entspringt die öffentliche Meinung, die das Land beherrscht. Hall denkt weniger optimistisch und bezeichnet es geradezu als den schwersten Fehler des amerikanischen Erziehungssystems, daß der Lehrer nicht genug unterrichtet, sondern zu viel Aufmerksamkeit auf das Abhalten und Anhören von Lektionen legt. Im Gegensatz dazu rühmt Hall dem deutschen Schulbetrieb nach, daß „the German teacher teaches!" Schüler und Lehrer erarbeiten sich hier das Ziel gemeinsam, und das Buch spielt nur eine untergeordnete Rolle, je nach der Individualität des Lehrers wird Anordnung und Darbietung des Lehrstoffes verschieden sein. In

Amerika weicht der Lehrer nicht von den Paragraphen seines textbook ab, auf gleicher Klassenstufe gleicht ein Unterricht dem anderen. In der nächsten Stunde wird das zu Hause von den Schülern eingepaukte Wissen abgefragt, Reihe für Reihe und Schüler für Schüler. Ist dieser Vorgang beendet, so beginnt die Fortsetzung des textbook-Lesens. Bei dieser Methode liegt der Schwerpunkt des Lernprozesses zu Hause, in der Schule wird wenig erarbeitet. Sie dient nur zur Kontrolle des Wissens. Die pädagogische Tätigkeit des Lehrers ist minimal und bedarf keiner Vorbereitung.

So streng auf der einen Seite das Schema ist, so nachlässig wird auf der anderen Schulzucht und Drill geübt. Das Toleranzprinzip, das das öffentliche Leben Amerikas durchzieht, herrscht auch in der Schule, nicht immer zum Besten der Erziehung. „Unsere ganze Atmosphäre von leichtsinniger Toleranz", sagt Hall, „allen Arten von Meinung und Benehmen gegenüber ist demoralisierend." Schnelle Selbständigkeit der Jugend wird schon im Elternhause gefördert, das vielfach ein Benehmen der Kinder gegen Erwachsene duldet, das uns befremdet. Ungeniertheit und Hang zur Disziplinlosigkeit, die durch eine Affenliebe des Amerikaners für seinen Nachwuchs unterstützt wird, übertragen sich auch auf das Schulleben und schaffen hier gerade für das Knabenalter um die Zehnerwende eine außerordentlich ungünstige Erziehungsgrundlage. Hall hält den üblichen amerikanischen toleranten Unterricht auf dieser Stufe für den schwächsten Punkt im ganzen Erziehungssystem. „Die Gedächtniskräfte, Mechanisierungsmöglichkeiten und Lenksamkeit sind im allgemeinen in diesem Alter auf der Höhe, und Drill, Autorität und Selbstdressur, was alles so schwer in einer Demokratie zu verwirklichen ist, können hier gerade das meiste wirklich schaffen, so daß der größte Verlust ... an dieser Stelle aufgedeckt wird."

Hand in Hand mit solchen laissez-faire-Methoden geht ein Sinken des Verantwortlichkeitsgefühls und der bürgerlichen Moral in den Kreisen des jungen Nachwuchses. Er gibt ein Spiegelbild der äußeren Verhältnisse wieder. Die feste Basis der intelligenten, unabhängigen und patriotischen Farmerbevölkerung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ist kaum noch vorhanden. Sicher ist sie ein Element von schwindender Bedeutung geworden gegenüber dem Durchschnittsbürger in den großen Städten, der nach dem Diktat zweifelhafter Führer denkt und handelt, die oft nur durch Hoffnung auf eigenen Gewinn und in einem den öffentlichen Interessen zuwiderlaufenden Sinne sich despotische Machtbefugnisse aneignen.

Nirgends werden gigantische Vermögen unter rücksichtsloser Ausnützung aller Möglichkeiten gewonnen wie in Amerika, nirgends nimmt der Erwerb als solcher den Charakter des Sports an wie hier.

Diesen Kräften müßte die Schule nach Halls Ansicht mit allem Nachdruck ein Gegengewicht schaffen, sie müßte ein Verantwortlichkeitsgefühl im persönlichen Verhalten erwecken und dem bloßen selbstsüchtigen Willen entgegenwirken. „Der Kampf unseres Zeitalters spielt sich zwischen selbstischer Habgier und wahrem Allgemeingeist ab, und es ist sowohl feige wie lässig, wenn man sagt, daß Gegenstände des brennenden gegenwärtigen Interesses von der Schule ausgeschlossen werden müßten, weil Lektionen darüber nicht ohne Parteinahme gehalten werden könnten." „Das schwierigste Problem unserer Generation ist, wie wir den habsüchtigen privaten Interessen Einhalt tun können, die auf Kosten des öffentlichen Gutes blühen, und das beste, was die Schulen jetzt tun könnten, ist, den Schülern einige Kenntnis und Sympathie mit den einfachen Pflichten bürgerlicher Tugend zu vermitteln, die das erste Erfordernis einer guten sozialen Ordnung ist."

Bei dem ständigen Wachsen von Einwanderung, Urbanisierung und Industrialisierung wird diese Erziehung zur „citizenship" natürlich immer schwieriger, und die amerikanische Pädagogik wird damit vor Aufgaben gestellt, die sie früher nie gekannt und auf die die Schule noch nicht reagiert hat.

Zu einer solchen Aufgabe, deren Lösung immer dringlicher wird, rechnet Hall auch eine Erziehung zum sparsamen Haushalten mit den natürlichen Reichtümern des Landes. Das mag paradox klingen, denn Amerika ist heute eine so überaus begüterte, befriedigte und erfolgreiche Nation, daß sein Vertrauen auf weitere Prosperität in einen unbegrenzten Fatalismus ausgewachsen ist. Die allgemeine Meinung ist: „Die Vorsehung oder die Natur wird schon für Amerika Sorge tragen, und was auch geschehen mag, alles wird schließlich zu einem guten Ende gelangen, und das Brot wird von irgendwoher in jeden offenen hungrigen Mund fallen."

Der Durchschnittsamerikaner wirtschaftet deshalb darauf los, als ob Naturkräfte und -güter unerschöpflich wären. Aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo sich auch Amerika der Verwendung von Hilfsmitteln und Ersatz wird bedienen müssen, wie sie Europa schon lange kennt. An manchen Stellen rächt sich bereits die seit hundert Jahren betriebene Wälderverwüstung am Klima, an anderen liegen

ehemals fruchtbare Länderstriche durch unvernünftige Plantagenwirtschaft brach. Hall gehört zu jener Gruppe einsichtiger Amerikaner, die sich durch den wirtschaftlichen Aufschwung größten Stils nicht blenden lassen, um die Gefahren zu verkennen, die dem Lande drohen. Immer wieder weist er auf den an den natürlichen Hilfsquellen betriebenen Raubbau, auf den Mangel an genügender Berufsvorbereitung für die zukünftigen Aufgaben der Wirtschaft hin, weil er in dem augenblicklichen Zustand bereits verhängnisvolle Ansätze zu einer Zersetzung des status quo erblickt. Von diesem Gesichtspunkt aus sind alle seine Vorschläge zu einer Verbesserung der bisher im Lande üblichen „industrial education" zu betrachten, die auf eine bewußte Schulung von Qualitätsarbeitern aller Art hinauslaufen und mit dem deutschen Arbeitsunterricht schulreformerischer Observanz wenig zu tun haben.

Zur erfolgreichen Durchführung irgend welcher Reformen gehört aber ein Stand gebildeter Lehrer. Und daran mangelt es nach wie vor in Amerika. Kaum 40 Prozent aller Volksschullehrer sind auf Lehrerseminaren ausgebildet oder besitzen eine anderweitig gewonnene Berufsschulung, und von diesen haben nur etwa 10 Prozent einen vollständigen Ausbildungslehrgang durchgemacht. „Sie verstehen es nicht, irgend eine wirkliche Liebe zu ihrem Beruf als solchem zu entwickeln." Nach kurzer Lehrtätigkeit gehen die männlichen Lehrpersonen meist in andere Berufe über, die ihnen eine bessere Zukunft verheißen. Denn die Bezahlung der Lehrer ist im Durchschnitt sehr gering, Pensionseinrichtungen bestehen im allgemeinen nicht, während auf der anderen Seite für palastartige Schulbauten viel Geld ausgegeben wird. Auch der Beruf der akademischen Lehrer hat sein volles Kontingent an unzuständigen und bloß routinierten Kräften, die unvollkommen auf ihren Lehrberuf vorbereitet sind. „Die große pädagogische Krankheit ist heute die künstliche Verzögerung und kolossale Unterschätzung der wirklichen Kräfte des Kindes, ein Beharren auf Methoden, die sich an Erwachsenen orientiert haben. Aber das hauptsächlichste Hindernis in unserem System bleibt „dull teaching", das das Lernen hemmt und so schwer macht."

Hinzukommt, daß weibliche Lehrkräfte die Elementarschulen überfluten und oft wenig ausgebildet ihr Amt versehen. Hall bezeichnet es als einen Skandal, daß die große Mehrzahl von Knaben und Mädchen — bisweilen 99 Prozent — die Schule verläßt, ohne jemals einen einzigen Tag unter dem Einfluß eines männlichen Lehrers gestanden zu haben. Diese außerordentlich starke Verwendung weib-

licher Lehrkräfte ist in Europa unbekannt. Sie beruht nicht etwa, wie manchmal fälschlich angenommen wird, auf der besonders in Amerika stark ausgeprägten Hochschätzung der Frau seitens der Gesellschaft, die auch in der Übertragung eines so wichtigen Amtes, wie es der Erzieherberuf für die Volksjugend darstellt, zum Ausdruck kommen soll. Vielmehr spielen hier in erster Linie rein geschäftliche Interessen die ausschlaggebende Rolle: Die Frau kostet weniger als der Mann. Es ist deshalb verfehlt, das Überwiegen weiblicher Lehrkräfte durch den günstigen Einfluß sanktionieren zu wollen, den sie auf die männliche Jugend ausüben. Das hieße denn doch, die großen Nachteile verkennen, die andauernde weibliche Erziehung auf Knaben zur Folge haben muß. Hall macht in gleichem Sinne gegen diese Sitte Front. Daß aber auch die männlichen Berufs- und Gewerbeschulen nicht selten von Frauen besetzt sind, bezeichnet er mit Recht als eine absurde pädagogische Monstrosität.

Hall hat es nicht an Reformvorschlägen fehlen lassen, um diese Mängel im amerikanischen Lehrerstand und die damit verbundene Geringschätzung des Lehrerberufes in Amerika zu beheben. Es hat sich nicht vieles ändern lassen. Der Amerikaner entschließt sich selten zu durchgreifenden Reformen, wie sie im jüngsten Deutschland an der Tagesordnung sind. Und so stellt sich Hall in einem seiner Alterswerke auch sehr skeptisch zu der Frage, ob in absehbarer Zeit die Bildung einer wirklichen allgemeinen Kultur von seiten der Erziehungsträger eine Unterstützung erfahren wird.

Eine weitere in Europa wenig bekannte Erscheinung des amerikanischen Schullebens ist der gänzliche Fortfall religiöser Erziehung, die hier den Sekten überlassen bleibt. Bekanntlich ist die amerikanische Religion kein allmählich entstandenes, einheimisches Gewächs, sondern nach Form und Inhalt als fertiges Produkt aus Holland, Rom, England, Palästina usw. importiert worden. Trennung von Staat und Kirche und ein weitherziges Toleranzprinzip haben daraus die Bildung einer langen Kette von Religionsgesellschaften entstehen lassen. Heute weisen die Statistiken mehr Sekten und Geistliche pro Kopf der Bevölkerung in Amerika auf als in irgend einem anderen Lande.

Wohl schicken die Besitzenden ihre Kinder in die von ihrem Gelde unterhaltenen Sonntagsschulen der einzelnen Sekten, wo Religionsunterricht verabfolgt wird. Aber bei den Massen herrscht religiöse Gleichgültigkeit. In den großen Städten bildet sich ein modernes Heidentum aus, stetig wachsende Unkenntnis der Bibel

und moralische Verrohung der Jugend sind Parallelerscheinungen. Der Prozentsatz jugendlicher Verbrecher vermehrt sich beständig, und das Durchschnittsalter, in dem Jugendliche das erstemal mit dem Gesetze in Konflikt kommen, wird immer geringer. „Kirchen stehen überall, Nächstenliebe und Missionswesen sind überall tätig," sagt Hall, „aber unsere verrufenen Stadtgegenden sind verfaulende Wundstellen, deren Bürger die Anthropologen in der moralischen und intellektuellen Wertung tiefer stellen als irgend eine bekannte Rasse von Wilden."

Die Ursachen für solche bedenklichen Erscheinungen führt Hall auf die grundsätzliche Trennung von Staat und Kirche, auf den Mangel einer sich auf alle Jugendlichen erstreckenden religiösen Erziehung zurück, die in einem totalen Bildungsprozesse nicht fehlen darf. Ein Mangel an religiöser Erziehung, die im allgemeinen nur in geringem Umfange seiner Ansicht nach durch die Tätigkeit der einzelnen Kirchengemeinschaften ersetzt werden kann, läßt den Abgrund zwischen intellektueller und sittlicher Bildung offen, der durch bloßen Moralunterricht nicht überbrückt werden kann. „Der Intellekt der Kindheit ist noch nicht genügend entwickelt, um moralische Entscheidungen von sich aus treffen zu können, die immer kompliziert sind, und Autorität und transzendentale Einflüsse werden stets die Quellen für ein moralisches Handeln bleiben." „Einer Erziehung ohne Religion fehlt das Herz und die Seele."

Nicht minder schwere Nachteile erwachsen dem amerikanischen Schulleben aus der historischen Struktur des Landes. Der gänzliche Mangel einer Tradition, wie sie europäische Völker besitzen, erschwert den normalen Erziehungsprozeß ungemein. Amerika ist ein Land fast ohne Geschichte. Literatur, Gebräuche, Einrichtungen usw. sind aus Europa importiert und kopiert worden. Wenn auch zugegeben werden muß, daß sich heute ein amerikanischer Typ in festen Umrissen herauskristallisiert hat, ein Typ, der nach Untersuchungen des Amerikaners Boas sogar anthropologisch erfaßbar sein soll, so wird der amerikanischen Nation doch immer die lange Kindheit und Jugend eines Volkes fehlen. Es mangelt ihr an einer normalen geschichtlichen Entwicklung, die gerade für den Pädagogen eine beste Hilfsquelle darstellt. Amerika ist gewissermaßen gleich ein altes Volk geworden, meint Hall nicht mit Unrecht. Alt und von Weisheit beschwert, nicht vom Glorienscheine der Jugend umstrahlt, waren auch die amerikanischen Freiheitshelden, und alt sind auch die Millionen von Einwanderern gewesen, die die besten Jugend-

jahre in ihrer Heimat verbrachten. „In einer solchen Umgebung springt das junge Amerika eher in die Reife hinein, als es langsam in sie hineinwächst."

Erschwerend tritt der Erziehung auch die beständige Verflechtung des amerikanischen Lebens mit Geschäfts- und Wirtschaftsgeist entgegen. Die Union ist zwar zum Eroberer der Natur geworden, hat eine glänzende Zivilisation erzeugt, eine grenzenlose Energie und rastlose Tätigkeit entfaltet und eine weite und komplizierte „business organization" geschaffen, die Politik, Wirtschaft und Gesellschaft des heutigen Europa beherrscht. Aber das fieberhafte Tempo des amerikanischen Lebens droht, eine stetige Entwicklung der Jugend zu überrennen. Mit fortschreitender Entwickelung scheint Amerika zu vergessen, daß für die vollkommene Lehrzeit einer Jugend Ruhe und Konzentration gehören, damit sich die sittlichen und intellektuellen Kräfte zu innerem Besitze heranbilden und harmonisch zu lebendiger Gestalt zusammenwachsen, damit Humanität im deutschen Sinne möglich ist. Amerika braucht Selbstbesinnung, es hat den ersten Teil seiner Mission, die Unterwerfung des Kontinents, erfüllt, und die große Frage ist jetzt, ob es sich durch Selbstzucht und Selbstbeschränkung von seinem rücksichtslosen Draufgängertum, dem es bisher seine größten Erfolge zu verdanken hatte, befreien und emporläutern wird. Hall weist auf diese schwächste Stelle des amerikanischen Lebens wiederholt hin und ist ein eifriger Fürsprecher für eine Sublimierung, die er durch eine radikal geänderte Jugenderziehung zu erreichen hofft.

Die gegenwärtige Lage ist noch weit davon ab, einen Sublimierungsprozeß zu fördern. Die heranreifende Jugend steht noch völlig unter dem Druck des Tages. Die materielle Zivilisation des Landes kann aber auf die Dauer ihre tiefe Sehnsucht nicht befriedigen und läßt ihren glühenden Enthusiasmus, ihren Überfluß an Energie wie einen breiten Strom in trockener Wüste versanden. Und wie stellt sich die Schule dazu? „Diese Jugendlichen sind in dem eindrucksfähigsten Lebensalter, aber was wissen die Lehrer im ganzen von der Natur und den Bedürfnissen der Adoleszens, die das Hauptstudium für sie alle sein sollte? Sie kennen das System und das ist für die meisten von ihnen das Wesentliche, ihm ordnen sie sich und die Schüler unter, so gut sie können."

Mangelt es so auf der einen Seite an den natürlichen Quellen für eine Jugenderziehung, über die Europa in reicherem Maße verfügt, so bildet andererseits der mächtige Wirtschaftsprozeß mit seinen ver-

führerischen Erwerbsmöglichkeiten eine direkte Gefahr. Die Jugend wird in einen Strudel überspannter Erwartungen hineingerissen. „Sie hat praktisch keine Erziehung zur Selbsthilfe gehabt, weiß wenig oder gar nichts von persönlicher Hygiene, die die Religion des Körpers ist, oder von den bürgerlichen Pflichten, die die Religion des Staatsbürgers sind, oder von geschlechtlichen Dingen, die mit dem wachsenden städtischen Leben eine immer größere Gefahrenquelle als je zuvor bilden. Unser junges Volk wird gerade vor dem Anbrechen der Pubertät höchst unwissend und höchst ungeschützt in das Leben hinausgestoßen." Schneller Gelderwerb wird ihre einzige Lebensaufgabe. Frühe Emanzipation von jeglichen Schuleinflüssen verbindet sich mit dilettantischer Sucht, alles zu tun und alles zu wissen, was zu plötzlichem Reichtum führt. So kommt es dahin, daß der größte Teil der amerikanischen Jugend, meist von schlecht ausgebildeten und ärmlich bezahlten weiblichen Lehrkräften unterrichtet, schon im zwölften Jahre die Schule verläßt, aber, weit entfernt von einer Erfüllung seiner Hoffnungen, ein „Martyrium in monotoner Spezialarbeit an Maschinen oder im Bureau antritt, das nur durch eine gleisnerische Verführung in Stunden der Ermüdung, Ruhe und moralischen Erschöpfung überdeckt wird".

Kinderarbeit ist überall theoretisch verpönt, praktisch aber in ganz Amerika im Schwunge. Nach einer amerikanischen Statistik verlassen 90 Prozent der amerikanischen Kinder, die mit 6 Jahren in die Schule eintreten, sie vor der achten Klasse, also vor dem 14. Lebensjahr, um auf Arbeit zu gehen. Ein allgemeines Gesetz, das die Kinderarbeit regelt, existiert nicht. Der Versuch in letzter Zeit, ein solches durchzubringen, scheiterte, nicht zum mindesten an dem Widerstande des Staates Massachusetts, in dem Hall selbst lebte — eine Ironie des Schicksals. Die einzelnen 48 Staaten handhaben die Regelung der Kinderarbeit sehr verschieden. Im Jahre 1904 hatte noch kein Staat gesetzlich verboten, Kinder unter 16 Jahren in Kohlenbergwerken zu beschäftigen. Erst 1910 setzten 6 Staaten diese unterste Grenze auf 16 Jahre, 18 Staaten auf 14 Jahre, 8 Staaten auf 12 Jahre fest. Im selben Jahre verboten 24 Staaten die Kinderarbeit während der Schulstunden. Nachtarbeit war 1911 erst in 24 Staaten für Kinder unter 16 Jahren, in 7 Staaten unter 14 und in 2 Staaten unter 12 Jahren untersagt. Hall begnügt sich ohne Kommentar mit der Feststellung dieser haarsträubenden Tatsache.

Und gerade an den tiefgreifenden Veränderungen, die der moderne Wirtschaftsprozeß mit sich gebracht hat, ist die Schule mit

verschlossenen Augen vorübergegangen. Was früher das ruhige und stetige Leben der einzelnen Farmerfamilien an erzieherischen Gelegenheiten bot, ist heute verloren gegangen und kann durch eine mechanische Arbeitsleistung, die den Überblick und die Freude an dem zu formenden Produkt völlig verlieren läßt, nicht ersetzt werden. Amerika, ehemals ein Volk von Pflanzern und Ackerbürgern, ist heute zu Kaufleuten, Industriellen und Bankiers mit einem Riesenheer von Angestellten geworden. Jetzt wohnt der größte Teil in Städten, die ihren nivellierenden Einfluß geltend machen. Mit einiger Sorge sieht man deshalb auch dem unheimlichen Wachsen der städtischen Bevölkerung entgegen. Nach dem Zensus von 1920 ist dieselbe in 30 Jahren um 21 Prozent auf 51 Prozent gestiegen. Damit schwindet immer mehr die Möglichkeit einer naturgemäßen Erziehung. Die Vertrautheit mit der Natur, mit Pflanzen und Tieren, das Leben inmitten praktisch produktiver Tätigkeit der Familie ist von der neuen Zeit verdrängt worden, und viel Gelegenheit zu gesunder Lebensbeobachtung, Entwickelung verständigen Urteils und sachlichen Interesses ist verloren gegangen.

Eine notwendige Reaktion gegen die Übertreibungen neuweltlicher Zivilisation ist eine hier und da aufkeimende Naturliebe, eine manchmal leidenschaftliche Naturbegeisterung, die uns in Dichtungen von Emerson, Thoreau, Hawthorne, Walt Whitman entgegentritt und die Hoffnung schöpfen läßt, daß dieses Volk einmal eine der Größe seiner Naturumgebung und Vielseitigkeit seines Lebens entsprechende einheitliche Kultur gestalten wird.

Auf pädagogischem Gebiet hat Hall die Liebe zur Natur neu zu beleben und den Mangel an Verinnerlichung durch sie auszugleichen gesucht. In den empfindsamen Seelen der Kinder und Jugendlichen will er Liebe und Begeisterung für die Natur wieder erwecken, um sie abseits vom geschäftlichen Tagesleben und Produzieren materieller Güter zu innerer Harmonie von Menschen und Dingen zu führen. Seine ganze pädagogische Arbeit ist eine einzige große Anklage gegen die zivilisatorischen Mängel der Neuen Welt, gegen ihre Oberflächlichkeit, Monotonie, gegen ihre Unterdrückung des Primitiven, Naturhaften, Kindhaften, gegen ihre völlig gleichgültige Einstellung zur werdenden Generation. „Infolge der herdenartigen Kindererziehung und der mechanischen Schulmethoden, infolge des Verfalls des elterlichen Instinktes hat der eingeborene Amerikaner wie nie zuvor in der Geschichte der Welt den Kontakt mit der Kindheit verloren, so daß die Kinder nirgends so verwaist wie hier sind."

Unter den beschriebenen Umständen nimmt es kein Wunder, wenn die amerikanische Jugend in großem Umfange der Schule den Rücken kehrt. Obgleich fast alle Staaten der Union Schulzwang eingeführt haben, kann dieser nirgends streng durchgeführt werden. Wenn schon in Neuyork nach einer der letzten Statistiken mehr als 10 000 gewohnheitsmäßige Schulschwänzer herumlaufen, die infolge mangelhafter Gesetzgebung nicht erfaßt werden können, so wird es nicht erstaunlich sein, daß die Schulverhältnisse, je weiter man nach dem Westen mit seinen großen Entfernungen von Städten und Ansiedlungen kommt, immer unzuträglicher und unsicherer werden. Hall erzählt eine sehr bezeichnende Geschichte von einem jener „Professorlings of Pedagogy in the far West", der sich mit einer Liste der schulpflichtigen Kinder seines Bezirkes in die Häuser der Eltern begab, um die zweifelhaften Kandidaten rechtzeitig zu ermahnen. Als man sein Vorhaben erkannte, hetzte man die Hunde auf ihn und wies ihn mit dem Bemerken ab, daß bereits ähnliche Vertreter von drei anderen rivalisierenden Anstalten gekommen wären, und man die Kinder überhaupt nicht zur Schule brächte, da man dieselben nicht dem Meistbietenden anvertrauen wollte.

Wenn auch heute solche Verhältnisse sicher kaum noch zutreffen werden, die Tendenz, daß die Schule zum Schüler kommt, ist geblieben. In der äußeren Hebung des Bildungswesens sieht der Amerikaner immer eine seiner ersten Lebensangelegenheiten. Staat oder Gemeinde versorgen die öffentlichen Schulen unentgeltlich mit Lehrbüchern, in ländlichen Bezirken werden die Kinder sogar kostenlos zur Schule befördert oder fahrbare Schulhäuser verwendet, um den Kindern den Anmarschweg zu ersparen. Oft wird auch für freies Frühstück, Bäder, medizinische Untersuchung, Lieferung von Arzneien, Stellung einer Pflegerin, Bekleidung gesorgt. In einem demokratischen Staate darf eben kein Zwang ausgeübt werden, und für jeden muß die Schule anziehend sein. Anscheinend wird hierin aber des Guten zu viel getan, ohne daß der gewünschte Erfolg sich einstellt. Denn Hall fragt kritisch: „Müssen wir schließlich noch schmeicheln, liebkosen und Ansichtskarten wegen des Schulbesuches anbieten und um Entschuldigung bitten oder uns mit den Eltern versöhnlich stellen, wenn wir darauf bestehen, daß ein Kind gezwungen werden muß, Lesen und Schreiben zu lernen?" Es scheint aber so zu sein. Denn trotz aller Schulgesetze und Maßnahmen gegen Schulschwänzer — es gibt in Amerika auch Konferenzen über das Thema Schulschwänzen — ist die Erfassung aller Schulkinder äußerst

mangelhaft geblieben. Die amerikanischen Schulen werden nur von weniger als der Hälfte aller schulpflichtigen Kinder besucht, und das Schulbudget von heute über 1 Milliarde Dollar pro Jahr steht in keinem Verhältnis zu der großen Zahl von Analphabeten, unter denen sich noch 1911 4,9 Prozent geborene Amerikaner, 11,5 Prozent Ausländer, 47,4 Prozent Neger befanden. Im Jahre 1920 waren die entsprechenden Zahlen 2 Prozent, 13 und 22,9 Prozent.

Zu den Schwierigkeiten des amerikanischen Lebens ist weiterhin der Einfluß der Einwanderung zu rechnen, die in keinem Lande eine so mächtige Rolle wie in Amerika spielt und im letzten Jahrzehnt zu wiederholten Malen zu rigorosen Abwehrmaßregeln Veranlassung gegeben hat. Ein paar Bemerkungen mögen über Art und Umfang dieser Erscheinung orientieren. Engländer und Schotten, die die Pilgereinwanderung im 17. Jahrhundert brachte, bildeten den Grundstock. Das 18. Jahrhundert sandte im wesentlichen Iren, Deutsche, Schweizer ins Land. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesellte sich ein nordischer Strom aus Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland dazu. Während bis dahin im allgemeinen germanische Stämme das Einwandererelement bildeten, verschoben sich seit Mitte des vorigen Jahrhunderts die Verhältnisse wesentlich. Es kamen jetzt Südeuropäer hinzu, Bulgaren, Serben, Griechen und Völker aus Vorderasien, Türken, Armenier und Juden. Diese „schmutzig-weiße" Einwanderung, wie sie der Amerikaner nennt, stand in schroffem Gegensatz zu dem bisherigen Typ der Einwanderer, die sich zwar an den europäischen Bedingungen wundgelaufen oder irgendwie Schiffbruch erlitten hatten, aber in Amerika ein neues, produktives Leben beginnen wollten. Es waren meist intelligente, tatkräftige Menschen, vom Pioniergeist beseelt, die bald bodenständig und vollwertige Amerikaner wurden. Sie paßten sich leicht der Homogenität des Landes an, die durch ein einziges Ziel, die Erschließung des Bodens, bestimmt war. Was jetzt aber herüberkam, war Proletariat, das nicht mehr sein Leben in der Landwirtschaft zubringen wollte, sondern sich an die Industrien der Großstädte klammerte.

Wie stark die Einwanderung die amerikanische Bevölkerung durchsetzt, zeigt am besten eine Bevölkerungsstatistik von Neuyork aus dem Jahre 1908. Auf 4½ Millionen Einwohner kamen u. a. 850 000 Deutsche, 250 000 Juden, die Hälfte aller Isländer auf der Welt, mehr Iren als im europäischen Mutterstaat, mehr Armenier als in der asiatischen Heimat, daneben nun noch eingeborene Amerikaner. Und

dieses Völkergemisch Amerikas, in das die importierten Neger mit heute 10 Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung, die Mongolen am Pacific und die Indianer in den mittleren Territorien noch einzureihen sind, vermehrte sich in beängstigender Weise Jahr für Jahr um 1 Million neuer Ankömmlinge. Es liegt auf der Hand, daß in der richtigen Erfassung der Einwanderer und ihrer Nachkommen eine Völkererziehungsfrage größten Stils zu lösen ist, zumal jetzt der größte Prozentsatz von ihnen sich nicht mehr wie früher aus den besseren Gesellschaftsklassen rekrutiert. Die Einwandererfrage ist deshalb ein aktuelles Problem geblieben.

Die Fähigkeit des Landes, fremde Elemente zu assimilieren, kann sich eines Tages erschöpfen, und eine Generation, die sich ihre nationalen Grundlagen zertreten läßt, kann demagogischen Führern in den Abgrund folgen. Ein probates Mittel gegen solche Gefahren glaubt Amerika immer noch in seiner Erziehung zur Demokratie zu besitzen, die ein restloses Aufgehen der eingewanderten Fremden als Bürgerpflicht fordert. Mit dieser beispielsweise von Roosevelt radikal vertretenen Forderung eines hundertprozentigen Amerikanertums, das nationale Eigentümlichkeiten der Einwanderer bewußt ignoriert, kann sich Hall nicht ganz einverstanden erklären. Er glaubt im Gegenteil, daß ein schnelles Vergessen der eigenen Tradition der Einwanderer geistigen Verfall mit sich bringt, daß diejenigen dagegen, die ihr altes Land hochhalten, den besten amerikanischen Bürger ausmachen. Auf diese Weise wird die Kontinuität mit der Alten Welt gewahrt. „Unser Land“, sagt Hall, „ist ein Schmelztiegel fremder Rassen, die viele Arten nationaler Strebungen mit hierher bringen. Aber durch unsere geringschätzige Behandlung und Indifferenz verlieren unsere Einwanderer nach wenigen Jahren ihre Überzeugung, Maßstäbe, Religion, Volksart und selbst die Ideale und Praktiken ihrer verschiedenen Heimatindustrien und sinken auf ein trauriges, monotones Niveau der Verwässerung.“

Merkwürdigerweise kommt die Eigenart des Landes dem Einschmelzungsprozeß schnell entgegen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das amerikanische Leben eine große Gestaltungskraft auf die Ankömmlinge auszuüben vermag und sie nach zwei bis drei Generationen zu überzeugten Amerikanern gestempelt hat. Die Schnelligkeit der Anpassung ist manchmal äußerlich, oft führt sie bei Jugendlichen schwere Nachteile mit sich. Gewöhnlich nimmt die Jugend zuerst die neuen Ideen auf, sie eignet sich die Sprache schnell an, paßt sich der veränderten Umgebung geschickt an und vermittelt so am

besten zwischen der alten und neuen Zivilisation. In solchen Fällen führen dann aber die Jungen die Alten, die elterliche Autorität geht dabei meist verloren, und die Ordnung der Familie ist auf den Kopf gestellt. Der Wunsch, so schnell wie möglich ein Amerikaner zu werden, läßt die Kinder ihre Vergangenheit sehr bald vergessen, wenn nicht gar oft bei der Geringschätzung des eingeborenen Amerikaners für alles Eingewanderte verächtlich erscheinen, so daß ihr kostbares Erbgut, die Tradition ihres angestammten Volkes, die ein Produkt langsamer Entwickelung ist und den besten natürlichen Einfluß darstellt, durch den ein Charakter geformt wird, bald hinweggefegt ist. Bis zu welchem Ausmaß sich dieser Prozeß während des Krieges steigern konnte, beweist folgende Stelle aus einem Aufsatz von Prof. Hanus (Harvard) im „Boston Herald" vom 13. Oktober 1918: „Ich bin unglücklich genug, als Deutscher und sogar als Preuße geboren zu sein. Ich besaß also, als ich das Leben begann, das denkbar schlechteste Blut in den Adern, das die Welt heute aufweisen kann."

Nicht in allen Fällen führt der Assimilierungsprozeß zu solchen Blüten. Manchmal haben die eingewanderten Familien schon nach wenigen Jahren ihren Glauben an Amerika als das Land der Freiheit und des sozialen Fortschrittes eingebüßt. Eine rücksichtslose Jagd nach dem Geld erfaßt sie, und bei ihrer Einstellung, sich mehr moralische Ungebundenheit als in der Heimat erlauben zu dürfen, zeigt sich oft schon in der zweiten Generation deutlich eine Spur von Degeneration, die zugleich physisch und moralisch ist.

Daß auch die Schule unter dieser Last der Einwanderer leidet, ist nur zu verständlich. Der gemischte und ungeschlossene Charakter des Landes erschwert einen guten Schulbetrieb. Bisweilen findet man ein Dutzend verschiedener Nationalitäten und Sprachen in einer Schule oder selbst in einer einzigen Klasse, wenigstens in Neuyork. Dazu kommt, daß viele eingewanderte Familien nicht bodenständig bleiben, sondern weiterwandern, oft nach weit entlegenen Gebieten, wo ihnen eine bessere Verdienstmöglichkeit winkt. Nirgends wird in der Welt so viel der Aufenthaltsort gewechselt wie in Amerika. „Ein jeder solcher Wechsel bedeutet aber einen erzieherischen Verlust. Die Schulgesetze werden leicht umgangen, wo die Menschheit herumgewirbelt wird, und eine Erziehung im Fluge wird mit diesen „peek-a-boo"-Schülern sehr oberflächlich sein."

Den breiten amerikanischen Volksmassen werden diese Schattenseiten ihrer Demokratie wenig bewußt. Sie finden das pädagogische

und soziale System erträglich, wenn nicht manchmal lobenswert. Die führenden Klassen der Gebildeten andererseits sind zu konservativ, um an den ihrer Ansicht nach vorbildlichen Einrichtungen der Union prinzipielle Änderungen zu treffen, und gegen Reformen mißtrauisch. Es genügte, daß Hall einige Jahre in Deutschland studiert hatte, um seine idealen Forderungen an die amerikanische Erziehung als germanophil und umstürzlerisch zu verdächtigen. Noch etwa um die Jahrhundertwende, so meint er, war es kaum gestattet, an dem amerikanischen Schulsystem Kritik zu üben. „Es wurde nicht nur als die schlimmste der schlechten Formen erachtet, wenn eine Lehrperson an dem Schema der Dinge, unter dem sie arbeitete, Kritik übte, sondern in manch einem Falle wurde die Kritik sogar mit einer gebührenden Strafe geahndet."

Hall kommt nach dem Kriege resigniert zu dem Schluß, daß augenblicklich keine Hoffnung auf eine radikale Abstellung aller Erziehungsnachteile und -mängel möglich sei. Zwar seien die meisten pädagogischen Tendenzen auf dem richtigen Wege, aber der Fortschritt sei langsam und beschwerlich, und die alten Neigungen zur Mittelmäßigkeit in Erziehungsdingen lassen die Möglichkeit der Realisation einer wirklichen Kultur durch pädagogische Impulse problematisch erscheinen. Auch innere Antriebe zu einer solchen, die etwa einem Mangel an religiösem Empfinden oder an wirtschaftlicher oder militärischer Leistungsfähigkeit entspringen können, liegen in Amerika z. Zt. nicht vor. Denn mit Bezug auf das erstere entbehrt Amerika des Enthusiasmus, hinsichtlich des letzteren fühlt es sich besonders nach dem Kriege zu sicher und mächtig. Es braucht auch keine Anstrengungen zu machen, um einen verfallenen Staat zu retten, es fehlt ihm der Anreiz zu einer nationalen Aufbaubewegung, die, wie die Geschichte zeigt, immer mit pädagogischen Erneuerungsbestrebungen verwachsen gewesen ist. Nur ein Motiv hat in Amerika immer wieder pädagogische Bestrebungen angeregt, der philanthropische Wunsch, die Jugend für den realen Erfolg in der Welt besser zu machen, für die sie eine immer speziellere Bildung braucht. Aber statt einer Hebung, meint Hall, sei auf diesem Gebiet in der letzten Zeit nur eine Vermehrung schon bestehender Einrichtungen erfolgt.

Betrachtet man nun rückblickend alle Faktoren, die die Entwikkelung der amerikanischen Jugend ungünstig beeinflussen, so kann man es verstehen, wenn Hall mit warnender Stimme ausruft: „Nie ist eine Jugend solchen Gefahren der Verschlechterung und der Hem-

mung ausgesetzt gewesen wie heutzutage in unserem Land!" „Unser ganzes Schulsystem schreit nach der Notwendigkeit einer durchgehenden Prüfung und rücksichtslosen Untersuchung durch Fachmänner ..., um festzustellen, wie eine Verwüstung vermieden und eine größere Wirkung gesichert werden kann."

Als Reformator und Philanthrop möchte Hall deshalb seinem Lande eine Tätigkeit widmen, die er nicht ungern mit dem Wirken Fichtes in Parallele setzt. So wie dieser in der Jugend den rettenden Anker sah, um sein Volk vor völliger Unterjochung zu bewahren, erblickt auch Hall in der jungen Generation das einzige Mittel, um den Verfall der Nation aufzuhalten, der mit immer fortschreitender Verwahrlosung und Vernachlässigung der Jugend unweigerlich zutage treten würde. Er betrachtet seine Arbeit an der Jugenderziehung, seinen Kampf um „eine große pädagogische Erweckung auf der ganzen Linie" als eine nationale Aufgabe, deren Lösung um so dringender ist, als die Frage nach den Bedürfnissen und der Bedeutung der Jugend einfach eine solche „nationalen Überlebens und Fortdauerns im höchsten und umfassendsten Sinne ist". „Es muß heute mit äußerstem Nachdruck gesagt und immerfort wiederholt werden, daß der Geist der Jugend die einzige Hoffnung dieses Landes, um nicht zu sagen, der Welt ist, nur er kann uns retten. Wenn er dahinschwindet, sinken wir in schmutzigen, rauhen Industrialismus oder grausamen Kommerzialismus oder in Selbstsucht und moralischen Materialismus, und wir werden der Welt als das Volk bekannt sein, das an Kurzsichtigkeit zugrunde ging, weil es die Jugend, die allein das Sehen bedeutet, verlor. Um diesen kostbaren Schatz in seinem Werte zu erfassen, ist unsere öffentliche Meinung zu schwerfällig, unsere Pädagogik zu stockblind und hilflos."

Soll die Pädagogik aber ihrer wahren Aufgabe gerecht werden, so muß sie nach Halls Ansicht ihren bisherigen engen Rahmen sprengen und sich erweitern zu einem „Standpunkt des Pragmatismus, der nichts anderes als Pädagogik ist, die ihre Souveränität durch das ganze Gebiet der Kultur erstreckt". Sie muß sich bewußt werden, daß in ihr der Kulminationspunkt allen Geisteslebens schließlich gipfelt. Wissenschaft, Kunst, Literatur, Technik und Religion, Familie, Gesellschaft und Staat haben letzten Endes nur dann einen Wertcharakter, wenn sie erzieherisch dazu beitragen, die Jugend und damit die menschliche Rasse zu einer immer vollkommeneren Reife zu bringen. Die Pädagogik, noch heute meist das Stiefkind unter den Wissenschaften, wird so zur Basis für eine neue harmonische

Einheit der Wissenschaften werden und die Merkmale aufzeigen, durch die sie alle im höchsten Sinne zu bewerten sind. Die Pädagogik wird zum Maß aller Dinge, zu einem „ultimate standard" derselben.

Alle Dinge „educational" sehen, heißt für Hall aber nichts anderes, als sie „evolutionary" betrachten. Trotz aller trüben Stimmungen gewinnt der amerikanische Optimismus auch über ihn Gewalt. Er hofft, daß Amerika einmal das werden wird, wofür es nach der Meinung aller Amerikaner berufen ist — ein Werkzeug zur Erfüllung hoher Ideale zu sein. Ein unbegrenzter Entwickelungsprozeß wird die Möglichkeit dazu bieten, und die Pädagogik wird nicht nur die Kulturgüter der Gegenwart zu erhalten haben, sondern auch die Kraft in sich tragen müssen, der Höherentwickelung des Menschen die Wege zu ebnen. Der heutige Mensch wird nur der Embryo eines künftigen Übermenschen sein, die bisherigen Völker werden nur eine Handvoll gegenüber den ungezählten Vertretern einer höheren Zukunftsrasse darstellen. Welche gewaltige Bedeutung kommt der Pädagogik im Hinblick auf dieses Ziel zu!

Daß Amerika im Wettstreit der Nationen um die Erreichung einer Menschheitsvervollkommnung eine führende Rolle spielen wird, ist für Hall eine sichere Sache. An Kraft und Mut ist das amerikanische Volk noch jung, sein Optimismus ist unbegrenzt, und die Überzeugung von der Überlegenheit der amerikanischen Ideale ist noch ungebrochen. „Die bloße Tatsache, daß wir uns für jung halten, wird dem Glauben an unsere Zukunft förderlich sein, und wir werden eines Tages die Jugend der Welt nicht nur durch unsere unübertroffene Freiheit und günstige Fortkommensmöglichkeit anziehen, sondern eine geistige, moralische und emotionale Nährkraft entwikkeln, die die beste Vorbereitung sein wird, um das meiste und höchste aus ihr zu gestalten und die Menschheit auf eine höhere Stufe zu heben."

Benutzte Literatur:

G. Stanley Hall: 1. Pedagogy — its true value in education. Pedagogical Seminary 1908, Vol. 15, pp. 197/206. — 2. Educational Problems. New York 1911. — 3. Adolescence. New York 1922. — 4. Life and confessions of a psychologist. New York 1923.

W. v. Polenz: Das Land der Zukunft. Berlin 1903.

H. Goslar: Amerika 1922. Berlin 1923.

F. Schönemann: 1. Amerikakunde. Bremen 1921. — 2. Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin und Leipzig 1924.

Streifzüge durch romanische Nachschlagewerke.

Von Dr. Carl Hanns Pollog, Köln.

Propaganda ist das Bestreben, möglichst viele Menschen von der Richtigkeit einer Idee zu überzeugen oder ihnen eine bestimmte Meinung beizubringen (hier berührt sie sich mit der Reklame), sei es über die Vorzüglichkeit eines Schuhputzmittels, sei es über die Entstehung des Weltkrieges. Wenn wir von der als Reklame auftretenden Propaganda absehen, so hat sie von jeher besonders üppig auf dem Boden der Politik geblüht, vor allem, seit das Volk, der „Mann auf der Straße", die innere und äußere Politik seines Staates durch den Stimmzettel mitbestimmen darf. Ihre höchste Blüte aber hat sie wohl im Weltkrieg in dem Northcliffe-Feldzug der Entente gegen die Mittelmächte erlebt, in dem sich gezeigt hat, daß man dem p. t. Publikum, vom Straßenkehrer bis zum Universitätsprofessor, die gröbsten Unwahrscheinlichkeiten, die faustdicksten Lügen glaubhaft machen kann, wenn man es nur geschickt anfängt. Zu diesem Propagandafeldzug kann man nun verschiedene Einstellung haben, und diese ist eine Wage des Volkscharakters (oder des Charakters der Einzelpersönlichkeit) auf dem Gebiete der Psychologie, Politik und Geopolitik. Man kann erstens einmal einen solchen Feldzug, der mit Mitteln arbeitet, die der Strafrichter als Ehrabschneidung klassifizieren würde, als von vornherein unmoralisch brandmarken und ihn in akademischen Abhandlungen ablehnen und zu widerlegen suchen; man kann ihn zweitens für eine zwar nicht besonders edle, aber doch sehr wirksame Waffe halten, die man nach der Niederwerfung des Gegners (welchem Zweck sie, wie jede andere Kriegswaffe auch, zu dienen hatte) wieder aus der Hand legt; man kann aber drittens auch der Meinung sein, daß er das schärfste Schwert in der „Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln", wie man den Versailler „Frieden" mit vollem Recht bezeichnen kann, ist, das daher auf jede mögliche Art und Weise auch für künftige Generationen gebrauchsfähig erhalten bleiben muß. Den ersten Standpunkt vertreten die etwas bedächtigen Deutschen, die ganz vergessen,

daß halbe Maßnahmen nichts helfen, und daß man in Kriegszeiten mit moralischen Mitteln allein nicht auskommt. Die zweite Ansicht hegen die völkerpsychologisch und geopolitisch ungleich geschulteren Angelsachsen, die kalt und entschlossen sagen: „Right or wrong, my country," nach erreichtem Ziele aber ruhig eingestehen, daß dieses oder jenes „wrong" war. Nach der dritten Richtlinie handeln die romanischen Völker, an ihrer Spitze Frankreich, das Volk, das so außerordentlich zutreffend durch die Gestalt der Marianne gekennzeichnet wird: kleinlich, rachsüchtig, hartnäckig und hysterisch, sich an der Aufgeblasenheit der eigenen Worte — Verzeihung, an der Schönheit der französischen Sprache berauschend.

Daß Frankreich und die seine Gefolgschaft bildenden romanischen Nationen den Verhetzungsfeldzug gegen die Mittelmächte und besonders gegen Deutschland auch nach dem „Friedensschluß" noch nicht aufgegeben haben, davon kann sich der unvoreingenommene Beobachter durch einen Blick in eine beliebige Zeitung der betreffenden Länder überzeugen. Aber da der Romane, trotz der vielgerühmten deutschen Gründlichkeit, a u c h gründlich sein kann, wenn er sich in eine Idee verrannt hat, genügt es den Herren an der Seine natürlich nicht, der gegenwärtigen Generation täglich von neuem die deutschfeindlichen Propagandaschlagwörter durch die Tagespresse ins Gehirn zu hämmern. Nein, die Jugend muß in einer von diesen Schlagwörtern geschwängerten Atmosphäre aufwachsen, die kommende Generation wird durch Buch, Bild und Wort von der untersten Volksschulklasse an verhetzt. Und wenn der Schüler sich bei seinen Eltern über diese oder jene Frage Rat erholt, dann müssen sie nicht nur in der Zeitung, sondern auch in dem in der Familienbibliothek vorhandenen dreißigbändigen Konversationslexikon oder in dem kleinen „Dictionnaire" oder „Dizionario pratico" dieselbe Meinung vertreten finden. Alle die Hetzschlagwörter müssen also in diesen Nachschlagewerken für jederzeitigen Gebrauch konserviert werden.

Es leuchtet ohne weiteres ein, welche Wichtigkeit den allgemeinen Nachschlagewerken für die Volksbildung zuzuerkennen ist, besonders den weniger umfangreichen, die durch ihre Billigkeit auch weiteren Volkskreisen zugänglich sind. Ganz besonders ist das der Fall in den romanischen Ländern, denn der Romane ist stolz auf seine Sprache und beschäftigt sich viel mehr mit ihr als etwa der Durchschnitts-Germane oder -Angelsachse. Aus diesem Grunde zeigen die Nachschlagewerke in den romanischen Ländern auch teilweise ein anderes Gesicht wie bei uns. Sie bringen nicht nur sachliche Angaben und im

besten Falle kurze Anmerkungen, woher die einzelnen Wörter stammen, sondern sie führen so gut wie alle Wörter auf, die in der lebenden Sprache im Gebrauch sind, auch solche, bei denen sachliche Erläuterungen nicht vonnöten sind. Sie bringen die vorbildliche Aussprache jedes Wortes, seine Abstammung, seine grammatikalischen Eigenheiten, seine Bedeutung umschrieben durch andere Worte derselben Sprache, oft Beispiele für seinen Gebrauch und Warnungen vor seinem Gebrauch an falschen Orten; dann erst kommen die sachlichen Erläuterungen. Sie bemühen sich oft, in Sprachen mit noch schwankender Orthographie (Italienisch, Portugiesisch) feste Regeln aufzustellen. Oft sind sie in einen sprachlichen und einen wissenschaftlichen (biographisch-historisch-geographischen) Teil getrennt. Sie sind ein Schatzkästchen für jeden In- und Ausländer, der sich mit der betreffenden Sprache beschäftigt, und, wie schon oben gesagt, als sachliches Nachschlagewerk, als „Konversationslexikon", auch für den kleinen Mann im Preise erschwinglich.

In den folgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, zu zeigen, wie mit Hilfe dieser populären Nachschlagewerke die öffentliche Meinung in den hauptsächlichsten romanischen Ländern in deutschfeindlichem, ja in deutschhetzerischem Sinne beeinflußt wird. Die Darstellung soll einige ausgewählte Fragen behandeln, die in den großen Komplex von Geschehnissen der Entstehung, Führung und Liquidierung des Weltkrieges einbegriffen sind. Aber da sich auch Stellen in diesen Nachschlagewerken finden, die den denkenden Leser an der Alleinschuld Deutschlands am Kriege und an der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der „Friedensschlüsse" von Versailles, St. Germain usw. zweifeln lassen müssen, sollen sie auch einen Fingerzeig geben, wo eine deutsche Gegenpropaganda mit Aussicht auf Erfolg ansetzen könnte, um das Lügengiftgas zu zerstreuen.

Die beiden wichtigsten, gegen Deutschland im Kriege kämpfenden romanischen Staaten sind Frankreich und Italien. Aus Italien soll uns hier beschäftigen „Il Nuovissimo Melzi. Dizionario Italiano Completo", 376.—380. Tausend, Verlag Antonio Vallardi, Mailand 1922. Das Werk, ursprünglich von Cavaliere Professor Gian Battista Melzi verfaßt, ist in einen sprachlichen und einen wissenschaftlichen Teil getrennt, umfaßt XI + 860 + 974 Seiten und ist mit Bildern und verhältnismäßig guten geographischen Karten reichlich versehen. Es ist in den italienischen Schulen und in den Pariser Lyzeen eingeführt. Der historische Teil ist von Dr. A. Comandini, der geographische Stoff von Prof. L. F. de Magistris bearbeitet.

In Frankreich haben wir den in bezug auf Lexikographie äußerst rührigen Verlag Librairie Larousse in Paris. Er gibt alle möglichen Sorten von allgemeinen und speziellen Wörterbüchern und Lexika heraus, und besonders auf dem Gebiete der allgemeinen Nachschlagewerke ist bei ihm für jeden Geschmack und jeden Geldbeutel etwas zu haben, vom „Dictionnaire illustré de la langue française" (948 S.) für 9 Franken über den „Larousse de poche" (1302 S.), den „Nouveau Petit Larousse illustré" (1758 S.), den „Larousse Universel" (2 Bde. mit zusammen ca. 2600 S.), den „Larousse en treize volumes" (13 Bde. mit zusammen ca. 12 900 S.), den „Grand Dictionnaire Larousse" (17 Bde. mit ca. 24 500 S.) bis zu „La Grande Encyclopédie" (31 Bde. mit ca. 37 500 S.) zu 1800 Franken. Auch andere populäre Werke, die sich mit der neuesten Geschichte befassen, hat der Verlag in großer Zahl herausgebracht: „La France héroique et ses Alliés (1914—1919)", „La Grande Mêlée des Peuples", „A Popular History of the War", „Les Vertus triomphantes", „Les Allemands par eux-mêmes", „Tels qu'ils sont, notes d'une infirmière de la Croix-Rouge", „Edith Cavell", viele Jugendschriften usw., die natürlich alle in demselben Geist gehalten sind wie das Werk, das uns hier beschäftigen soll: „Larousse Universel en 2 volumes. Nouveau Dictionnaire encyclopédique, publié sous la direction de Claude Augé", VIII + 1278 + 1294 S., Paris 1924. Das Werk ist vorzüglich ausgestattet.

Der Verlag Larousse nötigt uns übrigens noch, uns mit Spanien zu beschäftigen, einem Staat, der im Weltkrieg bekanntlich neutral war und aus seiner deutschfreundlichen Gesinnung nie ein Hehl gemacht hat. Es ist nämlich eine spanische Ausgabe des „Petit Larousse illustré" unter dem Titel „Pequeño Larousse ilustrado. Nuevo diccionario enciclopédico, publicado bajo la dirección de Claude Augé, adaptación española de Miguel de Toro y Gisbert" erschienen (8. Auflage, 1528 S., Larousse, Paris 1924). Dieses in Paris hergestellte Nachschlagewerk ist das beste in spanischer Sprache, das ich kenne, der in Spanien selbst herausgegebene „Calleja, Diccionario manual enciclopédico ilustrado de la lengua española e hispano-americana" (Nachkriegsausgabe, genaue Erscheinungszeit nicht festzustellen, wahrscheinlich 1923, 1384 S., Verlag Saturnino Calleja, Madrid) reicht weder nach Inhalt noch nach Ausstattung an ihn heran. Obwohl der „Pequeño Larousse" keine bloße Übersetzung des „Petit Larousse" ist, sondern von einem Spanier nach dem gegebenen Muster bearbeitet wurde, ist doch genügend von französischem Geist darin enthalten, so daß sich ein Hinweis auf die doppelt gefährliche, weil unter falscher

Flagge betriebene deutschfeindliche Propaganda wohl lohnt. Im folgenden soll der „Larousse Universel" mit L (LI = Bd. 1; LII = Bd. 2), der „Melzi" mit M (ML = parte letteraria; MS = parte scientifica), der „Pequeño Larousse" mit PL und der „Calleja" mit C bezeichnet werden. Bei der Quellenangabe in Klammern bedeutet immer das gesperrt Gedruckte den zitierten Artikel, die Zahl nach dem Schrägstrich die Seite.

Zunächst darf ich wohl einige Beispiele für das teils gewollte Nichtverstehen und für die teils wohl ungewollte Verständnislosigkeit und mangelnde Unterrichtung über alles Deutsche in diesen Werken anführen. Vor allem bewahrt L. das unflätige Schimpfwort „boche" für alle Zukunft sorgsam auf, worauf ich schon in den „Süddeutschen Monatsheften" (Jahrgang 22, S. 61) hinweisen konnte. Es hat sich bereits eine ganze Wortfamilie um den „boche" gebildet: „b o c h e : (abrév. d'A l b o c h e, Allemand). Synonyme populaire d'A l l e m a n d. Appelation familière et méprisante de tout ce qui est allemand, individu ou objet: u n b o c h e, d u p l i c i t é b o c h e." — „Bocherie: Vilenie de Boche, d'Allemand (On dit aussi b o c h o n n e r i e)." — „B o c h i e: Pays des Boches ou Allemands." — „B o c h i s e r: Germaniser, espionner; être au service des Boches ou Allemands." — „b o c h i s m e: Idée ou coutume boche ou allemande." (Sämtlich LI/255.) — Bei dem Artikel „A l l e m a g ne" ist (wie bei jedem Staat) ein Textbild, deutsche Soldaten darstellend. Sie sind in der Kriegsuniform, nicht in der Uniform der jetzigen Reichswehr, und der gemeine Soldat hat ganz genau die Züge des Mordbrenners, der Offizier die des brutalen Gewaltmenschen, die man von den französischen Kriegsplakaten her kennt (LI/59). Damit wird natürlich bei dem französischen Leser der Gedanke hervorgerufen, daß die Deutschen immer noch dieselben Barbaren sind, als die sie ihm im Krieg geschildert wurden. Dem gleichen Zweck dient folgender Passus: „A la suite de la révolution de 1918 et de l'abdication de Guillaume II, l'Allemagne a adopté le gouvernement républicain, mais conserve le nom d'Empire (Reich) (A l l e m a g n e; LI/59)." Ähnlich mißtrauisch steht C der deutschen Revolution gegenüber. Er zählt sämtliche Königreiche, Großherzogtümer usw. auf, aus denen Deutschland sich zusammensetzte (auch das Reichsland!) und bemerkt am Schluß: „Gegenwärtig unter demokratisch-republikanischer Regierung (A l e m a n i a; C/71)." — Dann bringt L folgenden Artikel: „s c h l a g u e: Disziplinarstrafe, die in Deutschland in den Schulen und im Heer (!) üblich ist; sie besteht in der Verabreichung einer bestimmten Zahl von Stockschlägen (LII/903)."

— An anderer Stelle behauptet L, Deutschland habe Essen (!) und Malmedy an Belgien abtreten müssen (Versailles, traité de; LII/1218). — Sehr schlecht unterrichtet über deutsche Verhältnisse ist meist C. Z. B. ist sowohl in einer 1904 erschienenen Ausgabe wie auch in der oben angeführten Nachkriegsauflage Deutsch-Südwestafrika als „Herero“ angeführt, mit ganz unmöglichen Grenzen auf der Karte eingezeichnet, und mit keinem Wort wird darauf verwiesen, daß es deutsch ist bzw. war. Das gleiche gilt von Deutsch-Ostafrika, das als „Zanzibar“ erscheint. — Selbstverständlich behaupten sowohl Franzosen wie Italiener, daß ihre Tapferkeit den Krieg zu einem guten Ende gebracht habe, wie aus vielen Stellen in L und M hervorgeht. In seiner Wertschätzung der Leistungen seines Volkes geht L sogar soweit, daß er bei dem Artikel „Guerre, la Grande“ nur Karten der französischen Front bringt! —

Was das Hauptthema der vorliegenden Ausführungen betrifft, so ist es bei dem ja schon gekennzeichneten Geist der betrachteten Nachschlagewerke kaum verwunderlich, daß die Kriegsschuld frage fast ausschließlich im Gewand der Kriegsschuld lüge auftritt. Nur C macht hierin eine Ausnahme, indem er den Weltkrieg — überhaupt nicht erwähnt! Nachstehend eine kleine Blütenlese aus den anderen Werken: „1914 entfesselte Deutschland, das nach der Weltherrschaft strebte, den Weltkrieg (En 1914, l'Allemagne, prétendant à la domination universelle, déchaîna la Grande Guerre; Allemagne; LI/59).“ Kurz und bündig, cause jugée. „Er (Wilhelm II.) wurde 1913 bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum als Friedenskaiser (sic!) begrüßt, und doch hatte er beständig die Deutschen auf den Krieg vorbereitet, um die Hegemonie über Europa und die Welt zu erringen (con visione egemonica sull'Europa e sulla Terra; Germania: Storia: MS/474).“ „... der Weltkrieg, der von 1914 bis 1918 Europa in ein Meer von Blut tauchte, es aber der deutschen Oberherrschaft entzog (pero consiguió sustraerla a la hegemonía de Alemania; Europa: PL/1204).“ „Das große europäische Gleichgewicht, dem die Könige von Frankreich so viel Blut und Geld geopfert hatten, war bis 1914 auf der Basis des bewaffneten Friedens gesichert. Aber vor allem die Schiffahrt und die wissenschaftliche Forschung schufen durch ihren rastlosen Fortschritt eine neue Art Vorherrschaft (una nuova specie di primato). Während man Deutschland die politische Vorherrschaft zuerkennen mußte, war Großbritannien im Besitze der Seeherrschaft (Europa: Storia: MS/402).“ „Die Einigung Deutschlands hatte die Errichtung der germanischen Hegemonie über Europa

zur Folge; denn die Gründung des Deutschen Reiches zum Vorteile Preußens (au profit de la Prusse) war nicht ein Abschluß, sondern ein Anfang, und die Hohenzollern strebten nach der Weltherrschaft (et les Hohenzollern prétendirent à la domination universelle) ... der Dreibund garantierte ihnen den Frankfurter Frieden. ... Rußland sah ein, daß der Dreibund es im Osten bedrohte, wie er uns (die Franzosen) im Westen bedrohte, und so bildete sich ganz natürlich ein politisches System heraus, das ein Gegengewicht gegen die germanische Allmacht darstellen sollte. ... England merkte, daß Deutschland ihm die Seeherrschaft streitig machte. ... Deutschland benützte die Niederlage unserer russischen Verbündeten (im russisch-japanischen Krieg), um uns gegenüber eine kriegerische Haltung einzunehmen, wozu ihm die Lage in Marokko den Vorwand lieferte; es wollte Frankreich zwingen, den Frieden von Frankfurt anzuerkennen (!) und sich mit ihm gegen England zu verbünden (!). Es sicherte sich Stützpunkte auf dem Balkan, und nachdem es sich entschlossen hatte, eine Entscheidung herbeizuführen, entfesselte es den Krieg von 1914 (décidée à en finir, elle déchaîna la guerre de 1914: Europe: Histoire: LI/817)." Wie vorteilhaft sticht gegen diese finsteren deutschen Pläne doch das friedliche Frankreich ab, das 1913 noch nicht den Frieden von 1871 anerkannt hatte: „Deutschland nahm gegen Frankreich eine feindselige Haltung ein. ... Am 2. August 1914 wurde Frankreich von Deutschland angegriffen (Francia: Storia: MS/443)." „Während Frankreich sich mit diesem friedlichen zivilisatorischen Werke beschäftigte, wurde es Anfang August 1914 brutal von Deutschland angegriffen, dessen Provokationen es bis dahin stets hatte ausweichen können (Tanger 1904, Panthersprung 1911 usw.) (France: Histoire: LII/929)." „Nachdem Preußen bis 1914 ... in jeder Hinsicht die Vorherrschaft in Deutschland ausgeübt hatte, verwickelte es Mitteleuropa in den Weltkrieg (la Prusse entraîna l'Europe centrale dans la Grande Guerre; Prusse: Histoire: LII/686)." „Wilhelm II. impfte den Bewohnern des Reiches das Gefühl der Überlegenheit Deutschlands über die anderen Nationen ein. ... Er wollte dem deutschen Kolonialreich auch Marokko angliedern; daher die Streitigkeiten mit Frankreich, durch die es jedoch nicht gelang, einen bewaffneten Konflikt hervorzurufen (qui faillirent amener un conflit armé), die aber die anderen europäischen Mächte beunruhigten. Auch die Balkanpolitik Wilhelms beunruhigte Frankreich, Rußland und England; sie ließ den Weltkrieg beginnen, den der Kaiser gewollt hat und dessen verantwortlicher Urheber er ist (que le kaiser a voulue et dont il est

l'auteur responsable). Von 1914 bis 1918 nahm Wilhelm II. niemals persönlich an den Kampfhandlungen teil, aber er tat nichts, um die vielfältigen Schrecken eines Krieges zu mildern, den sein Generalstab barbarisch und mitleidslos geführt wissen wollte (que son état-major avait voulue barbare et impitoyable); der ‚Kriegsherr' hat sich begnügt, zu reden und zu paradieren bis zu dem Tag, wo er entthront und besiegt in den Niederlanden eine Zuflucht suchte (il s'est contenté de parler et de parader jusqu'au jour où, renversé de son trône et vaincu, le ‚Seigneur de la guerre' a cherché asile aux Pays-Bas; Guillaume II: LI/1061)." Diese Behauptung, daß speziell die Politik des Kaisers im nahen Osten den Weltkrieg hervorgerufen hat, wird auch noch an anderer Stelle aufgestellt: „Die Ursache dieses Krieges war der Ehrgeiz Deutschlands, das, indem es seinen ‚Platz an der Sonne' beanspruchte, seine Herrschaft über den ganzen Erdball aufrichten wollte (qui, en réclamant ‚sa place au soleil', entendait asseoir sa domination sur tout le globe terrestre). Für die Ausdehnung der deutschen Macht auf die Levante war Serbien ein Hindernis, denn es trennte die Türkei, die Freundin Deutschlands, von den Mittelmächten (Guerre, la Grande: LI/1058)."

Das Attentat von Serajewo wird natürlich immer nur als Vorwand zur Entfesselung des Krieges beurteilt. Von der Beteiligung amtlicher serbischer Kreise an der Verschwörung liest man nichts. „Er (der Erzherzog Franz Ferdinand) wurde mit seiner morganatischen Gemahlin Gräfin Chotek (Herzogin Hohenberg) von dem serbischen Studenten Gavrilo Prinzip ermordet, und sein Tod war eine der zufälligen Ursachen des Weltkrieges (sa mort fut une des causes occasionelles de la Grande Guerre; François-Ferdinand d'Autriche-Este: LI/934)." „Die Ermordung des österreichischen Erzherzogs Franz Ferdinand in Serajewo diente dem von Deutschland angetriebenen Österreich zum Vorwand, Serbien in politischer Hinsicht vernichten zu wollen (servit de prétexte à l'Autriche, poussée par l'Allemagne, pour prétendre annihiler la Serbie au point de vue politique; Guerre, la Grande: LI/1058)." „Der Krieg wurde hervorgerufen durch die Ermordung des österreichisch-ungarischen Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin durch eine (serbische?) Verschwörung in Serajewo am 28. Juni 1914. Als Folge dieses politischen Verbrechens sandte Österreich, nach einer Überlegung von fast einem Monat, ein Ultimatum an Serbien (In seguito a questo dilitto politico l'Austria dopo quasi un mese di laborazione mandò alla Serbia un ultimatum; Guerra mondiale: Origine: MS/514)."

England, so wird in den vorliegenden Büchern gesagt, hat nur auf die Verletzung der belgischen Neutralität hin in den Krieg eingegriffen, obwohl auch wieder, wie weiter oben schon einmal zitiert, festgestellt wird, daß es sich in seinem allereigensten Interessengebiete, in der Herrschaft über die Meere, von Deutschland bedroht fühlte. „Die Sache lag so: der Krieg, den Frankreich seit 1871 wünschte, um Elsaß-Lothringen wieder zu erhalten, mit dem Deutschland bei jeder Gelegenheit drohte, um Frankreich und der ganzen Welt stets seine Hegemonie fühlbar zu machen, den Großbritannien nicht wollte, dessen Herannahen es aber abwartete, bereit, dem deutschen Expansionismus auf der ganzen Welt entgegenzutreten, der Krieg, mit einem Wort, der in 43 Jahren eine unheilvolle Bedrohung für Europa geworden war, schwebte als Damoklesschwert zwischen dem 1. und 2. August in der Luft. ... Am folgenden Tage erklärte England Deutschland den Krieg, um die verletzte Neutralität Belgiens zu verteidigen (Guerra Mondiale: Origine: MS/514)." „Aber, um kein Hindernis anzutreffen, mußten die deutschen Heere durch Belgien, ein neutrales Land, ziehen. Obwohl Preußen kaum erst die Neutralität dieses Königreichs garantiert hatte, zögerte der Kaiser doch nicht, dort einzufallen (Guerre, la Grande: LI/1058)." Merkwürdig ist nur, daß L diesen Vorgang bei dem Artikel „Belgique" (LI/222) auch nicht mit einem Wort erwähnt!

Das Eingreifen Italiens an der Seite der Entente wird bekanntlich damit erklärt, daß es den Bündnisfall mit Österreich nicht für gegeben ansah, da dieses der Angreifer gewesen sei. Der Dreibund aber sei als reines Defensivbündnis gedacht gewesen. So ist auch bei M zu lesen (Guerra Mondiale: MS/514). Natürlich fehlen die üblichen hochtönenden Phrasen nicht: „Am 24. Mai (1915) zog Italien — das durch seine Neutralität Frankreich größere Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit gegeben hatte, in der Marneschlacht zu siegen — den Degen zur Verteidigung der internationalen Gerechtigkeit und zur Herbeiführung des Triumphes des Nationalitätenprinzips in Österreich und anderen Staaten mit übermächtiger andersartiger Bevölkerung (guainò la spada per la difesa della giustizia internazionale e per far trionfare il prinzipio di nazionalità contro l'Austria e altri Stati con soverchianti popolazioni allogene; Guerra Mondiale: Intervento italiano: MS/517)."

Von der amerikanischen Erklärung, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika auch dann in den Krieg eingetreten wären, wenn Deutschland nicht den unbeschränkten U-Bootskrieg

erklärt hätte, nehmen die vorliegenden Nachschlagwerke keine Notiz. M schreibt zunächst der deutschen Diplomatie die Schuld an den Zwischenfällen an der mexikanisch-vereinsstaatlichen Grenze im Jahre 1916 zu, dann wird gesagt, daß der Unterseebootskrieg gegen die feindliche und neutrale Schiffahrt die Vereinigten Staaten zur Kriegserklärung veranlaßt hat (Stati Uniti dell'America del Nord: Storia: MS/875). Amüsant wirkt die folgende Feststellung: „Die ökonomischen Probleme, die Zollfragen beschäftigten die amerikanischen Politiker bis zu dem Tag, wo die Regierung mit Wilson eine idealistische Politik befolgte, die ihre charakteristischste Ausbildung in der Teilnahme der Vereinigten Staaten am Weltkrieg und in den Prinzipien fand, von denen die Friedensverträge inspiriert waren (jusqu'au jour où, avec Wilson, le gouvernement suivit une politique idéaliste, qui trouva son expression la plus charactéristique dans la participation des Etats-Unis à la Grande Guerre et dans les principes dont s'inspiraient les traités de paix; Etats-Unis: Histoire: LI/805)."

Von welchem idealistischen Geist die Friedensverträge inspiriert waren, das wird ja heute in der ganzen Welt immer mehr erkannt. Das Nationalitätenprinzip war es, für das Italien, wie oben erwähnt, den Degen gezogen hatte, und für das auch die anderen alliierten und assoziierten Mächte kämpften. „Nationalitätenprinzip nennt man das Recht einer Nation, einen unabhängigen Staat zu bilden (Nazione: MS/701)." Früher hatte man für solche idealistische Prinzipien ja weniger übrig: „Die Friedensverträge von Versailles, von St. Germain, von Trianon, von Neuilly und von Sèvres waren unter dem Einfluß des Präsidenten Wilson inspiriert von Prinzipien, die denjenigen, die bisher die großen europäischen Konflikte beendet hatten, und besonders denen des Wiener Kongresses schroff gegenüberstanden. Die Politik des Gleichgewichtes wurde ersetzt durch das Recht der Völker, über sich selbst zu verfügen (Europe: Histoire: LI/817; fast wörtlich so Europa: PL/1204)."

Da ist es nun interessant, einmal nachzuforschen, wie sich denn diese idealen Prinzipien in der Praxis ausgewirkt haben. Das sprechendste Zeugnis für die Art, in der durch die „Großen Vier" die Welt neu geordnet wurde, ist die Gründung des internationalen Verbandes der Minderheiten, in dem Vertreter von Völkern sitzen, die in einem Staat Unterdrückte, im anderen aber Unterdrücker sind. Doch lassen wir nur die angeführten Nachschlagewerke selbst sprechen. Nach all den hochtönenden Phrasen liest man mit Befremden:

„Die Tschechoslowakei ist ein Staat ohne physische, völkische oder religiöse Einheit; das slawische Element macht zwar drei Fünftel der Gesamtbevölkerung aus, aber es zerfällt in Tschechen, Slowaken, Ruthenen und Polen, die einander wenig sympathisch sind, und die häretischen Tschechen verfolgen die katholischen Tschechen und Slowaken. So ist weder physischer noch völkischer Zusammenhang vorhanden, noch weniger hat der Staat gute Grenzen. Die Tschechoslowakei ist vor allem das Ergebnis politischer Kombinationen (Tchécoslovaquie: LII/1063)." Das ist doch fast wie nach dem Wiener Kongreß, wie ein Staat „con soverchianti popolazioni allogene"!

Der oben angeführte Artikel des L über die Tschechoslowakei ist aber auch so ziemlich der einzige, in dem so offen die politischen Kombinationen zugegeben werden, die bei den Friedensschlüssen der leitende Gesichtspunkt waren. Sonst wird natürlich immer das Banner des „Friedens der Gerechtigkeit" hochgehalten, der das Unrecht wieder gutmachen sollte, das Deutschland an allen seinen Grenzen seinen Nachbarn zugefügt hatte, der die von der österreichisch-ungarischen Monarchie „geknechteten" Völkerschaften befreien und Deutschlands Weltherrschaftspläne zunichte machen sollte.

Hören wir zunächst einmal, was der bekannte italienische Geograph de Magistris, der den geographischen Teil des M bearbeitet hat, vom geographischen und geopolitischen Standpunkt aus über die Grenzen Deutschlands sagt: „Ethnographisch ist es schwierig, zu sagen, wo Deutschland im Osten und im Westen aufhört, denn wenn man sagt, es liegt zwischen der Ost- und Nordsee und den Alpen, zwischen dem französischen und russischen Gebiet, so umschließen diese Grenzen nicht das deutsche Volk. Im Osten wird die Weichsel, die physische Ostgrenze, an verschiedenen Stellen weit überschritten, im Westen reicht das ethnographische Deutschland — ohne daß die folgenden Grenzen genau zu nennen sind — bis zum Jura und den Vogesen und bis zu einer unbestimmten Linie zwischen Rhein und Maas. Vor dem Kriege waren die Deutschen in folgenden Ländern vereint: 1. Deutsches Reich; 2. die deutschen Länder des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches; 3. Königreich der Niederlande; 4. Schweiz. Die Verträge von Versailles und St. Germain haben einige (wenig zahlreiche) deutsche Siedlungskerne den Staaten zugeteilt, die die ethnographische Vorherrschaft in den physisch-geographisch nicht zu Deutschland gehörigen Erdräumen haben (che hanno il predominio etnico nelle regioni fisicamente non

germaniche), z. B. die Deutschen in Elsaß-Lothringen, die jenseits der alpinen Wasserscheide und die im böhmischen Gebirgsviereck. Die große Masse der Deutschen aber ist geeint, und es wäre ungerecht und außerdem schwierig, ihnen auch nur im geringsten Hindernisse in den Weg zu legen. Auf jeden Fall ist es eine charakteristische Eigenschaft der Deutschen, jede physische Grenze zu überschreiten (Germania: MS/469)."

Dieser Italiener rechnet also die Schweiz und Holland zu Deutschland. Im übrigen tritt hier aber schon die je nach der gegenwärtigen Opportunität mit physisch-geographischen, ethnographischen und strategischen Grenzen jonglierende Geschichts- und Geographieklitterung hervor, in der M (für den geographischen Gesichtspunkt also de Magistris) Meister ist, während L und PL mehr die einfache, unbewiesene Behauptung pflegen. Über de Magistris' eigentümliche Methoden wird bei der Besprechung der Südtiroler Frage noch mehr zu sagen sein.

Betrachten wir nun, wie die Deutschen ihre „charakteristische Eigenschaft, jede physische Grenze zu überschreiten", zum Schaden ihrer verschiedenen Nachbarvölker betätigt haben. Da ist zunächst die elsaß-lothringische Frage, bei der sich L und PL eine komische Inkonsequenz leisten. Es heißt da gleichlautend: „Alte französische Provinz, Hauptstadt Straßburg, der französischen Krone unter Ludwig XIV. durch den Westfälischen Frieden angegliedert (annexée à la couronne, bzw. unida a la corona). Der wichtigste Fluß im Elsaß ist die Ill, die dem Land seinen Namen gegeben hat — Illsaß, Elsaß, Land der Ill (Alsace: LI/65, bzw. Alsacia Lorena: PL/1026)." Selbstverständlich findet sich auch die ja seit 1871 stets wiederholte Behauptung: „Die Bedrückung seiner Einwohner seit 1871 konnte die Bande, die sie mit Frankreich verknüpften, nicht lösen (Alsace-Lorraine: LI/65)." Bei der Annexion von 1919 wird natürlich von „Zurückgeben" gesprochen, nur C sticht hier ab, indem er schreibt: „Alte deutsche Provinz, 1648 von Frankreich erobert, 1871 von Deutschland zurückgewonnen und von neuem von Frankreich erobert nach dem Weltkrieg (y vuelta a conquistar por Francia después de la última Guerra Mondial; Alsacia: C/92)." — Im Zusammenhang mit dem immer wiederholten Geschwätz von dem friedlichen Frankreich, das nur das ihm 1871 zugefügte Unrecht wieder gut gemacht hat, ist folgender Passus aus L interessant: „Man ist durch Geburt Franzose oder man wird es, entweder durch Naturalisation oder durch Annexion. . . . Annexion:

Wenn ein ausländisches Gebiet von Frankreich annektiert wird, dann werden die Eingeborenen dieses Gebietes Franzosen, außer wenn in den Verträgen Ausnahmen vorgesehen sind, wie etwa die Forderung eines Optionsrechts innerhalb einer bestimmten Zeit (Quand un territoire étranger est annexé à la France, les nationaux de ce territoire deviennent français, sauf les exceptions prévues par les traités, qui peuvent, par exemple, stipuler un droit d'option pendant un temps déterminé; Français: LI/929)." Danach scheint also die Annexion als ein durchaus nicht ungewöhnlicher Weg zur Erwerbung der französischen Staatsangehörigkeit angesehen zu werden.

Mit der elsaß-lothringischen Frage ist eng verknüpft der Aufstieg Preußens zur Vormacht in Deutschland und die Ursachen des Krieges von 1870/71, worüber auch noch einige Worte zu sagen sind. Der Gründer der deutschen Einigkeit, Bismarck, kommt natürlich in den vorliegenden Büchern nicht gut weg. Schon aus seiner Jugendzeit verzeichnet M schaudernd, daß er in 26 Monaten 22 Duelle gehabt hat! (Bismarck: MS/166.) Und dann folgt eine ganze Liste von schmeichelhaften Bezeichnungen: „Händel- und trunksüchtig, unmäßig, vergnügungssüchtig, selbstherrlich (accattabrighe, bevitore, crapulone, svagato, autocrate; ebda.)." Ähnlich äußern sich L und PL: „Selbstherrlich und in politischer Hinsicht skrupellos bis zum Zynismus (poussant jusqu'au cynisme l'absence des scrupules politiques; Bismarck: LI/245; wörtlich dasselbe Bismarck: PL/1079)." Den Deutschen hat er die Einigung aufgedrängt und das geeinte Deutschland gegen dessen Willen groß gemacht, wie überhaupt seine Politik ein Gemisch von Hinterhältigkeiten und Zwangsmaßregeln war: „Das Parlament und die anderen deutschen Staaten waren stets gegen Bismarck, dem die Zeit günstig erschien, Österreich aus Deutschland auszuschließen (escludere l'Austria dalla Germania; Bismarck: MS/166)." „Bayern, Württemberg und Baden wurden zu einem Defensiv- und Offensivbündnis gezwungen (ebda.)." — „Als Reichskanzler suchte er mit allen nur möglichen Mitteln die kaiserliche Macht gegen den Willen des Volkes zu stärken (accroître le pouvoir impérial au détriment de la volonté nationale; Bismarck: LI/245; acrecentar el poder imperial a expensas de la voluntad nacional; Bismarck: PL/1079)." — „Er zwang Österreich, das zu schwach und in sich uneinig war, um seinem mächtigen Nachbar Widerstand zu leisten, ein Bündnis mit Deutschland auf (L bzw. PL/ebda.)." — „Die Politik des Eisernen Kanzlers hatte zwei Ziele: 1. Frankreich in Europa zu iso-

lieren; 2. Österreich zu verhindern, einen moralischen Einfluß über die deutschen Staaten zu erlangen, der Preußens Allmacht verringern könnte (L bzw. PL/ebda.)." — „1881 sagte er Italien ins Ohr: ‚Geht nach Tunis!', während er gleichzeitig Frankreich züflüsterte: ‚Nehmt euch Tunis!' (Bismarck: MS/166)." Und doch wird, trotz Mißgunst und Beschimpfung, sogar von L und PL gesagt, daß er energisch und aktiv war, und das deutsche Volk, das teilweise heute Bismarck schmäht, muß sich vom Ausland sagen lassen: „Größter deutscher Staatsmann (sommo stadista ted.) . . . Er war groß in des Wortes vollster Bedeutung. Die kurzsichtige Kritik kann ja nachforschen, ob das Werk dieses Riesen in gutem und vollkommenem Zustande geblieben ist, sie kann untersuchen, ob sein Ruhm vollkommen rein und fleckenlos ist. Das deutsche Volk errichtet ihm im Herzen den wohlverdientesten und kostbarsten Altar und widmet ihm eine Verehrung, die die Jahrhunderte ungeschwächt überdauern wird. Für den Deutschen bedeutet, und wird stets bedeuten, der Name Bismarck die Größe des Vaterlandes. . . . Wilhelm II. zögerte nicht, ihn fortzuschicken wie einen x-beliebigen Diener (a lizenziarlo, com'un servitore qualunque), indem er ihn zwang, seine Demission einzureichen (Bismarck: MS/166)."

Darüber, daß Bismarck den Krieg von 1870/71 provoziert hat, sind sich L, PL und M natürlich einig, obwohl M die anmaßenden Forderungen Napoleons III. richtig kritisiert (Bismarck: MS/166 und Napoleone III: MS/698). L und PL beklagen nur die Torheit, daß Napoleon unbesonnenerweise Preußen den Krieg erklärte (Napoléon III: LII/340; Napoléon III: PL/1354). Auch wird von der mangelnden Kriegsbereitschaft der Franzosen gesprochen (ganz im Gegenteil zu der seinerzeit behaupteten Erzbereitschaft), wie z. B.: „Les armées françaises, très inférieures en nombre, mal pourvues d'artillerie, médiocrement commandées (Guerre franco-allemande: LI/1058)."

Über die „Rückgewinnung" von Elsaß-Lothringen habe ich schon oben gesprochen. Daß Frankreich niemals die Zugehörigkeit dieses Landes zu Deutschland anerkannt hat, war schon vor dem Kriege ein offenes Geheimnis. Auf den meisten französischen Karten (so z. B. auch in der vom Verlag Larousse herausgegebenen 31-bändigen „Grande Encyclopédie" wurde das Land wie die französischen Departements behandelt. Da ist es von Interesse, daß auf der Karte von Frankreich in L das Saargebiet zwar außerhalb der Grenzen

Frankreichs gezeichnet, aber mit der Flächenfarbe der französischen Departements angelegt ist.

Was die schleswig-holsteinische Frage betrifft, so ist in dem französischen, franko-spanischen und italienischen Nachschlagewerk nur von einer Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen die Rede. Über die durch den Versailler Vertrag erfolgte Angliederung Nordschleswigs an Dänemark wird meist nur kurz berichtet; interessant ist aber die Feststellung, daß infolge „der günstig (!) ausgefallenen Volksabstimmung das ehemals deutsche Gebiet Schleswig (!) zu Dänemark" gehört (Danimarca: MS/329).

Nun die Ostfragen. L stellt einfach fest, daß Danzig eine freie Stadt geworden ist (Dantzig: LI/596), M sagt, daß „Danzig als Ausgang Polens zum Meere (!) heute ein freier Staat ist (Danzica: MS/331)." PL und C wissen noch gar nichts von der neugewonnenen Freiheit Danzigs: „Danzig, preußische Stadt, Hafen am Meerbusen gleichen Namens (Danzik: PL/1162)." — „Danzig, großer Handelshafen an der Ostsee, im östlichen Preußen (Dantzig: C/482)."

In bezug auf Polen beschränken sich PL, C und M auf kurze, sachliche Angaben, während L natürlich Stimmung machen muß: „Da Polen aus der großen russisch-deutschen Ebene herausgeschnitten ist, hat es im Nordosten, Osten und Westen keine natürlichen Grenzen, während die Politik ihm die Grenzen, die die Natur ihm im Norden gegeben hat, nicht zugesteht. . . . Nach dem Waffenstillstand vom 11. November 1918, der sie vergessen hatte, befreiten die Polen ihr Land selbst, und die Verträge von 1919 (Versailles und St. Germain) gaben ihnen verschiedene ehemals polnische Gebiete, die früher Preußen und Österreich gehört hatten und nun dem alten russischen Großherzogtum Warschau angegliedert wurden. So entstand das heutige Polen, das weder Danzig noch andere Länder, die ihm einst gehörten, umfaßt. . . . Mehrere Volksabstimmungen und ein Schiedsspruch des Völkerbundes haben zugunsten Deutschlands und der Tschechoslowakei das Landgebiet Polens noch weiter beschnitten. Die Anfänge selbständigen Lebens des neuen Staates wurden sehr erschwert durch die böswillige Haltung Englands (par la mauvaise volonté de l'Angleterre) gegen ihn und durch Kriege an allen seinen Grenzen mit Nachbarn, die sich auf Kosten Polens ausdehnen oder es ganz vernichten wollten: Tschechoslowaken, Ungarn unter Bela Kun, Ukrainer und besonders die russischen Bolschewisten (Pologne: LII/625)." In bezug auf das polnische Volk scheint L ein kleiner Regiefehler unterlaufen zu sein. Einmal heißt es:

„Les Grands-Polonais, les Mazoviens ou Mazures, les Petits-Polonais et les Cassoubes du littoral de la Baltique, voilà les principales subdivisions du groupe polonais (Polonais: LII/626),“ dann wird gesagt, die Mazoviens seien die patriotischsten Polen (Masovie ou Mazovie: LII/187), während man an anderer Stelle liest: „Die Masuren (Mazures) sind Slawen, seit dem 16. Jahrhundert protestantisch und nach Sprache und Gefühl germanisiert. Daher haben sie sich bei der Volksabstimmung für Deutschland und nicht für Polen entschieden (Masurie ou Maursie: LII/192).“

Über Schlesien ist C herzlich schlecht unterrichtet: „Schlesien, Gebiet in der Tschechoslowakei (!), wichtigste Städte Breslau (!) und Tropau (!) (Silesia: C/1223).“ PL sagt: „Frühere deutsche Provinz, 1921 zwischen Deutschland und Polen geteilt (Silesia: PL/1461).“ L begründet den Anspruch Polens auf Schlesien mit der Behauptung, daß es ursprünglich „peuplée par des Slaves Slézanes“ war (Silésie: LII/948).“ Wichtigere Aufschlüsse erhalten wir unter der Überschrift „Preußisch-Schlesien“: „Preußische Provinz, den größten Teil Schlesiens umfassend. . . . Dieses Land mit wichtiger Industrie und Landwirtschaft, mit bedeutenden metallurgischen Werken, zahlreichen Webereien und Zuckerfabriken ist von 1919 bis 1921 der Gegenstand heftigen Streites zwischen Deutschland und Polen, zwischen Frankreich und England gewesen. Da die Deutschen gegen die Übertragung der am meisten industrialisierten Gegend des Landes an Polen protestierten, hatte der Vertrag von Versailles bestimmt, daß das Schicksal Oberschlesiens durch eine Volksabstimmung entschieden werden sollte. Sie fand am 20. März 1921 statt und zeigte die Existenz einer bedeutenden polnischen Bevölkerung in den Teilen Oberschlesiens östlich und südlich einer Linie von Rosenberg nach Oderberg und dann zur Oder bei Krappitz. Die Deutschen weigerten sich, sich an die Abstimmung zu halten und wurden dabei von den Engländern unterstützt (les Anglais appuyèrent leurs opinions), während die Franzosen ihnen entgegentraten. Da so ein Einvernehmen zwischen England und Frankreich unmöglich geworden war (l'entente étant devenue impossible entre Angleterre et France), mußte man seine Zuflucht zum Völkerbund nehmen, der entschied, das Industriegebiet in Oberschlesien sei zwischen Preußen und Polen zu teilen, und der auch die notwendigen Maßregeln festsetzte, damit im gemeinsamen Interesse das wirtschaftliche Leben Oberschlesiens nicht ins Stocken geriete. . . . Die Vorfälle in Oberschlesien haben

Preußen die Gelegenheit geliefert, das ihm zugeteilte (!) Stück des Landes noch enger an sich zu fesseln (de se rattacher plus étroitement que jamais la partie du pays qui lui a été attribuée; Silésie prussienne: LII/948)." Kein Wort von Pan Korfanty und seinen Insurgentenbanden! Objektiver ist hier M — weil italienische Soldaten in Oberschlesien gekämpft haben: „Bald darauf (nach der Volksabstimmung) wurden in den Bezirken Beuthen, Kattowitz, Rybnik, Pleß und Ratibor beklagenswerterweise von den Polen Aufstände angezettelt (si lamentarono alcune sommosse d'origine polacca), die von dem polnischen Kommissar Korfanty mit bewaffneter Macht unterstützt wurden. Den Aufständischen traten die alliierten Truppen unter dem Oberbefehl des italienischen Generals de Martinis entgegen. Die Unruhen erreichten ihren Höhepunkt in der Nacht vom 3. zum 4. Mai mit dem Tod von 19 italienischen Soldaten und einem italienischen Offizier (Alta Slesia: MS/859)."

Über Österreich-Ungarn wird in den betrachteten Werken unter diesem Schlagwort nicht viel gesagt. C weiß noch nicht, daß die Doppelmonarchie nicht mehr besteht (Austria: C/175), obwohl er auf S. 177 ein Kärtchen des heutigen Deutsch-Österreich bringt.

Bei Rumänien ist folgende Feststellung interessant: „Die durch die italienische Tapferkeit erfolgte Auflösung Österreichs (lo sfacciamento dell'Austria per virtù italiana) erlaubte es ihm, das Verlorene (die von den Mittelmächten besetzten Gebiete) wiederzuerobern und die Länder zu gewinnen, in denen die rumänische Bevölkerung in der Mehrheit ist (Romania: MS/807)."

Auch über Serbien bzw. Jugoslawien wird nicht besonders viel gesagt. Bemerkenswert ist nur folgender Satz des italienischen Werkes: „Serbien ist heute das geistige Zentrum Jugoslawiens, eines neuen Staates mit extrem annexionistischen Zielen, der alle Südslawen des früheren österreichischen Kaiserreiches vereinigt hat, einige wenig zahlreiche Gruppen Österreicher, Magyaren, Rumänen, Bulgaren, Griechen, Albanesen, Montenegriner und Italiener einschließt und auch Ansprüche auf Triest, Görz und die italienischen Gebiete jenseits des Isonzo gestellt hat (che ha vantato pretese perfino su Trieste, usw.; Serbia, o Servia, ora Jugoslavia: MS/847)."

Fiume, über das M recht objektiv berichtet (übrigens war die Stadt zur Zeit des Erscheinens der mir vorliegenden Auflage noch selbständig (Fiume: MS/430), ist die Überleitung zu Italien. Hier

interessiert den Deutschen am meisten die Frage der Italia irredenta und Südtirol. Die wichtigste Quelle ist natürlich M. Man erfährt da zunächst einmal, daß es drei Italien gibt, das physische, ethnographische und politische. „Mit dem ersten Namen bezeichnet man Italien innerhalb seiner natürlichen Grenzen (die alpine Wasserscheide mit Einschluß der benachbarten Inseln, aber unter Ausschluß der Pelagischen Inseln, die auf dem afrikanischen Festlandssockel liegen). Der zweite Name bedeutet die Länder, deren Bürger sich der italienischen Sprache bedienen, wenn auch nicht als Muttersprache, so doch als Sprache der offiziellen Schriftstücke (die Ausdehnung des ethnographischen Italien ist nur wenig geringer als die des physischen). Der dritte Name bezeichnet das Gebiet des Königreichs Italien in seiner jeweiligen Ausdehnung (Italia: Italia fisica, etnografica, politica: MS/566)." Wenn Italien die Gebiete beansprucht, in denen die italienische Sprache die der offiziellen Schriftstücke ist, dann könnte z. B. mit gleichem Recht England die Herrschaft über Japan fordern. — Italia irredenta wird erklärt als „noch nicht befreiter Teil Italiens, besonders das Trentino, Triest und Istrien (Irredenta o Italia —: ML/446)," und an anderer Stelle steht ausführlicher: „Mit diesem Namen sollen eigentlich alle die Gebiete bezeichnet werden, die zwar physisch zu Italien gehören, aber unter der Herrschaft fremder Mächte stehen. In letzter Zeit verstand man jedoch darunter nur die dem aufgelösten österreichisch-ungarischen Kaiserreich gehörigen Gebiete, die durch die Verträge von St. Germain und Rapallo Italien zugesprochen wurden (Irredenta o Italia irredenta: MS/554)." Die Grenzen Italiens werden folgendermaßen beschrieben: „Die natürliche kontinentale Grenze ist die alpine Wasserscheide. An der französischen Grenze wird diese Linie im allgemeinen eingehalten, wenn auch Italien an gewissen Punkten über sie hinausgeht, sie an anderen Stellen aber nicht erreicht. An der Schweizer Grenze ist keine Rücksicht auf die natürliche Grenze genommen worden, da der große Keil des Kantons Tessin in die Lombardei vorspringt (von anderen, kleineren zu schweigen) und Italien nur im Livignotal darüber hinausgreift. Sie wurde, mit Ausnahme der Grenze in den Karnischen Alpen, in bezug auf Österreich-Ungarn überhaupt nicht beachtet. Der Krieg hat das Gebiet Italiens gegen Österreich und Jugoslawien bis an die äußerste natürliche Grenze gebracht; am Reschen-Scheideck, am Brenner und besonders an den Pässen von Toblach und Tarvis überschreitet das politische Italien die physischen Grenzen und

besitzt auch noch in Österreich einige Landfetzchen. Gegen Jugoslawien erreicht Italien in der Gegend des Lungar nicht seine natürlichen Grenzen, überschreitet sie aber östlich vom Schneeberg, um sie nördlich von Fiume wieder nicht zu erreichen (Italia: Confini: MS/560)." An anderer Stelle wird eine genaue Rechnung aufgestellt, um zu zeigen, daß Italien noch längst nicht alles bekommen hat, was ihm gebührt: „Geographisch, aber nicht politisch zu Italien gehörende Gebiete: Nach der Annexion der befreiten Gebiete umfassen sie noch 13 842,5 qkm, nämlich:

a) Republik San Marino (unabhängig)	59	qkm
b) Korsika (französisch)	8 722	„
c) Grafschaft Nizza (französisch)	687	„
d) Fürstentum Monacco (unabhängig)	1,5	„
e) Italienische Schweiz	3 994	„
f) die noch nicht befreiten Gebiete um Fiume und Castua	74	„
g) Malta (englisch)	306	„

Dagegen überschreitet Italien seine physischen Grenzen gegen die nachstehend angeführten Länder nur um folgende Beträge:

a) gegen Frankreich	250	qkm
b) gegen die Schweiz	307	„
c) gegen Österreich	36	„
d) gegen Tunis (die Pelagischen Inseln)	26	„

Italia: Regioni geografica m. ital. e non tali politica m. e viceversa: MS/569)."

Meisterhaft als Propagandaleistung sind die Spezialartikel im M über die befreiten Gebiete zu nennen. „Mit dem Namen ‚die drei Venetien' sollen nach dem Vorschlag des Görzer Sprachwissenschaftlers Graziadio Ascoli die Gebiete Nordost-Italiens bezeichnet werden, die längere oder kürzere Zeit unter österreichischer Herrschaft standen. Es sind das: das eigentliche Venetien (la Venezia propria o Veneto, o, meglio ancora, semplicem. la Venezia), das 1866 wieder mit Italien vereinigt wurde; das Tridentinische Venetien (la Venezia Tridentina) oder das frühere österreichische Südtirol (l'ex Tirolo meridion. austriaco), das von den Italienern in das Trentino und das Oberetsch geteilt wird, befreit 1918; das Julische Venetien (la Venezia Giulia) oder die früheren Gebiete von Görz, Gradisca, Triest, Istrien, 1918 befreit (Venezie, le tre: MS/940)." Über das Julische Venetien wird dann gesagt: „Bevölkerung: 980 000 Einwohner, davon 460 000 Italiener, der Rest Slawen (Slowenen und Serbo-Kroaten), Deutsche, Ungarn, Rumänen.

Die Städte sind vollkommen italienisch, die Landbezirke auch fast; von den nichtitalienischen Volksstämmen erreicht keiner allein die Anzahl der Italiener und keiner gleicht den Italienern, da sie die Überreste von Völkern darstellen, die in mehr oder weniger entlegener Zeit in das Gebiet eingefallen sind (Venezie, le tre: Venezia Giulia: MS/941)." Sollte dieses Prinzip der Mehrheit in einem Lande allgemein anerkannt werden, so eröffnen sich allerdings ungeahnte Perspektiven auf die Neuordnung der Welt. Dann kann ein Staat ruhig 20 verschiedene Völkerschaften innerhalb seiner Grenzen umfassen, die doch alle vollkommen rechtlos sind, wenn nur das Staatsvolk zahlenmäßig stärker ist als jeder einzelne der anderen Stämme. — Eine sehr geschickte Rechnung wird bei Südtirol aufgemacht: „Bevölkerung: 650 000 Einwohner, davon 377 000 in Trentino (374 000 Italiener), der Rest in Oberetsch (davon 60 000 Italiener). Im ganzen 440 000 Italiener gegen 210 000 Deutsche, die ein Teil einer stammesfremden Invasion in geographisch italienisches Gebiet sind (Venezie, le tre: Venezia Tridentina: MS/942)." Welcher einfache Mann, für den M doch vorzugsweise bestimmt ist, rechnet nach, wieviel Deutsche im Gebiet Oberetsch wohnen? Im ganzen ist ja eine italienische Mehrheit vorhanden und die Deutschen sind stammesfremde Eindringlinge, wie auch den deutschen Kindern in der italienischen Schule gelehrt wird. Eine wissenschaftlich-geographische Leistung hat hier der Geograph de Magistris nicht vollbracht, das ist Propaganda, die sich ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängt. Um so dankbarer müssen wir demselben de Magistris sein, daß er doch einmal die Maske lüftet. „Oberetsch, Gebiet im Tridentinischen Venezien ... Von den beiden Pässen ist nur einer brauchbar, der Brenner, über den auch die Eisenbahn führt. Im Süden reicht das Oberetsch bis zur Salurner Klause. Es ist ein sehr wichtiges Gebiet, rein italienisch vom geographischen Standpunkt aus und notwendigerweise italienisch zum Schutze unseres Landes, wenn es auch von einer fast ausschließlich deutschen Bevölkerung überrannt wurde (Regione importantissima, schiettamente italiana dal punto di vista geografico, e necessariamente italiana per la protezione del nostro paese, anche se tale territorio è stato invaso da una popolazione quasi esclusivam. tedesca). Der Brenner ist das wichtigste Einfallstor gegen Italien im Norden. ... 250 000 Einwohner, davon 190 000 Deutsche (Alto Adige: MS/56)." Ganz abgesehen davon, daß die Einwohnerzahlen auch kaum stimmen, zeigt sich hier

der nackte Machtstandpunkt in demselben Buche, in dem an anderer Stelle zu lesen ist: „Italien erklärte nach 9 Monaten der Neutralität Österreich den Krieg, um am Triumphe der internationalen Gerechtigkeit gegen Deutschland und an der Befreiung der italienischen Gebiete aus der österreichischen Herrschaft mitzuhelfen (Italia: Storia: MS/572)," und „Die neutrale Regierung wurde unwiderstehlich in den Krieg gezogen, um die unerlösten Gebiete (die im gleichen Satz als das Trentino, das Julische Venetien, Istrien und Dalmatien definiert werden, ohne Oberetsch) zu befreien und die italienische Unabhängigkeit, zum mindesten gegen Österreich, vollständig zu machen (Risorgimento italiano: MS/800)."

Über die eigentliche Politik der Nachkriegszeit, über den Völkerbund und über die Kolonialfragen steht nichts von Bedeutung in den mir vorliegenden Werken. Im L ist bezeichnend der stereotype Satz, daß die verschiedenen Völker ihre „Wunden verbinden". Sehr nett ist auch die folgende Stelle, die nach all dem, was die Welt bisher in dieser Hinsicht gesehen hat, wohl kaum etwas anderes als ein Lächeln hervorrufen wird: „Frankreich arbeitet seitdem (seit dem Friedensschluß) daran, seine Wunden zu verbinden und die durch den deutschen Einfall verursachten Schäden wieder gutzumachen (réparer les maux de l'invasion allemande), während es seinen besiegten Feind zwingt, die Bedingungen des Friedensvertrages einzuhalten. Gleichzeitig erfüllt es sowohl in Syrien wie auch in dem Teil der deutschen Kolonien, der ihm zugesprochen worden war, die Verpflichtungen, die ihm das vom Völkerbund übertragene Mandat auferlegt (France: Histoire LI/929)."

Und zum Schluß sei noch eine elegische Stimme zitiert, die die Segnungen des „Friedens der internationalen Gerechtigkeit" ins rechte Licht rückt: „Der Frieden wurde auf diplomatischem Wege zu Versailles, St. Germain, Neuilly (1919), Trianon, Sèvres, San Remo (1920) abgeschlossen; aber in Wirklichkeit kehrte weder der politische noch der soziale, weder der äußere noch der innere Friede bei den erschöpften Völkern ein. Für sie alle wird die Epoche von 1871 bis 1914 eine ideale Zeit bleiben, die vielleicht niemals wiederkehrt (Europa: Storia: MS/402)."

Die slawische „Friedfertigkeit".

Von Dr. Josef Leo Seifert (Ministerialsekretär in Wien).

Es gibt wohl kaum ein zweites Volk der weißen Rasse, dessen Charakter so sehr in der Geschichte schwankt, wie die Slawen. Je nachdem, von welchen Voraussetzungen man ausgeht, kommt man zu ganz entgegengesetzten Beurteilungen und schroff stehen sich in dieser Frage auch die Anschauungen der slawischen Gelehrten und Denker gegenüber. Die Mehrzahl hat aber, ganz besonders seit Herder, aber auch schon früher, als charakteristische Eigenschaften der Slawen eine gewisse Friedfertigkeit und Unstaatlichkeit hervorgehoben, wodurch sie sich — als Ackerbauer — scharf von ihren westlichen und östlichen Nachbarn, den kriegerischen und staatenbildenden Germanen und Turkotartaren unterscheiden sollen.

Es gibt jedenfalls zu denken, daß die Herderische Charakterisierung der Slawen bei allen slawischen Völkern — vielleicht von den Bulgaren abgesehen, aus deren Literatur mir keine solche Zustimmung bekannt ist — eine so begeisterte Aufnahme gefunden hat, da doch im allgemeinen ein Volk eher auf Helden- und Kriegstaten stolz ist. Daß diese Charakterisierung ferner irgendwie das allen Slawen Gemeinsame berührt haben mußte, daß es also über alle Verschiedenheiten der heutigen slawischen Völker doch eine gemeinsam slawische Charakteranlage geben dürfte, beweist das Gebot der Gewaltlosigkeit (dem Bösen nicht mit Gewalt zu widerstehen), das unabhängig voneinander von den bulgarischen Bogumilen im X. Jahrhundert, von dem böhmischen Bauernphilosophen Peter Chelčický im XV. Jahrhundert und endlich von dem russischen Grafen Leo Tolstoj an der Schwelle des XX. Jahrhunderts erhoben wurde. Ein kriegerisches Volk, das sich die Kraft zutraut, das Böse, d. h. einfach das ihm Feindliche, mit Gewalt zu überwinden, hätte ein solches Gebot wohl kaum aufgestellt. Man findet auch eine ähnliche „friedfertige" Einstellung nur noch im indischen Buddhismus und in dem chinesischen Religionssystem Laotses. Namentlich in Verbindung mit der

Unstaatlichkeit, die sich auch bei diesen Völkern findet, erkennt man, daß es sich bei der slawischen Friedfertigkeit nicht um jene heroische Tugend handelt, die diesen Namen führt, sondern eine Folge der Unfähigkeit ist, sich gegen die Gewalt mit Gewalt erfolgreich zu verteidigen, so daß die Slawen eine gewaltlose Welt ersehnen, in welcher sie sich auch zur Geltung bringen könnten.

Dies ist schon bei Amos Comenius zu erkennen, der meines Wissens als erster die Slawen ausdrücklich ein Taubenvolk genannt hat. In der Vorrede zu seiner Schrift „Oculus fidei" (1661) schildert er im § 10 die Taubennatur wie folgt: „In ihnen ist lauter Zahmheit und Stille, ein gutes Herz, ohne Galle, das Auge liebend, aber nicht durchdringend, so daß sie, wenn sie sich nicht in ihren Höhlen oder in den von Menschen bei den Häusern angebrachten Taubenschlägen aufhalten, die Beute der Habichte werden." In § 29 sagt er von sich selbst: „Wie gefährlich ist es für die Einfalt der Tauben, mit der List der Schlangen zu verkehren. Beides zu vereinigen, hat, wie ich weiß, der Erlöser geboten, aber das ist nicht jedem gegeben. Ich, dem beides zu geben, Ihm nicht gefallen hat, preise seine Güte, daß Er mir jenes erste, nicht das zweite gegeben hat." Comenius, der letzte (in der Verbannung lebende) Bischof der Brüderunität, konnte die heiß ersehnte Rückkehr in die Heimat und die freie Religionsübung der Tschechen nur erhoffen von einer im Frieden geeinigten Welt und daher seine ständigen irenischen Bemühungen. Seine imperialistischen Anwandlungen blieben Episode.

Von Comenius, dessen Schriften er kannte, dürfte auch Herder seine Ansicht über den Charakter der Slawen haben. Dies ist, soviel mir bekannt, bisher noch nicht bedacht worden, wenigstens vermisse ich diesen Hinweis in den später zitierenden Werken Soběstianskis und Masaryks, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Herder ging aus einer pietistischen Umwelt hervor und Comenius kann, wie J. Miller[1]) nachwies, geradezu als der Vater der Pietisten bezeichnet werden. Jedenfalls läßt sich nur so erklären, daß Herder seine Ansicht über die Slawen schon mitbrachte, als er nach Riga reiste und die russische Erde so überschwenglich begrüßte. Im IV. (1791 erschienenen) Bande seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" gab er dann seine Charakteristik der Slawen, die bei diesen ein so gewaltiges Echo finden sollte. Herder hebt hervor, daß

1) Časopis Českého Musea 1885, 193, O souvislosti obnovené cirkve bratrské se starou Jednotou bratří českých. (Über den Zusammenhang der erneuerten [Herrenhuter] Bruderkirche mit der alten Brüderunität.)



die Slawen niemals so wie die Germanen ein tapferes, unternehmungslustiges, kriegerisches Volk gewesen seien. Sie seien in ihre Sitze nicht als Eroberer eingezogen, sondern hätten sie erst nach dem Abzug der Germanen und anderen Völkern besetzt, und zwar vorwiegend als Ackerbauer. Er lobt ihre Freigebigkeit, Gastfreundschaft, ihre Freiheitsliebe, ihren sanften Sinn, ihren Abscheu vor Raub und Diebstahl. Aber gerade dadurch seien sie die Opfer fremder Eroberer geworden, während sie selbst niemals nach der Weltherrschaft strebten. Herder verurteilt die Verbrechen, die von den Germanen an ihnen verübt wurden, und erklärt die von den alten Chronisten überlieferte Grausamkeit und Falschheit der Slawen als Folge der Unterjochung durch die fremden Völker. Das Unglück der Slawen habe darin bestanden, daß sie bei ihrer Liebe zu einem friedlichen Leben es nicht verstanden, sich eine militärische Organisation zu geben, wenn sie auch in aufgezwungenen Kämpfen Tapferkeit bewiesen. Herder erwartet aber eine Zeit, in welcher der Militarismus überhaupt überwunden und die Humanität siegen werde, und dann werden auch die Slawen aus ihrer langen Sklaverei erwachen und sich zur Geltung bringen.

Die Ideen der Aufklärung und der deutschen Romantik riefen bekanntlich um die Jahrhundertwende die Wiedergeburt der Tschechen, Slowenen und Serbokroaten hervor und belebten in höchstem Grade auch die geistige Tätigkeit der Polen und Russen. Zu den Bulgaren drangen diese Ideen erst rund fünfzig Jahre später und infolgedessen schon stark verändert. Den mächtigsten Einfluß auf das Erwachen der slawischen Völker hatten Herder und Schiller. Herder weckte ihr Selbstbewußtsein, Schiller, dessen diesbezügliche Bedeutung noch viel zu wenig bekannt ist, gab ihnen das ethische Pathos und die moralische Rechtfertigung ihrer Freiheitsbestrebungen.

Herders oben zitiertes Urteil über die Slawen druckte schon 1808 der tschechische Exjesuit und Begründer der Slawistik Josef Dobrovský in seinem „Slavin" allerdings ohne Kommentar ab. Im selben Jahre wurde es, wenn auch etwas gekürzt, von dem slowenischen Slawisten Jernej Kopitar in seiner „Grammatik der slawischen Sprache in Krain, Kärnten und Steiermark" abgedruckt. 1809 wurde diese Charakteristik von dem Polen Laurenz Surowiecki in einem „Vortrag über die Möglichkeit, die Geschichte und die Kenntnisse über die alten Slawen zu ergänzen" [2]), aufgegriffen und ihr eine

2) „Rozprawa o sposobach dopelnienia hystoryi i znajomości dawnych słowian". Dziela W. Surowieckiego, Krakau 1861, S. 496—519.



Formulierung gegeben, die dann mit geringen Abweichungen von den übrigen slawischen Gelehrten, soweit sie nicht überhaupt Gegner dieser Auffassung waren, beibehalten wurde. Er erklärt hier, daß die alten Slawen (Veneder) eine besondere Neigung zum Ackerbau hatten und das friedliche Leben dem Krieg vorzogen. Die Geschichte lehre, daß ackerbauende Völker nicht wild und grausam sein können. In seinem Werke „Erforschung der Anfänge der slawischen Völker“ [3]) (1820) erklärt er geradezu, im Gegensatz zu den kriegerischen Völkern seien die Slawen sanft von Natur. Nach seiner Ansicht waren den Slawen bis zum V. Jahrhundert Krieg und Kriegführung unbekannt. Sie hätten sich durch Einfachheit der Sitten, Güte, Aufrichtigkeit, Sanftmut und Menschenliebe ausgezeichnet. Ihr Unglück war ihre Zersplitterung in lauter kleine Stämme, ihr Demokratismus, der, im Zusammenhange mit ihrer friedlichen Beschäftigung, sie immer wieder in Abhängigkeit von ihren militärisch organisierten Nachbarn brachte. Surowiecki geht in der Idialisierung der alten Slawen so weit, daß er die von fast allen Chronisten bezeugte Grausamkeit der alten Slawen als ein parteiisches Urteil abtut. Diese Grausamkeit sei den Slawen erst von ihren Gegnern anerzogen worden.

Schon bei Surowiecki macht sich die Tendenz bemerkbar, die Slawen einerseits als den westlichen Völkern ebenbürtig zu erweisen, d. h. zu zeigen, daß auch sie Heldentaten aufzuweisen haben, andrerseits sie aber eben durch ihre Friedensliebe, die sie nur gezwungen zu den Waffen greifen ließ, als moralisch und kulturell überlegen darzutun. Dieses Doppelgeleise läßt sich in den Betrachtungen über den slawischen Charakter bis herauf zu Masaryk verfolgen. Ihren bedeutsamsten Ausdruck fand diese Tendenz in der Fälschung der Königinhofer und Grünberger Handschriften (1817 bzw. 1819 „entdeckt“), die einerseits von gewaltigen Kriegstaten der alten Tschechen, andrerseits von ihrer friedliebenden, den Germanen weit überlegenen Kultur Zeugnis ablegen sollten. In der Grünberger Handschrift, die aus dem IX. Jahrhundert stammen sollte, ist doch die Rede von einem geschriebenen slawischen Recht zur Zeit Libušas! [4])

Obwohl diese Fälschungen von Dobrovský und andern bald durchschaut wurden, galten sie doch bis in die achtziger Jahre als unantastbares Nationalheiligtum und dienten fast allen in dieser Zeit erschienenen Werken über slawische Geschichte und Kultur als Grund-

3) „Śledzenie początku narodów słowiańskich.“

4) Vgl. Rukopisové Zelenohorský a Královorský, hrgb. von J. Hanuš, Prag, Světová knih. č. 933—35.

lage, so vor allem Palacký und Šafařik. Dem hier gezeichneten Bild des slawischen Charakters verschaffte nun der Slowake Jan **Kollár** (1793—1852) durch seine Sonettenzyklen „Slávy dcera“ (Die Tochter der Slawa), 1824 zum erstenmal erschienen, und durch seine deutsch geschriebene Schrift „Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation“ (1837) einen gewaltigen Widerhall bei allen slawischen Völkern. In der „Slávy dcera“ wird in sentimentaler Weise der urewige Kampf zwischen Slawen und Germanen geschildert, wobei die Germanen als rohe Eroberer und Gewalttäter den sanften und friedliebenden Tschechen und Elbeslawen gegenübergestellt werden. Allerdings fällt auch Kollár wiederholt aus der Rolle und schildert gelegentlich auch die Slawen als ein kriegerisches und grausames Volk.

Kollár gilt als der Begründer des Panslavismus, für dessen Ziele er sich auf der Universität in Jena und namentlich beim Wartburgfest begeistert hatte. Er bekennt sich ausdrücklich zu Herder, den er auch in seinen slawischen „Himmel“ aufnahm, als er seine Dichtung nach Dantes „Göttlicher Komödie“ ausbaute. In den Sonetten II. 20 und III. 62 nennt Kollár sein Volk ein „Taubenvolk“, das auch den Haß gegen die Deutschen durch seine Liebe auslösche (II. 21). Die Slawen haben keine Heere, nur Spiele und Gesänge (II. 37). Die Slawen sind im Ackerbau die Lehrmeister Europas gewesen (II. 40). Den alten Slawen war List und Diebstahl, Bettel, der Schwur und das Verbrechen unbekannt. Die Jugend ehrte Eltern und Greise (II. 41). Die Deutschen waren rohe Gewalt, die Slawen sanfte Einfalt (II. 83). Trotzdem verzichten die Slawen auf Rache (II. 84). Die slawischen Völker gleichen einem Bache, der in langsamem aber unaufhaltsamen Vorwärtsschreiten seinem Ziele zustrebt. Er umgeht die Hindernisse, während andere Völker Sturzbächen vergleichbar sind, die sich neue Wege mit Gewalt bahnen, aber wenn die Flut vorüber ist, bleibt nur Verwüstung zurück (III. 5) [5]).

Im Anschlusse an Herdes Prophezeiung von der Zukunft der Slawen teilt Kollár die Tageszeiten noch genauer den einzelnen europäischen Völkern zu und spricht die Slawen als Bringer und Vollender der Humanität an, so daß für ihn die Interessen der Slawen mit jenen der Menschheit zusammenfallen und die von den Slawen zu erwartende Kultur das Ziel der allmenschlichen Entwicklung überhaupt ist,

5) Zitiert nach der Ausgabe der „Slávy dcera“ in der Světová knihovna, č. 307 bis 314. Vgl. über Kollár auch die Studie T. G. Masaryks „Jana Kollára Slovanská vzájemnost“ (J. Kollárs slawische Wechselseitigkeit) in „Naše Doba“. 1894, S. 481 ff.



weshalb auch die Slawen als einziges Volk dem Gesetz des Niedergangs nicht mehr unterliegen werden. Diese messianistische Hoffnung ist bei Kollár noch rationalistisch und wurde dann von den polnischen und russischen Messianisten mystisch formuliert. Das dialektische Schema bot den Messianisten (wie auch Kollár) Hegel. In seiner „Wechselseitigkeit" erklärt Kollár, die Slawen hätten durch ihre Geschichte gezeigt, daß sie kein Eroberervolk seien, sondern dem Frieden mehr zugeneigt wären als dem Krieg. Ihre ganze Kultur sei ein friedliches Werk. Dadurch unterscheiden sie sich von den Germanen und Romanen, die kriegerische Völker seien. Daß es den Slawen gelungen sei, diesen Eroberern standzuhalten, zeige, daß sie in ihrer Friedfertigkeit eine stärkere Kraft besäßen als jene gewalttätigen Völker. Diese Friedfertigkeit und Unlust zum Kriegshandwerk sei eben jene reine Humanität, mit der die Slawen die Entwicklung der Menschheit beenden werden.

In seiner Predigt „Die guten Eigenschaften der slawischen Nation" [6]) führt Kollár als die charakteristischen Merkmale der slawischen Natur an: Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, unschuldige Fröhlichkeit, Liebe zur Muttersprache und Verträglichkeit im Verkehre mit andern Völkern. Paul Josef Šafařik (1795—1861), ebenfalls Slowake und Begründer der slawischen Literaturgeschichte und Altertumskunde, hat diese Charakterisierung der Slawen aus Kollár fast wörtlich in seine „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur" (1826) übernommen [7]). Hier heißt es über die slawische Verträglichkeit und Friedfertigkeit: „So weit die älteste Geschichte dieses Volkes über seinen Ursprung, seine Sitten, seine Taten und Kriege einiges Licht verbreitet, finden wir nirgends bei demselben die Brandmale der Roheit, Grausamkeit und viehischen Brutalität; vielmehr war und ist eine gewisse stille Demut, Milde, Leutseligkeit und Friedfertigkeit sein Eigentum." (Kollár hat hier noch die Bemerkung, daß man die Slawen deshalb ein Taubenvolk genannt habe.) „Gaben gleich die Slawen hie und da glänzende Beweise von Tapferkeit und Heldenmut, so dürsteten sie doch nie unaufgefordert nach Blutvergießen und Verheeren, sondern führten die Waffen, um sich gegen die Übermacht zu verteidigen." Während andere Völker ihren Ruhm in Waffentaten suchen, könne die Geschichte von den Slawen nur berichten, „wie viele Völker sie im ungestörten Genuß des Friedens gelassen, wie viele mit den Künsten der Häuslichkeit und des Feldbaus beglückt

6) Dobré wlastnosti naroda slowanského. Budapest 1822.

7) S. 49—56, wie Soběstianskij gezeigt hat.

haben". Dem Slawen liege nicht nur die Unterjochung fremder Völker, sondern auch jeder Hohn und Schimpf über sie völlig ferne, seine Sprache habe nicht einmal Ausdrücke dafür (!). Der Slawe dulde lieber Unrecht, als es zu tun. Schillers „Eleusisches Fest" kommt uns in den Sinn, wenn wir weiter lesen, daß die Slawen (als Ackerbauer) durch ihre Milde und Friedensliebe die übrigen barbarischen Völker dem Zustande der Wildheit entrissen, sie in die ruhigen Wohnungen zahmer Geselligkeit eingeführt, statt der rauhen Nomadentracht ihnen das gefällige Gewand der Zivilisation und milderen Gesinnung gegeben, ihre verheerenden Schwerter in nützliche Pflüge umgestaltet, sie statt zu brennen und zu morden, Häuser und Städte (!) zu bauen gelehrt hätten, wofür sie dann von diesen Völkern unterjocht und in unmenschlicher Sklaverei gehalten wurden.

Diese Überschwenglichkeit rief die Kritik Dobrovskýs hervor, der in einem Schreiben an Kopitar Šafařik einen unseligen Phrasendrescher nennt. Šafařik blieb aber dieser seiner Anschauung über den slawischen Charakter auch in seinen „Slawischen Altertümern" (1837) treu, wenn er sich auch hier, wo er sich unmittelbar mit den Angaben der alten Chronisten auseinandersetzen muß, in Widersprüche verwickelt. Während er einerseits den friedlichen Charakter der alten Slawen hervorhebt, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau gewesen sei, läßt er sie doch mit den Waffen in der Hand ihre neuen Wohnsitze in Norddeutschland, auf dem Balkan und auch in Böhmen erobern. Allerdings seien die Slawen erst von ihren Nachbarn so kriegerisch gemacht worden, doch hätten sie das Kriegführen dann ebenso gut getroffen. Deshalb wirft er Jordanes Parteilichkeit vor, weil er die Slawen „als im Kriegshandwerk ungeschickt und ungeübt" bezeichnet.

Die Autorität Šafařiks und bald auch die Palakýs festigte nun endgültig die Herderische Anschauung über den slawischen Charakter. Franz Palacký (1798—1876), der Geschichtsschreiber Böhmens und der politische Führer der Tschechen im Jahre 1848, baute seine Geschichte Böhmens auf diesem Gegensatz zwischen der sanften Natur des Slawen und der Eroberernatur des Germanen auf. Im I. Bande seiner „Geschichte von Böhmen" (1836 deutsch in Prag erschienen) heißt es über die Slawen [8]): „Dann waren sie von jeher, nicht, wie die Deutschen und Sarmaten, ein eroberndes, kriegerisch-nomadisches Volk, sondern friedliebend, an feste Wohnsitze gewöhnt, dem Ackerbau, der Viehzucht, den Gewerben und dem Handel ergeben." Dabei

8) S. 57.



beruft er sich bereits auf die „Altertümer" Šafaříks. Dieser Anschauung bleibt Palaký auch später treu. So schreibt er in seiner „Geschichte der Hussitenzeit" (1870): „Es handelte sich wenigstens den Hussiten nur um die Freiheit, die überall ein natürliches Recht ist, und nicht um irgend eine Herrschaft, die gewöhnlich nur Usurpation zu sein pflegt. Die Führer der Hussiten lechzten weder nach Reichtum, noch nach Ruhm, weder nach Macht, noch nach Regierung." Im V. Bande seiner „Geschichte Böhmens" (1, 265—66) erklärt er als den grundlegenden Gegensatz der beiden Völker, daß die Deutschen seit jeher ein kriegerisches und Eroberervolk waren, und daß bei ihnen das Schwert das Recht schuf und es leitete, sowie seit jeher die Unterdrücker von den Unterdrückten trennte, während die Slawen, den Frieden und den Ackerbau liebend, immer mehr oder weniger untereinander gleichgestellt blieben. In einer Rede vom November 1864 stellt Palacký die wichtige Ansicht auf, daß die Tschechen nie durch physische, sondern stets nur durch geistige Überlegenheit gesiegt hätten, und darum auch in Zukunft nur von den Waffen des Geistes erhoffen können, ihren Platz unter den Nationen einzunehmen. Diese Anschauung brachte Palaký auch auf dem slawischen Kongreß in Prag 1848 zum Ausdruck, indem er die Wünsche der Slawen wie folgt formulierte: „Wir Slawen verwerfen und verabscheuen jede Herrschaft bloßer Gewalt, die sich neben die Gesetze stellt; wir verwerfen alle Privilegien und Vorrechte, wie auch die politischen Unterschiede der Stände; wir fordern ohne Unterschied die Gleichheit vor dem Gesetz und das gleiche Maß von Rechten und Pflichten für jeden, ... ja, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller im Staate Lebenden ist w i e v o r t a u s e n d J a h r e n noch heute unsere Losung." Und noch einmal faßte Palaký in seinen letzten Jahren [9]) diese Ansicht in die Worte zusammen: „Die Slawen erwiesen sich nirgends und niemals als ein kriegerisches, eroberndes, herrschsüchtiges und unterjochendes Volk. Sie kämpften zwar auch, so oft sie mußten, und verstanden es auch oft, zu siegen, aber an die Unterwerfung ihrer Nachbarn und Feinde dachten sie niemals." Derselbe Leitgedanke liegt ferner dem Werke J. E. V o c e l s „Die Urzeit Böhmens" [10]) zugrunde (Prag 1868).

Auch unter den tschechischen Dichtern hat Kollár einen Nachfolger gefunden, der seine messianistischen Ideen bis über die Schwelle des XX. Jahrhunderts trug und immer wieder die große Weltkatastrophe

9) „Doslov" (Nachwort).
10) „Pravěk země české."

prophezeite, die der Beginn der slawischen Kulturepoche sein werde: Svatopluk Čech (1846—1908), neben dem Kosmopoliten Vrchlický, der bedeutendste Vertreter der tschechischen Dichtung im XIX. Jahrhundert. Den größten Widerhall fanden seine „Lieder des Sklaven“ [11] (1895), die unter dem Bilde tropischer Sklaverei das Los der Slawen betrauern, aber auch die Rache an den „Herren“ ankündigen. Durch alle seine Dichtungen geht die Auffassung des Slawen als taubenfrommen Menschen, der, von den gewalttätigen Germanen unterdrückt, schließlich doch die Fesseln abschütteln wird, um der Menschheit die Erlösung von der Gewalt zu bringen. Neben Rachedrohungen taucht bei Čech aber auch wiederholt die Wendung auf, der Slawe werde dann seinen Unterdrückern großmütig verzeihen und auch darauf verzichten, die von den Deutschen den Slawen gewaltsam weggenommenen Länder mit Waffengewalt wieder zu erobern. Diese Auffassung des Slawen als Sklaven wird uns noch später beschäftigen und wirft ein bezeichnendes Licht auf den eigentlichen Sinn der slawischen Friedfertigkeit.

Phantasiebegabter als die Tschechen, haben die Polen die Herderische Charakteristik der Slawen unter dem Einfluß Kollárs und Šafaříks noch weiter ausgebaut und zeichneten die alten Slawen in einer kaum noch zu überbietenden sittlichen Vollkommenheit. Hier sind die Werke W. A. Maciejowskis betreffend die „Geschichte des slavischen Rechts“ (1832 und 1858) [12] zu nennen, der die Slawen im obengenannten Sinne schildert und den Deutschen die Schuld gibt, daß sich diese herrlichen Eigenschaften der Slawen mit der Zeit verschlechtert haben. Der slawische Charakter sei aber noch in Bildung begriffen und daher erwartet er von ihnen die Erlösung der Menschheit. Ähnlich schildert auch Josef Szujski in seiner „Geschichte Polens nach den letzten Forschungen“ (Lemberg 1862) [13] den Charakter der Slawen, die bis zum V. Jahrhundert Sklaven der asiatischen Nomaden gewesen seien, im schärfsten Gegensatz zum Charakter der Germanen, in deren Abhängigkeit sie dann gerieten. Einige neue und zum Teil richtige Beobachtungen flicht M. Bobrzynski in seine „Kurze Geschichte Polens“ [14]), wenn er darauf hinweist, daß speziell, was die Polen betrifft, der für den Ackerbau günstige Boden es verhinderte, daß sich bei ihnen Unternehmungslust und Wagemut

11) „Písně otroka.“
12) „Historya prawodawstw słowiańskich.“
13) „Dzieje Polski podług ostatnich badań.“
14) „Dzieje Polski w zarysie.“

entwickelt hätte, da sie nicht wie Völker in unwirtlichen Gegenden gezwungen waren, sich in der Fremde eine neue Heimat zu suchen und zu erkämpfen. Die Slawen wurden also sanft, gutmütig, gastfreundlich, aber gleichzeitig leichtsinnig und sorglos, ohne Organisation, ohne Kraft und Energie. Einen besonders begeisterten Anhänger fand die Herderische These in W. Boguslawski, der u. a. auch die Ansicht verfocht, daß die Slawen die Urbevölkerung Europas seien. In seinem Werke „Geschichte des nordwestlichen Slawentums bis zur Hälfte des XIII. Jahrhunderts" [15]) (Posen 1889) finden wir ein getreues Echo der Worte Šafaříks und Palakýs: Die slawischen Völker haben sich nicht durch kriegerische Taten oder Beraubung oder Unterdrückung der Nachbarn ausgezeichnet, sondern sich bemüht, die Erde zu bebauen und friedlich und zufrieden zu leben.

Neben den Gelehrten haben auch die polnischen Dichter diese Ideen aufgegriffen, und zwar vor allem die Messianisten. In seinen „Büchern der polnischen Nation und der polnischen Pilgerschaft" [16]) spricht Adam Mickiewicz zwar nur von den Polen als dem ausgewählten Volke, das nie fremde Länder und Völker mit Gewalt genommen und unterworfen, sondern sie als Brüder aufgenommen habe, doch dehnt er in seiner „Geschichte Polens" [17]) diese Charakteristik auf alle Slawen, wenigstens in der Urzeit, aus. Die Polen werden, wie er glaubt, die Ordnung der Welt im Geiste Christi wiederherstellen, waffenlos, so wie die Apostel Christi das römische Reich überwanden. Nicht alle Polen sind gleich vollkommen, aber die schlechtesten unter ihnen sind noch besser, als jeder Fremdling. In seiner „Geschichte Polens" unterscheidet Mickiewicz drei Gruppen von Völkern: Ackerbauer mit hochentwickelter Familienkultur und Heimatsliebe, die aber im politischen Leben über die Dorforganisation nicht hinauskamen. Dazu gehören die Slawen. Dann die politischen, d. h. kriegerischen Völker, die um das Geheimnis des Herrschens wissen. Hieher zählt er die Germanen und Romanen. Endlich die wilden Nomadenvölker, die nicht aufbauen, sondern nur zerstören. Die Slawen wurden immer wieder von den Völkern der beiden andern Gruppen unterworfen und, obwohl sie von ihnen die reinste Lebenskraft besitzen, haben sie doch nie vermocht, sich aus eigener Kraft zu entfalten, eigene Blüte anzusetzen, eigene Frucht zu tragen. Die Slawen verfallen der Sklaverei. (Mickiewicz leitet das Wort „Servus"

---

15) „Dzieje słowianszczyzny północno-zachodniej do połowy XIII w."
16) „Księgi Narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego."
17) „Historya Polski."

von „Serbe" ab.) Die Kriegskunst erlernten die Slawen erst von den kriegerischen Völkern. Aber auch als sie schon Kriege führten, waren ihre Waffen mehr die eines Bauern als eines Ritters. Die staatliche Organisation, die die Slawen aus sich selbst heraus nicht zu schaffen vermochten, brachten ihnen die kaukasischen Lesgier (!), denen die Urväter der Polen und Tschechen, Lech und Čech, angehörten. Die ersten slawischen Könige waren Bauern: Piast, Přemysl. Die Polen gaben nur einem Könige den Beinamen des „Großen", nämlich Kasimir, dem Schützer der Bauern [18]).

Bei Mickiewicz trifft man endlich eine Andeutung der für die slawische Charakterforschung so wichtigen Frage der Überschichtung durch fremde Völker, die mit der Zeit slawisiert wurden.

Auch bei Julius Słowacki findet man einen Widerhall dieser Charakterisierung der Slawen in seinen Dichtungen „Lilla Weneda" und „Król Duch" (König-Geist), wo Popiel die merkwürdige Transfiguration aus einem Wüterich in einen sanften, demütigen Menschen durchmacht.

Auch die Russen nahmen, wenn auch teilweise mit größerer Vorsicht, die These von der slawischen Friedfertigkeit an. Karamsin [19]) scheut sich zwar nicht, auch alle schlechten Eigenschaften der Slawen, die er bei den alten Schriftstellern gefunden hat, anzuführen, betont auch ihre kriegerischen Taten, meint aber doch, daß sie bis zum VI. Jahrhundert friedlich und ruhig waren. Er hebt hervor, daß sie seit alter Zeit Ackerbauer waren, wodurch sie schon einige Jahrhunderte vor Christus aus dem wilden Nomadenleben an ein gesittetes Dasein gewöhnt wurden. Sie hatten keine Heere und keine Sklaven. Karamsin war zwar mit Herder persönlich bekannt, führt ihn aber nirgends als Quelle an, sondern hält sich im allgemeinen an Gebhardis „Allg. Geschichte der Wenden und Slawen" (Halle, 1789), was ihm von den polnischen und tschechischen Patrioten schwer angekreidet wurde. Als Anhänger Herders bekannte sich O. Bodjanskij in seiner Geschichte der „Nationalen Poesie der slawischen Völker" [20]) (Moskau 1837). Ganz im Gegensatz zu den meisten andern Völkern, die den Ackerbau verachteten, seien die

18) „Dzieła Adama Mickiewicza." Wydanie zupełne przez dzieci autora dokonane, Paryž, 1880, IV. 160 ff. Vgl. dazu auch das bäuerliche Ritual der Fürsteneinsetzung auf dem Gurkfelde, den tschechischen „Bauernfürst" Soběslav II, den kroatischen „Bauernkönig" Gubec u. a.

19) In seiner „Geschichte Rußlands" I. Bd. St. Petersburg 1842.

20) „О народной поэзіи славянскихъ племенъ."



Slawen ein hauptsächlich an die Scholle gebundenes, friedliebendes, ruhiges Volk. Trotzdem waren sie nicht weniger tapfer als andere Völker, aber sie unternahmen nie einen Krieg aus Leidenschaft zu den Waffen, um sich mit ihrer Tapferkeit zu brüsten, um andere zu unterwerfen usw. Sie haben nie fremde Länder erobert, sondern sie nur als Ansiedler in Besitz genommen. Ebenso erklärt Pogodin in seinen Vorlesungen über die russische Geschichte (1846)[21], wobei er das Werk Šafaříks als epochemachend bezeichnet, Sanftmut und Dulden als die Haupttugenden der Slawen. Ganz besonders stimmten dieser Auffassung die russischen Slawophilen zu. Bei Chomjakov[22]) heißt es: „Die Slawen waren überhaupt friedliche Völker, Ackerbauer oder Kaufleute. Sie suchten und liebten nicht den Krieg." Ähnlich bei K. Aksakov[23]): „Die Slawen waren ein ruhiges, sanftes Volk, bebauten den Boden und liebten ein friedliches Leben. Doch die andern Völker ließen sie nicht friedlich leben ... und so mußten die Slawen zu den Waffen greifen, um jenen zu zeigen, daß sie den Frieden nicht deshalb lieben, weil sie schwach, sondern weil sie Menschen sind." Die Historiker Leschkov[24]) und O. Miller[25]) heben hervor, daß die Slawen Rußland in friedlicher Weise, ohne Blutvergießen besetzt hätten, da die Nestorsche Chronik nichts von Waffentaten erzählt. Die gleiche Charakteranlage nehmen Hilferding[26]) und Kotljarevskij[27]) an. Solovjev[28]) betont ihr bedürfnisloses, einfaches und bescheidenes Leben, denn es sei bekannt, daß kriegerische Veranlagung nicht der vorwiegende Charakterzug der Slawen gewesen sei. Sie waren Ackerbauern, und bei einem solchen einfachen Volke gehört auch der Sklave zur Familie und hat

21) „Изслѣдованія, замѣчанія и лекціи Погодина о Русской Исторіи" (Москва 1846).

22) In „Тридцать лѣтъ царствованія Ивана Васильевича" 1845 (30 Jahre) Regierung des Ivan Vasiljevič).

23) In „Начало Русской исторіи" (Anfänge der russ. Geschichte) Полн. Собр. Соч. I. Москва 1861.

24) „Русскій народъ и государство", Москва 1858. S. 93—94. (Russ. Volk und Staat.)

25) „Опытъ историческаго обозрѣнія русской словесности" (Спб. 1865). (Historische Übersicht des russ. Schrifttums.)

26) „Исторія балтійскихъ Славянъ" (Geschichte der balt. Slaven). Полн. Собр. Соч. IV. Спб. 1874.

27) „Древности юридическаго быта балтійскихъ Славянъ", Прага 1874 (Jurist. Altertümer der balt. Slawen).

28) „Исторія Россіи съ древнѣйшихъ временъ." I. Москва 1851 (Gesch. Rußlands der alten Zeit).

ein leichtes Los. Auch Kavelin[29]) stellt die Slawen in Gegensatz zu den Germanen. Sie seien ruhig, friedliebend und seßhaft gewesen. Bei ihnen gab es keinen Individualismus und Egoismus, der sich nur bei kriegerischen Völkern entwickele. Allerdings fehle dem Slawen die Kraft, er sei gutgläubig, schwach und sorglos wie ein Kind. Während Bodjanskij richtig erkannt hat, daß die Pflege des Ackerbaus den Begriff des Privateigentums schafft, glaubt Kavelin, daß die ackerbauenden alten Slawen den Unterschied von Mein und Dein noch gar nicht kannten, also kommunistisch lebten. Ein solches Dasein habe bei den Slawen Sanftmut, ruhige Gesittung, außerordentliche Gutgläubigkeit und Herzenseinfalt hervorgerufen. Bestushev-Rjumin[30]) betont, daß die Slawen von Anbeginn als Ackerbauer in die Geschichte treten. Von ihnen hätten auch die Germanen den Ackerbau kennen gelernt, wie die Entlehnung des Wortes „Pflug" aus dem Slawischen beweise. (Bekanntlich verhält es sich gerade umgekehrt.) Der Ackerbau habe den friedlichen Charakter der Slawen erzeugt und sie gehindert, als Eroberer aufzutreten, wenn sie auch — unter fremder Führung — Kriege geführt haben. Petrov[31]) wiederholt abermals in seiner „Weltgeschichte" diese Charakteristik und fügt noch bei, daß es auch in der slawischen Mythologie keine kriegerischen Gottheiten gebe. Ebenso erklärt Osokin[32]) die Slawen als ein unkriegerisches Volk, dessen Hauptbeschäftigung der Ackerbau war und dessen soziale Organisation nicht über eine Dorfverfassung hinausgekommen ist. Städte wurden erst später in slawischen Ländern von Griechen und Deutschen gebaut. Burgen kannten die Slawen auch nicht.

Auch in der russischen Dichtung findet sich ein starker Widerhall dieser Ideen. Dostojevskij, der ganz im Sinne Kollárs die slawische bzw. russische Sendung mit der Menschheitsaufgabe identifiziert, zeichnet, trotz seiner Kriegspropaganda in seinen politischen Schriften, wodurch er an Comenius und Mickiewicz erinnert, die Idealgestalt des zukünftigen Menschen in seinem „Idioten" und vor allem in Aljoscha Karamasov ganz im Sinne des Friedfertigkeitsideals. Ganz so wie Kollár in seiner „Wechselseitigkeit" erklärt auch Dostojevskij durch den Mund des Staretz Sossima die demütige Liebe als die stärkste Macht, die ihresgleichen auf Erden nicht finde.

29) „Взглядъ на юридическій бытъ древней Россіи." Соч. I. Москва 1859 (Blick auf die jurist. Zustände des alten Rußland).

30) „Русская Исторія. I. Спб. 1872 (Russische Geschichte).

31) „Лекціи по всемірной исторіи." Харьковъ 1888 (Vorlesungen über die Weltgeschichte).

32) „Исторія среднихъ вѣковъ" I. Казань 1888 (Gesch. des Mittelalters).

Tolstoj fand den russischen und chinesischen Bauer [33]) allein befähigt, sein Friedensideal zu verwirklichen, weil der Ackerbau von der Gewalt ablenke. In der russischen Literatur finden sich zahlreiche Gestalten in der Art des hl. Franz von Assisi [34]), die das Ideal der Friedfertigkeit und Nächstenliebe verkörpern. Außer den eben genannten Personen Dostojevskijs wären da vor allem Myron in Gorkis „Kindheit“, der hl. Pamphilius in der gleichnamigen Legende von Leskov, sowie der Einsiedler Pamva in Leskovs „Versiegeltem Engel“, Karatajev in Tolstojs „Krieg und Frieden“, Praschenka in Tolstojs Erzählung „P. Sergej“ u. a. mehr zu nennen.

Im Gegensatz zu der überschwänglichen Aufnahme, die Herders Charakteristik der Slawen bei den Nordslawen gefunden hat, fand sie bei den Südslawen nur ein schwaches Echo. Der Bulgare Venelin [35]) spottet sogar: „Der gute Herder glaubt, die ritterliche Pflanze wachse nur in Skandinavien, wenn er sagt, daß die teutonische Rasse sich durch ritterlichen Geist und die slawische durch Friedensliebe auszeichnet. Soviel auch Herder Philosophie hat, so sehr zeigt dieser Ausspruch, wie schlecht er die Geschichte und die Menschheit kennt.“ Diese Ablehnung wird man begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß die Wiedergeburt der Balkanslawen mit dem Schwerte in der Hand gegen die Türkei erkämpft werden mußte und heute noch das Hajdukentum in Mazedonien in voller Blüte steht. Außerdem sind die Balkanslawen stark mit fremden Elementen (turkotatarischen Bulgaren, Thrakern, Romanen, Albanern, Griechen und Türken) gemischt, so daß der slawische Charakter hier nicht mehr klar zutage tritt. Um so bedeutsamer ist das Auftreten der Bogumilen im X. Jahrhundert mit ihrem Gebot der Gewaltlosigkeit, und aus der jüngsten Zeit eine Rede des serbischen Bischofs Velimirovic, der im Weltkrieg die Slawen, die Sklaven der andern Völker, als friedliche, allen Herrschaftsgelüsten abholde Völker hinstellt [36]). Ähnliche Gedanken treten vereinzelt auch bei einigen modernen kroatischen und sloweni-

33) Paul Birukoff, Tolstoj und der Orient, Zürich und Leipzig 1925. Briefe an den Chinesen Tsien Huan-t'ung, S. 127 ff.

34) Über das Verhältnis des hl. Franz v. Assisi zu den Slawen vgl. meine Arbeit „Heroisches und franziskanisches Christentum“ in „Abendland, Slawentum und Ostkirchen“, Wien 1926, Vorträge und Abhandlungen der österr. Leo-Gesellschaft Nr. 33, 34.

35) „О характерѣ народныхъ пѣсенъ у славянъ задунайскихъ.“ Москва 1835 (Über den Charakter der Volkslieder der Donauslawen).

36) Zitiert in meinem Aufsatz „Heroisches und franziskanisches Christentum“ S. 30 nach der „Českosl. Republica“ v. 14. April 1921.



schen Dichtern auf. Den Messianismus vertritt unter polnischem Einfluß der Kroate Peter Preradović.

Im Norden fand die These Herders erst spät und fast nur bei den Russen einzelne Gegner. So tritt M. Drinov[37]) der Anschauung Šafaříks entgegen, daß die Besiedlung des Balkans in friedlicher Form durch die ackerbautreibenden Slawen erfolgt sei. Weiter geht Ilovajskij[38]), der die herrschende Ansicht über den Charakter der Slawen eine Karikatur nennt und die Behauptung aufstellt, daß die Slawen mit der Waffe in der Hand die Germanen aus Mitteleuropa verdrängt hätten. Indem er Berichte byzantinischer und arabischer Schriftsteller, die sich auf die Waräger beziehen, auf die slawischen Russen anwendet, stellt er fest, daß sie ein Herrschervolk gewesen seien, die mit ihren Untergebenen Sklavenhandel getrieben haben. Auch der Literarhistoriker Pypin[39]) will von dem „sentimentalen" Gegensatz zwischen kriegerischen Germanen und friedlichen Slawen nichts wissen.

Mit aller Entschiedenheit trat aber I. M. Sobĕstianskij[40]) 1892 gegen die herrschende, wie er meint, ausschließlich auf Herder zurückgehende Auffassung von den friedfertigen Slawen auf und suchte auf Grund der Berichte der antiken und arabischen Schriftsteller zu beweisen, daß sich die Slawen in nichts von ihren kriegerischen Nachbarn unterschieden hätten. Sein Hauptgrund, den er erst im Nachwort anführt, ist allerdings der, daß die Slawen ihre Geschichte von rückwärts gelebt hätten, wenn man annehmen wollte, daß sie in der Urzeit bereits eine Stufe der Gesittung erreicht hätten, die erst das Ziel jahrhundertelanger Entwicklung sein könne. Dieser Einwand ist nun von der modernen Ethnologie[41]) samt der ganzen Evolutionstheorie gestürzt worden, so daß a priori kein Hindernis bestünde, die These von einer verhältnismäßig hochstehenden Sittlichkeit der alten Slawen anzunehmen. Bevor aber auf diese Frage näher eingegangen

---

37) „Заселенiе Балканскаго полуострова славянами, Москва 1873 (Besiedlung des Balkans durch die Slawen).

38) „Историко-критическiя замѣтки." Русскiй Вѣстникъ, XII. 1888, 15—16. (Historisch-kritische Bemerkungen.)

39) „Исторiя Славянскихъ литературъ" Спб. 1881² (Geschichte der slawischen Literaturen).

40) „Ученiя о нацiональныхъ особенностяхъ характера и юридическаго быта древнихъ славянъ", Харьковъ 1892 (Die Lehre von den nationalen Eigentümlichkeiten des Charakters und der juristischen Zustände der alten Slawen). Mit erdrückend ausführlichen Zitaten, die teilweise auch im Vorstehenden verwendet wurden.

41) W. Schmidt und W. Koppers, Völker und Kulturen, Regensburg 1924.



wird, muß noch der Standpunkt einiger tschechischen Gelehrten erörtert werden.

Soběstianskij hat vereinzelt Zustimmung, im allgemeinen aber Ablehnung gefunden, weil er in seiner Weise ebenso in ein Extrem verfiel, wie die von ihm verurteilte national-poetische Richtung auf die andere Weise. Selbst solche, die mit ihm eine Idealisierung der alten Slawen ablehnten und ihm im Prinzip zustimmten, gelangten schließlich doch zu einer Auffassung, die im wesentlichen mit der Herderischen übereinstimmt. Dies gilt vor allem von Masaryk und Niederle.

Th. G. Masaryk hat sich in seiner Studie „J. Kollárs slawische Wechselseitigkeit" [42]) mit Soběstianskij auseinandergesetzt. „Man könnte darüber streiten", meint Masaryk, „ob die Charakteristik der Slawen bei Kollár wirklich auf alle Slawen paßt, aber ich zweifle nicht im geringsten, daß Kollár die gute Natur des slowakischen Volkes richtig herausgefühlt hat, und daß seine Charakteristik der Slawen ein lebendiges Abbild des Slowaken ist. Diese besondere Frömmigkeit, die fleißige Arbeitsamkeit, die unschuldige Fröhlichkeit, die Liebe zur Muttersprache und endlich die friedfertige Versöhnlichkeit, welche Eigenschaften Kollár allen Slawen zuschreibt, sind entschieden Eigenschaften der heutigen Slowaken. Kollár kannte die anderen Slawen nicht genügend und verallgemeinerte deshalb natürlich das, was er in seiner nächsten Umgebung sah." [43]). Deshalb stimmt Masaryk Soběstianskij in der entscheidenden Frage, ob sich die Slawen von den Germanen und Romanen (bzw. andern Völkern) unterscheiden, nicht zu. Er bejaht diese Frage und erklärt, die Slawen unterschieden sich von jenen andern Völkern durch eine angeborene Humanität, die auch historisch in Erscheinung tritt. Man müsse aber diese Eigenschaften der Slawen entsprechend definieren und gleichzeitig den Grad des Unterschiedes feststellen [44]). Die überlieferte Tapferkeit, ja Grausamkeit der Slawen sei kein Hindernis, eine gewisse slawische Friedfertigkeit zu bejahen. Masaryk zitiert aus Leroy-Beaulieu „Das Reich der Zaren und die Russen" [45]) folgende Charakteristik des russischen Soldaten: „Der russische Soldat ist neben dem türkischen der ausdauerndste in Europa ... dabei ist das russische Volk von Natur aus das am wenigsten kriegerische auf der Welt. Es war zu keiner Zeit kriegslustig. Was immer es erobert

42) „Jana Kollára slovanská vzajemnost" (Naše Doba 1894, S. 481 ff.).
43) a. a. O. S. 825. — 44) S. 831.
45) I. Bd. 3. Buch über den russischen Nationalcharakter.

hat, den Trieb des Eroberers besitzt es nicht. Bei seiner friedfertigen Natur sieht es im Kriege nur die Peitsche, der es sich aus Gehorsam gegen Gott unterwirft." Für Masaryk wiegt die Tatsache, daß bei so vielen slawischen Denkern die Idee der Humanität so tiefe Wurzeln fassen, solchen Anklang finden konnte, mindestens ebenso schwer wie die Aussagen des Prokopius, Maurikios u. a. alter Herren. Man könne aber auch aus ihnen und andern nichtslawischen Autoren nachweisen, daß die Slawen nicht kriegerisch sind. Ob aber dieser Mangel an kriegerischem Geist besser oder schlechter sei als die germanische kriegerische Natur, werde dadurch nicht gesagt. Beides habe seine Vor- und Nachteile. Es sei sogar fraglich, ob die Ideale der Humanität mit dieser slawischen Natur zu verwirklichen seien. Masaryk erzählt hierauf, um den Unterschied zwischen dem Charakter der Deutschen und der Tschechen zu beleuchten, ein Vorkommnis, das tatsächlich sehr instruktiv ist und deshalb auch hier wiedergegeben werden muß. Ein tschechischer Gutsbesitzer verpachtet einen Meierhof an einen Deutschen, einen andern an einen Tschechen. Da er ein Feind der Katzen ist, möchte er sie auch auf den verpachteten Höfen vertilgen lassen. Er begibt sich also zu dem tschechischen Pächter und erzählt ihm von seiner Abneigung gegen die Katzen. Dieser versteht sofort, was sein Herr will, und schafft die Katzen ab. Der deutsche Pächter, dem der Gutsbesitzer ebenfalls nur so gesprächsweise davon gesagt hat, ist sehr erstaunt, als ihn der Gutsbesitzer zur Verantwortung zieht, warum er die Katzen beibehalten habe. Er hat doch keinen Befehl bekommen! Als ihm dieser nun erteilt wird, folgt auch er. Der ganze Vorgang wiederholt sich, als infolge der Vermehrung der Mäuse die Wiedereinführung der Katzen notwendig wird. Masaryk sieht darin nur einen Gegensatz zwischen der deutschen Gradheit gegenüber der slawischen, Umwege suchenden Natur, die dann oft als Falschheit gedeutet werde. Meiner Ansicht nach steckt aber in dieser Anekdote weit mehr, nämlich die slawische Unfähigkeit, sowohl zu befehlen, wie zu gehorchen, was in enger Beziehung zur slawischen Unstaatlichkeit steht und uns auch sehr helfen wird, den Sinn der slawischen Friedfertigkeit zu erkennen.

Masaryk entkräftet im folgenden die Beweisführung Soběstianskijs, indem er darauf hinweist, daß auch der Historiker Anton[46]), auf den sich der Russe beruft, zwar die slawische Urzeit

46) Karl Gottlieb Anton „Erste Linien eines Versuches über der alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse". I. Teil, Leipzig 1783, II. Teil 1789.



nicht als Idylle zeichnet, aber dennoch die germanische Kriegstüchtigkeit in seinem Werke „Geschichte der Teutschen Nation“ (1793) ganz anders schildere als die slawische Tapferkeit. Anton stellt überhaupt in manchen Beziehungen einen Unterschied zwischen Germanen und Slawen fest. Vor allem erklärt er, daß die Slawen frühzeitig Ackerbauer wurden, woraus schon folgt, daß sie nicht ein so kriegerisches Volk gewesen sein konnten wie die Deutschen, die sich landwirtschaftlicher Arbeit schämten. „Mit glänzenden Augen,“ schreibt Masaryk, „schildert Anton begeistert, wie die Deutschen, wo sie siegten, die Bevölkerung versklavten, wie furchtbar ihr Sturmangriff war und wie frühzeitig das ganze Volk militärisch organisiert war.“ Demgegenüber erscheint Antons Darstellung der slawischen, sich durch besondere Grausamkeit auszeichnenden Kriegführung matt, so daß auch dieser Lausitzer Sorbe den Unterschied zwischen Deutschen und Slawen nicht verkleinert, sondern bestätigt. Auch Herder hat nach Masaryk die Slawen zwar etwas idealisiert, aber im allgemeinen doch richtig gesehen. Man dürfe die alten Slawen nicht à la Rousseau idealisieren, darin habe Sobĕstianskij recht — „unsere Vorfahren waren grob, roh, grausam usw., sie waren aber nicht so kriegerisch, nicht mit ihrer ganzen Natur kriegerisch wie die Germanen.“ Auch Herder behauptete nicht, daß die Slawen nicht auch tapfer wären, er betonte nur, daß ihnen die militärische Organisation fehlte und daß sie deshalb von den Germanen unterworfen wurden. Im allgemeinen findet also Masaryk, daß Herder von den Slawen nichts berichte, was nicht durch ältere und neuere Quellen zu belegen wäre. Herder habe seine Ansicht aus Anton und Gebhardi geschöpft, der auch gefunden habe, daß die Slawen erst später tapfer geworden seien, daß aber ihre Tapferkeit nicht die richtige gewesen sei. Die Idealisierung der Slawen sei erst von Kollár und Šafařik ausgegangen, die sich wieder auf Rohrers „Versuch über die slawischen Bewohner der österreichischen Monarchie“ (1804) beriefen, der darin Rieggers Behauptung wiederholt, daß die Böhmen ein tapferes, aber dennoch friedliebendes Volk seien, und ihnen auch sonst alle die guten Eigenschaften zuschreibt, die Kollár und Šafařik dann auf alle Slawen übertrugen.

Masaryk blieb dieser seiner Auffassung über den Charakter der Slawen im allgemeinen treu, wenn er sich auch darüber in seinem Werke „Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie“ (1913) [47]) vorsichtiger äußert: „Viele slawischen und russischen Historiker und Geschichtsphilosophen haben die alten Russen und Slawen überhaupt,

47) I. Bd. S. 14.

besonders im Gegensatz zu den Germanen und Romanen, als unkriegerisch, als friedliebende Taubennaturen und als freiheitsliebende Demokraten hingestellt. Es ist wahr, schon alte deutsche und byzantinische Schriftsteller stellen als Kenner den alten Slawen und Russen das Zeugnis aus, daß sie freiheitsliebend und von Charakter mild sind. Die Begriffe sind genau zu scheiden: unkriegerisch — freiheitsliebend — friedliebend — demokratisch sind nicht identische Begriffe." Masaryk führt aber diese nähere Untersuchung der vorgenannten Begriffe nicht durch, sondern verweist nur darauf, daß der Begriff „demokratisch" im Munde eines byzantinischen Schriftstellers (Prokopios) den Beigeschmack von Anarchie erhalte. In seinem neuesten Werke „Die Weltrevolution", das ich vorläufig nur aus Besprechungen kenne, hat Masaryk so manche seiner früheren Auffassungen geradezu ins Gegenteil verkehrt, so namentlich die Beurteilung der deutschen Kultur und Politik, die er nun durch die französische Brille sieht, aber an der Sendung der Slawen als Träger der „Humanität" scheint er festzuhalten.

Da man Masaryk auch im tschechischen Lager den Vorwurf gemacht hat [48]), es mit den Ergebnissen der historischen Forschung nicht genau zu nehmen, wenn es gilt, seine Thesen zu beweisen, fällt für die vorliegende Untersuchung das Urteil eines allgemein anerkannten Fachgelehrten wie des tschechischen Archäologen Lubor N i e d e r l e umso mehr ins Gewicht. Er stimmt Soběstianskij in höherem Grade zu als Masaryk [49]), aber in seinem Werke „Die slawischen Altertümer" [50]) kommt er nach Bestimmung der slawischen Urheimat [51]), die er im Raume nördlich der Karpathen zwischen Weichsel und Dwina sucht, doch zu folgender Feststellung: „In einer solchen Landschaft wuchs natürlich ein Volk auf, dessen Charakter und Beschäftigung verhältnismäßig friedlich war. Das war keine Gegend großartiger Naturschöheiten, die die Seele des Volkes erregt und seine Phantasie geweckt hätte, wie es in Griechenland oder Italien der Fall war. Das war nicht die Landschaft der wilden und wüsten kaukasischen Gebirge, in der Menschen wilden und harten Sinnes wach-

48) Josef Pekař „Masarykova česká filosofie" (M. tschechische Philosophie) in Časopis český historický XVIII. 1912, S. 170.

49) Časopis Český historický 1894, S. 164.

50) „Slovanské Starožitnosti" 1902, I. S. 32.

51) Über diese Frage vgl. die wichtige pflanzengeographische Untersuchung J. Rostafinskis. „O pierwotnych siędzibach i gospodarstwie Słowian w przedhistorycznych czasach" Krakau 1908 (Über die Ursitze und älteste Wirtschaft der Slawen in vorhistorischer Zeit).

sen, mutige Jäger und Räuber, die gezwungen sind, aus diesen Felsen herabzusteigen, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wie es gerade geht und andere zu berauben. Das war auch nicht die Landschaft unfruchtbarer Ebenen oder felsigen Ufer des Nordens, der frühzeitig die Germanen zu Eroberungen zur See und auf dem Festlande drängte, es war auch nicht die Steppe, die sich weiter südlich zum Schwarzen Meere hinüberstreckte und die ihre Bewohner zwang, Viehzucht zu treiben und ein Nomadenleben zu Pferde und Wagen zu führen. Nichts derartiges findet sich in der slawischen Urheimat. Sie war vielmehr im großen ganzen eine Landschaft ruhiger, schwermütiger Art, eines mehr intimen Charakters. Denken wir nur an die anheimelnden Winkel und Profile in Polen und der Westukraine, Orte von Wasser gesättigt, schattig, mit dichten Wäldern, von einem im allgemeinen rauhen Klima. Der Boden ist fruchtbar, aber im Anfang dem Pfluge schwer zugänglich. Kurz, es handelt sich um eine Landschaft, die von demjenigen, der dort angenehm wohnen wollte, viel mehr Arbeit erforderte, als etwa die Mittelmeergegenden, aber es war trotzdem eine Landschaft, die nicht abstieß und die Bevölkerung nicht hinaustrieb. Hier führte der Boden und der ganze Charakter des Landes die Bewohner dazu, *Ackerbauer* zu werden, fest an die Scholle gefesselt, die sie sich mühsam durch Ausroden der Wälder und Austrocknen der Sümpfe abgerungen hatten. Die den nördlichen Winden geöffnete Landschaft und das damit verbundene feuchte und kalte Klima nötigte mit seinen jähen Übergängen geradezu zur Ausbildung geschlossener sozialer Formen auf der Grundlage der Familie und die notwendige gemeinsame Arbeit entwickelte die soziale Gleichheit und den *demokratischen* Charakter." Später [52]) schildert Niederle auch die slawische Ausbreitung ganz ähnlich wie die oben angeführten „Idealisten": „Diese Ausbreitung erfolgte nicht immer unblutig, wie man von dem ‚Taubenvolk' glauben wollte, *aber in der ersten Zeit zeichnet sie sich durch keine Gewalttätigkeiten mit Blutvergießen* aus. Jedenfalls wurde die Art der Ausbreitung bedingt durch den Widerstand, den sie dabei antraf und nicht durch den Charakter des Volkes, wie man häufig meint." Niederle vergißt dabei, daß die Slawen gar nicht aus eigenem Antrieb „wanderten", da ja, wie er selbst eben erklärt hatte, ihre Urheimat sie nicht in die Ferne trieb, sondern daß sie unter dem Druck und wohl fast immer auch unter *Führung* fremder Völker, als deren Hilfstrup-

52) S. 123.

pen, fremde Länder besetzt, bzw. erobert haben. Die Art z. B. der Besiedlung des Balkans durch die Slawen ist nicht für sie, sondern für ihre germanischen und turkotatarischen (awarischen) Herren charakteristisch. Übrigens hält auch Niederle an dem Gegensatz dieser Völkertypen, des germanischen Eroberers und seines slawischen Opfers fest, wenn er die Schilderung des Bastarnenzugs im V. Jahrh. v. Chr. zum Schwarzen Meere mit folgenden Worten einleitet[53]): „Ist es denn nicht interessant festzustellen, wann und wie jener bekannte Kampf des Slawentums mit dem Germanentum begonnen hat, der sich als schwerer Schatten durch die spätere Geschichte der Slawen bis zum heutigen Tage hinzieht und sich noch lange hinziehen wird. Wann jenes aggressive (útočný) Vordringen der Deutschen nach dem Osten begann, das den Slawen soviel Übles zugefügt, die Existenz einer Reihe slawischer Stämme vernichtet hat und das Dasein einzelner slawischen Völker heute noch bedroht?" Hier folgt Niederle also ganz den Spuren Palackýs, der wie erwähnt, auf diesem Gegensatz seine Geschichte Böhmens aufbaute. Im Schlußband seines Werkes „život starých Slovanů" (Leben der alten Slawen, Teil III, Bd. 2, S. 769), 1925 erschienen, faßt Niederle sein Urteil in folgende Worte zusammen: „Bedenken wir alles, können wir ruhig zugeben, daß sich der alte Slawe tatsächlich schon in alter Zeit vom Germanen unterschied. Beide waren kriegerisch, verachteten den Krieg nicht, beide stürzten sich tapfer in den Kampf. Aber zwischen dem slawischen und dem germanischen Kampfgeist bestand doch ein Unterschied. Was Tacitus und Plutarch von den Germanen sagt, meldet niemand von den Slawen: daß sie die Arbeit verachteten, daß es ihnen als Feigheit galt, etwas durch Arbeit und Schweiß zu gewinnen, was mit Blut gewonnen werden konnte und den Zug der Herrschsucht und des harten Militarismus und Imperialismus, den wir in der ganzen deutschen Geschichte finden, und der das moderne Alldeutschtum gebar, das nach brutaler Unterwerfung der Welt strebt, finden wir bei den Slawen nicht ... Die Slawen lernten zwar Kriege führen und übernahmen viel aus der Rüstung und dem Kriegswesen der Germanen, lernten auch fremde Länder erobern (?), haben aber nie jenen stolzen kriegerischen Eroberergeist übernommen, wie er bei den Germanen aufscheint. D e r C h a r a k t e r i h r e r S e e l e b l i e b u n v e r ä n d e r t. Sie blieben im Wesen immer mehr Ackerbauer und Hirten, als Krieger und Eroberer ... Der Unterschied, der zwischen Germanen und Slawen bestand,

53) S. 289.

läßt sich zwar nicht in solchem Maße und mit solchen Worten ausdrücken, wie ihn einst Kollár oder Šafařik formulierten, aber im Grunde haben beide richtig gefühlt.“

Die Klippe, an der bisher jede einheitliche Deutung des slawischen Charakters scheiterte, ist die Eroberung des Balkans durch die „Slawen“. Niederle schreibt darüber[54]): „Der Charakter aller Nachrichten, die wir von dem Erscheinen der Slawen auf dem Balkan haben, beweist, daß die Slawen stürmisch auf dem Balkan aufgetreten sind, mit den Waffen in der Hand und mit Gewalt ihre neuen Sitze eroberten, die kaiserlichen Heere besiegten und Burgen und Städte eroberten. Dann allerdings wurden aus den räuberischen Kriegern wieder Ackerbauer.“ Diese merkwürdige Wandlung versucht Niederle mit dem Hinweis auf die Goten in Trakien zu erklären, die nach Jordanes (Get. 267) ebenfalls friedliche Ackerbauer geworden seien. Die Ereignisse auf dem Balkan sind jedoch, was die Slawen betrifft, wie wir sehen werden, ganz anders zu deuten.

Es ist das große Verdienst Johann Peiskers, daß er nach mancherlei Wandlungen, auf Grund seiner wirtschaftshistorischen Forschungen die überragende Bedeutung der Überschichtung der Slawen durch germanische und turkotatarische Völker erkannt und mit zwingenden Gründen bewiesen hat. Seine These von der zweifachen, zum Teile sich überdeckenden Versklawung der Slawen zunächst durch Germanen, dann durch Turkotataren hat er zuletzt in seinem Vortrage „Wer waren unsere Vorfahren? was haben wir von ihnen geerbt?“ [55]) zusammengefaßt. Einleitend stellt er die Behauptung auf, daß sich der slawische Charakter im Laufe der letzten dreitausend Jahre in nichts verändert habe und stellt zum Beweise dessen die Schilderung des slawischen Charakters bei Maurikios und — im „Temps“ v. 17. Juli 1919 (von Charles Rivet) einander gegenüber, die tatsächlich überraschende Übereinstimmung aufweisen, und ebenso stellt Peisker die Forderung der Ukrainer im Jahre 1918 nach Einmarsch der deutschen Truppen in Parallele mit der von Nestor überlieferten Einladung an die Waräger, das russische Land in Besitz zu nehmen. Als Urheimat der Slawen läßt Peisker nur das Sumpfland des Polesie gelten und behauptet, die Slawen seien von altersher schon hier in schwerster Sklaverei, von turkotatarischen Völkern unterjocht, gewesen. Nach Peisker waren auch die Skythen ein, wenn auch iranisierter, altaischer Volksstamm. Dieser asiatischen Herr-

54) a. a. O. II. 296.

55) „Kdo byli naši předkové, co jsme po nich v sobě zdědili“ Prág 1921.

schaft folgte eine germanische durch Waräger und Wikinger (sl. vicaz-vítěz aus vitęgr = skand. vikinger), die etwas leichter war, um dann wieder von dem awarischen Joch abgelöst zu werden. Aus einer in der Dobrudscha 1905 aufgefundenen Inschrift geht hervor, daß die lange Zeit für slawisch gehaltenen, wenn auch undeutbaren Ausdrücke „żupan“ und „pan“ awarischen Ursprungs sind („pan“ entstand aus „kopan“). Damit ist auch für die Nordslawen der Beweis erbracht, daß sie unter awarischer Herrschaft standen. Von den Fürsten der Elbeslawen wird überdies berichtet, daß sie Kumis (Pferdemilch) tranken, also bestimmt turkotatarische Nomaden waren. Der slawische Charakter setzt sich also auch aus Elementen des germanischen und turkotatarischen Volkscharakters zusammen. Die drei Ahnen des heutigen Slawen sind nach Peisker[56]: Der unter das Tier herabgestoßene slawische Sklave, der am Körper und Geiste disziplinierte normannische Eroberer, und der wilde Sohn der Wüste, der Türke, die Bestie. „Jeder von uns,“ meint Peisker, „hat etwas von diesen gegensätzlichen Charakteren. Darum fehlt uns alles innere Gleichgewicht, daher unsere Schwäche, Wankelmütigkeit, Unüberlegtheit usw.“ Den reinen Slawen schildert Peisker ganz im Sinne der „Idealisten“[57]: Das Sumpfland des Polesie habe keine Möglichkeit geboten, weder für die Bildung von Nationen oder Staatsgebilden, noch für die Entwicklung kriegerischen Geistes. Im Gegensatze zu Niederle, glaubt aber Peisker, daß die slawische Urheimat besonders auf die slawische Phantasie eingewirkt habe. Liebe zur Poesie und Musik, tiefes Empfindungsleben und zügellose Phantasie hätten die Slawen in ihrer nationalen Wiege gefunden. „Von irgendeinem Militarismus konnte bei ihren elenden Waffen und ihrem zügellosen Charakter keine Rede sein. Da sie weder gemeinsame Herrscher noch Staaten besaßen, also auch kein diszipliniertes Heer, waren sie zu einem wirklichen Kriegführen unfähig und mußten sich auf bloße Verteidigung beschränken[58]“. „Auf der ganzen weiten Welt gibt es keinen so ungeheuren Gegensatz im Ganzen und in den Einzelheiten, wie zwischen den kraftlosen Slawen und den gewaltigen Germanen und Türken[59]“.

Peiskers These zeigt eine merkwürdige Übereinstimmung mit der oben zitierten Ansicht Mickiewicz', allerdings mit dem Unterschied,

56) a. a. O. S 41.
57) S. 36.
58) S. 39.
59) S. 40.

daß bei Mickiewicz die Mittelschichte nicht Germanen, sondern kaukasische Lesgier sind. Ob Peisker diese These des Polen bekannt war, kann ich nicht entscheiden, da er sie nirgends erwähnt. Jedenfalls ist er auf ganz anderem und wissenschaftlich einwandfreien Wege zu seinen Ergebnissen gelangt. Dennoch hat er namentlich bei den Tschechen schärfste Ablehnung erfahren. Was aber weder Niederle noch der Philologe Janko[60]) bestreiten können, daß nämlich die Slawen keine eigene Terminologie für Herrschaftsorgane besitzen oder besaßen, genügt, um die Hauptthese Peiskers von der urewigen Abhängigkeit der Slawen von ihren Nachbarvölkern zu beweisen. Dabei spielt es eine untergeordnete Rolle, ob es sich hier um eine mehr oder weniger harte Sklaverei gehandelt hat. Soviel könnte man den Tschechen zugestehen, daß gerade im Polesie die Slawen verhältnismäßig am freiesten waren, da sowohl der Charakter des Landes, wie auch der Umstand, daß hier, wie uns berichtet ist, ganze Sklavenjagden nach den Slawen unternommen wurden, eine irgendwie gefestigte und darum drückende Herrschaft unmöglich erscheinen lassen. Auch ist es kaum möglich, das Polesie allein als Urheimat der Slawen gelten zu lassen, wo sich das slawische Volk erst allmählich aus Flüchtlingen und Ausgestoßenen gebildet hätte. Unhaltbar ist meiner Ansicht nach auch die Behauptung Peiskers, daß die spätere Ausbreitung der Slawen n u r durch Verschleppung einzelner Stämme durch Awaren und andere asiatische Völkerschaften erfolgt sei. Peisker sucht diese Ansicht durch die Tatsache zu beweisen, daß sich die gleichen slawischen Volksnamen und ebenso gleiche Formen des slawischen Hackpflugs in voneinander weit entfernten Gegenden wiederfinden, aber dies könnte höchstens dafür sprechen, daß neben einer normalen langsam und stetig sich ausbreitenden Wanderung der slawischen Stämme auch eine solche gewaltsame Versetzung einzelner Teile durch die Herrschaftsvölker erfolgt ist.

Wie dem immer auch sei, das eine steht fest, daß die Slawen, so weit ihre Geschichte verfolgt werden kann, niemals als unabhängiges Volk erscheinen und daß überall dort, wo sie als Krieger auftreten oder Staaten gründen, fremde Volkselemente die Führer und Initiatoren sind. Dafür sprechen nicht nur die Berichte der griechischen und deutschen Chronisten, die übereinstimmend aussagen, daß die Slawen keine gemeinsamen Herrscher haben, sondern in „Demokratie" leben, dafür spricht der völlige Mangel einer Terminologie für Herrschafts-

60) D. Josef Janko „O pravěku slovanském" (Über die slawische Urzeit), Prag 1912.

organe[61]) und endlich der vielsagende Umstand, daß im Mittelalter das Wort „Slawe" seine Bedeutung in „Sklave" gewandelt und in dieser Form in die westeuropäischen Sprachen eingedrungen ist und daß im Arabischen das Wort „Saklab", „Slawe" und „Sklave" zugleich bedeutet. Die schon vorhistorische Unterjochung der Slawen außerhalb der Sumpfzone des Polesie ergaben auch die Ausgrabungen Chvojkas am mittleren Dnjepr, wo sich rechteckige und runde Wohnhütten vorfanden, also ein Zusammenleben von Ackerbauern mit Hirten beweisen. Wenn nun nach Niederle, was durchaus möglich ist, auch diese Gegend von Slawen besiedelt war, können ihnen nur die rechteckigen Hütten gehören, da, wie wir noch hören werden, die alten Slawen bestimmt keine Hirten waren. Aber überall, wo Hirten mit Ackerbauern zusammentreffen, sind die Hirten das herrschende Element, also müssen auch hier damals schon die Slawen unter der Herrschaft der Skythen oder verwandter Völker gestanden haben. Niederle ist auch geneigt, in jenem Teile der Sarmaten, die sich in der ungarischen Tiefebene gegen ihre sarmatischen Herren empört haben, Slawen zu sehen, während er bei den Skythen, die von den antiken Schriftstellern ebenfalls in ackerbautreibende und königliche Skythen geschieden werden, eine analoge Annahme verwirft, wenn er auch im allgemeinen zugibt, daß einzelne slawische Stämme von den Skythen beherrscht sein mochten.

Zu diesem Sklavencharakter (wodurch aber keinesfalls ein abfälliges Urteil ausgesprochen werden soll) der Slawen stimmt ferner, daß sie keine Freiheitshelden[62]) und darum auch keine Heldenepik besitzen. Das Igorlied besingt die Taten der Warägerfürsten, und die Bylinenhelden sind ganz anderer Art. Überall, wo die Slawen fremdes Joch abgeschüttelt haben und wo uns die Geschichte die Namen der Befreier überliefert hat, sind es Fremde: Samo, die Brüder Asen. Es ist wieder bezeichnend für den Charakterwandel der Slawen auf dem Balkan, daß hier eine Volksepik auftritt, aber erst seit der Türkenzeit. Nach M. G. Chalanski[63]) sind übrigens die Lieder von Kraljević Marko von der Rolandsage beeinflußt, die zur Zeit der Kreuzzüge auf dem Balkan bekannt wurde, aber wie sehr unter-

61) Außer den schon erwähnten „vicaz", „župan" und „pan" seien noch erwähnt: „Kral", „Król", „Korolj", „Kralj" aus „Karl" (der Große), „Kněz" aus „Kuning", „szlachta", „šlechta" aus „Geschlecht", „zar" aus „Cäsar", „rytíř", „rycierz" aus „Ritter" u. a. m.

62) Ebenso fehlen ihnen auch Gestalten wie Alexander der Große, Cäsar, Napoleon.

63) Referat auf dem XII. archäol. Kongreß in Charkov 1902, Čas. Český hist. 1902, 242/43.



scheidet sich Marko durch sein inniges Verhältnis zur Mutter, deren Wünsche er bedingungslos erfüllt, auch als sie von ihm die Vertauschung der Waffen mit dem Pflug[64]) verlangt, von seinem großen Vorbild! Nicht zufällig haben sich die Slawen an den Freiheitsgestalten Schillers begeistert, denen sie nichts Ebenbürtiges zur Seite setzen konnten. Mit Recht verweist darum Palacký ,wie gezeigt wurde, darauf, daß die Tschechen sich nie mit Waffengewalt, sondern nur mit Waffen des Geistes durchsetzen konnten und können. Auch der tschechische Schriftsteller Gustav Pfleger-Morawský erklärt in einem Roman[65]): „Die Revolution taugt für uns nichts. Unter ungünstigen Verhältnissen werden wir dahinsiechen, aber nicht sterben, unter günstigen jedoch zu nie geahnter Größe anwachsen“. Der dänische Historiker C. H. R. Steenstrup[66]) stellt auch von den baltischen Slawen fest, daß sie in den nordischen Heldenliedern nur eine geringe Rolle und wenn, so nur als Gegenstand des Angriffs spielen, daß sie erst von den Dänen zu Seefahrern herangebildet wurden, aber auch dann nicht kolonisierende Fähigkeit bewiesen, erobertes Land nicht behaupten konnten, kurz in keiner Weise den nordischen Völkern ebenbürtig waren.

All dies beweist wohl zur Genüge, daß die Slawen innerhalb der indogermanischen Völkerfamilie, zu der sie der Sprache nach gehören, eine besondere Stelle einnehmen und eine stark abweichende Charaktergrundlage aufweisen. Die Erklärung dafür ausschließlich in der slawischen Urheimat zu suchen, wie es Peisker u. a. tun, löst die Frage nicht, da dann wieder zu erklären bleibt, warum sich die Slawen eine solche Heimat gewählt haben, namentlich, wenn sie sich wirklich nur auf das Polesie beschränken sollte. Die Antwort Peiskers, daß sich die Slawen aus bunt zusammengewürfelten Flüchtlingen, Verfolgten und Verfehmten, also wohl auch Verbrechern und Schwächlingen aller Art gebildet hätten, kann nicht befriedigen. Zur Erklärung muß jedenfalls der wichtige Umstand herangezogen werden, daß die Slawen seit altersher als Ackerbauer, und zwar im Gegensatze sowohl zu den übrigen Indogermanen als auch zu den turkotatarischen Völkern bezeichnet werden. Allerdings blieben auch diese nicht ohne Vermischung mit ackerbautreibenden Völkern, die

---

64) V. Jagić, Kraljević Marko, kurz skizziert nach dem serbischen Volkslied. Arch. f. sl. Phil. V. 439.

65) „Ztracený Život“ (Verlorenes Leben), 1873, S. 430.

66) „Venderne ag de Danske för Valdemar den Stores Tid“, Kopenhagen 1900 (Referat von A. Kraus im Čas. Český hist. VII. 1901, S. 426).

ja sowohl in Turkestan als in ganz Europa die Urbevölkerung bildeten, aber bei den Slawen überwiegt das Ackerbau-Element so stark, daß ihrer Sprache, wie Peisker dargelegt hat, fast die gesamte Terminologie für die Viehzucht abgeht und sie die Namen für Großvieh und Viehprodukte germanischen und turkotatarischen Sprachen entlehnen mußten. Konstantin Porph., dessen Angaben allerdings mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen werden müssen, stellt noch im X. Jahrhundert fest, daß die Slawen die Viehzucht nicht kennen.

Auf Grund der neuesten ethnologischen Forschungen ist es nun möglich, die Kultur der Ackerbauer von jener der Viehzüchter an bestimmten Merkmalen deutlich zu unterscheiden, und da finden wir, daß sich bei den Slawen fast alle charakteristischen Merkmale der mutterrechtlichen — Ackerbau — Kultur finden, allerdings in Formen, wie sie diese Kultur nach dem Zusammentreffen mit der vaterrechtlichen Kultur der Nomadenvölker gezeitigt hat, wozu besonders die Versklavung der Frau als Reaktion auf ihre frühere vorherrschende Stellung gehört [67]). Während bei den Slawen Elemente der vaterrechtlichen Kultur nur in geringerem Maße und deutlich als sekundäre Erscheinungen auftreten, verhält es sich bei den übrigen Indogermanen gerade umgekehrt, die Merkmale der mutterrechtlichen Kultur sind bei ihnen nur in Spuren nachzuweisen.

Die Merkmale mutterrechtlicher Kultur [68]), die wir entweder auch heute noch in Spuren finden oder die uns in älterer Zeit als bestehend gemeldet wurden, sind also:

1. Der völlige Mangel einer vertikalen Gliederung, kein Adel, kein Priesterstand, keine über das Dorf hinausgehende politische Organisation.
2. Ausgebildete Terminologie für Verwandtschaftsgrade, namentlich auch ein eigener Name für den Mutterbruder (uj).
3. Keine Viehzucht, dagegen Züchtung des Schweines, was uns wiederholt berichtet wird.
4. Viereckige Wohnbauten.
5. Langgestreckte, zweizeilige Dörfer.
6. Spuren von Couvade (dem Männerkindbett) und Polyandrie in Rußland. (Hier sei auch auf die von Cosmas überlieferte Libuša-Amazonensage verwiesen.)

67) W. Schmidt und W. Koppers, l. c. S. 356.
68) Ebenda S. 128.



7. Maskentänze bei Hochzeiten (Cosmas) und Begräbnissen.
8. Keulenwaffen, deren Gebrauch sowohl von den Balkanslawen, wie noch von den Hussiten (Morgensterne) berichtet wird.
9. Marterpfahl und überhaupt Neigung zu zwecklosen Grausamkeiten, worüber schon die byzantinischen Schriftsteller entsetzliche Einzelheiten berichten. Photius nennt die Slawen das grausamste Volk der Erde[69]).
10. Leinwand als Geld (sl. platiti von „platno“ aus „polt“, das deutsche „falten“).
11. Dürftige Mythologie, dagegen tief eingewurzelter Ahnenkult, der namentlich in weißrussischen Gegenden heute noch in fast rein heidnischer Form aufscheint.

Dagegen kann bei den Slawen eine mutterrechtliche Großfamilie nicht nachgewiesen werden. Wenn auch die Großmutter noch in der südslawischen Zadruga eine große Rolle spielt[70]), tritt sie doch ganz entschieden gegen den Hausvater zurück. Die Frau folgt auch bei den Slawen im allgemeinen dem Manne und nur in Ausnahmsfällen wird der Mann in die Familie der Frau aufgenommen (prijatel), wenn diese sonst auszusterben droht. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir die slawische Großfamilie fast ausschließlich aus den noch heute in Resten bestehenden Zuständen auf dem Balkan kennen, wo sie jedoch, wie J. Jireček in seiner „Geschichte der Serben“[71]) nachwies, nicht von den Slawen mitgebracht worden war, sondern sich hier erst unter dem Einfluß der Nomadenvölker herausbildete, was ebenfalls mit den Ergebnissen der Forschungen W. Schmidts und Koppers übereinstimmt. Noch im 13. Jahrhundert werden die Ackerbauer Serben und die Viehzüchter Wlachen genannt. Der Einfluß der Hirtenvölker zeigt sich ferner in dem Aufkommen der „Bruderschaften“ (bratstva) und der „Wahlbruderschaft“ (probratimstvo), zu dem sich allerdings auch eine „Wahlschwesternschaft“ (posestrima) bei den Balkanslawen gesellt[72]). Der vaterrechtlichen Kultur gehört ferner auch die hier noch heute nicht ausgestorbene Blutrache. Diese

69) Zitiert bei Soběstianskij, l. c. S. 86.

70) J. Jireček, Geschichte der Serben, II. 80. „Die Gattin und Hausfrau hatte im Herrscherhaus und in den Adelsfamilien in Serbien und Bosnien großen Einfluß. Sie übernahm Gelder, leistete Eide in Rechtsfragen und beim Abschluß von Verträgen. Dagegen galt an der Adriaküste das Zeugnis der Frau nichts.“

71) I. 140.

72) Vgl. auch die Bemerkung bei Maurikios, daß die Slawen erst auf dem Balkan das Kriegführen gelernt hätten.

Entwickung der Familienorganisation bei den Balkanslawen erklärt uns endlich ihren bereits wiederholt von dem der Nordslawen abweichend erschienenen Charakter als Folge starker Vermischung mit Hirtenvölkern. Der Umstand, daß man in Böhmen und Polen kaum Spuren einer großfamiliaren Organisation entdecken konnte und auch in Rußland die Großfamilie, wie es scheint, keine allgemeine Verbreitung gefunden hat, legt den Schluß nahe, daß hier die Vermischung weniger intensiv war. Bei den Nordslawen kommt es erst später, als die Großfamilie bereits zerfallen war, zu mächtigeren Überschichtungen durch die Tataren, Deutschen und Juden. Der Balkan erfährt eine neuerliche Überschichtung durch die Türken. Das einzige, was bei der slawischen Großfamilie den vaterrechtlichen Institutionen widerspricht, ist der Umstand, daß statt der Erstgeburtserbfolge das Senioratserbrecht besteht. Ob hier aber ein Nachhall ursprünglicher mutterrechtlicher Erbfolge vorliegt, ist zweifelhaft.

Ergibt sich also bei den Slawen ein starkes Überwiegen der mutterrechtlichen Ackerbau-Kultur, so erhebt sich die Frage, ob ihr bereits die indogermanischen Slawen angehörten oder nicht. Von einer Rassenreinheit kann natürlich weder bei Slawen noch bei Germanen die Rede sein. Es kommen nur folgende zwei Möglichkeiten in Betracht: Entweder war das indogermanisch-slawische Hirtenvolk zahlenmäßig so schwach, daß es von der ackerbautreibenden Urbevölkerung derart absorbiert wurde, daß selbst die Terminologie für Herrschaftsorgane und Viehzucht verloren ging und später neu entlehnt werden mußte, oder es fällt die Entstehung der Slawen in eine Zeit vor der Nomadisierung der Indogermanen. Die erste Möglichkeit ist deshalb unwahrscheinlich, weil die Slawen der Urbevölkerung doch ihre Sprache aufgedrängt haben. Eine Entscheidung dieser Frage ist aber vorläufig noch nicht möglich, da gerade jetzt wieder die Frage der indogermanischen Urheimat stark umstritten ist und die Prähistoriker nicht anzugeben wissen, wann das Pferd nach Europa gelangt ist, bzw., wann die Nomadisierung der Indogermanen erfolgte.

Es sei jedoch noch auf die Erklärung des Wortes „lech" aus ursl. lęda (bei Niederle „Slov. Starožitnosti", III. 1919, S. 228) hingewiesen, wonach also der urpolnische Adel der „Lechen" ein Hirtenvolk im Gegensatz zu der ansässigen ackerbautreibenden Urbevölkerung gewesen wäre. Sollten vielleicht diese Lechen die indogermanischen Slawen sein?

Für unsere Untersuchung ist übrigens diese Frage von untergeord-

neter Bedeutung. Für uns ist es vielmehr ausschlaggebend, daß der den Slawen — wie wir sahen — im allgemeinen zugeschriebene Charakter dem der Ackerbauvölker überhaupt entspricht. Der allen ackerbautreibenden Völkern eigene Mangel an staatsbildender Kraft (ihre Unstaatlichkeit) erscheint auch bei den Slawen als die Wurzel ihrer sogenannten „Friedfertigkeit“. Den Slawen fehlt nicht persönliche Tapferkeit, ihre „Friedfertigkeit“ schlägt sogar sehr oft in Grausamkeit um, aber ein militärisches und politisches Organisationstalent besitzen sie ebensowenig wie Zucht und Selbstdisziplin. Dadurch blieben sie den Hirtenvölkern gegenüber stets in der Hinterhand, und das so entstandene Minderwertigkeitsgefühl mußte zu einer Verstärkung der Grausamkeitskomponente führen. Die Grausamkeit der Slawen, die Peisker u. a. dem turkotatarischen Einfluß zuschreiben, hat also auch im slawischen Charakter selbst starke Wurzeln.

Die Charakteranlage der Slawen steht übrigens nicht vereinzelt, sondern findet Analogien im indischen und südchinesischen Volkscharakter, aber nur in jenen Schichten, die auf die ursprüngliche ackerbautreibende Bevölkerung dieser Länder zurückgehen. Die Grausamkeit der Chinesen ist bekannt. Aus dieser Unterschicht ist auch der Buddhismus entwachsen. Wie W. Koppers zeigte, gehört er zum mutterrechtlichen Kulturkreis[73]). Sein Gebot der Gewaltlosigkeit kehrt nun nicht nur bei Laotse wieder, sondern, wie eingangs erwähnt wurde, auch bei den slawischen Sekten (Bogumilen, Chelčický, Tolstoj). Es ist darum kein Zufall, daß die Lehre Tolstojs gerade in Indien und Südchina den stärksten Widerhall fand und Ghandi sich öffentlich als sein Schüler bekannte[74]). In dem oben erwähnten Briefe an den Chinesen Tsien Huang-t'ung[75]) erwartet Tolstoj die Erlösung der Welt ausgerechnet vom russischen und chinesischen Bauer, den er beschwört, ja nicht dem japanischen Beispiele zu folgen. Bezeichnend ist auch der Umstand, daß so wie die Slawen auch die Chinesen einen ausgebildeten Ahnenkult besitzen, während ihre Mythologie dürftig ist im Vergleiche zu dem reich bevölkerten Olymp der Griechen, Römer, Germanen und Hindu.

Aus der angestellten Untersuchung, die freilich noch keineswegs erschöpfend ist, dürfte doch soviel zu ersehen sein, daß die bisherigen

73) „Anthropos“ Bd. XVI–XVII (1921/22) S. 442—458.
74) Paul Birukoff, Tolstoj und der Orient, Zürich und Leipzig 1925, S. 77.
75) Ebenda S. 127.

Betrachtungen über den slawischen Charakter zwar, soweit es sich um slawische Forscher handelt, von einer richtigen, wenn auch dumpfen Ahnung geleitet wurden, sich aber entweder zu kritikloser Idealisierung hinreißen, oder durch die Fülle scheinbar widersprechender Zeichen sich derart verwirren ließen, daß sie im Nachsatz alles zurücknahmen, was sie im Hauptsatz ausgesagt haben. Zum ersten Irrtum ist zu sagen, daß zwar die Annahme der evolutionistischen Ethnologie von einer ursprünglichen Sittenlosigkeit der Völker sich als unwahr erwiesen hat, daß aber der sittliche Zustand der Urvölker nur im Verhältnis zu späteren Degenerationserscheinungen als höherstehend bezeichnet werden kann, jedoch keineswegs einer sittlichen Vollkommenheit entspricht, wie sie als Ideal in Hochkulturen erscheint. Der primitive Zustand ist eher zu charakterisieren durch eine Abwesenheit von Lastern als durch ihre Überwindung, die erst den Begriff der Tugend schafft. Zum zweiten Irrtum ist auf den gerade bei den Slawen so ungemein bedeutungsvollen Umstand der Überschichtung durch fremde Völker hinzuweisen, wodurch sich, wie bei den Balkanslawen gezeigt wurde, die Widersprüche lösen lassen und der auch heute noch insofern nachwirkt, daß, die einzigen Tschechen zum Teil ausgenommen (ein Adel fehlt auch ihnen), die slawischen Völker keine proportionierte soziale Gliederung aufweisen. Den 80—90 Prozent Bauern steht nur eine dünne nationale Intelligenz- oder Adelsschicht gegenüber und zwischen diesen Lagern gähnt eine Kluft des Unverständnisses, die nicht nur bei Einführung der Leibeigenschaft im XV. Jahrhundert, sondern auch anläßlich der Ausrottung der russischen Intelligenz in erschreckender Weise zu Tage trat.

Was die Frage betrifft, ob sich ein Volkscharakter im Laufe der Zeit wandeln kann, muß sie mit Hinblick auf die Balkanslawen bis zu einem gewissen Grade bejaht werden. Die Ursache scheint aber nicht die Landschaft, sondern der Grad der Vermischung mit andersgearteten Völkern zu sein. Daneben scheint jedoch der Einfluß der Urheimat im Vereine mit der durch sie vielfach vorgeschriebenen ursprünglichen Wirtschaftsform auch bei solchen Vermischungen nachzuhalten, wie auf dem Balkan das Auftreten der Bogumilen und in neuerer und neuesten Zeit das Erscheinen der Sekten der Nazarener und Bogomolzen (Frommen) beweist. Insofern kann also Peisker zugestimmt werden, daß eine gewisse Grundveranlagung wenigstens in der historisch überblickbaren Zeit unverändert bleibt.

Endlich muß scharf geschieden werden zwischen der angeblichen

Friedfertigkeit der alten Slawen und der Friedfertigkeit als Postulat der slawischen Religionsphilosophien. Gewiß setzt ein solches Postulat eine gewisse Neigung zu diesem Ideal voraus, aber diese Neigung entstammt nicht sittlichen Erwägungen, sondern einer ursprünglichen Unfähigkeit sich auf gewalttätigem Wege zu behaupten. Immerhin ist es möglich, daß in einer Zeit, da auch die Kraft der „Herrenvölker" zu erlahmen beginnt, ohne daß ein noch unverbrauchtes Herrenvolk zu sehen wäre, das die Rolle des alten Rom gegenüber Griechenland oder der alten Germanen gegenüber Rom dem Abendlande gegenüber zu übernehmen vermöchte, die bisherige Entstehung von einzelnen Hochkulturen aus der Unterjochung ackerbautreibender Völker durch Hirten abgeschlossen ist und die weitere Menschheitsentwicklung auf eine Synthese der noch bestehenden drei Hochkulturen, der abendländischen, indischen und chinesischen hinausläuft, wobei den Slawen eine wichtige Vermittlerrolle zufiele, zu der sie auch dadurch vorherbestimmt erscheinen, daß sie den beiden Kulturkreisen, dem abendländischen und byzantinischen, denen sie erlegen sind, doch nie organisch einverleibt werden konnten und jetzt überraschend schnell diese „Pseudomorphosen" abzustreifen beginnen. Etwas ähnliches schien Tolstoj vorzuschweben, als er versuchte, das allen Religionen Gemeinsame zu finden, um jene allgemeine Menschheitsverbrüderung, von der auch Dostojewskij träumt, vorzubereiten. Nicht zufällig ergab sich durch jene Abstreifung der „Pseudomorphosen" auch die Möglichkeit, ernstlich an das große Problem der Kirchenunion zu schreiten. Diese Synthese auf geistigem Gebiete wäre schließlich nichts anderes als die notwendige Ergänzung der weltverbindenden Technik, des Verkehrs und der Wirtschaft, notwendig, weil doch letzten Endes alle Krisen der heutigen Zeit auf den Umstand zurückgehen, daß die Wirtschaft weltweite Dimensionen eingenommen und weltweises Denken verlangt, während der geistige Horizont der Völker noch immer die alte Enge aufweist. Auch hier könnten die Slawen, deren Allheitsempfinden einen Individualismus, wie ihn der Westen kennt, nicht aufkommen ließ, erlösend wirken und den richtigen Weg zwischen überspanntem Nationalismus und blutleerem Internationalismus weisen, zwischen welchen Extremen heute die Völker schwanken [76]. Nicht wurzellose Kon-

---

76) In diesem Zusammenhang möchte ich auch noch einmal auf den bei den Nordslawen auftretenden Messianismus hinweisen, der vielfach mit der Idee vom III. Reich des hl. Geistes und der Liebe verbunden wird.

struktion wie der Völkerbund Wilsons oder Coudenhouve-Calergis „Paneuropa", sondern nur das Hineinwachsen in eine Völkerfamilie kann die Rettung bringen.

Wie immer man sich zu diesen Perspektiven stellen mag, jedenfalls liegt hier eine Fülle von Problemen umschlossen, zu denen der Schlüssel in dem heute noch vielen so rätselhaften Charakter der Slawen liegt.

Sozialpsychologische Studien über eine Sektenbildung in der Tschechoslowakei.

Von Dr. Zdeněk Ullrich,
Assistent am soziologischen Seminar der Karls-Universität in Prag.

Ursprung und Entwicklung der Sekte. — Die Lehre der Sekte. — Analyse.

In meinem Aufsatz handelt es sich um die Beschreibung und Analyse einer religiösen Sektenbewegung, die vor einigen Jahren in der Tschechoslowakei entstand.

Der Verfasser begab sich selbst an Ort und Stelle der Geschehnisse und nahm direkte Fühlung mit den Hauptpersonen der Sekte. Er ging sodann der öffentlichen Meinung nach, die sich in der Gegend über die neue Bewegung verbreitet hatte und sammelte alle Gerichts- und Gendarmerieprotokolle, sowie auch Krankenbeschreibungen der Irrenanstalt, die sich auf die Geschichte der Sekte bezogen. So wurde ein ziemlich erschöpfendes Material gesammelt, auf Grund dessen wir die Geschichte der Bewegung und ihres Urhebers sowie auch ihre Lehre verfolgen können.

Es handelt sich im Grunde um eine durch einen von Wahnideen Besessenen namens Karl Student im Orte Němčic in Mähren angestiftete religiöse Bewegung, welche zuerst auf seine Familienmitglieder, später auch auf andere Personen in dem Orte und seiner Umgegend übergriff.

Wir wollen also zuerst eine Beschreibung der Gegend, der Familie und des Lebenslaufs Karl Students bringen und die weitere Ausbreitung seiner Lehre verfolgen. In einem weiteren Abschnitt werden wir seine Lehre systematisch darlegen, um endlich in einem dritten auf die Analyse der Bewegung einzugehen. Diese wird von drei Standpunkten untersucht werden: erstens wird die Begebenheit als typisch psychopathologischer Fall für psychische Infektion, weiter als interessanter pathologischer Gedankengang betreffs der

Auslegung der Bibel, und endlich soziologisch in bezug auf die Gruppe, die durch das Wirken Karl Students entstand, behandelt[1]):

Ursprung und Entwicklung der Sekte.

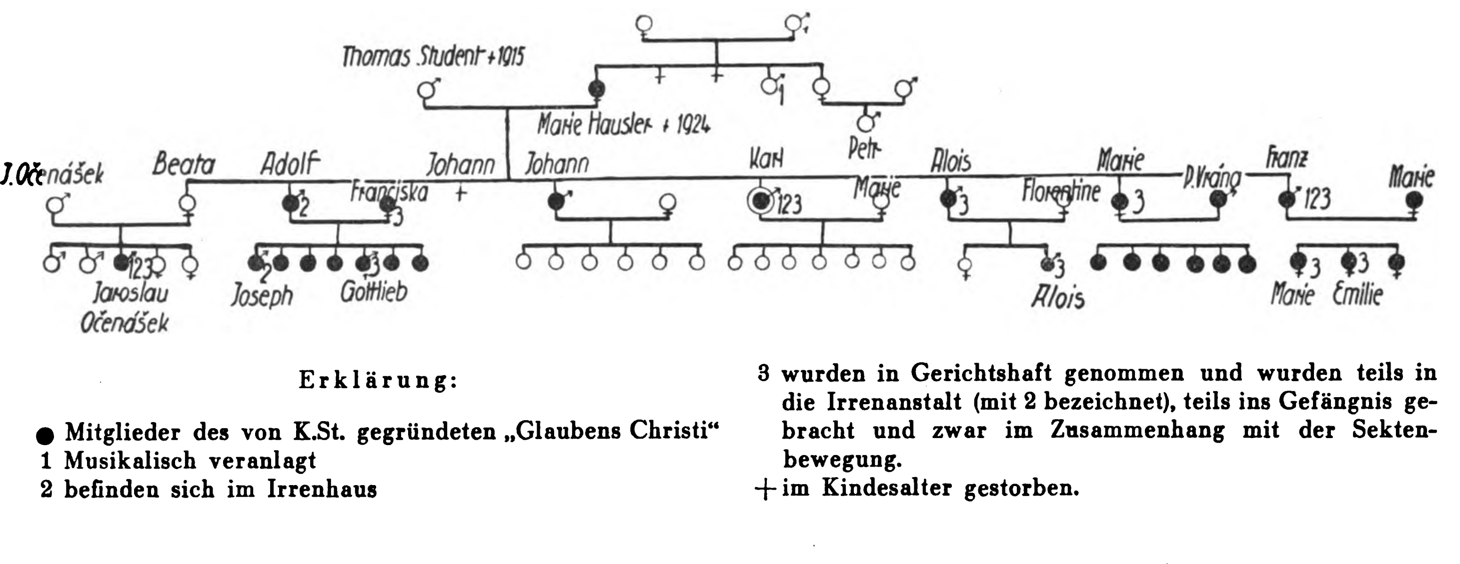
Der Ort Němčic, wo die Sekte entstand, liegt in Mähren, einem Teil der Tschechoslowakei, unweit Prerau. An dem Flusse Haná, der einen der Zuflüsse der Morava bildet, breitet sich eine sehr fruchtbare Ebene aus, die nach dem Flusse auch „Haná" heißt. Die Bevölkerung besteht dort überwiegend aus wohlhabenden Bauern, die große Dörfer bewohnen. Es gibt nur wenige Städte in der Gegend und auch diese sind meist von einer landwirtschafttreibenden Bevölkerung bewohnt. Der Charakter der Bevölkerung ist also ein typisch bäuerlicher: gutmütig, schwerfällig und konservativ; der Religion nach sind sie alle strenge Katholiken, die treu zu ihrem Glauben halten.

In dem erwähnten Orte Němčic können wir die Familie[2]) des Studenten in vier Generationen verfolgen; die Veranlagungen, die hauptsächlich hervorzuheben wären, sind: die musikalische Veranlagung, die sich, von den Großeltern ausgehend, noch bei den Enkeln mit Sicherheit nachweisen läßt; weiter fällt der große Kinderreichtum der Großmutter (Marie Student, geborene Häusler) und ihrer Kinder auf; alle diese sollen außerdem ein gutes Gedächtnis besessen haben und von großer Gemütstiefe und Religiosität gewesen sein. Von krankhaften Veranlagungen in körperlicher Beziehung konnte man anscheinend in der ganzen Familie nichts entdecken. Die Befunde der Gerichts- und Irrenanstaltsärzte bestätigen dies für alle Mitglieder der Familie, die von ihnen untersucht worden sind. Die beiden Großeltern wurden fast 80 Jahre alt; von ihren Kindern leben, mit Ausnahme eines, das im frühen Kindesalter starb (1. Johann), noch alle. Die Ursache zu einer geistigen Krankheit ist vielleicht in dem Alkoholismus zu suchen, der hauptsächlich bei den beiden Urgroßeltern, wenn auch nicht in übermäßigem Grade, festgestellt wurde. Mitglieder der Enkelgeneration

1) In der Schilderung ist davon abgesehen worden, die verschiedenen Quellen, wie z. B. Gendarmerie- und Gerichtsprotokolle, sowie Krankenbeschreibungen der Irrenanstalt anzuführen. Eine einheitliche Beschreibung konnte nur durch Vergleich dieser Quellen, der durch eigene Beobachtung unterstützt wurde, erlangt werden.

2) Siehe Stammtafel S. 227.





Erklärung:

● Mitglieder des von K.St. gegründeten „Glaubens Christi“
1 Musikalisch veranlagt
2 befinden sich im Irrenhaus
3 wurden in Gerichtshaft genommen und wurden teils in die Irrenanstalt (mit 2 bezeichnet), teils ins Gefängnis gebracht und zwar im Zusammenhang mit der Sektenbewegung.
+ im Kindesalter gestorben.

Stammtafel der Familie Student.

tranken auch alle mäßig Alkohol. Außer den später zu beschreibenden religiösen Wahnideen ist nur ein einziges Mitglied der Enkelgeneration geistig minderwertig (2. Johann St.).

Bezüglich der allgemeinen Familienverhältnisse kann man folgendes feststellen: Die ganze Familie Student lebte in außerordentlich geregelten, ordentlichen Verhältnissen. Der Marie Student, geb. Häusler (zweite Gen.), rühmt man die Tugenden einer ausgezeichneten Mutter nach, daß sie nämlich ihre Kinder mit außerordentlicher Sorgfalt, besonders auch auf religiösem Gebiete, erzog. Bei allen ihren Kindern, sowie auch bei ihr selbst, konnte eine Veranlagung zum Nachdenken über religiöse Dinge festgestellt werden. Vor dem Kriege besuchten alle sehr fleißig die Kirche, beteten zu Hause kniend und nahmen mit großer Andacht an den üblichen Wallfahrten teil. Weiter ist zu betonen, daß nicht nur zwischen den Kindern und Eltern, sondern auch unter den Geschwistern selbst ein außerordentlich liebevolles Zusammenleben herrschte; alle erzählen, daß sie immer sehr gerne zusammenkamen und sich miteinander unterhielten. So wird z. B. berichtet, wie nach Beendigung des Krieges sich alle, hauptsächlich die männlichen Mitglieder der Familie, auf das Wiederzusammenkommen freuten. Der Broterwerb der einzelnen Familienmitglieder konnte das eben erwähnte nur unterstützen. Die Großeltern der Familie (Thomas und Marie Student) waren beide Ziegelarbeiter, dieser Beschäftigung oblagen auch alle männlichen Nachkommen (eine Ausnahme bildete nur Karl St., der Uhrmacher wurde), wenn auch manche zuerst in anderen Gewerben ausgebildet wurden. Die Familie galt in der ganzen Umgegend in ihrer streng katholischen Religiosität, ihrer gegenseitigen Liebe und wegen ihrer geordneten Lebensführung als mustergültig.

Aus dieser Umgebung, die von großem Einfluß auf ihn wurde, stammt also Karl Student. Er wurde im Jahre 1875 geboren, besuchte mit mäßigem Erfolg bis zum zwölften Lebensjahre die Volksschule und lernte dann drei Jahre lang die Uhrmacherei. Danach begab er sich auf Wanderschaft und arbeitete in verschiedenen Städten Mährens und Österreichs. Weil er aber von Haus aus außergewöhnlich musikalisch veranlagt war, suchte er, um einen alten Wunsch zu erfüllen, Anstellung bei einer Militärmusikkapelle; das gelang ihm in der Tat in Wien. Aus dieser Zeit erzählt er von verschiedenen Träumen, in denen er seine Zukunft durchlebte, und die ihn in seinem späteren Leben von seiner Berufung zum Propheten immer wieder überzeugten.

So träumte er in Wien, daß sein Regiment nach Iglau verlegt werden würde, was später wirklich geschah.

Einen Wachtraum inhaltlich ähnlicher Art hatte er auf dem Hofe der Kaserne in Wien, als das Regiment nach Iglau verlegt worden war und sich zum Ausmarsch vorbereitete. Er berichtet darüber: „Ich wurde an diesem Tage gerade 21 Jahre alt und fragte mich bei dieser Gelegenheit, wo ich mich in nachmals 21 Jahren aufhalten werde. Da antwortete mir eine Stimme sehr stark ins Ohr: ‚Im Kriege!‘ Ich sah mich um, sah jedoch niemanden, der es gesagt hatte."

In Iglau träumte er wieder zweimal und er erzählt darüber folgendes: „Ich begegnete auf der Straße Christus und Maria und sah, daß die Leute sie nicht beachteten und sie nicht begrüßten. Ich folgte ihnen und da begegneten wir einem Mädchen, von dem Christus sagte: ‚Diesem Mädchen werde ich seiner Leichtsinnigkeit wegen keinen Mann geben.‘ Maria aber flehte: ‚Verschone sie und gib ihr den Mann, der uns folgt, zum Gatten‘." Von dem zweiten Traum in Iglau erzählt K. St.: „Ich begegnete wieder Christus und Maria und wir sahen wieder das Mädchen. Christus sagte: ‚Schon ist sie gefallen.‘ Aber Maria bat doch für sie, und Christus versprach, daß er sie mir zur Gattin geben würde, daß er mich aber ihr Vergehen vergessen lassen wird. Christus prophezeite aber zugleich, daß sie mir noch in meiner Ehe untreu sein würde."

Alle Begebenheiten, die die Träume voraussagten, bestätigten sich dann wirklich. Karl Student lernte tatsächlich ein Mädchen in Iglau kennen, das er, obzwar er erfuhr, daß sie intime Liebesverhältnisse mit anderen Soldaten hatte, nach seiner Rückkehr vom Militärdienst heiratete. Er siedelte sich wieder in seinem Geburtsort Němčic an und ernährte sich durch Uhrmacherei und Goldschmiedearbeiten.

Hier träumte er wieder und er berichtet darüber folgendes: „Es war 6 Jahre vor dem Weltkriege, als ich träumte — einige Nächte nacheinander — daß ein Krieg ausgebrochen ist, und ich durchlebte die Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatz abschnittweise eine Nacht nach der anderen [3])."

Alle Träume, die eben erwähnt wurden, vergaß aber Karl St. vollständig. Der Weltkrieg brach aus und er mußte einrücken. Als er auf einem entlegenen Posten in den Karpathen stand: „wurde ich

---

3) Es ist anzunehmen, daß K. St. diese Träume auch teilweise später unbewußt konstruierte, um sich selbst zu überzeugen und zu bekräftigen.

auf einmal erleuchtet und entsann mich deutlich aller meiner früheren Träume. Ich erinnerte mich auch an die Melodien, von denen ich damals träumte und die ich längst vergessen hatte. Ich erkannte von nun an auf dem Kriegsschauplatz die Stellen, von denen ich vor 6 Jahren geträumt hatte; alles schien mir von früher bekannt. Ich wußte, welche Soldaten fallen werden und ich wußte auch, daß ich im Krieg von Gott geschützt werde und daß mir nichts Böses geschehen kann, denn Gott hat mir das in meinen Träumen versprochen."

Wirklich wurde auch Karl St. vor jeder Verletzung bewahrt; „Gott hat mich durch wahrhafte Wunder beschützt. Einmal kam eine Kugel direkt gegen meine Stirn geflogen, wirbelte vor meinem Gesicht mehrmals herum und flog seitlich am Kopf vorbei. Manchmal war ich es allein, der von einem gefährlichen Vorstoß zurückkehrte, während alle anderen fielen. Mich aber beschützte Gott und lenkte die Kugeln der Russen von mir ab. Da sah ich, daß ich wirklich von Gott erwählt und für bessere Dinge aufbewahrt bin; ich wußte jedoch noch nicht genau, wozu. In meinen Träumen erfuhr ich auch, daß Österreich den Krieg verlieren würde, und ich warnte die Offizere und Feldkurate vor der Weiterführung des Krieges, jedoch sie folgten mir nicht, haßten mich deswegen und schickten mich auf noch gefährlichere Posten."

Von 1916 bis zum Ende des Krieges im Jahre 1918 befand sich K. St. in russischer Gefangenschaft; soweit bekannt, wirkten dort keine besonderen Einflüsse auf ihn ein. Als er zurückkehrte, arbeitete er wieder als Uhrmacher, war sehr andächtig und fleißig und erzählte allen, wie ihn Gott im Kriege erleuchtet und geschützt habe. Schon damals sollen seine Angehörigen ihn als vollständig verändert und absonderlich betrachtet und seinen Erzählungen nicht viel Glauben geschenkt haben. Im Jahre 1920, als K. St. 45 Jahre alt war, „erkannte er sich mit Hilfe einer besonderen Kraft als der wahre Heilige Geist" und begann die Dreifaltigkeit auszulegen.

Aber auch in dieser Zeit besuchte K. St. noch sehr fleißig die Kirche, las fortwährend in der Bibel und predigte seiner Frau und seinen Geschwistern die neue Lehre, die er eben entdeckt hatte. (Über diese wird ausführlicher unten berichtet werden.) Seine Gattin ließ sich bis zum heutigen Tage von ihm nicht überzeugen, ebensowenig auch seine Kinder. Von nun an fing K. St. an, sich gegen seine Frau feindselig zu benehmen; er

sprach lange Zeit hindurch mit ihr überhaupt nicht, später kümmerte er sich um seine Familienangelegenheiten und die Ernährung seiner Kinder nicht im mindesten. Der erste, den K. St. überzeugt hatte, war sein jüngerer Bruder Franz St., Meister in einer Ziegelfabrik, ein wohlhabender und geehrter Mann, sehr fleißig und religiös veranlagt, der von seiner Umgebung als intelligent angesehen wurde, da er eine große Ziegelbrennerei verwaltete und der doppelten Buchführung mächtig war. Wegen seiner besonderen Stellung als geistiges Oberhaupt der Familie (siehe unten in der psychopathologischen Analyse) fiel es Karl St. nicht schwer, seinen Bruder zu überzeugen. Das gleiche Schicksal begegnete kurze Zeit später seinem Neffen Jaroslav Očenášek, einem sehr begabten Chordirigenten, der das Konservatorium absolviert hatte und nach Němčic kam, um seinen Onkel K. St. von seinen Irrtümern zu befreien. Die beiden (Franz St. und Jaroslav O.) berichten, daß sie ihren Verwandten zuerst für geistesgestört hielten und ihn von seinen Wahnideen, die sie ganz richtig erkannt haben, befreien wollten. Durch seinen fortwährenden Einfluß aber, und da er, wie sie selbst aussagen, alle seine Aussprüche und ihren Widerspruch durch die Bibel bewies, bzw. widerlegte, sowie durch die ruhige und sachliche Arbeit in seinem Gewerbe und nicht zuletzt durch sein normales Verhalten überhaupt wurden sie von seiner Lehre überzeugt.

So ging es auch den anderen Gechwistern des K. St. und ihren Kindern und Gattinnen. Im Jahre 1922 trat Franz St. als erster aus der katholischen Kirche aus und erklärte sich als Mitglied des von Karl St. begründeten „Glaubens Christi", als deren leidenschaftlicher Apostel und zweiter Anführer er von nun an galt. Die Familie K. St. veranstaltete kleine Zusammenkünfte, bei denen K. St. predigte und die Bibel nach seinen Ansichten auslegte. Bemerkenswert ist dennoch, daß, obzwar er sich als der Heilige Geist erklärte und seine Anhänger ihm dies wirklich glaubten, sie ihm doch keine göttlichen Ehrungen bezeugten, sondern ihn mehr als Propheten betrachteten. In dieser Zeit bis zum Jahre 1923 beschränkte sich die Lehre des K. St. nur auf rein dogmatische und theoretische Meditationen über die Bibel und die neue Lehre von der Dreifaltigkeit.

Im Jahre 1923 trat jedoch K. St. öffentlicher hervor. Aus der neuen Lehre zog er und seine Anhänger soziale Folgerungen und widersprach öffentlich den rechtgläubigen Katholiken. Zugleich besuchte Franz St. den Erzbischof in Olmütz, den er unter Berufung auf die Bibel zu seiner Lehre überzeugen wollte,

was ihm natürlich nicht gelang. Zu Ende desselben Jahres kamen die Sektierer in ernste Konflikte mit den Gesetzen dadurch, daß sie in der Öffentlichkeit die katholische Kirche und den Präsidenten der Republik beleidigten, da sie sich zu solchen Aussprüchen berechtigt fühlten. Deshalb wurden sie vor Gericht geführt und erzählten dort zum erstenmal öffentlich von ihrer Lehre. Sie wurden jedoch nicht bestraft, da man sie als von Wahnideen besessen betrachtete. Dadurch stieg ihr Selbstbewußtsein dermaßen, daß sie überall erklärten, ihnen könne von den Ämtern, die Furcht vor ihnen hätten, nichts geschehen. Im Herbst 1924 schickten sie ihre Kinder nicht mehr in die Schule, zahlten keine Steuern und verweigerten die Wehrpflicht. Dadurch und durch persönliche Einwirkung der Familie Student erwarben sie auch Nicht-Mitglieder ihrer Familie, so daß den öffentlichen Predigten des K. St. bis hundert Personen beiwohnten. Hier forderte er die Bevölkerung auf, nicht den weltlichen, sondern nur Gottes Gesetzen zu gehorchen, keine Steuern zu zahlen und gegen den Krieg und die Armee aufzutreten. Seine Anhänger aus den weiteren Kreisen übernahmen dann natürlich auch die dogmatischen Lehrsätze des K. St. Die Sektierer wurden wiederholt verhaftet, denn sie gehorchten keiner Vorladung der Ämter und Gerichte freiwillig, wobei es wiederholt zu Beleidigungen des Staates und der Gendarmerie kam. Nach diesen Ereignissen wurden K. St., Franz St. und Jaroslav O.[4]) unter Kuratell gestellt und mit Hilfe der Gendarmerie in der Irrenanstalt in Kroměříž am 22. Oktober 1924 untergebracht. Ganz allgemein ist dabei zu bemerken, daß alle Sektierer den Ämtern nie gewaltsamen Widerstand leisteten; wenn sie auch keinem Gebot der Ämter folgten, so ließen sie doch die Gerichtsvollzieher, Polizei oder Steuerbeamte ihre Pflicht tun, wobei sie predigten und den Staat und seine Diener beschimpften. Bald danach wurden noch weitere Sektierer, Adolf St. und sein Sohn Joseph St.[5]), in der Irrenanstalt untergebracht. Ihnen folgten am 18. September 1925 Karl Křenowský und Joseph Stružka, zwei Arbeiter[6]).

---

4) Siehe Stammtafel S. 227.

5) Siehe Stammtafel S. 227.

6) Von ihrem Vergehen ist aus der Krankenbeschreibung der Irrenanstalt herauszunehmen: Beide waren auf einem Sägewerk in Lipnik angestellt. Als sie aber die Bilder (die ihnen der Heilige Geist zu malen befahl), ihren Mitarbeitern und anderen zeigten und den „Glauben Christi" verkündeten, wurden sie entlassen. Am anderen Tage gingen sie nach Prerau, um eine neue Arbeit zu finden. Als sie beim Flusse Bečva saßen, kam ein Gendarm und forderte sie auf, sich zu legitimieren. Die beiden antworteten jedoch,

Die entschiedenen Maßnahmen der Behörden schreckten sehr viele, der Sekte nur äußerlich beigetretene Mitglieder ab, so daß etwa 40—50 Personen übrig blieben, die aber felsenfest zu ihrem Glauben standen. Die im Irrenhaus eingeschlossenen Sektierer, K. St., F. St. und J. O., betrachteten ihre Separierung in der Anstalt als vollständig unberechtigt, versuchten in der ersten Zeit die Ärzte, Wärter und Kranken zu überzeugen und zu ihrem Glauben zu bringen. Erst als sie später erkannten, daß man ihnen keinen Glauben schenkte, wurden sie mehr und mehr verschlossen und betrachteten Ärzte und Wärter als Feinde und die Irrenanstalt als Gefängnis. Sie fühlten sich als Märtyrer, die alles bereitwillig für ihren Glauben ertragen wollten, jedoch hofften sie auf baldige Wunder zu ihrer Befreiung. Die übrigen Anhänger der Sekte, die in der Irrenanstalt separiert wurden, verhielten sich von Anfang an sehr passiv, redeten ungern von ihrer Lehre und beriefen sich auf ihre Führer, die man um Erklärung fragen solle. Wir müssen hervorheben, daß nach Befund der Anstaltsärzte außer Karl St., der vollständig in dieser Zeit schon von seinen Wahnideen beherrscht war, die anderen Kranken sich in allen anderen als der religiösen Sphäre vollständig normal verhielten, alle aber lasen fortwährend in den von ihnen mitgenommenen Bibeln und grübelten nach. Sie wurden in der Irrenanstalt natürlich sogleich nach der Einlieferung voneinander getrennt, dies hatte jedoch keine Folgen auf ihr Verhalten.

In dieser Zeit besuchten sehr oft etwa 20 Personen aus dem Kreise der Sektierer die in der Irrenanstalt Eingeschlossenen in den zum Besuch der Kranken festgesetzten Stunden. Dabei sammelten sie sich immer bei K. St., der zu ihnen predigte, ihnen vorschrieb, wie sie sich weiter benehmen sollten und sie gegen Ärzte und Behörden aufhetzte. Weil sie dadurch natürlich in ihrem Widerstand gegen ihre Gemeinde unterstützt wurden, versuchte man die massenhaften Besuche der Sektierer durch die Polizei zu verhindern, wobei es am 21. 9. 1925 zu einem Zusammenstoß kam. Dabei wurden sieben Personen wegen Beleidigung der Polizei und Widerstandsleistung verhaftet und vor Gericht gebracht. Nach diesem Zwischenfall folgten die Besuche nur einzeln, es gelang jedoch natürlich nicht, den Einfluß des K. St. auf seine Gläubigen gänzlich zu verhindern, denn die

daß sie die weltlichen Gesetze nicht anerkennen, von Gott, der Verkündung der Wahrheit wegen geschickt seien, und sie beleidigten die Gendarmerie und das Staatsoberhaupt. Danach wurden sie verhaftet.

Anstalt war nicht als alte Detentionsanstalt [7]), sondern krankenhausartig ausgebaut, so daß anzunehmen ist, daß durch einfaches Überklettern des Zaunes sich ein Eindringling durch das Fenster mit den Eingeschlossenen verständigen konnte; ebenso besteht die Möglichkeit, daß auch einige Wärter einigermaßen von den Hauptsektierern beeinflußt wurden und den Zusammenschluß der Sekte ermöglichten. Der Verfasser selbst entdeckte bei zwei Wärtern eine gewisse Neigung zu den religiösen Ideen K. St.s und F. St.s trotz aller ihrer im Umgang mit Geisteskranken erworbenen Härte und Abstumpfung. Die Wärter äußerten sich, daß sie den Darlegungen K. und F. St.s nicht widerstehen könnten, weil er wirklich alles mit der Bibel begründe und ihnen diese Stellen gedruckt zeige.

In der Ortschaft Němčic selbst machte sich vorläufig die Sekte durch Nichtzahlen der Steuern, durch Nichterfüllung der Kinderschulpflicht bemerkbar. Das hatte in der ganzen Gemeinde zur Folge, daß die Steuerzahlung auch bei Nichtsektierern sehr stark abnahm.

Am 10. Januar 1926 drangen zwei Sektierer in den Friedhof in Němčic ein und vernichteten die Kreuze auf den Gräbern ihrer eigenen Familie und der Familie der Students. Die Täter wurden sogleich verhaftet, jedoch am 15. 3. 1926 wurde eine Marienstatue am Ufer des Flusses Haná durch einen Sektierer umgestoßen und in den Fluß geworfen. Am nächsten Tage durchstreiften sechs Sektierer (drei Männer und drei Frauen, darunter zwei Töchter des F. St.) die Umgebung des Ortes Němčic und vernichteten mit Beilen fünf Kreuze an den Wegkreuzungen. Vor Gericht gebracht, erklärten sie, daß K. St. es ihnen befohlen habe und daß die Kreuze Götzen seien, die vernichtet werden müßten. Sie leugneten ihre Tat nicht im geringsten und hielten sich ganz dazu berechtigt. Auch bei den Gerichts- und Amtsverhandlungen versuchten die Sektierer jedesmal das auf dem Tisch vor dem Richter stehende Kreuz umzuwerfen und beschimpften es.

Sie stellten noch schlimmere Dinge in Aussicht, worauf sich in der Gemeinde ein Gerücht über Brandstiftung durch sie verbreitete. Es entstand eine allgemeine Erregung, überall standen Feuerwehrposten. Diese Absicht ist aber der Sekte nicht zuzutrauen, und sie scheint eher aus den Nachreden der übrigen Bevölkerung entstanden zu sein [8]). Die öffentliche Meinung in N. und der Umgegend

7) d. h. eine nach alter Art mit hohen Mauern umgebene und streng bewachte Irrenanstalt.

8) Als ähnlich falsch haben die Sektierer auch das Gerücht bezeichnet,

stellte sich nach diesen Taten offen feindselig gegen die Sekte ein.

Das Ende der Sekte nahte. Sieben von ihren Hauptmitgliedern waren im Irrenhaus, etwa 20 im Gefängnis wegen der erwähnten und anderer kleinerer Vergehen. Die meisten der nicht zu der Familie St. gehörenden Sektierer wurden durch das Vorgehen der Behörden so verängstigt, daß sie äußerlich wenigstens ihren Glauben aufgaben. Nur die Familie St. selbst, von der jedoch größtenteils nur Frauen und Kinder zu Hause übrig blieben, hielt trotz aller Feindseligkeiten der Bevölkerung an ihrem Glauben fest, obzwar sie viel zu leiden hatten. Sie wurden mehrmals auf öffentlichen Plätzen verprügelt.

Die Aussicht, daß die im Irrenhaus Internierten jemals oder wenigstens in kürzerer Frist als geheilt entlassen werden, ist nur sehr gering. Von K. St. ist das nach Befund der Irrenanstaltsärzte überhaupt nicht anzunehmen. Ein einziger von ihnen, Jaroslav Očenášek (nachdem er vorher dem Einfluß seines Onkels im Irrenhaus durch Trennung entzogen war), wurde nach vier Monaten am 9. 4. 1925 als vollständig geheilt entlassen. Er sah selber ein, daß er von Wahnideen besessen war, und wirkt jetzt wieder als Chordirigent weiter.

Hiermit kann die Geschichte der Sekte des Heiligen Geistes oder des „Glaubens Christi" als abgeschlossen angesehen werden.

Die Lehre der Sekte.

Die Lehre K. St.s wird teilweise nach den Gerichtsprotokollen und Krankenbeschreibungen der Irrenanstalt wiedergegeben; das größte Material erhielt jedoch der Verfasser durch eine persönliche Unterredung mit K. St. und F. St. in der Irrenanstalt in Kroměříž. F. St. diktierte sogar persönlich dem Verfasser die Hauptlehrsätze der Sekte.

K. St. ist, wie erwähnt, der Begründer der ganzen Lehre und der Urheber der neuen Erklärung der Dreifaltigkeit. Er selbst aber war immer sehr impulsiv veranlagt; wenn er von religiösen Dingen zu sprechen anfing, geriet er sofort in Affekt, seine Augen glühten und er sprach das aus, was ihm die augenblickliche Intuition eingab. So wäre es fast unmöglich, seine Lehre nur einigermaßen zu systema-

daß K. St. ein 18jähriges Mädchen heiraten wolle, aus welchem erst der wahre Christus geboren werde. Ebenso, daß K. St. erklärte, er werde N. wie Sodom durch Feuer und Schwefel vernichten.



tisieren. Sein Bruder F. St. dagegen, sein treuer und leidenschaftlichster Apostel, ist ein mehr rational veranlagter Mensch; obzwar auch er wie alle Mitglieder der Sekte, wenn er von religiösen Dingen zu sprechen anfängt, in Erregung gerät und mit erhobener Stimme in biblischem Stil spricht, versucht er doch für die Lehre seines Bruders Vernunftsgründe, die er mit seiner einfachen Logik beweist, aufzustellen und die Äußerungen seines Bruders Karl durch die Zitate der Bibel systematisch zu stützen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß K. St. nicht Zitate aus der Bibel verwendete; im Gegenteil beherrscht er die Bibel vollständig und benützte ihre Worte immerwährend bei seinen Predigten. Die beiden Brüder arbeiteten größtenteils zusammen, und es ist nicht klar zu unterscheiden, was der eine oder der andere bei der weiteren Ausbildung der Lehre ausgedacht hat oder womit der eine den anderen beeinflußte. Wenn wir also die Lehre des K. St. wiedergeben, so befinden sich darin natürlich untrennbar auch die Gedanken seines Bruders Franz. Als die Absonderung der Brüder und der übrigen Sektierer in der Irrenanstalt begann, gingen alle ihren selbständigen Weg weiter, jeder seinen persönlichen Anlagen und seinem Temperament folgend. Nur die Hauptgedanken des K. und F. St. hielten sie alle natürlich fest.

Ich will also zuerst die Hauptgedanken des K. und F. St. wiedergeben, um später auf die Verschiedenheiten und das Gemeinsame der anderen Sektierer näher einzugehen.

Der Ausgangspunkt der Lehre des K. St. und zugleich auch der erste Glaubenssatz, auf den er seine Berufung stützte, auf den er seine Lehre aufbaute und mit dem er zuerst auftrat, war die Lehre von der Dreifaltigkeit.

„Erinnern wir uns des Gleichnisses vom Weinberge[9]) (Matth. 20, 1—16)[10]). Der Herr schickte die Arbeiter auf die Weinberge bei Morgengrauen, dann schickte er sie wieder um 3 Uhr, dann nochmals um 6 Uhr, dann um 9 Uhr. Nehmen wir eine Taschenuhr zur Hand, so werden wir folgendes bemerken: Wenn der große Uhrzeiger eine neue Stunde anfängt, zeigt er auf die Stundenzahl 12 und es ist von der neuen Stunde noch keine Minute verflossen. Dies bedeutet das Symbol des heiligen Johannes des Täufers. Das Morgengrauen in dem Gleichnis bedeutet 12 Uhr in der Nacht, denn da

9) Im folgenden ist in Anführungsstrichen die Lehre Karl und Franz Students in direkter Rede wiedergegeben.

10) Es werden nur diejenigen Bibelstellen zitiert, die K. u. Fr. St. selbst zur Stützung ihrer Lehrsätze anführten.

beginnt der Tag. Das bedeutet, daß Johannes der Täufer als erster von Gott zur Erde geschickt wurde. Er wurde ‚schon im Leibe seiner Mutter erleuchtet‘, er war also Null Jahre alt, als er berufen wurde. Das stimmt vollständig mit den Uhren überein. Wenn der große Zeiger den Anfang der zweiten Viertelstunde beginnt, deutet er auf die Stundenzahl 3, und es sind 15 Minuten verflossen. Dies ist das Symbol der heiligen Maria. Sie wurde, wie im Gleichnis vom Weinberge (um 3 Uhr), als zweite von Gott zur Erde gesandt, aber sie war schon 15 Jahre alt, als ihr verkündet wurde, wozu sie von Gott erwählt sei."

„Wenn der Minutenzeiger die dritte Viertelstunde beginnt, deutet er auf die Stundenzahl 6, wobei 30 Minuten verflossen sind. Das ist das Symbol für Christus. Er wurde, wie im Gleichnis vom Weinberge geschrieben steht (um 6 Uhr), als dritter von Gott gesandt, und er war 30 Jahre alt, als er die Menschen zu lehren begann. Wenn der Minutenzeiger endlich die vierte Viertelstunde anfängt, steht er auf der Stundenzahl 9, und er hat 45 Minuten durchlaufen. Das ist das Symbol für mich, Karl Student, den Heiligen Geist. Ich wurde als letzter von Gott zur Erde geschickt, und ich war genau 45 Jahre alt, als mich Gott erleuchtete und zum Lehren der Menschen berief. Darum bilden Jungfrau Maria, Christus und ich — der Heilige Geist — die Heilige Dreifaltigkeit."

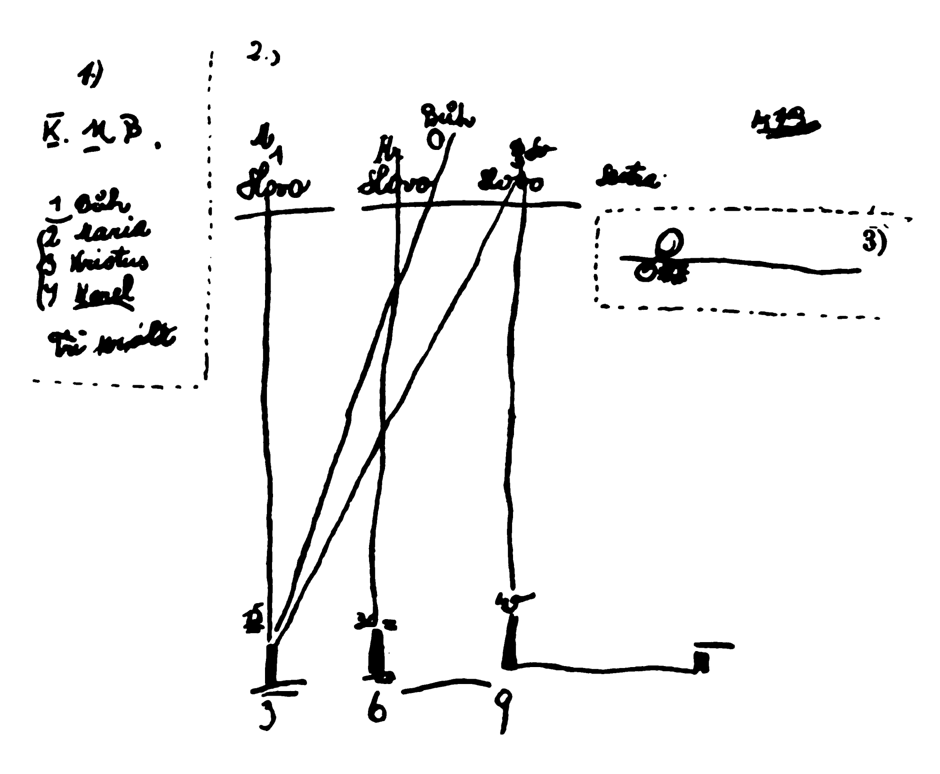
Die Lehre von der Dreifaltigkeit wurde später folgendermaßen ausgesponnen und begründet [11]): „Es ist ein einziger Gott in drei Personen; er ist jedoch ein bloßer Geist, der nie körperlich werden kann; er kann aber die Kraft verleihen und dadurch sich auch körperlich äußern. Im Ev. Johannis 1, 1, wird gesagt: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." Da werden drei Wörter erwähnt, die die Symbole für die drei göttlichen Personen Maria, Christus und mich, den Heiligen Geist, bedeuten. Jedes von diesen drei Wörtern wurde später eins nach dem andern Fleisch. Gott hat sich in ihnen verkörpert durch seine göttliche Kraft. (Joh. 1, 14)."

„Das erste Wort wurde Fleisch in Maria, die aus der 92jährigen Anna geboren wurde, die also schon vollständig nach menschlichem Ermessen unfruchtbar war. Sie kann also nur die wahre Tochter Gottes sein. Sie ist die Tochter Gottes mit der 92jährigen Anna."

„Die Verkörperung des zweiten Wortes ist Christus, welcher ein

11) Siehe die beigefügte Zeichnung S. 238.

Sohn Marias und des Heiligen Geistes (also von mir selbst) ist. Der leibliche Beischlaf des Heiligen Geistes mit Maria ist in dem Hohen Lied Salomonis 5, 2 und 5, 4, weiter auch 8, 5 geschildert. Christus hatte also zwei Väter: einen göttlichen — den Heiligen Geist, und einen irdischen, denn er erklärte selbst: ‚ich bin ein Sohn des Menschen'."



Erklärung:

Diese von Franz Student gemachten Zeichnungen sollten bei der Erklärung seiner Lehre an den Verfasser zu einer größeren Deutlichkeit der Symbole und Gleichnisse behilflich sein.

1) Bedeutet die Lehre von den 3 Königen.
2) Ist eine Illustrierung der Lehre von der Dreifaltigkeit. Genau dasselbe Bild zeichnet auch K. St. vor dem Gericht in Kojetín.
3) Bedeutet die Symbolisierung Gottes mit der Sonne, Marias mit dem Mond und Christi mit dem Stern.

Erklärung der Tschechischen Worte:

Bůh = Gott, M = Maria, Kr = Christus, DSv = Der heilige Geist, Slovo = das Wort, Sestra = die Schwester, 3 Krále = die 3 Könige.

„Die Verkörperung des dritten Wortes bin ich, der Heilige Geist, der schon von Christus geweissagt wurde (Joh. 16, 7). Ich habe also drei Väter: Gott, Christus, denn nach der Lehre der katholischen Kirche stammt der Heilige Geist zugleich von Gott-Vater und Gott-Sohn, aber außerdem habe ich meinen irdischen Vater."

„Daß die eben erwähnten drei göttlichen Personen alle schon von Anfang an in Gott existierten, beweist von Maria Prov. 8, 24, von Christus die Worte ‚Früher denn Abraham war, war ich', und von dem Heiligen Geist Genesis 1, 2."

„Das Symbol der Heiligen Dreieinigkeit ist auch aus dem Dreieck, der das göttliche Auge zeigt, erweisbar. An der oberen Ecke befindet sich die heilige Maria, die die erste nach Gott ist. Dies bezeugen die Worte der Bibel: ‚Über meinen Stuhl werde ich dich erheben.' In der rechten Ecke des Dreiecks befindet sich Christus, der zur ‚Rechten Gottes sitzt' (Psalm 110, 1). Die linke Ecke bleibt dann für mich, den Heiligen Geist, übrig."

„Ein weiteres Symbol der Heiligen Dreifaltigkeit ist in folgendem gegeben [12]): Die Sonne bedeutet Gott, der Mond die heilige Maria, denn nach den Abbildungen in der Kirche steht sie immer auf der Mondsichel. Sie hat dasselbe Antlitz wie ihr Vater — sie ist also die echte Tochter Gottes, so wie der Mond von der Sonne sein Licht nimmt. Christus ist ein Stern nach den Worten: ‚Du bist ein leuchtender Stern.' Den Heiligen Geist symbolisiert der Regenbogen, der zwar mit der Sonne verbunden ist — denn ich stamme von Gott — aber auch die Erde berührt — ich stamme von irdischen Eltern. Der Regenbogen hat sieben Farben, die die sieben Eigenschaften des Heiligen Geistes bedeuten [13])."

Dazu ist gleich die Lehre von den drei Königen anzuschließen: „Das Symbol der heiligen drei Könige wird mit geweihter Kreide auf ihr Fest mit den Buchstaben K + M + B [14]) über der Tür angeschrieben. Diese drei Buchstaben bedeuten die drei Könige, die zu Christus kamen, als er geboren wurde. Der Buchstabe K bedeutet Karl, mich selbst, der ich Christus Gold brachte, weil ich Uhrmacher und Goldschmied bin. M bedeutet Messias, der Gott Weihrauch brachte, denn Gott sagte von ihm (Ps. 110, 4): ‚Du bist ein Prie-

12) Siehe die beigefügte Abbildung.

13) Dieser Gedanke scheint von Franz St. selbst zu stammen.

14) Bedeutet die Namen der drei Könige Kaspar, Melchior, Balthasar. Es ist ein alter volkstümlicher Brauch, die Buchstaben zum Schutz gegen Unglück auf die Tür zu schreiben.

s t e r ewiglich nach der Weise Melchisedeks.‘ Der Buchstabe B bedeutet Gott (tschechisch Bůh), der seiner Tochter Mirrhen, ein Abzeichen der Jungfräulichkeit, brachte [15]).“

„Die Buchstaben K, M, B bedeuten aber auch die Personen, die bei der Geburt Christi zugegen waren. Es war erstens Christus selbst, das Kind (tschechisch Kristus geschrieben), weiter war es Maria, die Mutter des Kindes, und drittens Gott (tschechisch Bůh), der Vater des Kindes. Man könnte sich aber wundern, wo ich, der Heilige Geist, dabei blieb [16])? Wir werden sehen, daß auch ich bei der Geburt Christi zugegen war. Man sagt nämlich ‚Na tři k r á l e o hodinu dále‘ [17]). Wenn man die Buchstaben in dem Worte krále umsetzt, bekommt man meinen Namen Karel (= Karl). Ich war also auch dabei [18]).“

„Durch alle diese Beweise und Symbole ist klar erwiesen, daß ich, Karl Student, der Heilige Geist bin, ein Mitglied der Heiligen Dreifaltigkeit. Das kann man auch dadurch bestätigt betrachten, daß keinem Menschen das Geheimnis der Heiligen Dreifaltigkeit zu enträtseln gelingen kann. Ich habe es getan, darum kann ich kein Mensch, sondern nur ein Gott sein.“

„Ich wurde aber schon i n d e r B i b e l an mehreren Stellen p r o p h e z e i t, auch im Alten Testament. Meinen ganzen Lebenslauf und den meiner Familie finden wir dort geweissagt. So prophezeit der Prophet Jesaia (53, 10—11) ganz bestimmt nicht Christus, sondern mich, denn er spricht an dieser Stelle davon, daß der Prophezeite ‚in Länge leben und seine Lust sehen und die Fülle haben wird‘. Das stimmt aber nicht mit dem Leben Christi überein, dagegen buchstäblich mit meinem; darum bin ich es, der hier gemeint ist.“

„Christus kann auch nicht im Psalm 51, 7 gemeint sein, denn da heißt es: ‚Siehe, ich bin in sündlichem Wesen geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.‘ Christus ist aber doch der Sohn der heiligen Maria, die eine Jungfrau und von der Erbsünde unbelastet war; darum ist bewiesen, daß damit ich gemeint bin, der aus einer sündlichen Mutter geboren wurde.“

---

15) Eine Wortverwechslung mit der Pflanze Myrthe als Symbol der Jungfräulichkeit. — 16) Siehe die beigefügte Abbildung S. 238.

17) Ein tschechisches Sprichwort, das besagt, daß auf den Tag der Heiligen drei Könige (6. Januar) der Tag um eine Stunde länger wird.

18) Von dieser letzten Auslegung hat Fr. St. erklärt, er habe sie selbst im Irrenhaus ausgedacht.

„Christus ist auch nicht der Sohn Davids, was er selbst in Ev. Marci 12, 35—37 erklärt. Da heißt ihn ja David ‚seinen Herrn‘ (Psalm 110, 1), woher ist er denn sein Sohn? Es kann also mit den Worten des Psalms 110, 1 nur der Heilige Geist gemeint sein. An derselben Stelle steht geschrieben, ‚daß die Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden‘. Dies bedeutet wieder nicht Christus, sondern mich. Zum Schemel dient meistens der Felsen, was Petrus bedeutet, den Christus den Felsen genannt hat[19]). Petrus begründete die katholische Kirche, und die Worte der Bibel bedeuten darum, daß die katholische Kirche mir zum Schemel gelegt sein wird.“

„Die Erzählung der Bibel von Christi Tod kann man nicht auf die übliche Weise erklären. Christus starb, und von der sechsten bis zur neunten Stunde herrschte Finsternis (Marc. 15, 33). Nach 9 Uhr konnte aber die Finsternis nicht geendet haben, denn da mußte es noch dunkler werden als vorher, denn die Nacht brach da schon ein. Man kann also diese Worte nicht im buchstäblichen Sinne, sondern nur bildlich erklären. Wenn wir uns der Erklärung der Heiligen Dreifaltigkeit mit Hilfe der Uhr erinnern, sehen wir, daß 6 Uhr Christus bedeutet, 9 Uhr aber das Symbol für die Erscheinung des Heiligen Geistes ist. Die erwähnte Finsternis nach Christi Tod ist also so zu deuten, daß es eine geistige Finsternis war, die mit dem Tode Christi anbrach und erst mit meinem Erscheinen zu Licht verwandelt wird.“

„Das Gleichnis vom Sämann (Luc. 8, 5—15) hat sich an der Familie meiner Mutter erfüllt[20]). Meine Mutter Marie, geb. Häusler, hatte vier Geschwister, von denen zwei früh starben — ‚Die Vögel pickten sie auf‘, was die Engel bedeutet, die diese beiden in den Himmel gebracht haben. Die Schwester meiner Mutter ist das Korn, das auf den Felsen gefallen ist. Sie hatte einen Sohn, namens Peter, der noch lebt. Einmal kam sie aus der Stadt zurück und befahl ihm, Wasser zu holen, das er auch brachte. Es war aber sumpfiges Wasser, an dessen Genuß meine Tante starb. Weil der Name Peter in der Bibel den Felsen bedeutet, geriet meine Tante als das Korn des Gleichnisses auf einen Felsen und ging zugrunde. Meine Mutter hatte endlich einen Bruder, der bei der Militärmusik in der Stadt diente. Das Großstadtleben erstickte ihn wie die Dornenhecken

19) Die Gleichsetzung des Namens Petrus mit dem Felsen oder Stein findet sich durchgehend in der ganzen Lehre der Sekte.

20) Siehe Stammtafel S. 227.

das Korn des Gleichnisses; er starb an Lungentuberkulose. Es blieb nur meine Mutter übrig, die aber acht Kinder hatte. Sie bedeutet also das Korn, das auf den guten Boden gefallen war, und sie brachte einen 30-, 60- und 100-fachen Nutzen. Diese Abstufung bedeutet, daß alle ihre Kinder nicht gleich rechtgläubig meiner Lehre gegenüber sind. Meine Mutter hat aber auch Christus prophezeit; er sagte: ‚Ich werde euer Haus leer lassen, aber ich werde euch nicht als Waisen da lassen, sondern ich schicke euch den Tröster, den Geist der Wahrheit.' Mit den Worten ‚Haus leer' hat Christus meine Mutter gemeint, die mit ihrem Mädchennamen Häusler hieß."

„Im Psalm 40, 3 ist prophezeit, daß sich meine Geschwister mit Ziegelarbeit ihr Brot erwerben werden. Dasselbe ist auch in Mos. II 1, 14 geweissagt in der Erzählung von der Arbeit der Juden in Ägypten. Auch die Gegend, in der ich geboren wurde, kann man in der Bibel finden. Es steht geschrieben: „Gott, du hast deine Erde gesegnet und die Gefangenschaft Jacobs abgewendet.' Das von der Bibel gemeinte ‚gesegnete Land' ist die Gegend Haná, die vom Volke immer als ‚gesegnete Haná' bezeichnet wird. Da wurde ich auch wirklich geboren."

„Es ist auch prophezeit worden, daß ich als Musikant tätig sein werde (Psalm 71, 22) und daß ich mein Brot durch Uhrmacherei erwerben werde. Dies ist so auszulegen: Das Singen der Psalmen in der Kirche heißt volkstümlich ‚Stündlein'. Das Volk versteht sie aber nicht richtig, und da komme ich als Uhrmacher, um sie (die ‚Stündlein') näher zu erklären (Stunde und Uhr wird im Tschechischen mit demselben Wort bezeichnet). Ich bin auch dadurch Christi ähnlich, daß er bis zu seinem 30. Jahre als Zimmermann gearbeitet hat und ich bis zu meinem 45. Jahre Uhrmacher war. Nach diesen Jahren wurden wir beide zur Belehrung der Menschen berufen. In der Bibel finden wir unzählige Stellen, aus denen wir entnehmen, daß das Leiden, das ich und meine Anhänger von unseren Feinden zu erdulden haben, dort vorhergesagt ist. So z. B., daß wir zum Narren gehalten werden, wird in Psalm 40, 16, daß uns unsere Feinde ausspionieren und uns beklatschen werden, im Psalm 41, 7—8, wie sich die Ärzte im Irrenhaus gegen uns benehmen werden, in Hiob 13, 4, daß sich manche Freunde und Bekannte von uns abwenden werden, in Hiob 19, 13—14 und im Psalm 38, 12—13 und 38, 21, daß ich gehaßt werde, im Psalm 102, 9 ausgesprochen. Alle meine Gegner sind Vieh, und wenn ich sie so bezeichne, ist das wohl berechtigt durch

Hiob 18, 3 [21]). Daß wir alle von unseren Feinden bestohlen werden, ist im Psalm 44, 11—14 geweissagt. Es ist auch vorher bestimmt worden, daß meine älteste Schwester mir nicht Glauben schenken wird, denn es steht geschrieben: ‚Die ersten werden die letzten sein.' Daß auch meine Frau sich so zu mir verhalten wird, ist in Hiob 2, 9 und 19, 17 erwähnt. Die Erzählung über David und Goliath in der Bibel hat die folgende Bedeutung: David nahm fünf Steinchen und tötete den gepanzerten Riesen Goliath; damit bin ich gemeint, der fünf Bücher Moses nehme und damit den Papst und die weltliche Macht, die mit Gewalt gepanzert sind, besiege."

„Aus allen diesen Prophezeiungen und Gleichnissen kann man nur einen Schluß ziehen: daß ich, Karl Student, der wirkliche Heilige Geist, der versprochene Tröster Christi bin, mein ganzes Leben und jenes meiner Familie und meiner Anhänger mußte so abgelaufen sein, wie es sich wirklich abspielte, denn die Worte der Schrift müssen sich erfüllen. Alles, was in Johannes 16, 7—15 von Christus über den zukünftigen Heiligen Geist gesagt ist, bezieht sich auf mich."

Einen weiteren Abschnitt der Lehre Karl Students bildet die feste Überzeugung, daß die *katholische Kirche falsch und vom Teufel gegründet wurde*. „Der Heilige Geist, der nach der Erzählung der Bibel (Apostelgesch. 2, 1—4) auf die Apostel in Form von feurigen Flammen ausgegossen wurde, war kein wirklicher Heiliger Geist, sondern der Teufel. Eine feurige Zunge hat doch der Teufel; so konnte es niemand anderer sein [22]). Von diesem Augenblick an ist die katholische Kirche auf vollständig falsche Wege geraten. Mit dem Tode Christi endete die Wahrheit. Die Apostel haben seine Lehre verstümmelt und verdunkelt, und erst ich, der Heilige Geist, bin geschickt worden, um die Worte Christi wieder zu beleben. Darum nennen wir uns auch *Glaube Christi*. Daß die ganze katholische Kirche ein Erzeugnis des Teufels ist, kann durch verschiedene Bibelstellen bewiesen werden. So nennt Christus den Petrus, der doch die Kirche gründete, einen Satan (Matth. 16, 23). Petrus erkennt doch selbst an, daß ‚er bald seine Hütte ablegen muß' (Petr. II, 1, 14). Ähnliches spricht auch Paulus aus (Jud. 9, 8), indem er erklärt, daß ‚der Weg zum Heiligtum noch nicht gezeigt wäre, während die erste Hütte dauert'. Daraus ist zu schließen, daß die

21) Alle Beschimpfungen, die in der Bibel auffindbar sind, benützt K. St. als Bezeichnungen seiner Gegner, sich darauf berufend: „Es steht geschrieben, daß ihr . . ."

22) Nach den üblichen Abbildungen.



beiden Apostel einsahen, daß ihre Kirche ein kurzlebiges Gebilde sei und nicht den richtigen Weg gehe. Diesen finde erst ich, und er wird erst nach der Zerstörung der katholischen Kirche — der ersten Hütte — eingeschlagen werden."

„Christus heilte die Kranken und erweckte die Toten, dagegen der schlechte Petrus tötete, wie aus dem Fall des Ananias und der Saphira ersichtlich ist (Apostelgesch. 5)."

Ein weiterer Lehrsatz ist wieder eine Vermischung volkstümlicher Vorstellung mit zwei Bibelstellen: „Der Teufel ist nach der üblichen Vorstellung schwarz; Petrus aber hieß nach der Bibel auch: ‚der Schwarze'. Es ist also Petrus der Teufel. Der schwarze Teufel wollte Christus bewegen, daß er Steine in Brot verwandle (Matth. 4, 1—4; Luk. 4, 3). Petrus aber ist nicht nur der Teufel, er ist auch nach den Worten Christi der Felsen, d. h. ein Stein. Christus erklärte von sich selbst, daß er das lebendige Brot sei; er ist also das Brot. Wenn wir diese zwei Symbole in die Erzählung von Christi Versuchung einsetzen, so sehen wir, daß der Teufel (Petrus) Christus bewegen wollte, Steine in Brot zu verwandeln, also ihn (Petrus) Christus gleich, also zu Gott mache. Petrus und seine Nachfolger, die Päpste, verlangen, daß man ihnen göttliche Verehrung erweist, sie wollen sich also noch jetzt immerwährend an die Stelle Gottes setzen."

„Der Begründer der katholischen Kirche war ein Teufel — wie kann denn sein Werk richtig sein? Die Katholiken tragen demgemäß schon in ihrem Namen die Verurteilung. Sie sind alle Henker (denn im Tschechischen heißt der Scharfrichter k a t). Dies beweisen sie von sich selbst dadurch, daß sie mich und meine Gläubigen hassen, verfolgen und prügeln [23])."

„Die katholische Kirche verkündet: ‚Du sollst nicht die göttlichen Wahrheiten untersuchen, sondern nur das glauben, was dir die Kirche zu glauben vorschreibt.' Das widerspricht jedoch den Worten des Psalms 119, 2: ‚Wohl denen, die seine Zeugnisse halten, die ihn von ganzem Herzen suchen.' Und der Psalm 146, 3 bemerkt dazu: ‚Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind ja Menschen; sie können nicht helfen.' Daraus ist zu schließen, daß man nicht den Bischöfen und Erzbischöfen Glauben schenken soll, weil sie meist Fürsten sind."

„Unser Mißtrauen gegen die Lehrsätze der Kirche und die Bekräftigung des Glaubens, daß die Apostel vom Teufel besessen wa-

23) Dennoch benützen K. u. F. St. noch jetzt bei ihrer Andacht ein kathol. Kancional, das vom Erzbischof selbst approbiert wurde.



ren, erwuchs aus den Widersprüchen der Bibel. Die Irrtümer und Widersprüche, die sich im Neuen Testament befinden, waren uns natürlich ganz begreiflich, denn ein vom Teufel Beherrschter kann nicht die Wahrheit sprechen. Ich kann zwei solche Beispiele anführen, die ich allein entdeckte. Das erste betrifft die Erzählung von Christi Tod. Christus wurde Freitag um 9 Uhr gekreuzigt. Im Ev. Matthäi 12, 40 wird aber gesagt: ‚Denn gleich wie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage in der Erde sein.' Nach diesen Worten sollte doch Christus drei Tage und drei Nächte beerdigt bleiben; dagegen ist er aber nach der Erzählung der Evangelisten Freitag um 9 Uhr gestorben, um 12 Uhr konnte er vielleicht schon beerdigt sein. Er stand aber nach derselben Erzählung schon Samstag aus dem Grabe auf, was nach den vorerwähnten Worten (Matth. 12, 40) eigentlich erst am Montag um 12 Uhr nachts geschehen sollte."

„Der zweite Irrtum betrifft die Schilderung der Auferstehung Christi. Alle vier Evangelisten (Matth. 28; Luk. 26; Mark. 16; Joh. 20) erzählen über dieses Ereignis etwas Verschiedenes. Wenn ein Richter vier Zeugen verhören würde, die sich in ihren Aussagen so unterscheiden wie die Evangelisten, so würde er sie alle als Lügner betrachten müssen. So tue ich es auch, wenn ich die vier Evangelisten beurteile."

„Das ganze Alte Testament ist richtig, und darum entnehme ich hauptsächlich aus ihm meine Gleichnisse. Im Neuen Testament dagegen sind nur die in der direkten Rede angeführten Worte Christi richtig. Alles übrige sind Lügen, denn nach Christi Tod hat niemand mehr die Wahrheit geredet [24]."

„Unsere Kirche Christi betrachtet sich als außerhalb der weltlichen Gesetze stehend, für sie gelten nicht die weltlichen, sondern nur Gottes Gesetze. Die weltlichen Gesetze gelten nur für Mörder und Verbrecher, nicht für uns, die die wahre Lehre Christi befolgen. Dazu fühlen wir uns durch folgende Bibelstellen berechtigt: Ep. Jak. 4, 12; Gal. 5, 18; I. Thim. 1,9; I. Kor. 7,23; Ep. Jak. 4, 4."

„Wir brauchen keine Steuern zu zahlen, denn auch in Luk. 23, 2 klagen die Juden Christus an, daß er keine Steuern zahlen wolle, und

24) Auf die Einwendung, daß auch Christi Worte von den Evangelisten überliefert sind, und daß er auch die Worte der Evangelisten und Apostel für die Belegung seiner Lehre benütze, wollte K. St. und F. St. nicht näher eingehen.

daß er andere von der Steuerzahlung abhalte. Christus zahlte also keine Steuern, und weil er befahl, daß wir ihm folgen sollen (Matth. 17, 24), betrachten wir auch das Nichtzahlen der Steuern für unsere Pflicht. Wir wollen das aber auch deswegen nicht tun, weil aus den Steuern die Armee unterhalten wird, und wir wollen ein neues Blutvergießen nicht unterstützen. Darum leisten wir auch keine Wehrpflicht, dem Gebote Gottes: ‚Du sollst nicht töten' folgend. Unsere Kinder schicken wir nicht in die Schule, da sie von mir, dem Heiligen Geist, erleuchtet sind und nach den Worten der Bibel Gott ‚sie alles lehren' wird."

„Die Sakramente lehnen wir vollständig ab, wie die ganze katholische Kirche überhaupt. Wir benützen keine Zeremonien und keine Kirchengewänder, und wir üben keinen Gottesdienst aus. Den Weg zu Gott finden wir durch das Gebet und durch das Lesen und Nachdenken über die Bibel. Die Taufe soll die Erkenntnis der Wahrheit sein, der Epistel Pauli an die Römer 2, 29 zufolge. Das Fasten lehnen wir auf Grund folgender Bibelstellen ab: Kor. 1, 10, 25; Jesaja 58, 4 u. 6. Wir erkennen auch keine Kommunion an, denn Christus erklärte, daß er selbst das lebendige Brot sei. Damit meinte er seine Lehre, welche wir zu uns nehmen sollen, und nicht die Hostie."

Karl St. hat auch eine Lehre vom 1000 jährigen Reich aufgestellt: „Es wird sehr bald eine Zeit kommen, wo die Ungerechten ausgerottet und die jetzigen weltlichen Gesetze vernichtet werden. Es werden nur Gute, d. h. die, die mich als den Heiligen Geist erkannt haben, übrig bleiben. Ich selbst werde ein sehr hohes Alter erreichen, um dieses Reich der Guten, wo nur Gottes Gesetze gelten werden, mit der eisernen Rute zu regieren [25])."

Wir wollen jetzt auf den Glauben der Anhänger Karl Students im allgemeinen eingehen. Als allgemein und mit tiefstem Glauben halten alle Sektierer fest, daß K. St. der wahre Heilige Geist — der Tröster — ist, der kam, um die Wahrheit zu verkünden. Alle seine Worte werden demgemäß als ausnahmslos richtig angenommen und werden streng befolgt. Auch die Begründung, warum K. St. der Heilige Geist ist (s. oben), ist von allen ausnahmslos und ohne Veränderung übernommen worden. Sie kennen alle den Verhältnissen entsprechend sein Leben sehr gut und suchen in

---

25) Es ist bemerkenswert, daß K. St. nicht einen einzigen Lehrsatz ausgebildet hatte, der sich auf sexuelle Dinge beziehen würde.

der Bibel überall nach Stellen, wo er prophezeit wurde, nach. Alle nehmen an, nicht unter weltlichen Gesetzen zu stehen, was sie durch Ungehorsam gegen die Behörden, Nichtzahlung der Steuern und Haß gegen die Beamten äußern. Sie betrachten sich als die Auserwählten Gottes, die nur den göttlichen Gesetzen unterstehen. Eine weitere Ausarbeitung der Lehre, wie wir sie bei K. und F. St. sahen, finden wir natürlich bei Frauen, Kindern und Minderbegabten aus ihren Kreisen nicht. Diese begnügen sich nur mit den eben erwähnten Hauptlehrsätzen. Die Bibel lesen und beherrschen dennoch alle vorzüglich.

Interessante Abweichungen sind in der Lehre vom nahen Weltuntergang oder vom tausendjährigen Reich (s. oben die Lehre des K. St.) aufzuzeigen. So erklärt F. St., daß bald ein tausendjähriges Reich kommen wird, in dem die Ungerechten ausgerottet werden, die Gerechten dagegen erhalten bleiben. K. St. erklärt, daß diese nur wenig zahlreich sein werden, F. St. dagegen behauptet, daß in der letzten Zeit vor dem Umsturz viele durch Gottes Gnade erleuchtet werden und dem Heiligen Geist glauben werden, so daß die Mitglieder des Gottesreiches zahlreicher sein werden als die jetzigen Anhänger Karls. Die Schwester Karls, Maria Vrána, verkündet einen baldigen vollständigen Weltuntergang: „Schwefel und Feuer werden regnen wie in Sodom und Gomorrha, und nur die Anhänger Karl Students werden erlöst werden." J. Stružka, der sich ebenfalls in der Irrenanstalt befindet, erklärte mit einem sozialistischen Beigeschmack, daß bald ein Umsturz der alten Ordnung eintreten werde. Die Ungerechten werden ausgerottet und alle Gerechten, also nicht nur die Anhänger des K. St., weiterleben. Die jetzige Weltordnung vergleicht er mit einem morschen Bau, den die Lohnarbeiter (wie er sagt, z. B. die Irrenanstaltswärter) unterstützen. Dieser morsche Bau wird schon sehr bald einstürzen und es wird ein neuer, aus den guten Steinen des alten aufgebaut, errichtet. „Die Herren" fürchten sich schon vor dem kommenden Umsturz und horchen aus, um sich möglichst der neuen Ordnung anschließen zu können, falls ihnen da ein materieller Nutzen winken sollte.

Alle Sektierer glauben ausnahmslos an den baldigen Sieg des Guten und einen bevorstehenden Umsturz, in dem die Gedanken des K. St. verwirklicht werden.

Analyse.

Wenn wir den Fall analysieren wollen, müssen wir bedenken, daß die psychopathologische Analyse der geistigen Epidemie, die kulturpsychopathologische Analyse betreffs der Abspiegelung des Pathologischen im Religiösen und endlich die soziologische Analyse unmöglich scharf abgetrennt werden kann, da die psychopathologischen, soziologischen und religiösen Fäden überall zusammenhängen und sich durchkreuzen. So sind auch viele soziologische Begründungen in den beiden anderen Analysen enthalten.

Wir wollen zunächst den ganzen Sachverhalt vom psychopathologischen Standpunkt her darlegen. Zuerst erwähnen wir die Bedingungen des Ausbruches der Geisteskrankheit auf dem Gebiet religiöser Vorstellungen bei Karl St. selbst. Wie schon oben angedeutet wurde, können die ersten Keime der Erkrankung in der Veranlagung seiner Familie gesucht werden[26]). K. St. erbte selbst diese Eigenschaften in erhöhtem Maß und es trat dazu noch seine persönliche Veranlagung, in der hauptsächlich die große Erregbarkeit und starke Gefühlsveranlagung zu betonen sind. Sein Handeln wurde immer wesentlich von Gefühlsregungen geleitet, wogegen die Vernunftsgründe immer sehr stark im Hintergrund blieben. Dazu kommen die oben erwähnten Halluzinationen und Träume, die bezeugen, daß er nie von einer besonders festen Geistesfestigkeit war.

Diese Eigenschaften wurden durch seine Erziehung im Kreise der Familie sehr verstärkt. Nicht nur er selbst, sondern auch alle seine Geschwister (auch die gegenseitige Beeinflussung!) genossen, wie angedeutet, ein tiefe, rein religiöse Erziehung, die nicht nur ihr äußerliches Handeln nach dem Gebote der Kirche richtete, sondern auch zu einer wirklich innigen Andacht führte. Diese religiöse Erziehung wird sehr oft in den höheren Schulklassen durch die Bildung zerstört oder wenigstens abgeschwächt, was bei ihm, der nur bis zum 12. Jahre am Schulunterricht teilnahm, natürlich nicht geschah. Seine Bildung kann man demgemäß im Verhältnis zur üblichen Volksbildung seiner Gegend als gering bezeichnen. Ebenfalls seine Anstellung bei der Militärkapelle konnte an seiner religiösen Überzeugung nicht rütteln, denn man muß bedenken, wie stark die österreichische Armee vom katholischen Geist beherrscht wurde.

Die Umgebung seines Heimatortes wirkte in derselben Richtung; wie schon erwähnt, ist die Landbevölkerung Mährens sehr

26) Siehe oben.

streng katholisch und hängt mit einer echt bäuerlichen Hartnäckigkeit und Konservativismus an ihren religiösen Bräuchen. Es konnten auf ihn keine, seine religiöse Stimmung zerstörende Einflüsse einwirken. Im Gegenteil wurde durch die in dieser Gegend öffentlich zur Schau getragene Religiosität — wie der ausnahmslose Besuch der Kirche und die häufigen Wallfahrten — seine Veranlagung nur begünstigt. In Gegenden (z. B. Städten, Industriebezirken), wo die Rechtgläubigkeit schon zersetzt ist, und öffentliches Ausüben religiöser Andachten dem Menschen eher Spott als Verständnis einbringen, hätte das natürlich nicht geschehen können.

Damit hängt auch sein Broterwerb zusammen. Er lernte als Jüngling die Uhrmacherei und betrieb sie nach der Rückkehr aus dem Militärdienst weiter. Diesen Faktor können wir als sehr wesentlich für seine geistige Entwicklung betrachten. Es wurde schon darauf hingewiesen [27]), daß manche Berufe zum religiösen Grübeln und zur Mystik sehr disponieren. So z. B. die Textilindustrie und die Schäferei. Das gleiche können wir in vollem Maße auch von der Uhrmacherei gelten lassen. Ein Uhrmacher (auf dem Lande hauptsächlich, wo er keine Beihilfen und Lehrlinge hat) befindet sich ganz allein bei seiner Arbeit, den ganzen Tag gebückt über seine Uhren, und hat doch bei dieser größtenteils mechanischen Arbeit genug Zeit zum Nachdenken. Es ist doch von den Uhrmachern häufig bekannt, daß sie oft in sich verschlossene, einsiedlerisch lebende Menschen sind, die das Volk in der Tschechoslowakei manchmal mit dem üblichen Wort „Kauz" bezeichnet. Die Frage, ob auch die Art der Uhrmacherei — die Gesetzmäßigkeit des Zusammenhangs der Uhrmaschine und das stetige, gleichmäßige Ticken der vielen Uhren — zu einer religiösen Stimmung beitragen kann, lasse ich offen. Ferner kommt dazu, daß der Uhrmacher allein als einziger seines Berufes im Dorfe dasteht und keine Berufsgenossen besitzt, wodurch ein gewisser Grad sozialer Absonderung — natürlich in bezug auf die beruflichen Kreise — stattfindet.

Wir wissen weiter von K. St., daß er ein leidenschaftlicher Musikant war und daß diese Veranlagung schon von seinen Urgroßeltern vererbt war. Die musikalische Veranlagung ist stets ein Zeichen einer feineren Gefühlstätigkeit und sie paßt sehr gut zu einer allgemein religiösen Stimmung. Es wird sogar von K. St. be-

27) Vgl. P. Honigsheim: „Soziologie der Mystik" in Scheler: Versuche zu einer Soziologie des Wissens S. 335.

richtet, daß er am Anfang sehr oft inmitten seiner religiösen Meditationen zur Geige griff und spielte. Es ist also wahrscheinlich anzunehmen, daß K. St. durch seinen Beruf sehr stark zu seinen religiösen Wahnideen prädisponiert war.

Als solcher kam nun K. St. in den Krieg. Es ist nicht nötig, die Frage auszuspinnen, wie stark die Strapazen des Krieges und seine ganze Problematik auf das geistige Leben der Soldaten gewirkt haben. K. St. ist sichtbar auch ein Opfer des Krieges, denn diesen kann man direkt als auslösenden Faktor seiner Erkrankung betrachten. Wie schon erwähnt, wurde er, auf einem einsamen (!) Posten stehend, erleuchtet. Sein Glück im Kriege betrachtete er schon als wohlbeabsichtigtes Wunder und Beschützung Gottes.

Mit dieser geistigen Störung kam nun K. St. wieder nach Hause, um sich seinem früheren Beruf zu widmen, und er unterlag wieder seinen Einwirkungen. Es brach bei ihm eine offene Geistesstörung [28]) aus, und er begann mit der Ausübung seines Einflusses auf die Umgebung. Bei weiterer Entwicklung seiner Krankheit ist selbstverständlich, daß er durch den Glauben seiner Anhänger an ihn und seine Ideen nur an Sicherheit gewann.

Wie schon erwähnt, besaßen alle seine Geschwister dieselbe erbliche Veranlagung, und sie wurden auf dieselbe Weise erzogen. Dazu tritt noch ein wesentlicher Faktor hinzu, nämlich die innige Liebe und die Gemeinschaft, die in dieser Familie herrschte. Sie galt geradezu als mustergültig in dieser Beziehung, so daß hier ein günstiger Nährboden der Einwirkung auf die anderen geschaffen wurde. Der Broterwerb der übrigen Familienmitglieder, außer Karl St., konnte das eben erwähnte nur unterstützen, denn es bestand zwischen ihnen kein Unterschied, also auch keine soziale Abstufung, durch welche so oft die Beziehungen der Geschwister unterbrochen werden. Durch die gleiche Beschäftigung wurde eine der Bedingungen der Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Verstehens geschaffen.

Soziologisch interessant ist von diesem Standpunkt aus, daß sich bei Bauern nicht ein solches Verhältnis entwickeln könnte; bei diesen nämlich verursacht oft die Landgier, daß meistens schon bei der Teilung der elterlichen Erbschaft, später durch die ganze Art der Arbeit des Landwirtes und des fortwährenden Neids des Be-

28) Seine Geisteskrankheit wurde in der Irrenanstalt als Paranoia religiosa bezeichnet.



sitzes der Geschwister die Bedingungen eines solchen Gemeinschaftsgeistes unmöglich geschaffen werden können. Bemerkenswert ist außerdem, daß auch räumlich die Familie St. sehr eng beieinander lebte, fünf von den Geschwistern lebten in der Ortschaft Němčic selbst, die übrigen in der nächsten Umgegend.

In dieser Umgebung befand sich nun K. St. mit seiner Familie in inniger Liebe und Gemeinschaft verbunden, doch aber in gewissem Sinne außerhalb ihrer stehend. Er wurde von seinen Geschwistern immer als das gescheiteste und intelligenteste Mitglied der Familie betrachtet und bildete gewissermaßen ein geistiges Oberhaupt der Familie. Mitunter sonderte er sich als einziger von ihnen durch seinen in ihren Ansichten höheren Beruf.

Es ist oben geschildert worden, wie er zuerst Franz St., dann seinen Neffen Jaroslav O.[29]) und die übrigen Mitglieder, mit Ausnahme der ältesten Schwester und seiner Gattin, von seinen Ansichten überzeugte. Es scheint, daß er mit seiner Frau nie in einer geistigen Gemeinschaft stand, und daß sie sich hauptsächlich in den letzten Jahren ganz fremd gegenüberstanden. Seine Frau, aus einer Stadt stammend (s. oben), war von sehr leichtfertiger Natur, die sich vor ihrer Ehe durch intime Verhältnisse mit Soldaten, in ihrer Ehe durch wiederholte Untreue zeigte.

Für den weiteren Verlauf der psychischen Infektion[30]) ist bezeichnend, daß nach der anfänglichen Ungläubigkeit und Besorgnis um das geistige Heil ihres Bruders durch die Überzeugung von F. St. und J. O. die anderen Mitglieder den Wahnideen ihres Bruders sehr schnell zum Opfer fielen. Alle blieben zwar in ihrem alltäglichen Leben ganz normal, in den religiösen Dingen aber beherrschten sie die Ansichten ihres Bruders vollständig[31]). Ihr sexuelles Leben blieb, soweit man feststellen konnte, ganz

---

29) Nach dem Befund der Irrenanstalt: Paranoia religiosa inducta; bei den weiteren Fällen wird schon in der Krankenbeschreibung der Irrenanstalt von einer psychischen Epidemie gesprochen.

30) Die geistige Infektion ist hier im Sinne des Aufsatzes „Die Kritik der Lehre von psychischer Infektion (resp. psychischer Epidemie) und die objektive Aneignungstheorie" von Prof. Dr. F. Schneersohn, Berlin (in „Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Soziologie", 2. Jahrg., 2. Heft) und W. Hellpach, „Die geistigen Epidemien" benutzt. Kritisch wurde auch W. Weygandt, „Beitrag zur Lehre von den psychischen Epidemien", und Jaspers, „Psychopathologie", S. 239, 409, gebraucht.

31) Vgl. dazu Birnbaum, a. a. O. S. 38 über das unberührte Nebeneinander von kulturellen und pathologischen Erscheinungen.

normal. Wenn auch alle Mitglieder der Sekte in der Irrenanstalt voneinander abgetrennt wurden, hielten sie weiter fest an ihrem Glauben und spannen ihn sogar selbständig noch weiter aus. Dasselbe können wir auch von den zu Hause Gebliebenen erwähnen.

Zu der so gebildeten religiösen Gruppe traten auch Fremde, zu der Familie St. nicht gehörige Mitglieder hinzu. Man kann aber auch bei ihnen allen eine persönliche Fühlung mit K. St. oder seinen Nächsten beweisen. Da knüpft schon die psychopathologische Einwirkung an die soziologischen Momente an. Wir erfahren natürlich nur weniges über die familiären und geistigen Verhältnisse der nicht der Familie St. angehörigen Mitglieder der Sekte[32]), jedoch war bei jedem eine religiöse Veranlagung festzustellen. Da mußten natürlich die Wahnideen K. St.s auf einen günstigen Nährboden fallen, obzwar hier wahrscheinlich hauptsächlich soziale Gründe mitzuspielen haben.

Wir schließen also unsere psychopathologische Betrachtung des Falles damit, daß es sich hier offensichtlich um einen typischen Fall der geistigen Infektion handelt. Es kam hier zu geistiger Aneignung der Ideen eines Geisteskranken[33]) von Menschen, die ähnlich veranlagt waren und mit ihm in einer geistigen Gemeinschaft lebten. Daß es sich nicht um eine einfache Auslösung krankhafter Veranlagung handelt, bezeugt der Widerstand, der dem K. St. von seinen Geschwistern zuerst geleistet wurde. Es dauerte

---

32) Über die oben erwähnten in der Irrenanstalt internierten Arbeiter Stružka und Křenovský erfahren wir z. B. aus den Krankenbeschreibungen der Irrenanstalt in Kroměříž folgendes: I. Stružka gab an, daß er in seinem 14. Jahre von einem Jongleur hypnotisiert wurde, dies auch selbst erlernte und andere hypnotisierte. Später wirkte er im Zirkus Sarasani als Pferdedresseur und Gymnastiker. Er durchreiste mit dem Zirkus Westeuropa und Amerika. Später erkannte er aber, daß er schlechte Dinge tue und verließ diese Stellung. Sein Inneres führte ihn zum religiösen Nachdenken. Er war unzufrieden und beteiligte sich auch an spiritistischen Sitzungen. Mit K. St. traf er in Jvaň zusammen, wo dieser die Braut Stružkas besuchte. K. St. überzeugte ihn und seine Frau von seinem Glauben. Stružka berichtet weiter, daß er mehrmals Halluzinationen gehabt hätte. — J. Křenowský wurde ebenfalls durch seine erwiesene grüblerische Veranlagung, Onanie und Nervenstörungen zu der „Bekehrung" durch K. St., mit dem er in den allwöchentlichen Zusammenkünften der Sektierer in der Familie Stašek Bekanntschaft machte, prädisponiert. Beide wurden in körperlicher Hinsicht von den Irrenanstaltsärzten als gesund und auf psychischem Gebiet, außer ihrer religiösen Schwärmerei, als vollständig normal anerkannt.

33) Schneersohn, a. a. O. S. 110—114.



doch fast volle zwei Jahre, nachdem er seine Lehre zu verkünden anfing, ehe sie ihn vorbehaltlos als Heiligen Geist anerkannten. Die Krankheit dauerte auch nach der Absonderung der Kranken weiter, so daß es sich nicht um eine gewöhnliche Beeinflussung durch die Gegenwart des Kranken handelt. Die erwähnten sozialen Verhältnisse der Familie St. können sogar als typischer Nährboden für die Verbreitung von Wahnideen bezeichnet werden.

*

Wir wollen nun die Sache von der religiösen Seite betrachten. Vom Standpunkt der Kulturpsychopathologie [34]) ist es offenbar das Hineinspielen der pathologischen Momente in die religiöse Sphäre.

Vor dem Kriege waren Böhmen, Mähren und Schlesien, die jetzigen Teile der Tschechoslowakei, rein katholisch. Nach den amtlichen Statistiken lebten in diesen Ländern 96 Prozent Katholiken. Die katholische Kirche war eine Staatskirche und wurde von der alten Regierung überall begünstigt und unterstützt. In dieser Zeit erregte es größte Empörung, wenn jemand die katholische Kirche verließ, bei der Landbevölkerung war es geradezu undenkbar. Diese Verhältnisse änderten sich jedoch nach dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie wesentlich. Erstens wurde die katholische Kirche als ein ehemaliger Verbündeter der alten Monarchie und des monarchischen Gedankens überhaupt angesehen; deshalb verbreitete sich jetzt in starkem Maße die Propaganda gegen dieselbe. Dazu trug auch sehr viel der Umstand bei, daß man sich nun erinnerte, daß vor der Schlacht am Weißen Berge (gelegentlich des Ausbruchs des Dreißigjährigen Kriegs 1620) das Land größtenteils protestantisch war und daß es zugleich mit dem Verluste seiner politischen Selbständigkeit durch die Gegenreformation auch seinen vor Jahrhunderten erworbenen Glauben einbüßte. Die protestantischen Sekten (Böhmische Brüder, Lutheraner usw.), die im alten Österreich ein Winkeldasein führten, wuchsen jetzt sehr schnell unter der Erinnerung an die frühere Zeit. Es wurde auch eine selbständige tschechoslowakische Kirche, die hauptsächlich auf den Idealen Hus' aufgebaut ist, gegründet. Neben diesen religiösen Bewegungen nahm auch die Ungläubigkeit stark zu, hauptsächlich in den Städten und Industriegebieten. Die sozialistischen Parteien betrachteten den Kampf gegen die katholische Kirche geradezu als ihr Programm.

34) Das Wort Kulturpsychopathologie wird hier im Sinne Birnbaums: Grundzüge der Kulturpsychopathologie 1924, gebraucht.

Die Lage nach dem Kriege gestaltete sich also derart, daß hauptsächlich in Böhmen, aber auch in den übrigen Ländern der Tschechoslowakei in den Städten unter der Intelligenz und der Arbeiterbevölkerung die Freigeistigkeit das Feld fast vollständig beherrschte. Die Landbevölkerung dagegen blieb größtenteils von dieser Bewegung unberührt und verharrte bei dem katholischen Glauben, obzwar auch hier hauptsächlich in der Umgebung von Städten die religiösen Verrichtungen nicht mit demselben Eifer wie früher ausgeübt wurden, und man erlaubte sich auch schon, die katholische Kirche zu kritisieren. Im allgemeinen kann man also sagen, daß durch die gegenwärtige Bewegung gegen die katholische Kirche eine Stimmung der Kritik und des freien Denkens in das ganze Land mehr oder weniger eindrang. Am schwächsten ist aber die erwähnte Stimmung bei der Landbevölkerung Mährens und hauptsächlich in der Gegend Handá, wo der „Glaube Christi" entstand. Soziologisch ist es durch den Zusammenhang einer großen konservativen Masse der ländlichen Bevölkerung, die nur von wenigen Städten unterbrochen ist, erklärbar. Nirgends fand eine Anhäufung von Industrie und Arbeiterschaft (die in der Tschechoslowakei durchgehend fortschrittlich und radikal gestimmt ist) statt. Im Gegenteil sind die meisten Städte eigentlich große Dörfer, die hauptsächlich wieder aus Bauernbevölkerung, kleinen Händlern und Handwerkern bestehen und mit der Landbevölkerung eine homogene Masse bilden. So beeinflußt eher das Land die Stadt als umgekehrt.

Schon bei der Beschreibung der Persönlichkeit des K. St. haben wir betont, daß nirgends auf ihn Einflüsse gewirkt haben, die vielleicht seinen streng katholischen Glauben schwächen konnten. Den Ursprung und Anfang seiner Lehre und seines Auftretens können wir *in keinem Falle der oben beschriebenen antikatholischen Bewegung zuschreiben.* Im Gegenteil ist seine Lehre nur aus seiner streng katholischen Religiosität begreifbar. Seine ersten Lehrsätze hat er als guter Katholik hervorgebracht, im festen Glauben, daß er wirklich der in der katholischen Lehre gemeinte Heilige Geist sei. Natürlich kann man annehmen, daß doch das Lesen der Bibel und das freiere Nachdenken über religiöse Dinge, das sich in der Zeit, wo er auftrat, schon stark gegenüber der alten erstarrten katholischen Religiosität geltend machte, auf ihn in dem Sinne gewirkt hat, daß er gerade nach der politischen und konfessionellen Änderung seines Landes mit seiner Lehre hervorzutreten wagte. Die Lehre selbst ist aber nicht aus fremden Ein-

flüssen, sondern nur als Gedanken eines Geisteskranken zu einer Umarbeitung der katholischen Lehre erklärbar.

Sein späterer Haß gegen die katholische Kirche und ihre Abweisung als eines Erzeugnisses des Teufels stammte größtenteils aus seinen dogmatischen Lehrsätzen, aus den Schlüssen, die er aus seiner Lehre gegen die katholische Lehre zog. Natürlich ist es auch möglich, daß seine späteren Gedanken unter dem Druck der Verfolgung und des Hasses der katholischen Bevölkerung genährt wurden.

In seiner Lehre selbst kann man folgende Bestandteile erwähnen: es ist erstens die Bibel, die er fast auswendig kannte und ganz frei auslegte. Die Interpretation fand manchmal im ganz wörtlichen Sinne, manchmal wieder in einer sehr symbolischen Weise statt. Die Stellen, die er im Alten Testament für die Stützung seiner Lehrsätze aufsuchte, haben oft überhaupt nichts Gemeinsames mit dem Inhalt desselben, es wird dort einfach nur ein Wort gebraucht, was auch er für seinen Lehrsatz verwendet (s. oben).

Den weiteren wichtigen Bestandteil seiner Lehre bilden die Symbole und die Bilder. So hat sein Beruf als Uhrmacher den wesentlichsten Faktor für seine Lehre von der Dreifaltigkeit geliefert, wobei er die Uhren symbolisierte (s. auch oben die Lehre von der geistigen Finsternis nach Christi Tod). Auch die Bilder, die in den katholischen Kirchen üblich sind, so Maria auf der Mondsichel stehend, das göttliche Auge in einem Dreieck, hat er, wie gesehen, verwendet. Einen weiteren Faktor bilden Volkssprüche und volkstümliche Vorstellungen. Dieselben machen sich in der Vorstellung von dem schwarzen Teufel mit der roten Zunge, in der Auslegung des Symboles der drei Könige (K, M, B) und der „Stündlein“ usw. bemerkbar. Endlich ist es die Lehre der katholischen Kirche, die eigentlich auch den Grundstein für seine Vorstellungen bildete, die sich immer nur in ihrem Kreise bewegen. Aber auch die Besinnung auf die Einzelheiten können wir entdecken. So z. B. in der Behauptung, daß er, der Heilige Geist, drei Väter habe und daß er vom patre filioque stamme. Bemerkenswert ist, dass er in seiner Suche nach einem Vorbild nicht auf das Leben der Apostel und der ersten Christen zurückgriff, wie es die meisten christlichen Sekten taten. Für K. St. war dagegen nur Christus die Wahrheit — das Vorbild, schon seine Apostel haben diese verdorben (die Gründe dafür siehe oben).

In der ganzen Lehre machen sich überall unlogische Schlüsse oder

logische Trugschlüsse bemerkbar, die größtenteils auf seine Geisteskrankheit, teils auf seine geringe Bildung zurückzuführen sind. Der Wunsch, auf alle Fälle eine Begründung zu finden, war meistens der Vater des Gedankens. Die Suche nach den Beweisen in der Bibel um jeden Preis wurde in der ganzen Sekte zur Manie. Die Sektierer wollten so eine wohlbegründete und rational unanfechtbare Lehre ausbilden — wie sie selbst erklären —, jedoch ist das von ihnen Geschaffene eine sich oft widersprechende Kette augenblicklicher Einfälle, die größtenteils bei K. St. allein vom Gefühl bestimmt wurden.

*

Vom Standpunkt der Soziologie können wir die Ausbreitung der Sekte folgendermaßen deuten: Die Sekte entstand aus einem familiären Kreise und breitete sich später erst auf andere Personen aus. Die Gruppe, auf die sich die ersten Anfänge der Sekte ausbreiteten, war schon eigentlich vor dem Ausbruch der Bewegung da. Es war die Familie St., die eine wirkliche Gemeinschaft bildete und sehr fest zusammenhing. Der familiale Kreis war einer der festesten, dem die Students angehörten, und füllte so einen beträchtlichen Teil ihres Seelenlebens aus. In dieser familialen Gruppe war schon vor der Bildung der Sekte K. St. der natürliche Führer, der wegen seiner geistigen Eigenschaften geschätzt und geliebt war.

Dann trat er mit seinen religiösen Gedanken auf und gewann seine Angehörigen. Die Gruppe blieb als solche bestehen, jedoch bekam sie einen neuen Inhalt. Neben den früheren Bindungen der Geschwisterliebe machte sich sehr stark die Zusammengehörigkeit der Gläubigen und Gotteskinder geltend. Das Führertum des K. St., das früher nur latent vorhanden war, trat jetzt ausgeprägt und durch den Glanz der religiösen Ideen ausgestattet scharf hervor. Die Gruppe festigte sich und schloß sich noch mehr zusammen.

Der soziale Auslöser des eben geschilderten Vorgangs ist in der starken Persönlichkeit und erst in zweiter Reihe in den religiösen Ideen K. St.s zu suchen. Es war eigentlich ein soziologischer Musterfall für einen Vorgang, bei dem der Führer durch die Umänderung seiner Ansichten die sozialen Verhältnisse der Gruppe verändert. Natürlich mußte diese ein fruchtbarer Boden dafür sein.

Dann traten auch Nichtmitglieder der Familie der Sekte bei. Die Ausbreitung fand eigentlich so statt, daß sich der familiale Kreis durch Anwerbung neuer Mitglieder durch die Mitglieder der Familie

zu einem immer größeren ausbreitete. Bei den Mitgliedern der Familie St. war die Beziehung zu ihrem Bruder K. St. der Hauptfaktor der Vergesellschaftung, und sie verloren bereitwillig ihre soziale Stellung und ihr Hab und Gut wegen ihrer Lehre.

Bei den Außenstehenden machten sich auch weitere soziale Einflüsse neben dem hier schon schwächeren Einfluß des charismatischen Führers geltend. Der Sekte traten nur die Mitglieder der niedrigen sozialen Schichten bei. Dies ist daraus zu erklären, daß die aus der Lehre gezogenen Folgerungen am meisten diesen Kreisen angemessen waren. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die ärmere Bevölkerung radikaler als die reichere gestimmt ist. Die reichen Bauern fürchteten sich jedenfalls mehr, gegen die Behörden und Gesetze aufzutreten, denn erstens fehlt hier der Reiz der Bereicherung und der Nicht-Befolgung der Gesetze für sie, die wohlhabend und angesehen sind, zweitens macht sich bei ihnen mehr die Furcht vor einer solchen Ausschweifung geltend, die zum Verlust ihrer Würde in der Gemeinde, ihrer Lebensstellung und endlich ihres Besitzes führen könnte. Die sozialen Bindungen, die sie von ihrem Standpunkt aus als gut betrachten, und deren sie sich als wichtige Teile fühlen, wünschen sie nicht zu zerstören.

Dagegen machen sich alle diese Faktoren bei der ärmeren Bevölkerung der Landarbeiter und Handwerkergehilfen nicht geltend, denn diese hoffen im Gegenteil immer, durch eine Neuerung ihre Lage zu verbessern, hauptsächlich, wenn es sich um Gesetze handelt, die ihrer Ansicht nach einen Stand der Dinge, der ihnen nicht günstig ist, beschützen. (In der Tschechoslowakei sind die sozialistischen Gedanken allgemein bekannt.)

Daneben scheint es, daß bei den reichen Bauern die Religiosität sich mehr auf äußere Übung von religiösen Zeremonien beschränkt, die untrennbar mit den Pflichten eines angesehenen Menschen zusammenhängen. Dagegen scheint die ärmere Bevölkerung auf dem Land mehr innerlich über die religiösen Dinge nachzudenken, denn „sie haben mehr Wünsche an Gott zu richten" als die Reichen, mit ihrer Lage Zufriedenen, und wie man öfter volkstümlich sagt „durch ihren Reichtum Betäubten".

Außerdem sind die wohlhabenderen Bauern schon besser ausgebildet, denn die meisten haben Bürger- und Agrarschulen absolviert, während die Land-Arbeiterbevölkerung noch sehr wenig gebildet ist, so daß sie sich viel leichter gefühlsmäßig beeinflussen läßt, ohne viel darüber nachzudenken. Im allgemeinen kann also ge-

sagt werden, daß die Wohlhabenden mehr sozial gebunden sind als die niedrigen Schichten, denen in dieser Hinsicht mehr Freiheit durch die öffentliche Meinung sowie durch ihre Überzeugung selbst gegeben ist.

Es wurden bis jetzt die Momente, die die Ausbreitung der Sekte unter den niederen Schichten der Landbevölkerung förderten, erwähnt. Als hemmende Momente wären folgende hervorzuheben: Einmal macht sich der konservative Charakter des Landlebens auch bei dem ärmeren Teil der Bauern bemerkbar, und die Festigkeit der katholischen Tradition verhindert eine Beweglichkeit und Offenheit des Geistes, wie wir sie z. B. bei einer städtischen Arbeiterbevölkerung antreffen. Ferner fehlt auf dem Lande eine ganze Fülle von sozialen Beziehungen, die sich in der Stadt mit Notwendigkeit ergeben und einer schnellen Ausbreitung jedes neuen Gedankens äußerst förderlich sind, denn dem städtischen Proletarier bringt das gemeinsame Arbeiten in der Werkstatt, Sport, Belustigungen, Parteiversammlungen usw. einen Reichtum der sozialen Kommunikation, der der Landbevölkerung fremd ist. In örtlicher Isolierung lebend, mit wenig modernen Verkehrsmitteln ausgestattet, ist der Verkehr des Bauern fast nur auf Familie und Nachbarn beschränkt. Die Zahl der sozialen Gruppen, an denen er Mitglied ist, ist viel begrenzter als die des Städters.

Bei der stärkeren Ausbreitung der sozialistischen und kommunistischen Ideen war es einer religiösen Sekte auch nicht mehr so leicht, sich als den einzigen Weg zum Reiche Gottes hinzustellen, da nun die sozialistische Utopie gleichfalls den Anspruch machte, Wege zur sozialen Besserung der Lage zu weisen.

Es wurde eine Gruppe gebildet, deren Kern und Mittelpunkt K. St. als Heiliger Geist und seine Brüder als Apostel bildeten. Diese Gruppe sonderte sich sehr stark von der übrigen Gesellschaft ab. Diese Isolierung durch Abschneiden der meisten sozialen Beziehungen, in denen die Sektierer vor ihrer Bekehrung lebten, ist folgendermaßen zu deuten: Erstens sonderten sich die Sektierer selbst dadurch ab, daß sie sich als eine Gemeinde der einzig Rechtgläubigen und Gotteskinder betrachteten[35]). Sie waren der Überzeugung, daß sie außerhalb der Gesetze der übrigen schlechten Welt

35) Vgl. E. Trölsch: Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen S. 360—380. M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft S. 813. P. Honigsheim: „Soziologie der mittelalterlichen Scholastik", in Erinnerungsgabe für M. Weber II. S. 178.



stehen und eine Welt für sich bilden, die sich nur nach Gottes Gesetzen richtet.

Dazu kam noch ein anderes wesentliches Moment. Das Seelenleben der Ungebildeten und geistig Ungeschulten ist immer disponiert, radikale und einfache Inhalte sich ausschließlich anzueignen, so daß dieser Inhalt dann, sei es ein politischer oder religiöser, ihr Innenleben vorherrschend ausfüllt. Ihr einfaches und unentwickeltes Seelenleben kann sich auch nicht so zersplittern wie das eines Intellektuellen wegen seiner größeren Bildung und kritischen Einstellung und auch deswegen, weil seine Gedanken auf viele verschiedene Interessengebiete und Gegenstände zerstreut sind.

Wenn dagegen Angehörige niederer sozialer Schichten sich einen geistigen Inhalt, wie in unserem Falle geschah, zu eigen machen, schaltet dieser die anderen aus und gestaltet sich ausschließlich und radikal. Dadurch wird natürlich eine innigere Hingabe solcher Menschen an eine Gruppe, die solche Ideen verkörpert (in unserem Falle die Sekte), bewirkt. Andererseits aber treten die übrigen Gruppen, die Träger anderer Gedanken, so in den Hintergrund, daß sie leicht nicht mehr beachtet werden und aufhören, auf den einmal erfaßten Gedankeninhalt korrigierend zu wirken, wie es bei Menschen der Fall ist, die ein normales soziales Dasein führen, d. h. nicht so ausschließlich in einer einzigen Gruppe aufgehen.

Auf der einen Seite also wollten die Sektierer nicht Mitglieder der übrigen Gesellschaft sein, auf der anderen aber wurden sie von dieser Gesellschaft selbst ausgesondert. Dies geschah aus religiösen Gründen, die man als Haß der strengen Katholiken gegen jeden Ungläubigen bezeichnen kann. Der Verteidigungskampf der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei führte zu einem scharfen Gegensatz ihrer Mitglieder gegen die aus der Kirche Ausgetretenen und diese betrachteten natürlich die neue Sekte als eine weitere Abbröckelung der katholischen Kirche. Dieselben Leute wiesen aber als reiche Bauern gleichzeitig eine Bewegung ab, die eigentlich eine Angelegenheit der niederen Schicht als solcher war und die jetzige soziale Ordnung zerstören wollte; als Staatsbürger betrachteten sie die Sekte als staatsfeindlich. Sie sahen weiter auf die Sektierer als auf Leute, die oft mit Gerichten zu tun haben, die im Irrenhaus eingesperrt werden müßten und die die öffentliche Ordnung stören und fremdes Eigentum angreifen, mit Verachtung herab. Als Brotgeber schlossen die Außenstehenden die Sektierer von der Arbeit aus als den übrigen Arbeitern gefährlich. Auf solche und ähnliche Weise

wurden sie fast aus allen Gruppen, in denen sie früher lebten, ausgeschlossen.

Als die Verfolgung von allen Seiten die Sekte zu bedrängen begann, fing sie an, eine sozial reinigende Wirkung innerhalb der Sekte auszuüben. Manche von den Mitgliedern wollten diese Feindseligkeiten nicht weiter leiden, so daß nur die übrig blieben, die fest an ihrem Glauben hingen. So setzte eine soziale Siebung[36]) ein; und die, die trotz aller Feindseligkeiten bei der Sekte übrigblieben, konnte man als wirklich Überzeugte und Entschlossene ansehen. Dadurch festigte sich die nun homogenere Gruppe noch mehr, und ihr Charakter trat noch ausgeprägter hervor.

Bei den einzelnen machte sich die soziale Isolierung in der Art geltend, daß durch den Fortfall der geistigen Beziehungen, die durch die Bindung an andere Gruppen entstehen — wie z. B. Berufsinteressen und kommunale Angelegenheiten — ihr Seelenleben verarmte. Der so einzig übriggebliebene religiöse Inhalt sog nun alle Energien in sich auf, die normalerweise von den genannten anderen Inhalten beansprucht werden, und erfuhr dadurch eine weitere Verstärkung.

Das innige Zusammenleben, zu dem die Sektierer nun auch durch ihre äußere Isolierung gezwungen waren, wirkte sich u. a. dahin aus, daß sich unter den Gleichgesinnten eine bestimmte Art des Sprechens ausbildete, die dem gesteigerten religiösen Gefühlsleben durch gehobenen Ausdruck und häufige Anwendung biblischer Zitate gerecht zu werden suchte, so daß für den Außenstehenden dies Gebaren geradezu als Kennzeichen der Zugehörigkeit der Gruppe — und damit des Ausschlusses aus der übrigen menschlichen Gesellschaft — wurde; was wiederum eine neue Trennung zwischen die Sekte und die Umwelt legte[37]).

Ganz allgemein möchten wir also in dieser Hinsicht eine religiöse Sekte als eine Gruppenbildung betrachten, die — wenigstens in unserem Kulturkreis — oft ein typisches Beispiel für soziale Isolierung liefert. Die christliche Kirche, die durch Kompromisse mit der Wirklichkeit und besonders mit der Realität

36) Siehe R. Thurnwald: Führerschaft und Siebung in „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie" II. 1.

37) Wegen des beschränkten Raumes ist eine weitere Ausführung dieser Analyse nicht möglich. In einer Abhandlung über die „Soziologie der Sekten" hoffe ich diesen Gegenstand noch ausführlicher behandeln zu können.



des sozialen Lebens sich diesem angepaßt hat, brachte immer wieder Sektenbildungen hervor, die häufig den Charakter des Rückfalls in die Utopie des Neuen Testaments trugen, und so in Widerspruch mit den Bindungen des sozialen Lebens und der Kirche geraten mußten. Dadurch kam es fast stets zu einer Isolierung von der übrigen Welt, wie wir sie auch bei der von uns behandelten Sekte entdecken konnten.

Die Frau in Sowjet-Russland.

Von Dr. Paul Krische (Berlin).

Am vollkommensten vertritt unter allen gegenwärtigen, 1926 bestehenden Gesetzen Sowjet-Rußland mit seinem neuen Recht die Selbstbestimmung und politische wie soziale und sexuelle Freiheit der Frau.

Den bolschewistischen grundsätzlichen Standpunkt hat zuerst die Führerin Alexandra Kollontay [1]) auseinandergesetzt, allerdings mit stark persönlichem Einschlag und „Abweichungen", die von den „Theoretikern" nicht gebilligt werden.

Zwei Dinge hält sie für grundlegend für die neue Moral:

1. Die Forderung der vollkommenen Aufrichtigkeit zwischen den Liebespartnern;

2. die Forderung, im Sexualleben einem anderen nicht zu schaden, weder dem Liebespartner durch ökonomische oder sonstige Ausnutzung, noch dem werdenden Geschlecht durch biologisch verantwortungslose Zeugung. Die grundsätzliche Stellung ist also im wesentlichen ökonomisch und naturwissenschaftlich (biologisch) eingestellt. Darum spielt die Eugenik eine große Rolle. Syphilitiker und andere mit vererbbaren Krankheiten sollen nicht zeugen. Diese Grundrichtung findet man überall in bolschewistischen Äußerungen über die „neue Moral" vertreten, ebenso ist sie im Gesetz verankert. Schon aus der ersten Forderung der vollkommenen Aufrichtigkeit geht hervor, daß der grundsätzliche Standpunkt sich von der psychologischen Einsicht entfernt. Für jede differenzierte Form der Liebe ist diese Forderung, bis zum letzten durchgeführt, unmöglich, denn höher als die vollkommene Aufrichtigkeit steht das Gebot, den Geliebten nicht zu verletzen. Die Irrwege der Seele sind kraus, gerade im Sexuellen lagert unter der Bewußtseinsschwelle die unterbewußte Dämonie, hier gilt es oft, Dinge mit sich selbst auszumachen,

1) Alexandra Kollontaj: Die neue Moral und die Arbeiterklasse. Berlin 1921. 11. Auflage. Verlag Seehof u. Co.



durch eigene Kraft oder die des medizinischen Psychologen zu klären, deren Bloßstellung, auch vor dem geliebten Menschen, die natürliche Scham verhindert, deren Erörterung mit dem Liebespartner unmöglich ist.

Auch im einzelnen vertritt die Kollontaj zum Teil ausgesprochen ökonomisch naturwissenschaftliche Grundsätze, die den Typus fortgeschrittenen Denkens der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vertreten, also überholt erscheinen müssen gegenüber der Fülle sexual-psychischer Wissenschaft der letzen 25 Jahre. So fordert sie Liebesemotionen bei der Zeugung, um ein gut entwickeltes Kind zu erzielen, hat sich also offenbar wenig mit der modernen Vererbungswissenschaft befaßt, die derartige Forderungen ebenso wie die Ausschmückung der Schlafzimmer mit schönen Bildern, die Angst vor dem „Versehen der Schwangeren" usw. in das Reich der Hebammenmärchen verlegt.

Eine persönliche Note bildet ihre Anlehnung an Grete Meisel-Heß mit der Vertretung des Ideals der Dauerbindung als Ausdrucksform der „großen Liebe".

Daß ihr auch psychische Notwendigkeiten bewußt sind, zeigt die Bemerkung, daß der Mensch unserer Zeit mehr als der früherer Epochen unter der seelischen Einsamkeit leidet, ein ernsteres Eingehen auf dieses psychische Kernproblem sucht man dagegen vergebens.

In noch ausgesprochenerem Maße tritt der ausschließlich ökonomisch-naturwissenschaftliche Charakter der bolschewistischen „neuen Moral" naturgemäß in der Gesetzgebung hervor [2]).

Nach der bolschewistischen Oktoberrevolution 1917, welche am 7. November die Russische Sozialistische Räterepublik proklamierte, wurden eigene Verwaltungsorgane zur Eintragung der Ehen in bestimmte Register geschaffen, wurden neben dieser neuen Zivilehe die vor der Revolution kirchlich getrauten Ehen bestätigt. Nicht zur Registrierung zugelassen sind Geisteskranke, Schwachsinnige, Männer unter 18 und Frauen unter 16 Jahren, solche, die in gerader auf- und absteigender Linie verwandt sind, schließlich solche, die bereits registriert sind, und deren Registrierung nicht gelöscht wurde. Für Landesgebiete mit früher einsetzender Pubertät sind die Altersgrenzen heruntergesetzt. Das russische Heiratsalter ist zu niedrig gesetzt, wie überall sonst auch und bedeutet eine schwere physische Benachteiligung der Frau, deren Körper erst nach vollem

2) Batkis: Die Sexualrevolution in Rußland. Berlin 1925. Verlag: Der Syndikalist.



Abschluß der Pubertätsreifung ohne dauernde Nachteile Mutterschaft ertragen kann. Auch jedes nicht registrierte Sexualbündnis trägt vor dem Sowjetgesetz den Charakter einer Ehe, die beiden Parteien die gleichen Rechte und Pflichten zuspricht. Bei mehreren gleichzeitig bestehenden Bündnissen, die an sich nicht strafbar, aber in der Führerschaft namentlich verpönt sind, strebt man zu einer Ordnung, welche der Schädigung eines der Beteiligten vorbeugt. „Die Forderung der Registrierung schafft keine besonderen Vorrechte und ist bis zum gewissen Grade nur eine Konzession des Lebens." Nach der Statistik hat die Registrierung die kirchliche Trauung in weitgehendem Maße verdrängt. Den Sexualsitten bei den Nomadenvölkern, den Kirgisen, Uzteken und den russischen Gebirgsvölkern, bei denen als Gewohnheitsrecht noch die Eheformen der Urzeit, Raubehe, Kaufehe, Nötigung zur Ehe gegen den Willen des Weibes, Behandlung des Weibes als Ware, Sache bestehen, wird seitens der örtlichen Regierungen durch strenge Strafbestimmungen entgegengearbeitet.

Durch Narkomedran ist in den Ehekodex der Artikel aufgenommen, daß sich beide Parteien vor der Registrierung bezüglich ihres gegenseitigen Gesundheitszustandes (psychische und geschlechtliche Krankheiten, Tuberkulose) untersuchen zu lassen haben. Infolge des Mangels an Ärzten mußte die ärztliche Untersuchungspflicht, die geplant war, einstweilen vertagt werden. Die Ehe hört auf beim Tode eines Gatten oder wenn einer von ihnen die Auflösung beantragt. Beide Parteien haben dann über ihre Pflichten gegenüber dem anderen und den Kindern Erklärungen abzugeben. Fehlt Einverständnis, so entscheidet das Gericht zugunsten des sozial schwächeren, namentlich des Kindes.

Diese Freiheit hat zwar vorübergehend 1918 eine hohe Zahl von Ehescheidungen, namentlich von bereits zerrütteten Ehen aus der zaristischen Zeit, aber auch von Ehen revolutionärer Arbeiter, deren Frauen antirevolutionär und kirchlich blieben, gezeitigt, führte aber später nach Batkis zu einer inneren Festigung der Ehen, die allerdings nach Trotzki noch nicht erreicht zu sein scheint. Für Moskau gibt Batkis jetzt jährlich 20 000 Eheschließungen und 3500 Scheidungen an.

Jeder Gatte bleibt im Besitz des vor der Ehe ihm gehörenden Vermögens, der Vermögenszuwachs während der Ehe wird in gleiche Teile bei der Scheidung geteilt. Zwischen ehelichen und unehelichen Kindern besteht keinerlei Unterschied. Beide Eltern haben den

Kindern gegenüber gleiche Pflichten, der Grundgedanke des neuen Familienrechtes ist der Schutz der Interessen der Kinder. Bei der Registrierung der Geburt ist die Mutter verpflichtet, den Vater anzugeben, und Verheiratete haben durch Unterschrift ihre Kinder anzuerkennen. Der Mutter steht das Recht zu, drei Monate vor der Geburt den Vater anzugeben. Protestiert der angegebene Vater nicht innerhalb 2 Wochen, so wird er als solcher anerkannt. Legt er Berufung ein, so entscheidet das Gericht, und lügenhafte Abstreitung wird als Meineid streng bestraft. Kann die Mutter wegen Verkehrs mit mehreren Männern zur Zeit der Befruchtung einen bestimmten Vater nicht angeben, so haben die betreffenden Männer gemeinsam für das Kind aufzukommen und der Mutter die notwendigen Mittel zu beschaffen. Staatliche Behörden, nicht umständliche Gerichtsverhandlungen, erzwingen pünktliche Zahlung der Alimente.

Artikel 153 des Familienkodex bestimmt, daß „die Rechte der Eltern ausschließlich vom Gesichtspunkt der Interessen der Kinder zur Geltung gebracht werden". Die Eltern leiten gemeinschaftlich die Erziehung. Bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet das Gericht im Interesse des Kindes. Mißbrauch der elterlichen Rechte führt zur Entziehung der Erziehungsberechtigung.

Die Mutter und Frau steht insoweit unter besonderem Schutze der Gesetze, daß der Arbeitskodex der arbeitenden werdenden Mutter eine Beurlaubung von je 2 Monaten vor und nach der Geburt, spezielle Beurlaubung nährender Frauen, sowie der Frau überhaupt eine verkürzte Arbeitszeit in der Mehrzahl der Betriebe zuspricht.

Daß in Sowjet-Rußland die Entwicklung nicht in der Richtung einer vollkommenen Zerstörung der Familie geht, hat im August 1925 unter anderen die Frauendelegation der englischen Labour-Party, die Rußland bereiste, festgestellt.

In ihren Schilderungen vom russischen Familienleben kommt sie zum Schluß: „Wir sehen also, daß die sogenannte Zerstörung des Familienlebens in der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken sich einfach erweist als das Bestreben, alles das zu zerstören, was schlecht und faul an unserem Familienleben ist, als der Versuch, die Frau sowohl wirtschaftlich, als auch sozial und politisch tatsächlich und vollkommen mit dem Manne gleichzustellen. Das wird noch weiter betont durch die Gesetze über die Ehe, die Scheidung, die Kinder usw."

In ihrem Bericht macht sie auch genauere Mitteilungen über das

Ehegesetz in Sowjet-Rußland, aus denen noch folgendes ergänzend mitgeteilt sei. Der Name der Verheirateten kann der des Mannes oder der der Frau sein oder beide können auch ihre eigenen Namen weiterführen. Eine Sowjetfrau, die einen Ausländer heiratet, behält das Bürgerrecht von Sowjet-Rußland. Eine Frau fremder Nationalität, die einen Sowjetbürger heiratet, behält ihre Nationalität und kann das Bürgerrecht in Sowjet-Rußland gemäß den allgemeinen Vorschriften über die Naturalisation von Ausländern im Sowjetstaat erwerben. Der Ehemann kann seine Frau nicht zwingen, ihm zu folgen, wenn er einen neuen Wohnsitz wählt. Während der Krankheit, Arbeitsunfähigkeit oder Erwerbslosigkeit des Mannes oder der Frau muß der in Stellung befindliche für den anderen sorgen. Selbst wenn während dieser Zeit eine Scheidung eintritt, dauert diese Verpflichtung der Unterstützung so lange fort, bis sie nicht mehr notwendig ist.

Wie Dr. Grabowski berichtet, gab es eine Zeitlang jugendliche Kreise, welche den alten utopisch sozialistischen Gedanken der Promiskuität (Weibergemeinschaft) vertraten und es für bürgerlich hielten, wenn ein Mädchen oder eine Frau nicht sofort dem Wunsche eines Mannes nach geschlechtlichem Verkehr willfahrte. Dieser Standpunkt wurde aber von den Führern verurteilt. Auf diese Epochen beziehen sich offenbar die Anklagen, die im Frühjahr 1925 Frau Smidowitsch in der „Prawda" veröffentlichte und von denen P. Scheffer berichtet. Demnach hat die russische Jugend in Liebesdingen Grundsätze, die um so mehr für kommunistisch gehalten werden, je mehr sie sich der tierischen Triebart nähern. Sie halten es für indiskutabel, sich in der Liebe die geringsten Beschränkungen aufzuerlegen. Jede Kommssomolzin (Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation), jede Studentin, auf welche die Wahl eines dieser jungen prinzipienstarken Männer falle, müsse unweigerlich gehorchen. Treten Folgen ein, so werde der Arzt zur Abtreibung herangezogen. Das Mädchen, das sich weigert, werde als „burjui" (bürgerlich) in den Abgrund der Verachtung gestoßen. Ein Mädchen, das schon zwei Eingriffe hinter sich hatte und einen Antrag auf „eine Nacht" von einem Manne, der sein Verlangen mit der Krankheit seiner Frau begründete, ablehnte, sei mit dem Schimpfwort „Burjui" und mit der Weigerung des Grußes belohnt worden. Für geistig Arbeitende (Studentinnen) werde der Eingriff zur Notwendigkeit. Das hätte vielfach zu Selbstmorden geführt. Diese Kritik, die im offiziellen Sowjetorgan mit der im Bolschewismus üblichen

Rücksichtslosigkeit geführt wurde, beweist jedenfalls, daß die Umwälzung sich nicht reibungslos vollzieht.

Im Gegensatz hierzu hat Grabowski von jungen Parteifunktionären in Moskau die entschiedene Feststellung gehört, daß man nur eines verlange: daß die Frau sich nicht zu gleicher Zeit verschiedenen hingibt. „Dann ist sie für uns erledigt, — gilt als Prostituierte." In der Partei wird nach Grabowski das monogame Verhältnis, einerlei ob mit oder ohne Ehe, um so stärker betont, je mehr man mit der Partei verwurzelt ist. Die Partei verlangt strengstens, daß man sich hüten muß, einen anderen Menschen zu mißbrauchen. Die Partei erlaubt nicht einmal, allzu oft von der leichten Lösbarkeit der Ehe Gebrauch zu machen und hat deswegen schon verdiente Genossen ausgeschlossen. Als eine Frau Scheidung beantragte und festgestellt wurde, daß der junge Ehemann ihr nie beiwohnte, aus Furcht, durch Schwangerschaft ihre Arbeitskraft zu verlieren, wurde er wegen Ausbeutung seiner Ehefrau zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt.

In einer Entgegnung auf die Kritik der Frau Smidowitsch hat Grabowski die Ansicht vertreten, daß bis jetzt in Rußland, in der Jugend vorwiegend, „im Verkehr der Geschlechter, der auf Kameradschaftlichkeit und Sexualität reduziert wird, eine sexuelle Ausbeutung der Frau kaum eintritt".

„Frage, ob das zur sexuellen Ausbeutung der Frau führt. Da das Weib doch schließlich der sozial schwächere Teil ist, wäre das leicht möglich. Einige russische Kritiker behaupten es auch. In Wahrheit jedoch ist das soziale Verantwortungsbewußtsein der kommunistischen Frau so groß, daß grobe sexuelle Ausbeutung verhältnismäßig selten vorkommt."

Es kommt nur darauf an, was man als grobe Ausbeutung ansieht und ob man sich dessen bewußt ist, daß allein die immer gesundheitsgefährdende Abtreibung das Konto der Frau schon so belastet, daß eine Ausbeutung unvermeidbar ist. Mir scheint das Urteil der Bolschewikin Smidowitsch, die seit Jahren in der Bewegung arbeitet, zutreffender als das des Kulturpolitikers Grabowski, der doch nur von außen an die Dinge herantritt und stark durch seine Sympathie und seine innere Ergriffenheit vor dem gewaltigen russischen Gärungsprozeß beeinflußt wird.

Auch der Moskauer Gelehrte Pawel Telegin bestätigt, daß man in Rußland von der „freien Liebe" nichts mehr wissen will. Die Studenten und Arbeiter kehren sich bewußt von der „Verliebtheit"

ab. „Das Liebesgedichteschreiben und Ständchengeben ist in Rußland ausgestorben." Wenn er feststellt, daß der „freien Liebe" eine viel kleinbürgerlichere Eheform folgte, als dies in Europa der Fall ist, so ist hier wohl ein verfehlter Ausdruck gebraucht für die bewußtere Einstellung der Eugenik, der Verantwortlichkeit für neues Leben und für die stärkere Betonung der Bedürfnisse der Kinder.

Die Unterbrechung der Schwangerschaft ist nur in den staatlichen Krankenhäusern durch Ärzte innerhalb der ersten drei Monate gestattet und verschiedene Maßregeln (Einrichtung beratender, aufklärender Frauenkommissionen) sind getroffen, um sie praktisch nur auf Fälle zu beschränken, wo sie geboten ist, namentlich auf Familien, die bereits durch zahlreiche Kinder beschwert sind. Das bereits am 18. November 1920 dekretierte erste bolschewistische Abtreibungsgesetz, das die alten zaristischen Abtreibungsgesetze aufhob, bestimmte:

1. Es werden unentgeltlich operative Unterbrechungen der Schwangerschaft in den Spitälern der Sowjetregierung, wobei ein Maximum der Unschädlichkeit gesichert wird, zugelassen.
2. Es wird auf das strengste verboten, diese Operation durch irgend jemand außer einem Arzt auszuführen.
3. Die Hebamme oder Wärterin, welche sich eine solche Operation zuschulden kommen läßt, verliert das Recht zu praktizieren und ist dem Volkstribunal zu übergeben.
4. Der Arzt, welcher eine solche Operation aus selbstsüchtigen Gründen in seiner Privatpraxis ausführt, ist auch dem Volkstribunal auszuliefern.

Später erhielten auch vertrauenswürdige Privatkliniker die Erlaubnis.

Das zweite bolschewistische Gesetz vom 3. November 1925 bestätigt die Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung bis zum Ende des dritten Monats. Es gibt den Frauenkommissionen, an die sich zuerst Schwangere zu wenden haben, die gesetzlichen Richtlinien der Reihenfolge:

1. Arbeiterinnen, die arbeitslos sind und denen kein Mann zur Seite steht.
2. Arbeiterinnen ohne männlichen Beistand, die zwar in Arbeit stehen, aber schon ein Kind haben.
3. Arbeiterinnen, die einen Mann und Arbeit haben, falls schon drei und mehr Kinder da sind.

4. Arbeiterfrauen, die schon viele Kinder haben.
5. Alle anderen Kassenmitglieder.
6. Nichtmitglieder der Kasse.

Beim künstlichen Abort in Rußland berücksichtigt man also die soziale Not. Weiter aber auch medizinische und eugenische Gesichtspunkte, indem zum Abort in erster Linie kranke Frauen kommen, solche mit erblichen Fehlern, Syphilitiker, Schwachsinnige und solche, denen die Geburt Leben oder Gesundheit gefährden würde. Nach Martha Ruben-Wolf gelang es durch dieses Gesetz, die Todesfälle durch fehlerhaften Abort in verschiedenen Städten nahezu vollständig auszuschalten. Die schnelle Bevölkerungszunahme in Rußland ist durch das Abtreibungsgesetz keineswegs gehemmt worden.

Besonders eifrig wird in Sowjetrußland die Prostitution bekämpft, die zur Zeit der Arbeitspflicht während des Bürgerkrieges nahezu verschwunden war, später mit steigender Arbeitslosigkeit der Frauen wieder in höherem Grade auftrat. Wie die „Iswestija" im März 1925 mitteilte, ergab bei statistischer Erfassung von 623 Prostituierten eines Moskauer Stadtteils, daß von ihnen 60 Prozent der Arbeiterklasse, der weiter hohe Prozentsatz den freien Berufen (Lehrerinnen) entstammte, also immer noch das Proletariat die Hauptmasse der Prostitution stellt. Jede Art Kontrolle und Reglementierung der Prostitution ist streng verboten und Organisationen der Arbeitshilfe für arbeitslose Frauen, der Schaffung von Heimen für arbeitslose Frauen, der Aufklärung, Beratungsstellen für Geschlechtskrankheiten versuchen der Prostitution entgegenzuarbeiten.

Ein besonderer Kodex befaßt sich mit den Sexualvergehen. Jede mit Kindern vorgenommene sexuelle Handlung wird als Sexualvergehen mit 3—5 Jahren Gefängnis bestraft. Noch strenger wird die Schändung, d. h. jede sexuelle Vergewaltigung vermittels physischer Kraft oder psychischen Einflusses oder die Ausnutzung des hilflosen Zustandes einer Frau, die Nötigung einer Frau bei deren materieller oder dienstlicher Abhängigkeit geahndet.

Die Formen des Verkehrs, der ohne Gewaltsamkeit und Nötigung erfolgt, sind dagegen eine Privatangelegenheit. Weder Homosexualität, noch Sodomie (sexuelle Handlungen mit Tieren), noch irgendwelche Formen der sexuellen Befriedigung — der Ausdruck Perversitäten wird absichtlich und mit Recht vermieden — werden bestraft.

Während nach der unterdrückten Revolution von 1905 infolge allgemeiner Abwendung intellektueller und bürgerlicher Kreise von der gefährlichen Politik die russische Jugend in die Sexualität flüchtete, eine Periode für die Arzibaschews „Ssanin" kennzeichnend ist, veranlaßte, wie Batkis auf Grund seiner Erfahrungen feststellt, die lebhafte Beteiligung der Jugend an der bolschewistischen Revolution eine Minderung des Momentes der Erotik; bei den Frauen machte sich in der Übergangszeit vom Weib zum Menschen vielfach eine sexuelle Erkaltung geltend. Hier scheint mir ein psychologischer Irrtum Batkis vorzuliegen, wie ich noch zeigen werde.

Der jetzt gültige Kodex mit der Eheregistrierung gilt den bolschewistischen Theoretikern nur als eine Übergangserscheinung. Man beabsichtigt ein neues Ehegesetz, das jeden mindestens 1—2 Tage dauernden Verkehr als Ehe ansieht. Dieses „neue Gesetz hat der Volkskommissar für das Justizwesen, Kursky, damit begründet, daß das Eingehen wilder Ehen, bei denen keine Verantwortlichkeit für die Ehegatten (Unterhaltungspflicht des gesunden für den kranken oder arbeitslosen Gatten) besteht, gehemmt werden soll". „Der Mann soll sich das Eingehen einer wilden Ehe gründlicher überlegen." Man war sehr überrascht, als dieser Entwurf auf der Tagung des Exekutivkommitees November 1925 heftigster Opposition begegnete. Die Arbeiter- und Bauernfrauen protestierten am leidenschaftlichsten. Die Arbeiterin Pasemkowa erklärte: „Männer und Frauen sind schon jetzt zu frei geworden. Ich glaube, es ist nötig, die Freiheit zwischen den beiden Geschlechtern zum Teil zu beschränken. Manche Männer haben heutzutage 20 Frauen, leben mit jeder 1 oder 2 Wochen und haben von jeder ein Kind. Wenn man sie für den Unterhalt aller verantwortlich machen wollte, müßte man ihnen die Haut vom Leibe ziehen. Aber auch dann könnten sie es nicht, und so werden die Kinder heimatlos auf die Straße geworfen." Andere Delegierte gaben den laxen Heiratsgesetzen die Schuld an den 300 000 elternlos vagabundierenden Kindern, aus denen sich vorzugsweise die Verbrecher rekrutieren. Selbst die Volkskommissarin Beloborodowa mußte feststellen: „Die Tatsache, daß die Familie so schnell zerfällt, trägt nicht zum wenigsten die Schuld an der Menge der obdachlosen Kinder."

Der Bauerndelegierte Koeitin sprach sich entschieden gegen das Gesetz, wie die bisherige Gesetzgebung aus: „Wir haben ein Menge von Fällen, wo ein Bauer, der etwas vorwärts gekommen ist, der sich etwas Bildung erworben hat und glaubt, ein Mann von Welt zu

sein, sich seine alte Frau ansieht und erklärt: ‚Ich lasse mich scheiden, sie steht meinem Fortschritt im Wege.' Dann läßt er sich tatsächlich scheiden, oft nach 15 jähriger Ehe. Und wohlgemerkt, wenn eine Bauersfrau mit Kindern geschieden wird, ist sie fähig, alles zu tun, sich selbst umzubringen und ihre Kinder dazu!"

Trotz der allgemeinen Opposition verharrte der Kommissar Kursky auf dem Standpunkt: „Wir glauben, daß dies Gesetz die einzige Lösung ist, bis die Regierung vorbereitet ist, die Fürsorge und Aufzucht aller Kinder selbst zu übernehmen."

Die große, immer wieder erörterte Frage ist nun, inwieweit diese theoretisch das Fortgeschrittenste auf dem Gebiete der Frauenemanzipation der bisherigen Kulturgeschichte vertretende sexuale Revolution Rußlands wirklich praktisch zur Durchführung gelangt oder gelangen kann. Eine einwandfreie Aufklärung über diesen Punkt ist leider nicht möglich, da in Sowjetrußland aus zweifellos für die Aufrechterhaltung der proletarischen Diktatur notwendigen, ja unerläßlichen Gründen weder Pressefreiheit noch ungehinderte Untersuchungsmöglichkeit von Kritikern besteht. Die leninistische Doktrin kennt überhaupt keine unparteiische Wissenschaft, zumal in gesellschaftlichen Problemen; die bürgerliche wie die proletarische Wissenschaft sind ausgesprochene Klassenprodukte. Dem bürgerlichen Wissenschaftler wird die Kontrolle verwehrt, da er als Klassengegner nicht das Verständnis für die Eigenart proletarischer Wissenschaft und Kultur besitzt, nur der kommunistische Wissenschaftler wird zugelassen, höchstens der Parteilose mit sympathisierender Richtung. Ein Urteil dieser ist aber ohne innere werbende Mitschwingung für die Sowjetideale nicht denkbar, darum bleibt uns Rußland, solange das Schwächegefühl des gegenwärtigen Systems noch anhält oder anhalten muß, solange die Verankerung des Leninismus in der breiten Volksmasse noch nicht genügend stark ist, ein Mysterium, uns Außenstehenden und den Beteiligten selbst. Darüber kann die anerkennenswerte, oft rücksichtslose öffentliche Kritik der Bolschewiki nicht hinwegtäuschen, die einstweilen mit der Statistik die einzige Unterlage eines Urteils bietet, denn jede Kritik erfolgt, wie jede Verherrlichung, immer zweckhaft, im Sinne eines Vorwärtstreibens des Systems, ist also immer durch propagandistisches Interesse bestimmt.

Immerhin darf nicht vergessen werden, daß bis heute auch nicht ein Land diese grundsätzliche, theoretisch einwandfreie Lösung des Frauenproblems auch nur annähernd besitzt. Durch die russische

Sexualrevolution ist eine Kulturtat ersten Formats vollbracht, die in der Kulturgeschichte als einzigartiges Ereignis ihren Platz behalten wird. So bildet auf diesem Gebiet Sowjetrußland zweifellos die Vorhut der nach vorwärts gerichteten Front.

Einstweilen bilden, wie schon bemerkt, den einzigen Weg, um über die Praxis der Sexualgesetzgebung von Sowjetrußland einige Andeutungen zu erhalten, die Kritiken der bolschewistischen Führer und die bolschewistische Statistik. Batkis Schrift enthält über diese Fragen nur Andeutungen, sie ist auch deutlich propagandistisch gehalten. Anders mit Trotzkis Schrift „Fragen des Alltagslebens". Dort wird in dem 5. Kapitel: „Von der alten Familie zur neuen" über die durch die Revolution hervorgerufenen Zustände hinsichtlich der Stellung der Frau mit der Trotzki eigentümlichen rücksichslosen Kritik berichtet. So stellt er fest, daß wie die Sowjetunion in den ersten 4—5 Jahren notgedrungen „durch eine Periode des mörderischen Zerfalls auf wirtschaftlichem Gebiet, des vollständigen Niedergangs der Produktivität der Arbeit unter verschreckender qualitativer Minderwertigkeit der hergestellten Produkte hindurchging, so jetzt mit Verspätung auch auf dem Gebiet der Familie und der Lebensweise überhaupt eine unvermeidliche Periode des Zerfalls des Alten, Ererbten erfolgt und daß hierbei die Mutter und die Kinder das leidende Element sind (wohl besser überhaupt die Frau und die Kinder). Trotzki verkennt nicht die furchtbare Konsequenz dieser Tatsache, denn kurz vorher betont er, „daß man ohne die Erreichung einer wirklichen, auf Sitte und Brauch bezüglichen und moralischen Gleichheit des Mannes und der Frau in der Familie gar nicht ernsthaft von ihrer Gleichheit in der Staatspolitik sprechen könne".

Zweifellos sind ja die Elemente der neuen Familie in Vorbereitung, durch die neue Gesetzgebung besonders gefördert. Aber ihre Durchsetzung ist, wie Trotzki besonders hervorhebt, von der allgemeinen Arbeit des sozialistischen Aufbaus nicht zu trennen. „Der Arbeiterstaat muß erst reicher werden, damit er ernsthaft und wie es sich gehört die öffentliche Erziehung der Kinder und die Entlastung der Familie von Küche und Waschküche in Angriff nehmen kann."

Dieser Reichtum ist bis jetzt, 1926, noch nicht erreicht, und so ist auf Grund der Trotzkischen Kritik nur die Analyse gestattet, daß die Sexualrevolution Sowjetrußlands bis heute noch ihre durchgreifenden Bestimmungen nur auf dem Papier stehen haben kann und an Händen und Füßen bei der Verwirklichung gebunden ist.

In ähnlichem kritischen Sinn wie Trotzki äußert sich A. W. Nemilow, Professor an der Universität zu Leningrad, in seinem vielbesprochenen Werk „Die biologische Tragödie der Frau". Es heißt dort wörtlich Seite 56: „Es ist für niemanden ein Geheimnis, daß die wirkliche Lage der Frau sich auch nach der Revolution sehr wenig geändert hat."

Dieses Urteil ist in der allgemeinen Form zweifellos zu pessimistisch. Natürlich muß man unterscheiden zwischen dem Los der Arbeiterfrau in den Industriezentren und dem der Bäuerin, namentlich zwischen der in der kommunistischen Partei oder parteilos mitarbeitenden Frau, die in der Industrie oder als Beamtin tätig ist, und der Bäuerin in den weitab von jeder Bahn und Industrie gelegenen Dörfern. Selbst der Moskauer Korrespondent des völlig antibolschewistisch eingestellten Berliner Lokalanzeigers muß feststellen, daß die „Arbeiterfrau in den Fällen, daß sie einen Beruf ausübt, viel politischer ist, als ihr Mann", d. h. also auch viel selbständiger als früher. Daher findet es sich nicht selten, daß sie ihre Ehe löst.

Auf dem russischen Dorfe verlaufen aber Ehe und Liebe nach Fenomenow noch stark unter dem Einfluß der überlieferten patriarchalischen Sitte. Der Verfasser hat jahrelang mit den Bauern des den städtischen Einflüssen ganz entfernten Dorfes Gadyschi im Gouvernement Nowgorod, unfern der Bahn Leningrad-Moskau, gelebt, und sein Buch hat in Rußland allgemein Aufsehen erregt. Nach althergebrachter Sitte finden im Winter die „Liebeshütten", Zusammenkünfte der Jugend in einer eigens dafür gemieteten Hütte zu Tanz und erotischem Spiel nach Art der deutschen Spinnstuben statt, „Poßjedki". Der Sommer ist die Zeit des „Bummelns" (Guljanje), bei dem zwischen „Hofmachen", der Vorbereitung zum Geschlechtsverkehr mit stärkerer Aktivität der Burschen und der „Bekanntschaft", dem Geschlechtsverkehr mit stärkerer Aktivität der Mädchen unterschieden wird. Letztere führt meistens, nicht immer, zur Ehe.

Die Ehe ist eine reine Wirtschaftsangelegenheit mit dem Zweck der Abbürdung der Arbeit. Die Ehegebräuche der alten Zeit — Verhandlungen unter den Eltern, kirchliche Trauung (in Gadyschi ist bis 1925 keine Ehe ohne kirchliche Trauung vorgekommen) — sind heute noch allgemein üblich. Durch „Zimmerfegen", wobei Geldscheine in dem Müll und Staub versteckt werden, muß die Frau symbolisch ihre Pflicht zur Hausarbeit übernehmen. Die Schwiegermut-

ter backt einen Eierkuchen für den Schwiegersohn, war die Braut nicht als Jungfrau erwiesen, zerschneidet dieser ihn in Stücke und läßt ihn stehen. Um Skandal zu vermeiden, wird dieses Recht meistens nicht ausgeübt.

Die Stellung der Frau in der Familie ist nicht leicht, sie ist lediglich das geplagte Arbeitstier. Sie hat für die Kleidung der Familie zu spinnen und zu weben, das Essen zu kochen, das Vieh zu füttern und die Kinder zu warten.

Für die überwältigende Mehrheit der russischen Frauen, die Bäuerinnen, stehen die Bestimmungen des Ehekodex also lediglich auf dem Papier.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in den Kreisen des stark durch Emigration gelichteten Bürgertums, das sich krampfhaft in innerer Einstellung gegen den Bolschewismus an die alten Sitten klammert und entsetzt zusieht, wie die Kinder unter dem Einfluß der Sowjetschule „gottlos" aufwachsen, und in der etwa 10 Prozent der Bevölkerung ausmachenden Industriearbeiterschaft. Von ihr gehört nur eine Minderheit der Kommunistischen Partei an, die 1925 zirka 400 000 Mitglieder zählte. Aber auch von den Parteilosen beteiligen sich zahlreiche Arbeiter und Arbeiterinnen an öffentlichen Aufgaben. In diesen Kreisen geht die Zerstörung des Familienlebens im alten Sinne sehr schnell vor sich. Sie wird gefördert dadurch, daß die Partei auf die persönlichen Verhältnisse ihrer Angehörigen wenig Rücksicht nimmt. Ehepaare werden durch Einstellung in die Parteiarbeit auseinandergerissen. Auch das planmäßige Herausnehmen der Kinder aus den Familien bei Einrichtung von Mustererziehungsstätten unter Zurückdrängen des elterlichen Einflusses befördert diesen Verfall. Das erste Buch über das Privatleben dieser Kreise im neuen Rußland, über Liebe, Ehe, Familie und Verhältnis hat kürzlich Alexandra Kollontaj, die Gesandtin der Sowjetunion in Oslo (Norwegen) veröffentlicht. Es ist eine hinreißend geschriebene, unerhört mutige Darstellung mit genialer psychischer Einfühlung, die zweifellos überall großes Aufsehen erregen und eine lebhafte Auseinandersetzung veranlassen wird, eine selbständige Arbeit, gegenüber ihrem ersten Heft, das noch starke Anlehnung an alte Auffassungen zeigt. Drei Erzählungen. In der ersten wird das Liebesleben — der Frau von drei Generationen: Großmutter, Mutter und Tochter dargestellt. Die Großmutter, eine Oberstenfrau, verläßt den ungeliebten Mann, als sie sich dem geliebten Kreisarzt, der wie sie für Volksaufklärung schwärmt, gegeben hat,

empfängt von ihm eine Tochter, verläßt ihn, als sie ihn beim Dienstmädchen ertappt. Die Tochter, Sozialistin, verkehrt gleichzeitig mit zwei Männern. Die Mutter verlangt, daß sie einen aufgeben soll. Beide verstehen sich nicht. Vom bürgerlichen liberalen Kaufmann hat sie ein Kind, eine Tochter. Diese, Bolschewistin, wird von der Mutter überrascht, wie sie mit dem Manne, mit dem diese selbst lebt, also mit ihrem Stiefvater, verkehrt. Sie ist darüber und weiter darüber, daß ihre Tochter außerdem mit mehreren anderen verkehrt und nicht weiß, von wem sie schwanger ist, ganz fassungslos. Die Tochter sieht diese Geschlechtsbeziehungen lediglich als physiologische Funktion ohne Bedeutung an. Die Folgen werden durch Abort beseitigt. Wieder verstehen sich Mutter und Tochter, die sich über alles lieben, nicht und leiden aufs schwerste darunter.

Während die erste Erzählung kennzeichnet, wie sich die jungen Frauen der bolschewistischen Generation mit den älteren Frauen nicht verstehen und schwer darunter leiden, da sie die Notwendigkeit einer Schwesterngemeinschaft gegen die weibfremde Art des Mannes empfinden, schildern die beiden anderen Erzählungen die Qualen fein empfindender liebender Frauen, von Parteifunktionärinnen unter der hemmungslosen, unkameradschaftlichen und brutalen, unkommunistisch bürgerlichen Sexualpraxis der Männer. Die eine, die eine Zeitlang mit einem Parteifunktionär glücklich war, muß erleben, daß er ihr erst betrunken eine Dirne, dann nüchtern eine durch die Not zur Prostitution getriebene Studentin in die enge Wohnung bringt und sie so zwingt, Zuhörerin des Geschlechtsverkehrs mit der fremden Frau zu sein. Aufs tiefste verletzt, verläßt sie ihn, sucht bei Frau Kollontaj Trost. Welchen? sagt sich diese resigniert.

Die Heldin der dritten Erzählung, Wssja, ist mit feinster Beobachtung geschildert. Sie gibt schließlich den Kameraden, der die gepuderte, raffiniert erotische Adelstochter mehr liebt, frei — als sie sich gerade schwanger fühlt. Bis hierher ist die Darstellung von atemraubender Wahrhaftigkeit. Nun kommt der nach meiner Auffassung unkünstlerische und unpsychologische Schluß: Dieses gütige Weib, das in eifrigster Parteiarbeit doch die Liebe des Kameraden als höchstes Glück schätzt, rettet sich nicht etwa in die Mutterschaft, sie führt zwar die Mutterschaft durch, freut sich auf das Kindlein, das ein kommunistisches Kindlein sein wird, findet aber ihren letzten Rettungsanker nicht in ihren persönlichen Liebesbindungen, sondern in dem Leben in der Parteiarbeit, in dem das Bedürfnis des Weibes,

bewußt, überlegen und heiter ausgeschaltet wird. Ist das unbewußte Suggestion eines Parteiprogramms oder weiblicher Protest gegen die bisherige Männerkultur? Von letzterem ist jedenfalls diese Auffassung nicht frei; auch an anderen Stellen tritt die Abrechnung der kommunistischen Frau mit dem kommunistischen Manne hervor, doppelt ergreifend, weil ohne jede Anklage, einfach die Tatsachen mit fanatischer Ehrlichkeit aufweisend, mit dem Bemühen um ein Verständnis für den versagenden Teil. Aber doch immerhin antimaskulin. Es wird nicht die Frau geschildert, die neben ihrer Liebe und Mutterschaft noch anderes hat, was ihr Leben erfüllt, sondern die Frau, bei der dieses andere so stark das Persönliche überwiegt, daß ihr Menschentum dabei zurücktritt. Erklärlich wird diese Einstellung durch die Zeit, die alle Kräfte sammeln muß, um das Neue durchzusetzen.

Das Buch hat der Kollontaj viele Angriffe durch kommunistische Parteivertreter gebracht. Wer es ohne Vorurteil liest, wird darin das Große erkennen, das in Rußland im Werden ist. Frauen, die nicht mehr auf die Legalität pochen, auf verbriefte Rechte, die den Liebespartner freigeben, ohne ihm zu zürnen, ohne zu verbittern gegen ihn und ohne sich eifernd gegen das Weib zu wenden, auf das seine Liebe sich richtet, Frauen, die keinerlei Besitzansprüche geltend machen, die nichts wollen als Kameradschaftlichkeit und Offenheit. Demgegenüber Erscheinungen, zu denen Alexandra Kollontaj selbst sich so stellt, daß sie sagt: Was soll man dazu sagen? So in der ersten Geschichte, wo die Liebe nur als eine körperliche Funktion erscheint, ohne geistige Vertiefung und ohne restlose Erfassung des ganzen Menschen. Der revolutionäre Neuformer hat nicht mehr die Zeit und den Willen zur Liebe.

Es ist eine Frage, ob in diesen Schilderungen eine richtige Darstellung vom Typus der am Aufbau der sozialistischen Gesellschaft beteiligten Arbeiterkreise gegeben wird. Kenner der russischen Entwicklung versichern mir, daß diese Kennzeichnung nur für einen Teil der politisch aktiven Kreise gilt. Im Gegensatz zu diesen Anschauungen bilde sich bereits eine öffentliche Meinung innerhalb der Parteikreise, namentlich bei den einfachen Mitgliedern und unteren Funktionären, welche die Hemmungslosigkeit im Sexualleben entschieden verurteilen und für strenge Prinzipientreue und die Ideale eintreten, die allgemein unter den russischen Sozialisten der revolutionären Vorbereitungszeit galten. Damals zwang die Illegalität,

die unterirdische Geheimzirkelarbeit, der starke Anteil von gebildeten Frauen intellektueller Kreise, die bewußte Rücksichtslosigkeit der Strafvollzugsorgane gegenüber den einfachsten Forderungen des Anstandes in den Gefängnissen zur Außerachtlassung der üblichen bürgerlichen Schicklichkeitsbegriffe. Verbotene Schriften mußten am Körper verborgen übermittelt und in verschlossenen Räumen durch Genossen den Genossinnen übergeben werden, verfolgte Genossen fanden im Schlafzimmer der Töchter reicher Familien Zuflucht, im Gefängnis wurden Genossinnen vor den Genossen und Beamten entkleidet und gepeitscht, in Anwesenheit der Mitgefangenen mußte man die Notdurft verrichten, — um so strenger galt der Ehr- und Schutzbegriff der Frau, deren Antasten aufs strengste verpönt war.

So bewunderungswürdig diese Disziplin und Haltung der russischen Revolutionäre war, so bedeutet sie im Grunde allerdings eine grundsätzliche Anerkennung bürgerlicher Tugendbegriffe, — stand jedenfalls einer wissenschaftlichen, psychologisch orientierten Lösung des Sexualproblems, wie sie die neuzeitliche Sexualpsychologie vertritt, völlig fern.

Aber selbst wenn man diese Kennzeichnung der Kollontaj nur für einen Teil der Bolschewisten gelten läßt, ihre Darstellung ist so von lebendigem Leben durchpulst, daß man sich sagen wird, daß sich das Sexualleben der aktivsten jungen Kräfte wahrscheinlich in ähnlicher Weise gestalten wird, jedenfalls bei der studierenden Jugend. Bei allem Bemühen, das Neue zu würdigen, muß man doch sagen, daß neben vielen Erscheinungen einer aufsprühenden Kraft doch auch solche zutage treten, die nicht im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung liegen. Teilweise liegen die Verhältnisse so, daß man von einer Katastrophe der russischen Sexualgesetzgebung sprechen muß, die ich im wesentlichen auf zwei Ursachen zurückführe.

Die erste Hauptursache sehe ich in der Kluft, der Diskrepanz von Ideal und Wirklichkeit. Der Ehekodex ist in ökonomischer und biologischer, speziell eugenischer und hygienischer Beziehung vollkommen, kann sich praktisch aber nach seinen Grundsätzen nur auswirken, wenn die ökonomischen Vorbedingungen eines hinreichenden sozialen Existenzminimums aller Staatsangehörigen und der Macht des Staates, das Unvermögen der Individuen durch ausreichende eigene Hilfe zu ersetzen, vorliegen. Vorbedingung ist weiter, daß die Individuen geistig genug entwickelt sind, um die

Tendenz der Verantwortlichkeit, welche das Gesetz vertritt, zu begreifen. Beide Vorbedingungen sind zurzeit in Rußland nicht erfüllt. Die Arbeitslosigkeit ist groß, zwingt Frauen zur Prostitution, macht sie der Ausbeutung durch den Mann gefügig. Die Unterhaltungspflicht des Mannes steht oft nur auf dem Papier. Woher die Mittel erzwingen bei einem mehrmals geschiedenen Mann, der bei 2, 4, 5 Frauen Kinder zeugte? Die Privatwirtschaft denkt nicht daran, Frauen einzustellen, denen sie bei Mutterschaft drei Monate Urlaub mit vollem Gehalt geben muß. Oft unterbietet die Frau als Arbeiterin den Lohn, — Not kennt kein Gebot. Trotz der auf Durchführung der Bestimmungen bedachten Diktatur des Proletariats machen sich in Rußland ähnliche Einflüsse wie in den kapitalistischen Ländern geltend. Dort wirken Schutzbestimmungen für die Frau einfach in der Richtung, daß der Kapitalist nur Männer einstellt und nicht Frauen, deren geschützte Arbeitskraft ihm teuer zu stehen kommt. Das ist auch der Grund mit, weshalb die privatkapitalistisch eingestellte, bürgerlich angelsächsische, aufs Praktische eingestellte Frauenbewegung Sonderbestimmungen für die Frau ablehnt. Bei Fragen, welche die erste deutsche Arbeiterdelegation in Rußland in einer Sitzung des „Präsidiums des allrussischen Gewerkschaftsrates" stellte, mußte Tomsky, der Vorsitzende der russischen Gewerkschaften, erklären, „daß die gesetzlichen Verbote nicht befolgt würden, weil die speziellen Schutzbestimmungen für die Frauen die Gefahr mit sich brächten, daß die Frauen aus der Industrie ausgestoßen würden". Es gibt darum in Sowjet-Rußland Arbeiterinnen unter Tage in den Bergwerken und an den Koksöfen.

Infolge der ökonomischen Unzulänglichkeiten müssen also die Individuen gegenüber den Forderungen des Familienkodex versagen. Anderseits hat der Staat aber gar nicht die Mittel, überall einzutreten. So treiben sich nach übereinstimmenden Nachrichten über 300 000 elternlose Kinder im Lande umher, verweilen eine Zeit in den Jugendheimen und entweichen wieder und wieder, um zu vagabundieren. Zum Teil ist dies eine Folge des Krieges und der Hungersnot, zum Teil aber auch eine solche der Lösung der Familienbindung zu einer Zeit, wo die gesellschaftlichen Einrichtungen der fortschrittlichen Gesetzgebung noch nicht entsprechen.

Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß mit der Besserung der Wirtschaftslage, die ja in letzter Zeit in geradezu stürmischer Weise erfolgt, mit der Ausbreitung der Aufklärung, der Schaffung von Mutterkrippen, Kinder- und Jugendkommunen, guter Schulen

usw. immer weitere Kreise in das Bereich der Verwirklichung der neuen Moral hineinwachsen.

Die zweite Hauptursache jener Erscheinungen, die ich als katastrophal für die Sexualität in Rußland betrachten muß, sehe ich darin, daß die „Sittlichkeitsnormen", von denen die Theoretiker sprechen, einseitig ökonomisch-biologisch betont sind und jede Berücksichtigung der neuzeitlichen psychologischen Forschung außer acht lassen. Man läßt sich von eng dogmatischen marxistischen und naturwissenschaftlichen Erwägungen leiten und steht fern der modernen Psychologie, der Psychoanalyse, der Individualpsychologie und der eine Synthese von Soziologie und Psychologie vertretenden Gemeinschaftskunde. An der irrationalen Macht des Eros geht man blind vorbei. Freud existiert nicht, sein Licht, das in die Tiefen des irrationalen Unterbewußten, in die dämonische Macht der Libido, des Eros, hineinzuleuchten gelehrt hat, seine nachdrückliche Forderung der Sublimierung des Eros sind unbekannt. Das Sexuelle ist nach der Ansicht vieler nur eine physiologische Funktion von nebensächlicher Bedeutung, die der tüchtige Parteimann gering schätzt. Allgemein wird geschildert, daß weite Kreise der russischen Jugend in dem Sinne unerotisch sind, daß jede Liebesromantik, jede erotische Schwingung fehlt.

Man ist sexualpsychologisch so ahnungslos, daß man sich dessen rühmt und keine Besorgnis hat, daß sich die Verdrängung des Eros einmal zwangsläufig rächen wird und muß. Man lehnt ebenso entschieden jede psychologische Orientierung der Gemeinschaft, wie sie Alfred Adlers Individualpsychologie vertritt, ab. Hat doch der theoretische Führer Bucharin die Ethik als eine „fetischistische Sauce zu einer nützlichen Speise" bezeichnet und Preobatschinski schließt sich in seinem grundlegenden Werk über die Stellung des Kommunismus zur Ethik dem an.

Hier wird zweifellos sich ein Umwandlungsprozeß vollziehen; wenn erst ruhigere Zeiten kommen, wird man sich des Zusammenbruchs der menschlichen Lebensformung bewußt werden.

Es bedarf noch einer ungeheuren Aufklärungsarbeit, um die schwere Masse der Bauern und Bäuerinnen, auch der Arbeiter ihrer patriarchalischen Überlieferung zu entreißen, es bedarf besonders noch einer ungeheuren Schulungs- und Erziehungsarbeit, um die Zehntausende der zur Schlichtung der Familienangelegenheiten berufenen Richter bis zum entlegensten Dorf mit dem Grundsätzlichen der neuen Einstellung vertraut, sie fähig zu

machen, sich von der patriarchalischen Überlieferung zu lösen und die revolutionäre neue Richtung auch einwandfrei zu verwirklichen. Die bolschewistische Presse ist voll von warnenden und abschreckenden Beispielen, wie die neuen Gesetze wieder zur Versklavung der Frau mißbraucht werden. So wenn die „Prawda" im März 1925 von Eheverträgen von Bauern berichtet, die nur eingegangen werden, um eine billige Arbeitskraft zu haben. Brandmarkend sagt dazu die „Prawda": „Die Gewerkschaft und der Vollzugsrat sanktionieren den Verkauf des Frauenleibes (auf drei Jahre) für ein Stück Roggenbrot." Wie ein Scheinwerfer beleuchten solche Berichte die ungeheure Schwierigkeit, welche Rußland mit der Durchführung der neuen Sexualgesetzgebung durchzumachen hat. Wenn auch nicht mehr der Satz gilt, daß Rußland groß und der Zar weit ist, so ist es doch heute noch trotz aller Bemühungen unmöglich, überall gerade in den Angelegenheiten der Überwindung der eingewurzelten patriarchalischen Sitten tüchtige und geeignete Beamte hinzustellen. Zu gleichem Ergebnis führt eine kritische Analyse von Statistiken und Enqueten, die auf diesem Gebiet veranstaltet werden. Nach einer von Batkis 1922 unter Moskauer Studenten erfolgten Enquete, in der 1552 Fragebogen mit rückhaltloser Ehrlichkeit ausgefüllt wurden und bei der 83 Prozent der beteiligten Studenten aus Arbeiter- und Bauernkreisen stammten, empfanden nur 9 Prozent der Frauen im Verkehr Lust, 60 Prozent Gleichgültigkeit und 30 Prozent Abscheu. Dieses erschreckende Ergebnis zeigt, daß die Beziehungen noch unter der bei den Männern vorwiegenden, rohen, die Frau abstoßenden und ohne Rücksicht auf die erotischen Bedürfnisse der Frau erfolgenden Form körperlicher Befriedigung stattfanden; daß die Frauen nicht bewußt, aber tatsächlich genötigt und sexuell brutalisiert wurden. Geradezu erschütternd und von einer grotesken Roheit und Unempfindlichkeit der Erotik zeugend, ist die Tatsache, daß nur bei 0,4 Prozent der Männer bei der Herbeiführung des ersten Verkehrs die Liebe eine Rolle spielte. Sie waren also auf dem Gebiete der Erotik zur Undifferenziertheit des primitiven Wilden herabgesunken. Wie sehr dies eine Brutalisierung der Frau bedeutet, zeigt, daß umgekehrt 61 Prozent der Frauen durch Liebe zum ersten Geschlechtsverkehr kamen. Ähnlich kennzeichnend ist, daß beim weiteren Geschlechtsverkehr nur bei 44 Prozent der Männer, aber bei 78 Prozent der Frauen die Liebe eine Rolle spielte. Bei 28 Prozent aller Fälle hat der erste Verkehr mit einer Prostituierten stattgefunden, in 6 Prozent der Fälle wird er ausschließlich mit Prosti-

tuierten fortgesetzt. (Nach einer Enquete aus zaristischer Zeit, 1904, mit 47 Prozent.) Die Frauen unterscheiden sich auch schroff von den Männern durch eine viel größere Anzahl dauernder Geschlechtsverhältnisse. Enthaltsam sind nur 30 Prozent der Männer, aber 55 Prozent der Frauen und zur Begründung ihrer Askese gibt u. a. eine Arbeiterin an: „Ich empfinde Widerwillen gegenüber den Männern wegen ihres rohen Verhaltens, als wäre es zu einem Tiere. Sie berücksichtigen nicht die Gefühle der Frauen. Im besonderen sind ihre Ansichten über das Geschlechtsleben zu roh."

Wenn derartig niederdrückende Ergebnisse bei der bolschewistischen Elite, den Studenten, festzustellen sind, wie mag es erst mit dem sexuellen Schutz, der sexuellen Selbstbestimmung der Frau auf den Dörfern und im Industrieproletariat aussehen?

Diese Zahlen aus Rußland dürfen natürlich nicht gebracht werden, ohne daß wir ehrlich bekennen, daß bei derartigen Statistiken bei uns ganz ähnliche Verhältnisse zutage treten würden. Die Unentwickeltheit auf dem Gebiete der Erotik ist eine allgemeine Erscheinung der patriarchalischen, unter den Gesetzen der Männerkultur stehenden heutigen Gesellschaft, sie ist an kein Land gebunden und wird höchstens dort mehr zutage treten, wo Freiheit gegeben und Offenheit gewünscht wird.

Wenn jetzt in Rußland Mißstände besonders scharf zum Ausdruck kommen, so schmälert dies natürlich nicht das Verdienst der gesetzgebenden Führer und zeigt nur, welch gewaltige Arbeit selbst bei bester Leistung und weitgehendster Macht der Führer zu vollbringen ist, um die träge Masse den Zangen der Vergangenheit zu entreißen.

Beiträge zur Psychologie des Morgenländers.

Von Dr. Julius Rud. Kaim (Konstantinopel).

Einleitung. — Das Levantinertum. — Religionen. — Aufstieg und Abstieg. — Ethos und Eros. — Schlußwort.

Wenn im folgenden versucht wird, einige Züge des morgenländischen Ichs zu untersuchen und klarzustellen, so können diese Untersuchungen sich von vornherein nur auf das Einigende, Gleichmäßige beziehen. Sie müssen sich mit dem „Typus" des morgenländischen Menschen befassen, müssen versuchen, die Idee zu kristallisieren, soweit es im Rahmen einer kurzen Arbeit möglich ist, und können unmöglich auf Einzelheiten Rücksicht nehmen. So selbstverständlich es ist, daß schon allein die Bewohner der arabischen Grenzgebiete untereinander gänzlich verschiedene psychische Formen darstellen, bedingt durch Tradition, Glauben, Landschaft, so selbstverständlich ist es, daß man zunächst nicht derartige Unterschiede, sondern das allen Morgenländern mehr oder minder gleiche, eben das ideal-typische suchen muß, ehe von einem Allgemeinbild die Einzelheiten losgelöst betrachtet werden können. So vielgestaltig auch das orientalische Ich sein dürfte: hier haben wir es zuerst in seiner Gegensätzlichkeit zum abendländischen zu betrachten, ja wir haben auch das „orientalische" Ich noch einzuschränken und beziehen uns im folgenden auf den romantischen Begriff des morgenländischen Menschen. Der „morgenländische" Mensch mag ein literarischer Begriff sein; seine Länder nennen wir den vorderen Orient, seine Gebiete sind identisch mit denen des islamitischen Übergewichts und enden an der indischen Grenze, schließen also den indischen Mohammedaner nicht mehr ein. Aus Vorsicht; denn es ist durchaus fraglich, wie weit die indische Kultur und Landschaft, Geschichte und Glaubenskampf aus dem indischen Menschen hier einen morgenländischen gemacht haben. Wie aber die indische Landschaft sich von allen Landschaften des Vorderen Orients in gewissen Zügen unterscheidet, so dürfte auch der Mensch dieser Landschaft sich dem Typus des morgenländischen Menschen nicht einpassen. Denn es kommt weni-

ger auf das Gepräge, auf die Äußerung, als auf das Fundament, die Innerung, an. Es kommt darauf an, wo die Wurzel zu suchen ist, wo die Inhalte herstammen, kurz, welche Faktoren die Struktur dieses Ichs beeinflußt, maßgebend beeinflußt haben.

So sehr, wie wir sehen werden, die religiösen Anschauungen bis zum heutigen Tage das morgenländische Ich erfüllen und bestimmen, so sehr muß doch darauf hingewiesen werden, daß Religionen der Landschaft, dem Menschen der Landschaft adäquat sein müssen, um zu dauernder, tiefer Wirkung zu gelangen. Die Landschaft mit allen ihren Wesenszügen, ihren Erfordernissen, ihrer Üppigkeit oder Kärglichkeit ist zu berücksichtigen, will man die Struktur des Ichs eines fremden Volkes zerlegen. Getrennt vom Bild der Landschaft, erscheint das Bild des Ichs verschieden von seinen wahren Inhalten, verliert seine Prägnanz, die Verbindung zwischen einzelnen Wesensteilen scheint nicht vorhanden, ist unerfindlich.

Noch eine Bemerkung sei gestattet. Wenn wir auch, um überhaupt einen Überblick über die Vielgestaltigkeit des morgenländischen Ichs zu haben, es zuerst in seiner Gegensätzlichkeit zum abendländischen zu betrachten haben, so dürfen wir, sobald wir uns mit Einzelheiten befassen, doch nicht am Vergleich haften bleiben, sondern müssen die selbständige Struktur des morgenländischen Ichs anerkennen und voraussetzen; von ihr und nicht vom scheinbaren Inhalt müssen wir die Unterschiedlichkeiten betrachten. Oft wird das zur Unmöglichkeit und böte keinen Anfang: wir wissen oft nicht, wie weit wir selbst vom morgenländischen Denken beeinflußt sind, wir wissen nicht, ob dieser oder jener Teil des gesamten Bildes der Struktur ein feststehendes Phänomen oder im Stadium einer Entwicklung begriffen ist.

Erst wenn wir einen Überblick über die gesamte Struktur des Ichs gefunden haben, werden wir erkennen können, daß zwischen dem morgenländischen Ich und dem abendländischen nicht Unterschiede in der Eigenart, sondern in der ganzen Struktur festzustellen sind, daß der psychische Aufbau, die Zusammenhänge, andere sind.

Das Levantinertum.

Obwohl „Levante“ ethymologisch dasselbe bedeutet wie „Orient“, haben wir uns gewöhnt, unter jener nur die Küstengebiete des östlichen Mittelmeers, besonders Südgriechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, die Türkei, zu verstehen, während wir unter diesem weitere

Gebiete bis Asien, bis Indien, zusammenfassen. Aber die Sprachenverwirrung wird noch größer, sobald wir von „Orientalen" einerseits und „Levantinern" andererseits sprechen. Unter jenen verstehen wir das, was man sich als eingeborene Bevölkerung des westlichen Asiens vorstellt, unter diesen einen ganz bestimmten Menschenschlag der Küsten. Araber, Perser, Türken, Afghanen usw. nennen wir Orientalen, auch dann, wenn sie seit altersher an der Küste wohnen und sich äußerlich bereits vollständig europäisiert haben; wir nennen sie, die an der Küste leben, nie Levantiner. Fragt man in den Städten der Mittelmeerküste, was ein Levantiner sei, so erhält man meist folgende verschiedene Antworten: 1. Levantiner seien die Abkömmlinge der alten, italienischen Seefahrer, die noch heute an der Küste leben; 2. Levantiner seien Europäer, die sich der griechischen Sprache bedienen; 3. Levantiner seien die aus Deutschland, Österreich, Rußland vor Jahrzehnten eingewanderten Juden; 4. Levantiner seien früher eingewanderte Europäer, welche die ägyptische, türkische usw. Staatsangehörigkeit erworben haben, aber nicht Mohammedaner sind.

In allen diesen Antworten steckt ein wahrer Kern, aber keine nennt auch nur annähernd die Kriterien des Levantinertums. Richtig ist, daß man keinen Mohammedaner (wenn es sich nicht um einen übergetretenen Europäer handelt) als Levantiner bezeichnen kann, daß unter ihnen Christen und Juden sind, daß sie meist das verdorbene Küstengriechisch sprechen, mindestens sprechen können, daß auch noch Abkömmlinge alter Seefahrer unter ihnen sind.

Zunächst aber ist zu sagen, daß ein Levantiner keine eigentliche Volks- oder Stammeszugehörigkeit haben kann, daß er keine Sprachgemeinschaft kennt, woraus allein sich schon ergibt, daß er nicht vom ethnologischen, sondern vom psychologischen Gesichtspunkt aus erkannt werden müßte. Wir werden aber gleich sehen, daß er, wenn vom orientalischen Menschen gesprochen werden soll, überhaupt nur in sehr geringem Maße für eine derartige Betrachtung herangezogen werden darf; ebensowenig allerdings für die des „okzidentalen Typus".

Es ist gar nichts Seltenes, daß die letzten Vorfahren eines Levantiners sich aus Russen, Griechen, Dalmatinern und Europäern zusammensetzen und daß, da Vater und Mutter von Kindheit an verschiedene Sprachen gesprochen haben, sie sich einigen, nunmehr in einer dieser Sprachen sich zu unterhalten, daß aber der Vater mit dem Kinde in einer anderen Sprache spricht wie die Mutter; und

nicht anders war es in der großelterlichen Familie; griechisch, italienisch und französisch wechseln sich als „Unterhaltungssprachen" ab, Sprache wird automatisches, lebloses Verständigungsmittel. Österreichische, polnische, dalmatinische, albanische Mischehen sind es, aus denen der „Levantiner" hervorgeht; ferner ostjüdische, syrische, armenische, hellenische, womöglich auch persische und kaukasische; selbstverständlich auch Ehen unter Levantinern. Sind es aber allein die Vorfahren, ist es das verschiedene Blut, das diese einzigartigen, internationalen Mischlinge kennzeichnet? Gibt es nicht in Europa genügend Menschen, die aus Mischehen stammen, in Ländern verschiedener Kulturen ihre Voreltern hatten? Und gibt es nicht im Orient, sogar in der „Levante", viele Fremde, die als Deutsche oder Engländer eine Küstengriechin geheiratet haben und deren Kinder doch n u r Deutsche, n u r Engländer sind, obwohl sie griechisch so gut wie deutsch oder englisch sprechen? Es gibt genügend Beispiele für diese Tatsache.

Es ist nicht der Vorfahr allein; es ist nicht die Sprache allein; es ist nicht — wenn sie überhaupt existiert — die Rasse allein. Kein Blut, kein sprachlich festbegrenzter Ideenkreis ist stark genug, den Typus des Levantiners zu schaffen. Es muß noch etwas anderes sein! — Und es ist etwas anderes.

Der Levantiner hat seelisch, keinen Grund unter den Füßen; er ist nicht Russe, nicht Italiener, nicht Deutscher; in ihm leben nicht mehr die Werke Puschkins, Dantes, Goethes. In ihm lebt nicht das Verhältnis zur Tat seines Volkes; der Enkel des Polen kennt kein „Noch ist Polen nicht verloren", der Enkel des Russen hat kein persönliches Verhältnis zu Zarentum und Bolschewismus. Das hat nichts mit Sprache zu tun, nichts mit Rasse. Es fehlt das tiefe, innere Erlebnis des Kulturwesens eines Landes. In der Türkei oder Ägypten selbst aber ist er nur äußerlich heimisch, das Schicksal dieser Länder läßt ihn kalt; ob in den Straßen Alexandriens englisches oder ägyptisches Militär ist, ob Syrien türkisch oder französisch ist, spielt für ihn keine Rolle. Das Land, in dem er lebt, ist dazu da, ihm Nahrung zu verschaffen, ihm Existenzmöglichkeit zu geben. Er ist Fremder. Er ist überall Fremder; auch wenn er heute nach Deutschland, Polen oder Italien, oder woher immer seine Vorfahren zum Teil stammten, zurückkehrte — er bliebe ein Fremder. Er hat kein Vaterland und er hat — was bei weitem wichtiger ist — kein Bedürfnis, eins zu haben. Die Kultur, in der ein Mensch Wurzel geschlagen hat, die Kultur, in der sein inneres Schauen lebt und allein

zu leben vermag, ist ausschlaggebend für seine Zugehörigkeit; die Wurzel ist das Maßgebende, nicht die Äste und nicht der Stamm.

Selten dürfte ein Levantiner zu finden sein, dessen Innenleben höheren Forderungen entspricht, selten einer, der im tiefen Schauen das Menschlichste zu erfassen sucht; selten ein Künstler, selten ein Denker. Das Wesen des inneren Erlebnisses, die Form der Anschauung ist verschieden von der des wirklichen Europäers; nicht das Erlebnis, nicht die Anschauung selbst; nicht das Leben, sondern seine Idee.

Die Frau dieses Mannes ist in der Jugend meist schön, wird früh alt und wird nach und nach fettleibig und unförmig. Sie spielt Klavier, selten ein anderes Instrument, sie „promeniert" und zeigt ihre neuesten Kleider. Ihr Klavierspiel ist wie das ganze Levantinerleben: ein Haften an Noten und Tastatur, seelenloses Abspielen von Noten. Fragt man nach Art und Herkunft des Komponisten, erkundigt man sich, was eine Sonate sei, so wird man kaum eine Antwort erhalten. Eine Levantinerin kann zehn Jahre Klavier spielen, ohne zu ahnen, wer Bach war, wann Wagner lebte oder welcher Komponist zu den Lebenden zählt und welcher schon vor hundert Jahren gestorben ist. Das Seelenleben der Frau unterscheidet sich bei diesen Menschen kaum merklich von dem des Mannes; eitel und hohl sind beide, gefallsüchtig sie, gewinnsüchtig er. Dies eint sie alle, mögen ihre Vorfahren im Osten oder Westen Europas gelebt haben und mögen sie orthodox oder römisch oder jüdisch sein.

Ist es aber möglich, daß eine ganze Kategorie von Menschen nur schlechte Charaktereigenschaften hat? Nein; es dürfte nichts auf der ganzen Welt geben, das einzig schlecht ist. Und auch das Levantinertum hat seine guten Seiten. Der Mann ist aufgeweckt, erfaßt rasch und sicher — ohne freilich je das Bedürfnis zu haben, tiefer in das äußerlich Erfaßte einzudringen —, ist leicht beweglich und in den kleinen Ereignissen des täglichen Lebens nicht hart und unnahbar.

Die Hauptsprache der Levantiner untereinander ist bis heute noch französisch; es ist die Sprache, die zum mindesten jeder von ihnen versteht, die Sprache, deren Kenntnis unbedingt zu den „besseren Ständen" zählen läßt; nur wer aus dem Keller des sozialen Lebens stammt, wird sie nicht beherrschen. Wenn man nun bedenkt, daß Frankreich eine gewaltige Literatur besitzt, die jeder Geschmacksrichtung viel geben kann, und wenn man auf der anderen Seite die Auslagen der Buchläden und den Buchbesitz der meisten,

ja allermeisten Levantinerfamilien sieht, so bleibt eigentlich von der französischen Literatur nichts als ein paar zerrissene Schulbücher und ein paar pikante Romane. Der Levantiner ist der Mensch ohne Sprachkultur, ohne den Begriff der Muttersprache.

Der Levantiner ist der Hauptträger der französischen Sprache im Orient, obwohl Frankreich durch geschickte Schularbeit es verstanden hat, auch in mohammedanischen Kreisen das Französische als Sprache vornehmen Umgangs mit Fremden einzuführen. Der Sprachträger „par excellence" bleibt der Levantiner mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen. Aber dieses Französisch ist nicht mehr die Sprache von Paris, auch nicht die der französischen Provinz; sie ist geändert und rund geschliffen. Neuworte aus türkischen und arabischen Stämmen werden hineingeworfen, die scharfe Betonung ist fortgefallen, man spricht nicht wie ein Franzose, sondern wie man griechisch oder deutsch oder englisch redet, ohne starken Nasal, ohne genaues „Prononcieren"; man spricht nicht, sondern man drückt sich fabelhaft gewandt aus. Der Levantiner kann schnell in jeder Sprache reden; er kann in keiner sprechen. So redet er auch französisch, und es hört sich dem deutschen Ohr diese gleichmäßige Aussprache wohl auch angenehmer an als die Pariser Sprache, aber echtes Französisch ist es nun einmal nicht. Der Levantiner hat die Gabe, alles abzuändern und anzupassen, oft nicht im schlechten Sinne, wie er auch sich selbst leicht neuen Verhältnissen anpassen kann, es sei denn, daß sie unangenehm und schwer zu ertragen sind; in diesem Falle zieht er meist vor, den Schauplatz seiner Tätigkeit in angenehmere Gegenden zu verlegen.

Man könnte sagen, daß es kein sinnloseres Paradoxum gäbe als die Behauptung: der Levantiner ist levantinisiert. Und doch: Was alles an diesem, in seinem äußeren Gebaren europäisch anmutenden Menschen zu beobachten ist, läßt sich mit nichts anderem auf der Erde vergleichen als eben mit seiner eigenen Umgebung. Die Levante hat die Tendenz, die Moralität nach unten zu ziehen, die ethischen Begriffe zu verwirren, die religiösen Begriffe zu verzerren, Tätigkeit für Tat, Aktivität für Stärke anzusehen. Es gibt keine Begründung für diese unleugbare Einstellung. Denn auch die allgemeine Sprachverwirrung, das Fehlen des inneren Bandes zu einer der großen europäischen Kulturgemeinschaften ist kein Grund hierfür. Haben wir nicht mitten in Europa genügend Vertreter einer Mentalität, die in der Levante gewonnen sein könnte? Was unterscheidet, ist die T e n d e n z dieses Landes einerseits und die persön-

liche Mentalität Einzelner in Europa. Wer die Levante kennt, ist imstande, einzelne Europäer, die vielleicht ihre Heimat nie verlassen haben, nicht besser als durch den Begriff „levantinisiert" zu bezeichnen; er wird auch unter den Europäern der Levante bald diejenigen erkennen, deren Geisteseinstellung dazu neigt, levantinisiert zu werden.

Ist dies die eine Grundlage levantinischer und levantinisierter Geisteseinstellung, so ist die andere charakterisiert durch die Fähigkeit, zu jeder Erscheinung und jedem Ereignis eine Einstellung zwar nicht zu haben, auch nicht vorzutäuschen, sondern sich selbst ihr Vorhandensein einzureden und diese Einstellung mit einer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen, die frappanter wirken kann als wahres Einsetzen für ein Ideal. Wert und Begriff des Ideals fehlen dem Levantiner ebenso wie dem levantinisierten Europäer. Nicht etwa nur, daß jede idealistische Weltauffassung ohne Sinn erscheint: der Begriff des Ideals als einer gewaltigen moralischen Macht des Menschen, als Erlösung, als letzter Ausdruck menschlichen Ringens fehlt, muß fehlen, weil der Wille zum Ideal ein Unbekanntes, nicht einmal theoretisch voll Erfaßtes ist.

Sonderbarerweise ist der Levantiner fast nie ein Künstler des äußeren Lebens; selbst wenn er reich ist, versteht er nichts mit seinem Geld anzufangen. In den seltensten Fällen empfindet er Freude an dem, was der Reichtum ihm bietet — höchstens am Reichtum selbst. Sonderbarerweise? Man ist doch, wenn man jahrelang dasselbe Bild dieser Erscheinungen beobachtet, versucht, philosophischen Neigungen nachzugeben und die Möglichkeit der Künstlerschaft des äußeren Lebens abzulehnen, wenn nicht die Grundlage für die Kultur des Innenlebens gegeben ist.

Vom psychologischen Standpunkt aus ist es noch ein anderer Hinweis, der das Bild des Levantinertums abrunden kann: Wenn kaum irgendwo der Begriff des „Typus" als des der Idee entsprechenden „idealen" Wesens einer Art mit dem Begriff des „Durchschnittsmenschen" eben dieser Art übereinstimmt und identifiziert werden darf, hier darf die Identifizierung vorgenommen werden.

Religionen.

Die Tiefe des Erlebnisses, die Innigkeit der Verbindung mit dem anerkannten Wesen der Weltlenkung, die Einstellungsart des Irdischen auf das Göttliche, das dürften jene Punkte sein, die das Leben

einer Religion im Unterschied zu einer andern, vom Standpunkt des Religiösen aus, unterscheiden.

Gilt aber dem Schöpfer einer Religion **nur** die Überzeugung, erfüllte ihn einzig die Gnade und die Offenbarung, so steht ihm bereits der Jünger mit Fragen gegenüber, die Menge der Anhänger aber, solange sie nicht blind auf die Erwählung des Führers schwört, nähert sich dem Meister mit Zweifeln und skeptischen Hinweisen. So bei Moses, bei Christus, so bei Buddha, bei Zoroaster. Nicht so bei Mohammed.

In Mohammeds Lehre — deren Machtbezirk den südöstlichen Balkan, Westasien bis tief nach Indien hinein, Teile der indischen Inseln, die Randgebiete Afrikas umfaßt — kreuzen sich Toleranz und Anerkennungswille. Er, der sich nicht als den einzigen Propheten ausgibt, sondern als den letzten, Mohammed, der die Lehre Christi und Moses' anerkennt, der alle Propheten der biblischen Zeit als echt und wahr bezeichnet, führt Bewaffnete gegen Christen, und seine Anhänger nennen den Anhänger Christi noch heute „Giaur", Ungläubiger. Dieser Spalt der Lehre, der wohl tief in der Wesensart des Stifters seinen Ursprung hat, lebt noch heute in den Kreisen der Anhänger. Klar läßt sich im Wirrwarr des Jahrhunderts die Einstellung der islamitischen Seele zur Religion des Giaur nicht erkennen, denn politische Einflüsse machen das Bild unklar, lassen leicht politische Unduldsamkeit als religiöse erscheinen oder umgekehrt. Dazu kommt, daß die religiöse Verflachung des Abendlandes in den Schichten der Gebildeten, noch mehr der Viertelgebildeten, auch der islamitischen Großstädte um sich greift und zum Teil jene lächerlichen Formen des unklaren, oberflächlichen Atheismus annimmt, die zu Beginn des Jahrhunderts mißverstandener Darwinismus und Popularbiologie in Europa hervorriefen.

Im Dämmer der Moscheen, im arbeitenden Bauernstand, im derben Volksmenschen aber lebt Mohammed als der Berufene Gottes, als Richter und Künder, als der einzig Gelehrte, als einziger, erster und letzter Prophet; er lebt als riesengroßer, berufener **Mensch**, wie Moses, wie Buddha. Und wie der Prophet nie als anderes gelten wollte denn als Prophet, als Berufener des alleinigen Gottes, so hat auch seine Anhängerschaft ihn nie vergotten wollen. Und gerade diese Anschauung, nämlich daß Gott eben Gott, ein Mensch aber ein Mensch und **nur** ein Mensch sein kann, läßt ihnen das Christentum als eingebildete Anmaßung, Gott und der Welt gegenüber, erscheinen. Jesus ist ihnen, nach Mohammeds Anschauung, ein Prophet und als

solcher ist er zu respektieren; die Christen aber haben Gott und ihn zu Einem gemacht und dies ist Lästerung. Nicht also Gestalt und Lehre Christi, nicht die Verflachung seiner Kirche werden als nicht annehmbar hingestellt, sondern die Vereinigung Christi im Sinne der Zweieinigkeit oder gar der — kaum je dem Mohammedaner verständlichen — Dreieinigkeit.

Und dennoch lebten jahrhundertelang unter türkischer Oberhoheit friedlich nebeneinander Muselmanen, Christen aller Schattierungen, Juden mehrerer Sekten; lebten friedlich, bis europäische Politik sich den Frieden des Nebeneinanders und die Unterschiede der religiösen Auffassungen zunutze machte. Da erst begannen die Kämpfe, da erst wurde der Armenier aufsässig, der Grieche überheblich, so daß sie die Wut des Türken, dessen Schutz sie beanspruchten, entfachten [1]).

Jene unglaublich klingenden Greueltaten, die am Ende des 19. Jahrhunderts der Türke im heutigen Bulgarien beging, sind nicht — wie man es gern hinstellt — religiösen Kämpfen entsprungen, sondern politischen, und die maßlosen Roheiten der wildgewordenen Soldateska hatten wenig mit dem Wunsch zu tun, den Glauben zu töten. Man tötete, um zu rauben, man raubte h i e r, weil man dem Gläubigen einreden konnte, dies sei nicht nur erlaubt, sondern geboten. Aber man raubte, schändete, tötete dort nie aus Glaubensfanatismus; der Führer hielt — der Masse der Soldaten gegenüber — die Hervorhebung der Tatsache, daß die Gegner Ungläubige waren, für geboten; der Glaube war Deckmantel. Wir wissen, daß auch die Hinschlachtungen, die Mohammed befahl, auf seine verletzte Eitelkeit und politischen Wünsche, nicht allein auf Glaubenseifer zurückzuführen sind.

So wenig die mosaische und die christliche Religion die Masse der Völker auf die Dauer zu moralischem Leben und zur wahren Güte zu bekehren imstande waren, so wenig ist dies der Lehre Mohammeds gelungen. Auch er konnte Roheit, Betrügerei und geistige Stumpfheit nicht ausrotten; doch konnte er ganze Völker um seine Fahne scharen. Fragen wir uns nun, was dem Islam die Kraft gegeben, Völker zu sich heranzuziehen, Menschen zu fanatisieren und Reiche auf dem Grund seiner religiösen Macht aufzubauen, so stoßen wir auf das Problem jeder großen Religionauswirkung überhaupt. Offenbarungs-

1) Daß ein Teil der Stadtgriechen immer gegen die Türkei wühlten, kann angenommen werden, doch befriedigte man ihre Eitelkeit durch Titelverteilungen, Ämter und Vorzüge lange Zeit so, daß sie sich durchaus als „Osmanen" fühlten.



glaube und Wunder, Angst und Verheißung oder die Erkenntnis, daß heute eine höhere Stufe göttlichen Erlebens geboten wird, als der gestrige Glaube sie zu bieten vermochte, werden meist den Abfall von einer alten und die Annahme einer neuen Religion bewirken. Und in der Tat sind die Verheißungen, die Mohammed seinen Gläubigen gibt, unermeßlich; die Freuden, die dem Anhänger und Befolger der Vorschriften winken, sind ebenso groß und anlockend, wie die Verfluchungen der Ungläubigen oder Zweifler beängstigend sind. Aber: Alle Verheißungen der Freude und alle Schattierungen himmlischer Genüsse sind auf den orientalischen Geschmack, auf Sinnlichkeit und Pracht, eingestellt. Mohammed selbst war ein Mensch heißen Blutes, voll Eifersucht und erotischem Erleben; nie konnte er Sünde nennen, was ihm selbst höchster irdischer Genuß war. Und hier ist der Kern der Ausdehnungsfähigkeit des Islam und die natürliche Grenze, die ihm gezogen, zu suchen: Nicht Judentum, nicht Christentum, weit weniger noch die tiefe Weltgrübelei Buddhas können dem echten Orientalen das Feuer islamitischer Gebote, die sinnlichen Verheißungen, die erotischen Vollgenüsse bieten, die ihm die Bekenntnisse und Erleuchtungen Mohammeds verheißen; da aber, wo göttliches Wesen und Welterkenntnis in tiefem Erleben des Geschehens gesucht werden, da also, wo Gott um Gotteswillen gesucht wird, da ist die Grenze der Ausdehnungsmöglichkeit der islamitischen Religion.

Mohammed war ein Großer, war sicher ein Erlesener. Er verrichtete nicht nur Wunderdinge, auch sein ganzes Leben, das Leben eines armseligen Burschen, ist Wunder und wieder Wunder. Wer sich auch nur oberflächlich mit dem Leben und Tun dieses erstaunlichen Menschen befaßt hat, wird, wenn er nicht alles aufzulösen, alles auf Betrug zurückzuführen geneigt ist, den Eindruck einer seltsamen Offenbarung des Weltgeistes nicht von der Hand weisen können. Der Koran, dessen größter Teil in der Tat auf Mohammed zurückzuführen ist, war ein Wunder und ist noch heute eine Quelle von Weisheit. Diese Weisheit freilich ist die eines Menschen, der sich von Gott auserwählt dünkt, der seine Gesichte und Erscheinungen, die Fülle seines Schauens in die Welt wirft, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Ihm fehlt ganz und gar die Sehnsucht nach unermeßlicher Liebe, von der Christus durchglüht war, nichts ahnt er vom Schürfen buddhistischen Denkens und seiner heiligen Einsamkeit. Viel eher neigt sein Wesen dem gigantischen Trotze des Moses zu und verbindet damit Teile der Klugheit Laotses. Seine Vorschriften sind zum großen Teile denen der Juden angepaßt, sind auf den Orient, auf auf-

brausende Menschen, schmutzige Gewohnheiten und die Krankheitserscheinungen heißer Gegenden eingestellt.

Wenn auch Mohammed seine großen Vorgänger kannte und so auf Vorhandenem aufbaute, so ist er doch kein Reformator, kein Umwandler und Erneuerer, sondern ein Neu-Schöpfer. Er schafft aus eigener Kraft und bildet aus der Überzeugung seiner Berufung. Er ist Optimist.

Und noch heute ist der echte Muselmane Optimist. Auch dann, wenn er angeblich „nichts" glaubt und über die Vorschriften des alten Propheten lächelt; auch dann, wenn er erkannt hat, wo die Grenzen der Macht mohammedanischen Geistes sind, und wenn er sehr genau das Religiöse des Islam von den hygienischen und sanitären Vorschriften zu unterscheiden weiß. Der echte Mohammedaner ist Optimist, ist Lebensbejaher.

Dies darf nicht so aufgefaßt werden, als sei der Mohammedaner ein Springinsfeld, ein unüberlegter Draufgänger, der vom guten Ende jedes Beginnens von vornherein überzeugt sei. Er ist vielmehr in gewisser Hinsicht ein Lebenskünstler, und wenn er auch, was im Wesen seines Glaubens liegt, diese Welt und ihre Einrichtungen nicht als die denkbar beste ansieht, so ist er doch von der Erkenntnis beseelt, daß alles nach Gottes Ratschluß gehe und das Geschick, das dem Menschen, wie dem Geschehen überhaupt, bestimmt sei, nicht zu umgehen sei.

An diesem Wendepunkt der irdischen und himmlischen Überlegungen nun setzt ein seltsames Mißverstehen ein, das unter den Anhängern der islamitischen Lehre nicht weniger Schaden angerichtet hat, als es bei allen anderen Kopfschütteln und Spott verursacht hat: die verworrene Anschauung vom Kismet. Niemand, heißt es, kann seinem Schicksal entgehen. Und kennt nicht auch Indien, kennt nicht auch Buddha, kennt nicht auch die katholische Kirche eine These, die im Prinzip ebenso lautet? Die Auffassungen freilich sind andere. Das Karma Ostasiens, das besagt, daß jeder erntet, was er gesäet hat, daß niemand den Folgen seines Tuns entgehen kann, sei es in diesem, sei es in einem späteren Leben, daß gewisse Handlungen des Menschen sich bereits auf ein Karma aus einem früheren Leben beziehen; — die Reinigung im Fegefeuer, die Folgerungen aus den Taten, daß sie entweder in den Himmel oder in die Verdammnis führen; — die Meinung schließlich, daß im Buche deines Lebens verzeichnet steht, was aus dir wird: ist dies alles nicht eng verwandt und beruht es nicht auf sich ähnelnden Überlegungen?

Aber es heißt — und nicht mit Unrecht —, daß das Karma durch

edle Überlegungen, durch Einkehr zur Läuterung führt, daß die katholische Anschauung Belohnung und Bestrafung durch einen gerechten Weltleiter ausdrücke, daß das Kismet aber zu Faulheit und Trägheit, zum „alles Gott überlassen" führe. So wenig jedoch die heutige Christenheit, nach den letzten Einwirkungen der Jünger und der Kirchen, die Ideale Christi darstellt, so wenig hat diese, zweifellos vorhandene, Kismetanschauung mit der Idee Mohammeds zu tun. Vor allem: Ein Gegenbeweis gegen die Behauptung, es sei alles vorherbestimmt, läßt sich nicht erbringen; denn bekanntlich kann man jedes Tun und Unterlassen auf diese Bestimmung zurückführen und in die Formel fassen: daß ich es tat, war bestimmt, daß es schlecht endete, war bestimmt; oder daß ich mich nicht entschließen kann, ist bestimmt; da ich sitzen bleibe, ist wohl dies gerade bestimmt, wenn ich aber jetzt aufstände und mich zur Tat entschlöße, so wäre es auch bestimmt; da ich aber doch sitzen bleibe, ist wohl dies gerade bestimmt. Und diese naive Auffassung und Beweisführung, die an sich, aufgebaut auf dem mißverstandenen Gedanken von der Unfreiheit des Willens, logisch ist, hat jene bekannte, oft maßlose Schlaffheit und Energielosigkeit hervorgerufen, unter denen so manches mohammedanische Volk gelitten hat und noch leidet. Zwei Punkte aber gibt es, an denen diese beschauliche Beweisführung und Entschuldigung Schiffbruch leidet; das tiefere Eindringen in die Absicht der ursprünglichen Anschauung und die gesunde Kampfnatur eines Volkes oder Stammes. Wenn ein räuberischer Muselmane einen Ungläubigen erschlägt und dessen Vermögen an sich bringt, so wird ihm im Innersten die Ausrede, es habe eben die letzte Seite des Lebensbuches jenen Ungläubigen dieses Ende ebenso vorgeschrieben, wie auf einer Seite des eigenen Buches der ersehnte Vermögenszuwachs vorgesehen war, nichts nützen. Der Räuber und Mörder glaubt selbst nicht daran, sondern redet es sich eine Weile ein, um sein mohammedanisches Herz zu beruhigen. Meist wird er aufhören, überhaupt zu glauben oder er wird — was sonderbar ist und doch sehr oft geschehen ist — seinen Räubereien Gesetzbarkeit geben (wie Ibrahim Pascha zur Zeit Abdul Hamids), oder seine erraubten Güter verteilen und die letzten Jahre seines Lebens in Einsamkeit zubringen. Und wie dem Räuber, so geht es dem Untätigen; auch er entschuldigt nur die Trägheit seiner Natur durch den Hinweis auf das Kismet und schiebt Gott die Verantwortung für die Folgen in die Schuhe. Nicht also der Glaube an das Kismet, sondern seine Benutzung als Ausrede für alles ist das Gefährliche für Völker und Staaten.

Denn das ganze Leben Mohammeds, sein ewig arbeitender Geist, sein Predigen und Handeln, ja sein Vordringen voll Blut und Kampf, sein Festhalten am einmal Begonnenen zeigen, daß er diese Auffassung der Vorherbestimmung nicht gehabt hat. Nicht Entschluß-Unfähigkeit sollte die Kismetanschauung bringen, sondern Unterstützung bei schwer errungenen Entschlüssen und ihren Durchführungen. Hier dürfte auch der tiefe sachliche Unterschied zwischen Karma und Kismet zu suchen sein: Während jenes die seelische Höherentwicklung zur Voraussetzung hat und immer wieder nur dieses Ziel im Auge hat, von Leben zu Leben dieses Stirb und Werde der Menschenseele verfolgt, bezieht sich das Kismet auf den Menschen, ganz und gar, ohne Fragen, was Seele sei, was Leib, ohne darauf einzugehen, ob es ein Leben gäbe oder viele, ob die Seele die Bestimmung habe zur Entwicklung oder ein Zustand des Seins sei. So betrachtet, hat die Idee des Kismet bei Mohammed auch ursprünglich nie die Tiefe östlicher Weltanschauung zu erreichen vermocht und konnte daher nie die geistigen Folgen der Weltanschauungsfragen des Ostens zeitigen.

Aber, wie oben gesagt, auch an der frischen Kampfeseinstellung den Geschehnissen des Lebens gegenüber scheitert eine falsche Auffassung des Kismet. Die mohammedanischen Bergvölker, die freien Hirtenstämme, sind nie vom einfältigen Phlegma so angekränkelt gewesen wie die Stämme der leichter Brot findenden Menschen der Ebene und der Städte.

Nicht die Art der himmlischen Freuden des vielstufigen Paradieses und nicht die Folgen des Kismet, auch nicht blutige Verbreitung der Religion unterscheiden den Islam in seinen äußeren Erscheinungen so sehr von den Wirkungen anderer Religionen wie die Stellung, die er der Frau gibt. Noch heute ist diese Stellung im Innern mohammedanischer Länder wenig anders als vor hundert Jahren und die mutige Reform, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts von jungtürkischer Seite und um 1920 von der republikanischen Regierung der Türkei vorgenommen wurde, ist noch nicht durchgedrungen.

Viel Unsinn ist durch Romane und oberflächliche Schilderung den europäischen Lesern eingeimpft worden; selten wurde der Unterschied zwischen Stadtfrau und Landfrau genügend betont und Ausdrücke wie Vielweiberei und Harem werden von vergnügten Freunden erotischer Genüsse um so mehr sehnsuchtslächelnd (wenn auch der guten Form wegen herablassend) ausgesprochen, als die begeisternde Schönheit orientalischer Frauen in der ganzen Welt gerühmt wird.

Die Wirklichkeit sieht freilich bei weitem anders aus, wenn sie sich auch von europäischen Begriffen stark unterscheidet. Wir werden später noch eingehender davon sprechen und hier nur darauf hinweisen, daß allen Behauptungen islamitischer Gelehrten zum Trotz gesagt werden muß, daß der Islam in Theorie und Praxis dem Manne fast alle Rechte, der Frau nur geringe, dem Manne aber nicht mehr Pflichten aufgibt als der Frau [2]). Die christliche Frau des Orients, soweit sie der ärmeren Bevölkerung angehört, sieht denn auch mit Kopfschütteln dem Treiben im mohammedanischen Hause zu und dünkt sich weit besser und menschlicher behandelt, obwohl sie gerade dies selten genug ist.

Nirgend dürften — außer in Amerika — so viele Sekten und Bekenntnisse christlicher Religion sich auf engem Gebiet treffen wie im nahen Orient. Die hauptsächlichsten Vertreter sind die Griechen, Armenier, Syrer. Und unter diesen kommen wiederum folgende Schattierungen christlichen Bekenntnisses vor: Orthodoxe Griechen, römische Griechen, evangelische Griechen, armenisch-gregorianische, evangelische und katholische Armenier, katholische und evangelische Syrer, Methodisten und andere Sektierer.

Auch wird oft und gern die Kirche besucht, der Geistliche mit Respekt behandelt und dabei doch auf Christi Lehre kaum irgendwo so wenig geachtet wie im Orient. Die Mehrheit der christlichen Araber — Syrer genannt zum Unterschied vom syrischen mohammedanischen Araber und vom cilicischen mohammedanischen Küstenaraber — ist nicht ganz zu Unrecht verschrien als Gauner und schmeichlerische Betrüger; eine Schar vornehmer Charaktere oder eine Handvoll wirklich frommer Leute kann an diesem Gesamtbild wenig ändern. Auch die vielen Sekten, die sich erhalten und recht stattliche Anhängerzahlen aufweisen, dürfen nicht zu der Auffassung verleiten, es sei dies doch ein Zeichen religiösen Lebens, ja konfessionellen Eifers oder Eindringens in den Geist (wenn auch Buchstaben-Geist) der Religion! Bedenken wir nur, daß die Syrer in fünf konfessionelle Lager zerfallen, so wissen wir, daß diese religiösen Schattierungen in ethischer Beziehung wenig auf sich haben. Aber es ist ganz interessant zu wissen, daß außer den syrischen Katholiken und Protestanten noch die kleinere Sekte der syrischen Jacobiten, ferner die syrischen katholischen Maroniten und die syrischen katholischen Melkiten mit je un-

2) Z. B. in Eherechtsfragen, Erziehungsfragen. Bestimmten Pflichten des Mannes — wie Unterhalt, Verteidigung — stehen die sklavischen Pflichten der Frau gegenüber.

gefähr 500 000 und 200 000 Anhängern vertreten sind, wobei jedoch zu bemerken ist, daß diese Zahlen von den Patriarchaten angegeben werden, die ein Interesse daran haben, die Zahl der Anhänger möglichst hoch zu veranschlagen. Alle diese Patriarchate sind, wie es uns natürlich erscheint, persönlich, so daß jeder neue Patriarch neu gewählt werden muß. Anders bei den kaldäischen Nestorianern, einer Gruppe von fast 1½ Millionen gläubigen Christen (je etwa 500 000 in der Türkei von 1914, 150 000 in Persien, 70 000 in Rußland, 600 000 in Indien!), bei denen das Patriarchat sich wie in einer Monarchie in einer Familie vererbt. Um den Wirrwarr zu vervollständigen, sei darauf hingewiesen, daß diese Eigenheit sich nicht auch bei den kaldäischen Katholiken findet, die ihren Patriarchen wählen, daß jedoch die kaldäischen Kurden, Araber und Drusen sich nicht entschließen konnten, sich einer der Gruppen anzuschließen, sondern ihre eigenen Gemeinden haben. Sieht man die Namensliste der kaldäisch-katholischen Patriarchen durch (auch dieser Kultus hat etwa 1¼ Millionen Anhänger, von denen angeblich mehr als die Hälfte auf Indien fällt, 350 000 auf die Türkei, 100 000 auf Rußland und 200 000 auf Persien), so fällt auf, daß ihre Namen fast ausnahmslos mohammedanischen Klang haben, und niemand würde hinter dem Namen Aziz Bey oder Djemil Effendi einen christlichen Patriarchen vermuten.

Wirrwarr auf der ganzen Linie christlicher Kulte im Orient. Auch die jüdische Kirche weist Spaltungen und Sekten auf, die sich bekämpfen, und in der lächerlichsten Weise drückt der Anhänger der einen Richtung dem der anderen sein Mißfallen, seine Mißachtung und sein tiefes Erstaunen aus. Selbst in Palästina haben es die Eingesessenen und ein Teil der zugewanderten Juden nicht fertiggebracht, halbwegs Einigkeit in ihren religiösen Betrieb zu bringen.

Demgegenüber zerfällt die mächtige, wohl an 200 Millionen zählende Anhängerschaft Mohammeds äußerlich nur in zwei große Abteilungen, die der Schiiten und der Sunniten, die sich freilich heftig befehden. Aber ob sie — wie die Perser — Ali und Hüssein als Märtyrer verehren, ja diese großen Heiligen vielleicht an Wichtigkeit dem Propheten gleichstellen, oder nur Mohammed gelten lassen, sie eint der Koran anders als die Testamente die Christen. Der Vergleich zwischen Katholiken und Protestanten einerseits und Schiiten und Sunniten andererseits mag nicht falsch sein, soweit er sich mit der Religionswissenschaft befaßt; in der Anwendung aber auf die Einwirkung religiöser Vorstellungen auf das menschliche Innenleben und seine tatsächlichen Äußerungen ist er kaum richtig.

Die Zahl der morgenländischen Christen und Juden ist durchaus nicht gering; und doch hatte wohl niemand im Morgenland, selbst als ganz Anatolien noch Tausende von Griechen und Armeniern aufwies, den Eindruck, etwa in einem halbchristlichen Land zu sein. Das ist die große äußere Macht des Islam, daß er, sobald er irgendwo erscheint, einem Lande einen ganz bestimmten Charakter gibt. Er verändert rasch jegliches Bild und hat die Fähigkeit, sich in Winkel und enge Gassen des Denkens der Andersgläubigen hineinzuzwängen.

Der mohammedanische Mensch ist, auch wo er Freidenker, viel abhängiger, fast hörig vom Glauben seiner Väter als je der Christ, selbst der Jude; sein Erleben gipfelt, ob er es ahnt und zugibt oder nicht, im Islam! Was ist denn der „Türke" heute anderes als die Personifikation der islamitischen Macht! Hier gäbe es ein Feld für unsere großen und großartigen Rassenforscher, ihr Wissen und Können an den Mann zu bringen, ihren Behauptungen die notwendigen Beweise zuzuführen! Wo ist hier Rasse? Aber schnell genug wird die Antwort erteilt werden: Hier ist nicht Rasse und hier kann keine Rasse sein, denn wir haben hier ein ausgesprochenes „Mischvolk" vor uns. Jeder Reiseführer und jede Anfängergrammatik lehren diese Weisheit; aber sie wird selbst dadurch nicht wahr. In der Türkei gerade leidet nicht nur der Begriff „Mischvolk" Schiffbruch, sondern „Rasse" wird, was sie eigentlich immer war; und es mußte erst die babylonische Sprachverwirrung einer Schlagwortperiode kommen, um diesen Begriff zu verwirren und ihn zum Popanz Genasführter zu machen:

Es gibt in der Türkei ein Mischvolk, das allen Ansprüchen, die man an diesen Begriff stellt, genügt — in guter wie in schlechter, in theoretischer wie in praktischer Beziehung —, das auch nie einen Hehl daraus macht, sondern auf die internationale Vielheit seiner Vorfahren sogar oft eingebildet ist; es sind die „Levantiner". Der Türke aber ist ein durchaus feststehender Begriff. Dem Neuling erscheint jeder Festräger als „Türke" [3]); dann lernt er Türken, Griechen, Armenier, Spaniolen unterscheiden. Er lernt es, aus den Gesichtszügen, der Sprache, den Bewegungen eines Menschen auf seinen Stamm zu schließen. Wir werden noch sehen, was eigentlich hierbei beobachtet wird. Aber „Türke" bleibt ihm noch lange „Türke" und erst langsam erkennt er den Albanier, den Kurden, den Tscherkessen usw. Solange der Abanier in Tracht geht, der Kurde im Gebirge aufgesucht wird

3) Inzwischen wurde 1925 der Fes in der Türkei durch staatliches Dekret verboten.



und der Tscherkesse das schwarze Nationalkostüm trägt, ist die Sache einfach; wenn aber im Stambuler Kaffeehaus sich drei Kaufleute an einen Tisch setzen, oder wenn aus der Pforte des Klosters in Konia drei Derwische treten, so sind sie zunächst Türken, sich selbst und der Welt gegenüber, und man muß schon eine Weile „kratzen", ehe der Lase, der Kurde oder Tscherkesse zum Vorschein kommen. Aber diese Leute, die noch von ihrer Abstammung wissen, mögen noch nicht charakteristisch genug sein. Was ist aber der „echte Türke", was sind jene hunderttausend Alis, Mehmeds und Ibrahims, die mit dem besten Gewissen sagen, sie seien Türken, reinste Türken? Sind sie wirklich noch reine Turkmenenleute, ohne jede Blutsmischung? Kaum einer von hundert dürfte heute noch Turkmene sein, selbst die Turkmenen der Berge sind mit Kurden und Arabern gemischt. Mongolische Krieger, kaukasische Bergstämme, griechische, römische, viele arabische Vorväter haben diese Menschen, die doch heute eins sind, eine Sprache sprechen, einen Gebärdenausdruck, reichliche Ähnlichkeit im Äußeren haben. Und sie alle eint und umfaßt der Islam, der ihnen das Gepräge ihres Ausdrucks und die Parallelen des Innenlebens geschaffen hat. Sie alle, die sich heute in den Städten nicht als Kurden oder Tscherkessen, sondern als Türken bezeichnen, sie alle verkörpern einen einheitlichen Begriff, sind eine Type; gleichartige kulturelle Umgebung, gleichartige Sorgen, gleichartiges Kämpfen, die Bedrückung, von der alle getroffen worden, das Klima ihres Landes, dem sie sich alle gleichmäßig anpassen mußten, schaffte diesen Volkstypus und verwischte im Kulturkreis der Städte die ursprünglichen Stammeseigenheiten.

Was unterscheidet ihn im äußeren Wesen — abgesehen von den Gesichtszügen, in denen sich ja natürlich auch Tscherkesse und Landtürke noch lange unterscheiden — vom Griechen, Armenier und Juden? Was sieht der Lernende, wenn er die Unterschiede zu erfassen sucht? Dies sieht er: Jener bewegt die Hand anders, er stellt den Mund anders, wenn er spricht; jener ist aufgeregt, dieser ruhig; die Art der Erregung, die Art der Höflichkeit, der Grobheit, die Äußerungen dieser Erscheinungen sind anders. Es ist nicht schwer, den lebhaften, an den Araber erinnernden Kurden vom ruhigen Türken zu unterscheiden, aber der erregte Türke äußert sich nicht sehr viel anders als der Kurde; man muß die Nuancen dieser Erregung, man muß das Spiel der Augen und Hände studieren, um zu wissen, wen man vor sich hat.

Ist dieses geeinte Volk ein Mischvolk, keiner „Rasse" zuzuschrei-

ben? Oder haben die erwähnten Faktoren, und unter ihnen die umfassende Religion (hier gleichbedeutend mit Kultur) nicht etwas Fertiges, in sich Geschlossenes hervorgerufen? Wo beginnt und wo endet hier jede Rassentheorie? Hat dieses „Mischvolk" der Städte nicht in sich mehr innere und äußere gleiche Merkmale als Sachse und Friese, als Bayer und Pommer? mehr als Nordfranzose und Südfranzose? Findet sich nicht tausendmal derselbe Gesichtsschnitt, die gleiche Schädelbildung, die gleiche Haarart?

Die Kultur der gemeinsamen, einst oder noch immer durch den Islam hervorgerufenen Anschauungen, nicht also nur der religiösen, sondern der weltlichen Anschauungen, kann nicht stark genug betont werden. Weit mehr als zwanzig wahllos herausgegriffene Kirchen des Abendlandes ähneln sich zwanzig beliebige, aus der Türkenzeit stammende Moscheen in ihrem Wesen und Raumausdruck, in ihrem Wollen und ihrer architektonischen Idee. Das ist kein Zufall und kein baumeisterliches Können oder Wünschen; denn das architektonische Können vergangener Jahrhunderte ist wie im Abendlande so auch im Morgenlande verloren gegangen, und doch steckt in einer heute erbauten Bethalle derselbe Willensausdruck wie in der Moschee, die durch Künstlerhand vor dreihundert Jahren erbaut ward. Er ist der Ausdruck ein und derselben Weltanschauung, der einst und jetzt, damals durch alle Feinheiten vornehmen Könnens, heute durch rohprimitive Maurerkunst sich zeigen will.

Dieser Willensausdruck aber ist nicht der des Islams, ist also nicht der Ausdruck der Wesensart Mohammeds, sondern er ist der Ausdruck des Morgenlandes, das auf diese Religion des Propheten wartete. Der Wille zum Islam, den wir heute identifizieren können mit dem Begriff des morgenländischen Geistes. Wo der morgenländische Geist, wie er sich in tausendjähriger Geschichte zeigt, bewußt zu unterdrücken versucht wird (wie etwa bei der neuen Angora-Regierung), läßt auch der Wille zum Islam äußerlich nach und Haus- und Städtebau verlieren ihren ursprünglichen Charakter. Aber es ist nichts da, was diesen Willen zum Islam ersetzen könnte, nichts da, was ein Novum an seiner Stelle schaffen könnte, und so kann jede Unterdrückung des islamischen Ausdruckes nur künstliche, in ihrem Bestand zeitlich begrenzte Erscheinungen zeitigen, die sich mit dem Charakter der Völker nicht verbinden und isoliert vom Gesamtwillen zwar politisch wichtige Folgen, soziologisch aber nur geringe Einwirkungen haben könnte. Dem morgenländisch-islamitischen Geist kann man freilich mit Gedanken und Idealen gegenübertreten, die

dem Abendländer bedeutend klarer sind als die eigentlich dem Orientalen gegebenen Wesensäußerungen, man kann also, wie die Angora-Regierung, den Versuch einer Umwälzung, einer Umwertung machen: die Menge wird folgen, wird scheinbar verstehen, was gewollt ist; die Anschauung von dem, was der Neuerer will, wird nicht vorhanden sein.

Dies ist es, was so selten verstanden und fast nie voll erfaßt ward: Das Wesen des Morgenlandes hat nicht nur eine andere Struktur, andere Innerungen und Äußerungen wie das des Abendlandes, sondern es ruht auf anderen Voraussetzungen und wurzelt nicht in Anschauungen, sondern in der Intuition.

Hieraus ergeben sich jene merkwürdigen, dem Abendländer oft nach langem Aufenthalt noch unverständlichen Lebensformen und Kulturmotive, deren Erkennen nicht etwa nur den Sinn des Morgenlandes erschließt, sondern beachtenswerte Streiflichter auf den Sinn des abendländischen Wesens und seine oft verkrüppelten Formen wirft: Wenn heute das Christentum plötzlich aus Europa verschwände, wenn alle Kirchen und Kapellen vom Boden verschwänden, so würde dieses Ereignis zwar in vieler Hinsicht einige Formen des öffentlichen europäischen Lebens verändern, das Gesamtbild aber, das ganze, auf Gesetzbüchern und gesellschaftlichen Normen aufgebaute Leben würde kaum merkliche Veränderungen aufweisen. Denkt man sich jedoch aus dem Morgenlande den Islam mit seinen Moscheen und Klöstern verschwunden, so gelänge es selbst kühner Phantasie kaum, sich ein Bild von dem zu machen, was dann wäre. Gesetzbücher und Gesellschaftsnormen? Wer den Orient kennt, wird nur lächeln über diese wunderliche Vorstellung. Alles *stammt* hier aus dem Islam und hängt mit ihm irgendwie zusammen, nichts ist einfach aus Byzanz oder aus römischen Kolonien übernommen worden; nichts aber ist arabisiert oder vertürkt, alles jedoch in irgendeiner Hinsicht islamiert worden. Oft ist es nur die Kruste, die durch islamitischen Geist gebildet wird, oft auch der Kern. Das Islamitische ist es, was den Dingen und Erscheinungen oft jenen Anschein des „nur um seiner selbst willen da sein" gibt, anders und bei tiefem Eindringen wohl zu unterscheiden vom Ding, das um eines Zweckes willen da ist.

Auch jene maßlose Stumpfheit vieler Orientalen, jenes Vorsichhinbrüten ist eine dieser Selbständigkeitsformen und zwar gerade jene Seite der Islamisierung, die lähmend auf die Entwicklung der Völker und auf die Kraft ihres Willens wirkt. Wo diese Einstellung

nicht vorhanden ist, wo ein Mensch sich ganz einer Idee hingibt, da wird er bewundert wie sonst keiner und es wird aus seinem Willen das Heldische, wie es dem Orientalen erscheint, geboren. Denn nicht Wille ist die allgemeine Form des Vorwärtsschwingens, sondern, nochmals sei es betont, Intuition. Und so erstaunlich oft das unglaubliche Erfassen der Dinge vom Ding aus anmutet, so ist es doch wieder die Kraft der Intuition, die jene sonderbar anmutenden Geistesverrenkungen entstehen läßt, wenn der einfache, ganz auf Intuition eingestellte Orientale nun plötzlich den Willen zur Tat, zur Reform, zur Durchführung einer Europäisierung aufzubringen sich verpflichtet fühlt; wenn beispielsweise der Wille eines genialen Politikers oder Feldherren regiert und dieser Mann, Mensch des Willens, von seinen Ministern oder Beamten auch verlangen zu können glaubt, sie sollten die Dinge von außen, nüchtern, willkürlich betrachten. Daß dies nicht möglich ist, daß der Islam die Menschen zu intuitiven Unwillkürlichen erzogen hat, darin liegt oft die Tragik des vorschnellen Endes einer bedeutenden Epoche im Orient.

Denn wir dürfen nicht annehmen, daß diese Einstellung bereits vollkommen in den heute lebenden islamitischen Stämmen gewesen war, daß also ihre Natur diesem Wesen entspricht, nicht das heutige Wesen eine Folge der Religion sei. Es handelt sich um meist wilde Stämme, voll Draufgängertum, auch heute noch, um Stämme, die sich ihrer Kraft, Intelligenz oder Verschlagenheit sehr wohl bewußt sind. Und doch leben sie von innen nach außen, sie, die früher ganz von dem Gedanken beseelt waren, um Brot und Frieden zu kämpfen, also von außen nach innen lebten.

Vielleicht wird all dieses noch klarer und leichter erkenntlich, wenn wir es von einer anderen Seite aus betrachten; kehren wir daher zu unserem Ausgangspunkt zurück, zu jener Tatsache also, daß die ethnisch so verschiedenen Türken, Araber, Perser und vielleicht ein geringer Teil der Inder (sehr bemerkenswerterweise nur ein geringer Teil; was uns noch zu einer Überlegung Veranlassung geben soll) über alle Differenzen, alle Streitigkeiten, alle Unterschiedlichkeiten hinweg ein irgendwie geschlossenes Ganzes bilden, das nicht etwa nur eine Verbindung darstellt, die auf Glaubenseinheit beruhen kann; daß ferner gerade das „Mischvolk" der Türken auch ethnisch ein Ganzes darstellt, obwohl es nicht einer Rasse zugeteilt werden kann, ja obwohl noch heute Lase, Tscherkesse usw. aus dem türkischen Menschen heraus sich bemerkbar machen können. Gehen wir hiervon aus und betrachten wir die Struktur morgenländischen Daseins von außen:

Was die deutschen Stämme einigt, ist nicht Religion, ist nicht einheitliche Kultur, sondern ist zunächst Sprache und nichts anderes. Denn die Wesenskultur des deutschen Nordens und des deutschen Südens ist selbst da anders, wo protestantisch-puritanische Einstellung gewisse Gleichheiten, wie in den ehemaligen Reichsstädten, hervorgebracht. Aber Sprache ist Geist, und darum ist jeder wirklich deutsch fühlende Mensch in dem Augenblick, in dem er als Mensch denken kann, Deutscher, nicht Parteimensch, nicht Preuße, Bayer und Sachse. Nur wer nicht erkennt, daß Sprache Geist ist, wer nicht erfaßt, daß Sprache Blut ist, wird sich in tragikomischer Zerrissenheit lächerlichen Popanzereien hingeben. Sprache ist Geist aber heißt, daß der Geist die Sprache baut, nicht die Sprache den Geist; und sie ist nur eins der vielen Ausdrucksmittel, die ihm zu Gebote stehen. Ein stärkeres Mittel noch gibt es: den Stoff. —

Bedienen sich arabisch, persisch und türkisch auch der arabischen Schrift, so versteht doch kein Türke persisch, kein Araber das Türkische der Umgangssprache. Sprache bindet diese heutigen Muselmanen nicht; Politik trennt sie; Eifersucht untereinander schwächt sie. Dies eint sie:

Sie haben tatsächlich in jeder Beziehung ein einheitliches, auf dem Glauben basierendes soziales Leben, mit allen seinen Ausdrucksformen geschaffen. Während das soziale Leben im Abendland nur in sehr geringem Ausmaß durch das christliche Glaubensbekenntnis geeint ist, während also sowohl Lebensstil wie Baustil in Frankreich anders wie in Spanien (auch in den geographisch und klimatisch verwandten Landesteilen) ist, Kultur, Geschichte vergangener Zeiten noch heute alle Ausdrucksformen bestimmen, haben die morgenländischen Völker bei aller Verschiedenheit ihrer Herkunft, Geschichte, Staatsinteressen allein durch ihren islamitischen Willen eine einigende Form gefunden. Immer wieder dringt aus der Verborgenheit des Glaubens die Hingabe an das Kismet, bestimmt den Ablauf der Geschehnisse, bedingt die Einstellung zur Umwelt. Selbst bei Stämmen, deren Islam oberflächlich genannt werden muß — bei den freien Araberstämmen etwa —, konnte der Kismetglaube die Lebensformen beeinflussen; auch Religionen, die weder christlich noch muselmanisch sind — wie die uns noch reichlich unbekannte „Teufelsreligion" der Jesiden —, zeigen, daß der Kismetglaube auch hier Eingang gefunden hat. Kann ein ähnlicher Glaube auch überall entstehen, so ausgeprägte Wirkung kann er nirgends haben wie im Morgenland, wo er zwar zur Demut vor Gott, nicht aber zur Demut überhaupt führte

und wo die Rücksicht auf seine Richtigkeit den Kern unendlich vieler, uns unverständlicher Handlungen darstellt.

Der Kismetglaube stellt die Grundlage des Willens zum Islam dar, gibt den Handlungen der Orientalen eine gewisse Einheitlichkeit; ohne ihn wäre das Nebeneinander der Erscheinungsformen des orientalischen Ichs (auf das wir später eingehen werden) oft gänzlich unübersichtlich und noch unverständlicher, als es bei oberflächlicher Betrachtung schon an sich scheint. Die soziale Struktur aller morgenländischen Gemeinschaften ist von ihm als Grundlage des Willens zum Islam beeinflußt, die ganze, eigenartige Stellung des Kalifats ohne ihn nicht erklärlich. Selbst in der alle bindenden Auffassung vom Prophetentum Mohammeds zeigt sich die Auswirkung, zeigt sich die dem Kismetglauben adäquate intuitive Lebensauffassung, welche die so verschiedenen Anhänger eint:

Der Orientale, ob Christ oder Mohammedaner, ist — in der Mehrzahl — wenig mitfühlend; Sentimentalität kennt er nur in Grenzen, Tierliebe fehlt ihm fast ganz. Er geht mit Tieren in herzloser, roher Weise um, sie sind ihm Dinge, die man als Notwendigkeit, als weiter nichts, zu betrachten hat. Mohammed aber hat dem Muselmanen befohlen, kein Tier zu töten, es sei denn, er brauche sein Fleisch. Strikt befolgt das Volk die Vorschrift: Lieber ein Tier tagelang im Sonnenbrand verschmachten lassen, als es zu töten. Und fragst du, ob der Prophet es so gemeint, so heißt es: Ich weiß nicht, es steht im Koran. Mohammed hatte bestimmten Willen, bestimmte Absicht mit seiner Vorschrift; das Volk kennt keinen Willen, es folgt dem Wort, dem Buchstaben. Mohammed hatte etwas verlangt, was ein Willensmensch verlangen kann, ein intuitives Wesen aber, das auf sein eigenes Seelenleben im engen Raum der Weltauffassung gestellt ist, nie im Sinne des Willens ausführen konnte.

Dem triebhaften, nicht durch die Schule jahrtausendealten Denkens gegangenen Menschen entspricht der Islam wie keine andere große Religionsgemeinschaft; darum wurde er das große Band des vorderen Orients. Und darum auch ist der Islam dem Inder etwas anderes wie dem eigentlichen Morgenländer. Der Inder hat den großen Weg indischen Denkens hinter sich, er ist kein Intuitionsmensch, kein Triebmensch. So ist es verständlich, daß der Islam nur einen Teil der indischen Völker zu sich hat ziehen können und die vorhandene Struktur geringer als anderswo beeinflussen konnte. Doch zeigt das Verhältnis zwischen Hindu und Moslem den Einfluß des Islams deutlich genug.

Es könnte eingewendet werden, daß der „morgenländische“ Geist ein „an sich“ sei, unabhängig vom Islam und von jedem anderen Glaubensbekenntnis, daß er längst vor Mohammed im Grunde ebenso vorhanden war wie nach Einführung des Islam. Und an dieser Behauptung ist sicher viel Richtiges; nur ist sie für die Folgerungen deswegen gleichgültig, weil keine Religion aus dem Nichts entsteht und so auch der Islam der komprimierte Ausdruck morgenländischen Geistes sein könnte, sozusagen die selbst geschmiedete Fessel, die alles, was Morgenland, im Sinn und Tun, heißt, zusammenfaßt. So wenig wir die Fessel mit dem Schmied identifizieren können, so wenig wollen wir dies beim Islam und dem morgenländischen Geist tun; so wenig freilich die Fessel ohne den Schmied denkbar ist, so wenig der Islam ohne die morgenländische Voraussetzung. Solange er aber existiert, können Teile nicht mehr das Ganze beeinträchtigen, denn alles Morgenländische hält er fest in seiner Hand zusammen. Er ist nicht nur Religion, sondern Quelle (die ohne den besonderen Erdboden auch nicht denkbar); er steht nicht, wie das Christentum in Europa, neben den Geschehnissen, sondern jedes Geschehnis hängt irgendwie, historisch oder psychologisch, mit ihm zusammen. Abgesehen davon aber schränkt ein Vergleich die Lebensauffassungen und Lebensstile bei Mohammedanern und Christen gleichen Stammes — etwa in Kleinasien und Mesopotamien — die Möglichkeit eines „an sich“ des „morgenländischen Geistes“ sehr ein.

Der Islam herrscht im Orient; er ist es, der dem Leben die eigenartige Formung gibt, er ist es, der die Einzelteile zum Ganzen schweißt. Die Religion ist es, die der Kultur, dem Ausdruck menschlicher Werteinstellung zur Welt, das Gepräge gibt. (Man vergleiche nur die auffallenden Unterschiede zwischen dem seßhaften, von der Religion stark beeinflußten, Araber und dem weit weniger beeinflußten arabischen Nomaden.)

Der Mensch des Morgenlandes ist abhängig vom Islam.

Der Mensch der Grenze von Orient und Okzident, der Grieche und Levantiner, ist nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Morgenländer, nicht Abendländer. Vom Abendland nahm er die Zivilisation, vom Morgenland die Subjektivität; die Kultur des Abendlandes kennt er, dessen Vorfahren (wenn die alten Hellenen seine Vorfahren waren) sie gegründet haben, nicht mehr; der Sinn des Morgenlandes mußte ihm als Christen ebenso verschlossen bleiben wie den seit anderthalb Jahrtausenden abendländisch eingestellten Juden.

Der Mohammedaner kennt keinen erblichen Adel, er kennt keine

eigentliche Pietät, oder höchstens der Mutter gegenüber, nicht einmal des Vaters Namen trägt das mohammedanische Kind. Alles wächst immer wieder neu, aus dem Geist der Länder heraus, in alten Formen zwar, fundiert auf Tradition, aber immer wieder modifiziert, wie es gerade in die Umgebung paßt. Immer mehr aber wird diese eigenartige Schöpfergabe des Morgenlandes verschwinden, je mehr der Orient das Heil, das ihm vom Osten kam, verlassen wird und sich den abendländischen Einflüssen verschreiben wird. Europa und Amerika sind ihm nachahmenswerte Elemente des Völkerlebens, nach Europa streckt der Orient seine Hände. So hat einst das Christentum, das morgenländische, seine Macht und seinen Weltsinn verloren, so hat der israelitische Messias im Abendland seinen Sinn und Wert verloren und so wird auch Mohammeds Gewalt durch die Sehnsucht der westlichen Mohammedaner immer mehr zusammenschrumpfen, wenn ihm nicht östlicher Geist wieder Macht verleiht.

Aufstieg und Abstieg.

Die Welt im Sinne eigenster Wünsche betrachten, Sein und Werden so aufzufassen, wie sie dem Rahmen der nächsten Umgebung sich am leichtesten einpassen, ist im großen und ganzen bestimmend für die praktische Lebensphilosophie des Morgenländers. So kann es nicht wundernehmen, daß die Masse sich gern etwas sagen läßt, sich mitreißen oder auch blenden läßt. Sind diese drei Eigenschaften schon der Masse im allgemeinen eigen, so kann man wohl im Orient beides verdoppeln: die Art, in der mitgerissen wird, und die Art, in der man sich mitreißen läßt, sind beide um einige Grade stärker im Ausdruck und Eindruck, als dies in Europa allgemein der Fall zu sein pflegt; fraglich, ob sie auch tiefer wirken und sich tiefer verankern; wenn nach Äußerungen zu urteilen erlaubt ist, also aus der Schnelligkeit des Umschwungs der *Anschauungen*, soweit er sich in Handlungen ausdrückt, die nach außen dokumentieren sollen, so ist von einer tieferen Verankerung als in Mitteleuropa kaum zu reden, eher vom Gegenteil. Wieweit andererseits der Morgenländer tatsächlich zeigt, was er fühlt, läßt sich oft genug schwer entscheiden. Sicher ist er begeisterungsfähig, vielleicht weit mehr als die Masse Europas. Ebenso sicher aber ist, daß seine Begeisterung andere Wege geht, Wege, die sich unserem Denken, Tasten, Einfühlen zuerst völlig verschließen. Denn der Morgenländer ist nicht nur ein glänzender Schauspieler, *er ist auch ein Komö-*

diant vor und für sich selbst. Der wahre Kern seiner Seele, das wirkliche Gefühlsleben steht neben einem unwirklichen, nicht mitgeborenen, nicht wahrhaft erlebten, sondern konstruierten, aber als ebenso wahr empfundenen zweiten Erleben, das nur im nächsten Umgang sich dem Beobachter als das offenbart, was es ist: die Flucht vor dem Wirklichen. In wieviel Äußerungsmöglichkeiten fließt nicht dieser Strom! Einmal ist er Höflichkeit, übertrieben, überschwenglich und doch Formel; ein andermal Ausgelassenheit; oder Würde; oder Begeisterung; Fanatismus. Der Morgenländer braucht diese Beigaben für die Ausgeglichenheit seines Daseins ebenso wie der geistig hohle Europäer ähnliche Würzen für sein klägliches Leben benötigt; aber der Orientale, der sich — selten wird er sich dessen bewußt — auf diese Weise in die Parallele seines Ichs begibt, ist nicht hohl, er braucht diese nicht zu seinem Ich gehörigen Formen zum Leben nicht minder als Nahrung oder Abwechslung der Umgebung. Denn sicherlich liegt all das außerhalb seines Ichs. Er kann, wenn er will oder muß, alle diese Ausdrucksarten von sich abstreifen wie ein Kleid.

Der in Europa ausgebildete Morgenländer steht diesem Wesen seiner heimischen Brüder oft in merkwürdiger Einstellung gegenüber: Er kritisiert das eigene Erleben vor sich selbst, er spürt die „Parallele“, ist aber doch sich seines Kerns bewußt und sucht den Mittelweg, ohne ihn je zu finden, ohne ihn finden zu können; denn wie sollte er, der heimgekehrt doch im Kreise und Banne morgenländischen Wesens wirkt, er, der sich doch den Brüdern als Bruder fühlt, voll und ganz abstreifen können, was ihm angeboren, was Sitte und Urväterlehre ihm in der Jugend als Kern des Lebens gezeigt. Er ist sich des Mantels, den er in seiner Eigenschaft als Türke oder Araber umhängt, weit mehr bewußt als jene Masse der Heimatlichen, er hängt ihn mit anderer Geste um, er zeigt ihn oft dem europäischen Freunde, aber — er braucht ihn. Nur wenn höhere Bildung, tiefere Erkenntnisse ihn in eine Stimmung der Opposition gegen die eigenen Landsleute hinreißen, wenn er, der weiß, was Europa will, erkennt, daß die Masse wieder einmal die Welt im Sinne eigener Wünsche betrachtet, dann schlüpft er wohl aus der orientalischen Hülle und stemmt sich gegen die Welt seiner Brüder, im Bewußtsein, ein Mitglied seiner Artgenossen, aber auch ein Mitglied europäischer Geistesgenossenschaft zu sein.

Vergessen wir nicht, uns einer anderen Eigenschaft der orientalischen Masse anzunehmen, die in seltsamem Gegensatz zu der

absolut entgegengesetzten der sogenannten „höheren Stände" steht: der Genügsamkeit. Das Bild, das der nahe Orient in soziologischer Hinsicht bietet, ist unverständlich, solange man nicht diese Gegensätzlichkeit und ihre Folgen klar erkannt hat. Schon die Schilderungen der Reisenden, die kurze Zeit die Levante bereist haben, ebenso die Darstellungen, die wir in Romanen und Novellen finden, erzählen teils von der Raffsucht des Orientalen, teils von einer maßlosen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit; der Orientale sei der geborene Händler, dessen Hauptaufgabe es sei, durch enorme Preise den anderen zu übervorteilen, sich selbst also mit allen Mitteln zu bereichern; hierin sei kein Unterschied zwischen dem Pascha, der sein Land verpachtet, und dem armseligen Straßenhändler, der zu dreifachem Preise ein Tuch, ein Band oder einen Knopf verkaufe.

Wie aber zeigt sich das Bild, wenn man die einzelnen Striche und den Aufbau verfolgt? So wenig wie in irgendeiner Beziehung sich beim Betrachten der Mentalität eines Volkes Gesamturteile abgeben lassen, so lächerlich es ist, von einem Standpunkt das Ganze übersehen zu wollen, so töricht wäre es, über diese Gegensätzlichkeit vom Standpunkt des alleinigen Beobachtens aus Schlüsse zu ziehen. Denn schon stoßen wir auf die Gegenpole: Keine Truppe Europas könnte auch mit der doppelten Menge von dem auskommen, was so manche Woche lang die Ration morgenländischer Regimenter darstellen muß: eine Hand voll Oliven, ein Stück Brot, eine Flasche oft schlechten Wassers; damit ein Marsch von dreißig Kilometern heute und dreißig morgen unter der gleichen Voraussetzung, dabei froher Mut und keine schlechte Stimmung. Und wie diese Soldaten, so lebt in ruhigem Frohmut mancher kleine Handwerker, Lastträger, Arbeiter, vom glückseligen Bettler ganz zu schweigen. Mit einigen Datteln in der Tasche beginnt ein Araber oft genug den Wüstenritt und die umständlichen Vorbereitungen des Europäers nötigen ihm ein Lächeln der Überlegenheit ab. Überlegenheit aber verführt leicht.

Wer ein luxuriöses Leben gewohnt war, verfällt, wenn Gelegenheit sich bietet, wenn Macht und Unrecht es gestatten, auf ungerade Wege, dieses Leben auch dann sich bieten zu können, wenn die Mittel von einst längst erschöpft. Der allmächtige Sultan konnte einst Rechte vergeben, Ländereien verschenken, Menschen der Masse zu Paschas, Paschas zu Parias machen; er konnte den Günstling mit allen Reichtümern überhäufen, dem Reichen seinen Reichtum nehmen, ohne daß es Recht gab oder Opposition. Geld war alles. Für Geld und Geld erpreßten die ägyptischen Prinzen vom lüsternen Padischah in Stam-

bul immer neue Rechte für ihr Land; für Geld und Abgaben erpreßte der Pascha immer neue Rechte für sich aus der Provinz, die er zu Nutz und Frommen der Bewohner verwaltete. Wo Geld so leicht zu erringen, wo Macht so sicher zu mißbrauchen, wird Wohlleben und Verweichlichung ebenso einsetzen wie die unersättliche Gier nach mehr und immer mehr.

Des Paschas Diener wird schließlich mächtiger sein als der Vorstand der Stadt; des Dieners Sohn wird die Gewohnheiten des Paschas trefflich nachzuahmen verstehen, doch noch fehlt ihm das Mittel, zu erreichen, was jener erreichte: Geld. Kein Weg ist zu schlecht, dieses Ziel zu erreichen, kein Mittel darf gescheut werden. Sie, die Diener und ihre Söhne, waren andere wie das einfältige Gesindel, das sie im Schutze der Paschamacht knechten und bedrohen konnten; sie aßen das Essen des Paschas, sie aßen wie er zwanzig Gänge, wenn es vielleicht auch nur die Abfälle des Mahles seiner Herrlichkeit waren. Sie, die Diener und ihre Söhne, die Beamten und Aussauger, die Starken, sie wurden ein Stand und damit trat das Bewußtsein ihres Standes auf, gleichviel ob sie schließlich statt des ersehnten Paschatitels nur mittlere Beamtenstellen erhielten oder Baumwollhändler, Pächter, Steuerverwalter wurden. Sie waren ein Stand, sie waren „Effendis", d. h. Herren von Auftreten und Bildung.

War, was vom Tische des Sultans oder eines seiner Paschas abfiel, immer noch reichlich genug, sich selbst als kleiner Pascha zu fühlen, so wurde es von Generation zu Generation weniger, ohne daß der Effendi aufhören wollte zu sein, was seine Väter waren, ein Herr von Auftreten und Bildung. Im kleinen, bürgerlichen Stil mußte er daher versuchen, was seiner Väter Herr groß und machtvoll getan: sich bereichern, wo irgend es anging, mit einem Minimum von Arbeit und einem beträchtlichen Aufwand von Schlauheit ein Maximum von Geld zu erwerben, nicht um es zu vermehren, nicht also um reicher und reicher zu werden, sondern um ein „Auftreten" zu haben und Ausgaben machen zu können. Nicht des Raffens, sondern des Wohllebens wegen.

Da trat auch in diesem Stand eine Hemmung auf, die nicht erwartet war. Erwartet war die schlaue Spekulation des armenischen Steuerpächters, der reich werden wollte, um seine Kinder mächtig zu sehen, der da raffte, um des Geldes Macht späteren Generationen zur Verfügung zu stellen, daß sie den mächtigen Türken, der Arabien beherrschte, Ägypten befahl und den Balkan sein nannte, zu Freundlichkeit und Entgegenkommen zwängen aus Macht des Kapitals. Un-

erwartet war die Wirkung europäischer Erziehung, die Paschasöhnen neue Wege zeigte, sie von alten abzog, ohne ihnen jene arbeitslosen Methoden zu ersetzen. Die aber auch manchem Auge und Sinn öffnete dafür, daß dieses Wohlleben eines Tages kläglichstem Ruin wird weichen müssen. Da wurden Paschasöhne Ärzte, Juristen, Ingenieure. Sie retteten sich und ihre Familie in einen bürgerlichen Hafen, traten in Konkurrenz zu Juden, Griechen, Armeniern und versuchten Europäer zu werden. Sie retteten sich, nicht aber ihre Brüder und Vettern, die weiter auf den alten Wegen wandelten, die Gelegenheit zum Geldmachen suchten und damit mehr und mehr klägliche Nachahmer großer Gewohnheiten wurden. Immer wieder fanden sie jahrzehntelang Gelegenheiten, ihren Ansprüchen Mittel zu verschaffen; war es dieses Mal eine Armenierverfolgung, so war es das andere Mal der plündernde Krieg oder der in einer Notlage befindliche zahlende Staat, der in Kriege oder Revolutionen verstrickt war. Oder aber es war die dem Beamten sich bietende Gelegenheit, sich „schmieren" zu lassen, „Bakschisch" zu erhalten, das, wo es nicht gegeben wurde, auch verlangt oder erpreßt werden konnte.

Und wieder stehen wir anderen kapitallüsternen Kreisen gegenüber im Betrachten der Griechen und Spaniolen, von denen man Geschäftsgeist preist oder tadelt. In der Tat fand man reiche, sehr reiche Leute unter ihnen. Was aber taten sie mit ihrem Gelde? Wohl bauten sie sich ein schönes Haus am Kai von Smyrna, am Strand von Alexandrien oder auf den Prinzeninseln. Was aber weiter? Von morgens bis abends hockten sie in ihren Läden oder Kontoren, ließen Geld zum Gelde fließen, nicht um produktiven Zielen zu dienen, nicht um das Gold glänzen zu sehen, nicht um sich mit Kunst und Künsten zu umgeben, sondern aus nie ruhendem Geschäftsgeist, aus der Unrast des zum Erwerbsleben verurteilten Menschen. Nur *einer* der Söhne konnte sich meist des Vaters Reichtums erfreuen, konnte geistigen Anforderungen seines Wesens folgen, Geistlicher, Arzt, Gelehrter werden.

All diesem steht die Masse gegenüber, froh, die geringen Ansprüche befriedigen zu können, ganz der Tradition ergeben, ganz dem Spiel auch orientalischer Freuden hingegeben. Was ist es denn, wenn jener Händler für sein Tuch, sein Band oder seinen Knopf erst den dreifachen Preis fordert?: Spiel, Trieb zum Spiel. Denn ganz genau weiß er, daß auch der Käufer, der seit Jahren die Gewohnheiten kennt, den Preis richtig ermessen kann, ja, daß jener vielleicht nicht begreifen könnte, wenn von vornherein ein richtiger Preis genannt würde. Wie

leicht könnte der Käufer dann das Spiel beginnen und es zu des Verkäufers Nachteil beenden!

Die Macht des Padischahs aber war dieser Menge der Gutgelaunten ein unendliches Wachsen, dem nichts Einhalt gebieten konnte. Ob er eine Provinz mehr besaß oder verlor, was tat es? Sein Land war so groß, seine Machtfülle so unendlich, daß schon aus seiner Macht heraus die Genügsamkeit des Lebens befriedigt werden konnte. Kamen nicht immer wieder Fremde, dem Kalifen seine Ehre kundzutun, war schon je einer verhungert, gab es nicht immer wieder dort und hier einen Piaster für Brot und Oliven? Und wenn ewige Kriege die Männer vom Felde holten, waren nicht Frauen zur Arbeit da? Was anderes hätte das Weib zu tun, als für den Mann zu sorgen, der es verteidigt?

Der europäisch ausgebildete Morgenländer ahnte schon vor der Zeit, daß diese Gleichgültigkeit, der es nichts ausmachte, daß ein Krieg verloren, eine Provinz, ein Land verloren, daß diese Gleichgültigkeit zum Ruin führen mußte, die es mit ansah, wie Länder und Rechte, Lieferungen und Konzessionen an Ausländer gegeben wurden, nur um das Wohlleben der hohen Klassen sicherzustellen, neue Feste feiern zu lassen und Prunk an Prunk zu reihen. Die Masse sah aber nur unendliche Macht, bezaubert vom Glanz der Herrschenden, von der Gewalt eines einzelnen, sah sie nicht rechts noch links, sondern lebte in ihrer Flucht vor dem Wirklichen, eingehüllt in den starren Mantel ewiger Begeisterung oder in das zitternde Kleid der Furcht, die zu Gewohnheit und Lebensinhalt geworden.

Die Herrlichkeit krachte zusammen; die Paschas und Effendis hatten schlechte Tage. Die Waffen, zu lange im Kampf, ohne aufgefrischt zu werden, versagten. Aus dem allumfassenden Reich des Türkenherrschers entstanden neue Staaten, entstand Ägypten als Staat, Palästina, Syrien, die arabischen „Reiche". Wo vorher eine gerade psychologische Reihe zu verfolgen, entstehen heute verschiedene Linien, neue Gebilde, alte tauchen wieder auf. Noch lebt und genießt der Effendi alten Stils in Ägypten, neu angetan mit europäischer Geste und den Manieren des letzten Kammerdieners eines Landlords; noch lebt er und arbeitet nach alter Weise an der Ausgestaltung eines genußreichen Daseins. Aber es ist schwer geworden, den alten Stil zu erhalten, dem die arbeitsreiche Konkurrenz der Ausländer und die Methoden der europäischen Eindringlinge feindlich gegenüberstehen. Hier erwacht der kenntnisreiche, europäisch geschulte Morgenländer, tritt hervor und verkündet, gestützt durch die

Behauptung, die Kenntnisse der Eindringlinge ebenso zu besitzen wie diese, die Unabhängigkeit seines Landes. Ihm, dem Effendi, ist diese Unabhängigkeit nicht Ziel, sondern Weg, nicht Zweck, sondern Mittel.

Eine andere Einstellung zeigt die neue türkische Entwicklung, eine andere Einstellung und andere psychologische Grundlagen:

Es wird sich aus allem eben Gesagten leicht genug der Schluß ergeben, daß der Orientale ein verschlagener Politiker, ein schmeichelnder Diplomat sein kann, dem eine genügsame Armee zur Verfügung gestellt wird. „Glühende Vaterlandsliebe" ließ einige beherzte Männer nach dem Zusammenbruch im Weltkriege gegen feindliche Übermacht Front machen und einen neuen Staat auf nationaler, republikanischer Grundlage errichten, einen gegen früher sehr kleinen Staat, der aber den Vorteil bot, fast ausschließlich von „Türken" bewohnt zu werden, frei war also von allen griechischen, armenischen Einflüssen[4]). Sicher ist die Triebkraft, die diese Leute beseelte, das gewesen, was wir gemeinhin Vaterlandsliebe nennen. Es mag jedoch bedacht werden, daß Vaterlandsliebe nicht ohne weiteres die Liebe zur Heimat, zur Scholle, zur alteingeführten Kultur sein muß. Es gibt auch jene Vaterlandsliebe, deren Grundlage der Trieb ist, der Napoleon beherrschte, es gibt jene, die auf dem absolut mächtigen Wunsche nach Freiheit ruht, und jene, die in der Abneigung gegen den Gegner ihre Wurzel hat, und jene, die aus Verachtung der Feigheit der heute Herrschenden entstehen kann.

So schwer es festzustellen sein mag, welche Art der Vaterlandsliebe hier gewirkt hat, so interessant wäre es, die Wurzel zu erkennen, aus der diese Handlungen gespeist werden, festzustellen, welchen Regungen des okzidentalen Ichs sie sich nähern.

Napoleon, der umspannende Geist, dämonische Phantast, hatte eben diese Qualitäten, hatte das Fluidum des mitreißenden, hemmungslosen Genies, ließ Reiche werden und vergehen. Der Orient braucht keinen Bonaparte. Ihm liegt anderes. Was haben Enver Pascha, Mustafa Kemal Pascha in der Türkei, Riza Khan in Persien, ja Zaglul Pascha, der nicht einmal die große Geste hatte, in Ägypten erreicht! Riza, ein einfacher Mann und Soldat, hat es zum Diktator, zum König von Persien gebracht, gewiß ohne ein Napoleon zu sein, vielleicht sogar, ohne ganz zu ahnen, wozu dieser Aufstieg ihn dem Schicksal gegenüber verpflichtete. Napoleon, Bismarck, Friedrich der

4) Vgl. Halide Edib „Das Flammenhemd". Wien 1924.



Große stützten sich auf ihr Sein und ihren inneren Wert, auf den Ruf, den sie erfühlten, und die Berufung, die sie daraus ableiteten. Der Orientale stützt sich auf den Wunsch nach Hingerissenheit. Napoleon faszinierte und jagte Schrecken ein; der orientalische Führer stützt sich auf Leistungen und imponiert. Er wagt ein Spiel und hat schließlich die Möglichkeit stillen Abtretens; da ist nicht die Besessenheit des Genies, das nicht resignieren kann, ohne gleichzeitig unterzugehen, vielmehr ist da ein rein menschliches Erleben, ein sich Mensch unter Menschen fühlen ohne den Wunsch nach einsamer Höhe.

Dann aber gesellt sich, entsprechend der politischen Lage orientalischer Länder, ein demagogischer Zug dazu, der Wille, gegen etwas aufzutreten, um jeden Preis; der Wille, Führer, ja Märtyrer zu sein (Zaglul?); nicht gegen die Masse der Eigenen, nicht gegen den Menschentypus der Landschaft, nur gegen den Fremden, den Eindringling. Die Losung heißt Kampf. Ist er siegreich beendet, so steht der Führer hilflos vor der Aufgabe der Neuorganisation, des Aufbaus: entweder hat seine Kampfidee, die „Vaterlandsliebe", nicht die aufbauende Kraft realen Dingen gegenüber, sie erschöpft sich im Selbständigkeitsdrang, zunächst destruktiv, — oder sie hat Willen und Kraft zum organischen Aufbau, dann wird sie gehemmt durch den Typus des Effendi auf der einen, den des „Komitadschi" auf der anderen Seite [5]).

Der glatte, geschickte orientalische Diplomat, schlau oft und verschlagen, gilt im Kreise der Beobachter, in Kreisen europäischer Diplomatie sogar oft als ein Aufschneider, Größenwahnsinniger, dessen Staat die einstige Größe nicht vergessen kann und heute noch als Gernegroß sich in Macht und Stärke badet, wo nur klägliche Reste und kümmerliche Neuanfänge in Wahrheit vorhanden. Der okzidentale Beobachter geht auch hier wieder einmal von seinem eigenen Erleben aus, vergißt, daß die im Grunde naive Weltauffassung des Orientalen die Welt immer im Spiegel des eigenen Wunsches be-

5) Wir haben keine Übersetzung für „Komitadschi", uns fehlt nicht nur das Wort, sondern der Begriff: ein Gemisch von Raubritter-Verschwörer-Effendinatur; ein Abenteurer, Räuberhauptmann, Demagoge, auf eigenen Vorteil bedacht, immer auf der Suche nach einer „Rolle"; heute Minister, morgen verfolgter Revolutionär; Essad Pascha auf dem Balkan, der große Ibrahim Pascha in Nordsyrien sind die deutlichsten Ausdrücke der politisch-historischen Komitadschi-Natur. Ursprünglich ein Produkt balkanischer Abenteuerlichkeit, hat sich der Typus in anderer Form auch an den kurdisch-arabischen Grenzgebieten selbständig entwickelt: der abenteuerliche Mensch als Produkt der abenteuerlichen Landschaft.



trachtet, so daß das Ich ihm nie von der Umwelt zu trennen möglich ist. Das Ich des Morgenländers zeigt auch hier sich nie als geschlossener Komplex, der mehr oder weniger klar zutage tritt oder durch langsames Einfühlen in seiner Geschlossenheit zu erfassen ist. Was wir auf diese Weise erfassen, sind — immer wieder muß daran gedacht werden — nie Teile eines Ganzen, sondern nebeneinander bestehende Selbständigkeiten, deren jede in jeder Stunde zur Herrschaft gelangen könnte, so einen dem Beobachter unverständlichen Umschwung vortäuschend. Je disziplinierter nun allerdings Verstand und Geist oder Denken und Wille sind, desto seltener wird, ohne hinreißende Beweggründe, dieses Nebeneinander der seelischen Struktur sich äußern, desto abgerundeter, verbundener wird sie scheinen. Ohne es je im okzidentalen Sinne sein zu können.

So auch nur ist es möglich, politische Umstellungen zu erfassen, die der Orient in kürzester Zeit und ohne Hemmungen durchführt: die Türkei, Land des Kalifen, Hochburg des Islam und der mit ihm verbundenen Erscheinungen, vor kurzem sogar noch byzantinisch regierter Staat, wird in Zeit von Monaten Republik, entläßt Sultan und Kalifen, entthront damit den Islam, beschränkt seine Klöster, europäisiert die von ihm verlangte Tracht, schafft die Vielehe ab, errichtet eine neue Hauptstadt. Was wir hier sehen, ist nun gewiß nicht von gestern zu heute gedacht und ausgeführt; das Unterschiedliche zur abendländischen Entwicklung derartiger Prozesse ist jedoch, daß man in Europa längst Anläufe, ein langsames Anwachsen einer entsprechenden Bewegung hätte beobachten müssen, eine langsame, ständige Agitation oder die in der Politik üblichen Formen der Vorbereitung einer erwünschten Ära. Nichts von alledem im Orient. Hier zeigt sich das Resultat oder — nichts. Die Kette, die wir im Abendland gemeinhin vom Grundgedanken bis zum vollendeten Resultat oder endgültigen Aufhören einer Bewegung verfolgen können, zeigt sich im Morgenland kaum oder gar nicht. Wir sehen einzelne Punkte aufleuchten, dann plötzlich das Ende einer Kette, die wir nicht feststellen können, auf deren Vorhandensein wir lediglich auf Grund unserer okzidentalen Einstellung schließen zu müssen glauben. Wir können aber diese Kette nur bedingt annehmen; was wir feststellen, ist tatsächlich ein Nebeneinander. So erscheint im diplomatischen Verkehr auch oft genug der scheinbare, plötzliche Wechsel von Auffassungen oder Behauptungen seitens orientalischer Diplomaten den Gegenspielern als „Bluff", ohne etwas anderes zu sein als ein neu aufspringender Punkt aus der Fülle der nebeneinander lagernden Teile

des Ichs. Es scheint als sicher angenommen werden zu können, daß der Morgenländer selbst die Entstehung der Resultate, die zutage treten, nicht verfolgen kann, sondern daß auch er plötzlich dem Fertigen gegenübersteht, auf dessen Entstehung er keinen Einfluß hat ausüben können. Weit mehr als der okzidentale Mensch arbeitet unkontrollierbar das Unterbewußtsein im morgenländischen Menschen.

Ethos und Eros.

In seiner kurzen, grundlegenden Arbeit über „Die Seele des Orients" hat Willy Haas [1]), dessen Meinungen und Beweise sich im allgemeinen weniger auf das stützen, was wir „Morgenland" nennen, sondern wohl hauptsächlich auf den fernen Osten, auch das morgenländische Ich klar zerlegt und dabei u. a. den folgenden Satz aufgestellt: „ . . . das orientalische Ich zerfällt, sofern wir seine charakteristischen Seiten beachten, in eine Summe . . . Teilpersonen, die aber nicht als Persönlichkeit vom Okzidentalen empfunden werden, eben weil die Persönlichkeit sie nicht durchtränkt, weil sie in ihnen nicht gespürt wird. Erst die Summe dieser Teilpersonen . . ., die einen quasi-selbständigen Eindruck machen, stellt die ganze Persönlichkeit dar; aber diese Summe kann nicht in einem und nicht auf einmal erscheinen . . ."

Wer nach der Lösung so manchen Rätsels des Morgenlandes und seiner Menschen sucht, dem wird dieser Satz eine klare, krasse Erleuchtung geben. Überall stoßen und reiben wir uns an Erscheinungen, die wir nicht erklären können, überall scheinen Widersprüche unsere Erkenntnis zu hemmen. Wir müssen erst *lernen*, den Morgenländer von sich aus, von *seinem* Wesen aus zu erfassen, um uns Taten und Ereignisse erklären zu können, die uns sinnlos oder in seltsamer Weise verschlungen anmuten. Jedem z. B., der den Orient kennt, wird es klar sein, daß ein Zugehöriger des Typus „Effendi", wie wir ihn vorhin haben entstehen sehen, nie das sein kann und wird, was wir „Persönlichkeit" nennen. Warum? Ist es nur die Weichheit des prunkliebenden Nichtstuers, die dies ausschließt, oder die Sinnlosigkeit seiner Betätigungen, die Einseitigkeit der Ansprüche, die er an das Leben stellt? Es ist mehr. Es ist das Fehlen eines Stils, eines positiven Wollens, eines Ziels als ethische Triebfeder. Das Leben „genießen" als Aufgabe, den Genuß bis zum letzten Tage fortsetzen als Ziel, dies kann sich nie zum Wesen einer Persönlichkeit verdichten,

1) Willy Haas: Die Seele des Orients, Jena.

die im okzidentalen Sinne, gedrängt von Anforderungen, ein Ziel zu erreichen sucht, gleichviel ob es materieller oder ethischer Natur ist.

Skeptisch steht man — in praktischer Beziehung wohl: leider — daher den Taten und Anstrengungen jener Orientalen gegenüber, die selbst diese Erkenntnis haben und, indem sie Anstrengung an Anstrengung reihen, leicht über das Ziel hinausschießen, die praktischen Möglichkeiten überschätzen und Ziele erreichen wollen, deren Qualitäten eben durch die Verhältnisse zweifelhaft sind. So auch erscheinen dem psychologischen Beobachter oft die Strebungen jener neutürkischen Reformerkreise, die die Politik unter der Bezeichnung „Angora-Regierung" als geschlossene Einheit und eigenartiges Gebilde kennt. Wieweit nun die führenden Köpfe dieser Bewegung tatsächlich Morgenländer im Sinne des von uns skizzierten Typus sind, wissen wir noch nicht. Daß sie aber tatsächlich Wege suchen, die Brücke zu schlagen zwischen orientalischer Volksmentalität und abendländischen Staatsnotwendigkeiten, läßt sich kaum leugnen. Ob ihren Strebungen Erfolg beschieden sein wird, kann selbst ein prophetischer Politiker nicht ermessen; daß zum erstenmal der Wert der Arbeit in jeder Beziehung *versucht* wird anzuerkennen, wird er nicht abstreiten können. Arbeit aber ist dem Morgenländer (als Produkt der Volksmasse) ein Begriff, mit dem man sich theoretisch ungern, praktisch möglichst wenig befaßt. Weit sympathischer ist es, an der Wasserpfeife zu saugen und sich jenem Zustand hinzugeben, den der Türke „Kehf" nennt und den unter dieser Bezeichnung auch der Küstenaraber, unter anderen der Perser, als den angenehmsten Teil seines Daseins empfindet. Empfindsame Schriftsteller und berichtende Damen haben sich gern mit diesem Zustand befaßt, in dem sie nicht den Gegenpol der Arbeit, sondern eine höhere, feinfühlende Regung des Seelenlebens zu sehen glauben, ein „Einziehen aller Seelenfäden", ein mystisches Eindringen in den Weltgeist, eine Art Aufgeben des absoluten Bewußtseins. Robustere nennen diese seelische Tätigkeit das „Dolce far niente", alias dösendes Träumen bei halbwachen Sinnen, die Freude am Nichtstun. Sicher ist, daß diese „Tätigkeit" eine völlige Verkapselung gegen die Zumutung geistiger oder körperlicher Arbeit darstellt, nicht zu vergleichen mit dem tastenden Einfühlen des ruhenden Bhuddisten, des Grüblers, der in stiller Stunde sich mit der Welt zu verbinden sucht. Weit mehr als der Typ des Grüblers ist der des spielfrohen Menschen zu finden. Unzweifelhaft kennt das Morgenland den Typ des Grüblers; mehr und mehr aber verschwindet er in den Ländern, die an westlichem Geiste allein genesen zu können

glauben, die in westlicher Zivilisation das Ideal, in amerikanischer Maschinerie das Erstrebenswerte sehen. Der spielfrohe Mensch aber stirbt noch nicht aus. Er ist verkörpert in jenem Menschenschlag, dessen Art der Reisende daheim als „naiv" rühmt, und in jenem, den er als „unerträglichen Raufbold" registriert.

Insbesondere die städtischen oder wenigstens ansässigen Stämmlinge der freien Bergvölker, unter ihnen wieder besonders die Kurden, tun sich in dieser Hinsicht hervor. Selten wird man sie etwa Sport treiben sehen, wie denn überhaupt der Sport, für den die orientalische Jugend eine plötzliche, äußerst regsame Freude äußert, die sich zum Enthusiasmus steigern kann, nicht aus dem Wesen dieser Menschen stammen kann, sondern als Produkt der Westsucht angesehen werden muß. Unter dem Schlagwort der „Ertüchtigung" hielt er seinen Einzug und politischem Streben verdankt er letzten Endes seinen Siegeszug: man will zeigen, daß man etwas kann, so gut wie der Europäer, so gut besonders wie der Engländer, dessen Erfolg auf nichts als Sport zurückzuführen manchem Enthusiasten möglich erscheint. Nicht in sportlichen Kreisen wird man also die Abkömmlinge der freien Stämme finden, sondern in jenen anderen, in denen Männer männliche Spässe treiben, die bis zum Messerstich, zum Pistolenschuß führen können. Kurde und Tscherkesse, viel weniger der Tartar, neigen diesen männlichen Kampfspielen mit wenigen Ausnahmen gern zu, haben auch das nötige Handwerkszeug meist bei sich. Die Gegner von heute aber können morgen beste Freunde sein, ohne Falsch, ohne Hemmung. Sie können freilich auch in zäher Feindschaft jahrzehntelang den Gegner verfolgen, den Haß auf die Kinder verpflanzen. Unschwer drängt sich der Vergleich auf mit der Zähigkeit, mit der diese Stämme zum Teil noch heute in den freien Gegenden ihrer Väter die Blutrache nähren und als Heiligtum hochhalten. In diesen „Naiven" wohnt Trotz.

Bezeichnend ist, daß bei allen Revolutionen, die Konstantinopel gesehen, stets die „Hammale", die Lastträger, eine große Rolle gespielt haben, jene erstaunlichen Männer, die schwitzend Lasten tragen, die jeder europäische Dienstmann einem Rollwagen zuweisen würde. Diese Leute aber setzen sich zu etwa drei Vierteln aus Kurden zusammen. Sie waren mit großen Stöcken bei der sogenannten „Armenierverschwörung gegen die Banque Imperiale" zur Hand, sie waren ein gutes Werkzeug bei Enver Paschas jungtürkischem Umsturz, und sie sind heute noch da, wo „etwas los ist". Bis heute ist noch keine Stadtverwaltung so recht ihrer Herr geworden; sie lachen über Vorschriften,

Tarife, Verordnungen, schimpfen und prügeln, stehen einer für den anderen und einer gegen den anderen, wie es gerade nötig ist, aber — versuchen stets ihr eigenes Recht zu behalten, das sie ehrlich vertreten, wenn auch mit Mitteln, die der Staat und seine Bürger als unmöglich ansehen; wie denn überhaupt Ehrlichkeit neben ihrem Kampf-Spieltrieb ihr hervorragendster Zug ist. Wie Kinder und Phantasten imstande sind, aus Arbeit Spiel zu machen, so ist auch diesen Menschen oft genug die Möglichkeit gegeben, in schwerster Arbeit spielerisch vorzugehen. Hier nun sind es weniger die in der großen Stadt wohnenden, doch mehr oder weniger von der Bewegung der Umgebung schon etwas beeinflußten, sondern die Arbeiter der Kleinstadt, des Dorfes. Nie habe ich Menschen mit soviel lachenden Schreien arbeiten sehen wie die arabischen Hafenarbeiter in Aegypten, nie Menschen mit so viel Schreien und gegenseitigem Antreiben so wenig schaffen sehen wie „Hammale" in Anatolien, wenn sie Wagen beladen, Steine aufschichten oder sonst etwas ähnliches tun. Bei einer Schar von zehn Arbeitern dieser Art kann man in zehn Minuten wohl zehnmal, auch öfter, das „Heide" hören („Los!", „Vorwärts!"), das sie sich gegenseitig zurufen, ohne daß man auch nur eine einzige schnellere Bewegung feststellen kann. Was man aber feststellen kann, ist die Lustigkeit, mit der sie sich dabei etwas erzählen, die Spielhaftigkeit, mit der sie die Dinge ansehen, mit ihnen und der damit verbundenen Arbeit *quasi* spielen; oder das spielhafte Sich-in-die-Brust-werfen, das der Tschauch oder Hammalbaschi, ihr Anführer, zeigt, wenn *er* nun, nachdem die andern es versucht, zeigt, wie es zu machen ist; oder die schauspielerische Pose des Aufsehers in Aegypten, der den Fürsten spielt, der über seine Untertanen mit Wort und Peitsche herrschen kann. Er *hat* nicht jene eingebildete Würde, die der preußische Unteroffizier sich einredete, als zu ihm, seiner Stellung und Macht zugehöriges Attribut; er spielt nur Würde und ist zuletzt ein Hammal wie jeder andere.

Wie falsch aber wäre es, aus diesen unverkennbaren Einstellungen einzelner Stämme und einzelner anderer, die sich aus gleicher Lebenseinstellung in demselben Beruf zusammengefunden haben, nun Normen aufstellen zu wollen über morgenländische Menschen überhaupt! Wo etwa fände man die Parallele zu dem hier Skizzierten in den Kreisen der Effendis, wo auch — um diesen neueren Typus nicht allein heranzuziehen — in den Gegenden der cilicischen Küstenaraber und Fellachen? Der Fellach auf dem Baumwollfeld oder in den prächtigen, Gott allein überlassenen Gärten der Adana-Ebene weiß nichts

von Spieltrieb und spielendem Kampf, lachend getaner Arbeit. Wenn es schon einmal erlaubt sein darf zu schablonisieren, so könnte man wohl sagen, daß Arbeit ihm eine unerfreuliche Erscheinung des irdischen Lebens, der er notgedrungen mit mürrischer Miene nachgeht. Es gibt aber keine Schablone, so wenig wie es eine einheitliche Aeußerung morgenländischer Psyche gibt; es gibt nur die Grundlage, die Struktur, die einheitlich ist, die aber immer wieder neue Formen der Aeußerung hervorbringt. Landschaft, Abstammung, Itensität, westliche Einflüsse lassen aus derselben Urstruktur immer wieder neue Aeußerungen ein und desselben morgenländischen Ichs erscheinen, ohne daß dadurch das Vorhandensein des „typischen Morgenländers" in Frage gestellt werden kann.

Wie der Mann des Orients sowohl in Idee wie fast immer in der Praxis, als Typus also wie als Einzelmensch (und damit als Durchschnittsexemplar), sich vom okzidentalen Männertypus unterscheidet, so auch die Frau. Die Frau als orientalischer Typus! Die Frau als orientalische Idealgestalt! Denn so wenig es eine „morgenländische Landschaft" an sich gibt, so wenig gibt es eine morgenländische Durchschnittsfrau. Die Landfrau und die Städterin, die Frau aus Pera und die Frau aus Konia, die Dame aus Kairo und die Fellachin an der Küste des Mittelmeers, sie sind als Menschen so verschieden wie ihre Männer. Die Frau aber als Kollektivbegriff morgenländischer Psychologie lebt und jede dieser Frauen stellt ein Stück oder Stückchen dar von dem, was wir getrost den Typus der morgenländischen Frau nennen dürfen.

Ein gefährlicher Boden, den wir hier beschreiten; manchen Vorhang werden wir fortziehen müssen, mancher Reisebericht wird illusorisch werden und das entschleierte Bild mag nüchterner wirken, als dem Sucher lieb ist. Aber auch manches Seltsame wird sich ergeben. Wie sehnsüchtig sah der europäische Mann der Dichtverschleierten nach, wie interessant schien ein Abenteuer! Diese dichtverschleierte Frau war von Märchen umgeben, begonnen mit 1001 Nacht bis zur Pierre Loti und Claude Farrères; hinter diesem Schleier sehnte sich das schönste Gesicht, die hundertfache Schilderung sicher noch überbietend, nach Befreiung. —

In der Türkei brachte die jungtürkische Revolution das Dünnerwerden des Schleiers mit sich, mehr und mehr schwand in der Großstadt der Schleier und die Zeit der Republik zeigte den Städtern die meisten Frauen ohne den Nimbus des schwarzen Schleiers. Anders noch in Syrien, Palästina, Aegypten (wo der Schleier anders getragen

und das obere Gesichtsdrittel freiläßt) und den türkischen Landprovinzen. Wir wollen uns zunächst mit diesen Haremsschönen befassen und nicht vergessen, daß auch der größte Teil derjenigen, die heute schleierlos durch die Straßen wandern, noch ebenso wie ihre Mütter das Leben hinter vergitterten Fenstern erlebt haben. Im Harem! Was hat dieses Wort schon für wunderliche Vorstellungen hervorgerufen! Und doch ist Harem nichts anderes als Frauen- und Kindergemach, das der Aermste sich durch Abtrennen eines Raumteiles durch einen Vorhang schaffen kann. Im Harem waren und sind die Frauen zusammen, dort probieren sie ihre Toilettengeheimnisse, erzählen sich ihre Erlebnisse. Und diese Erlebnisse bewegen sich selten um etwas anderes als Erotik, oft in der derbsten Art. Europäische Frauen, die Eingang in die Kreise provinzieller, noch in größerer Abgeschlossenheit lebender „Hanums" (Frauen) gefunden haben, hören Dinge, die sie nicht geahnt, geschweige erlebt hätten. Man kann getrost annehmen, daß die Hälfte aller Gedanken dieser Frauen mit derber Sexualität ausgefüllt ist. Sie sind, möchte man sagen, bestrebt, auf Erden schon jene Teile des im Koran verheißenen paradiesischen Lebens zu erfüllen, die ihrem Geschlechte dort zufallen.

Daß dieses Leben, nennen wir es einmal mit dem romantisch umwobenem Namen Haremsleben, nicht nur eigenartige Verschönerungskünste produziert, sondern auch ein Wissen um körperliche Dinge hervorbringt, das dem Okzident fern ist, mag an sich nicht verwundern. Dennoch, trotz aller kopfschüttelnden Aerzte, dürfte es manchen erstaunen, zu hören, daß diese Frauen, besonders in arabischen Gegenden, merkwürdige Wissenschaften besitzen, Geburten zu verhindern, die dem Gynäkologen fremd und unwahrscheinlich sind; in einem Zeitraum von Stunden vollführen Frauen dieses Kunststück, ohne daß je ein Fall bekannt geworden wäre, in dem das Resultat zum Schaden der Behandelten ausgegangen wäre. Trotz vielen Fragens wird man wohl schwer darüber aufgeklärt werden, ob es sich bei diesen Kuren, die nicht etwa in den ersten Wochen, sondern auch später angewandt werden, wirklich (wie meist behauptet) um innere Mittel oder äußere Eingriffe handelt. Die Tatsache selbst aber wird von so vielen einwandfreien Seiten zugestanden, daß an ihr nicht zu zweifeln ist.

An und für sich sind derartige Fälle Ausnahmen, die nur angewandt werden, wenn zuviele Kinder bereits vorhanden oder eine weitere Geburt schädlich erscheint oder — und das dürfte oft genug der Fall sein — eine Frau nicht die mit ihrem Zustand verbundenen

Einschränkungen auf sich nehmen will. Kaum je dürfte es beim ersten oder zweiten Kind geschehen, denn jeder Morgenländer, auch der es nicht zugesteht, sieht seinen Stolz darin, Kinder zu haben. So war es und so ist es. Früher, wie man aus der Literatur zur Genüge ersehen kann, mußte die kinderlose Frau befürchten, von ihrem Manne wegen Unfruchtbarkeit fortgeschickt zu werden, wie dies bis heute noch bei den freien Stämmen Vorderasiens ebenso geschehen kann wie bei der mohammedanischen Bevölkerung der afrikanischen Küste. In dieser Hinsicht ist die allgemeine Ansicht, das Morgenland stelle in jeder Hinsicht ein Patriarchat vor, durchaus den Tatsachen entsprechend. Ist aber erst das Kind geboren, so tritt bis zu seinem Eintritt in das „selbständige Leben" die Autorität des Mannes sehr in den Hintergrund und die Erziehung des Kindes obliegt viel mehr der Mutter als dem Vater. Dies kann in Familien, die nach „altem Stil" leben, soweit führen, daß die Mutter jede Einmischung des Vaters ablehnt: das Kind gehört ins Frauengemach. Das „selbständige Leben" beginnt offiziell, d. h. den übernommenen Anschauungen entsprechend, bei Knaben mit der Beschneidung, bei Mädchen mit der Heiratsfähigkeit, die früh genug einsetzt, so daß Mädchen von dreizehn Jahren schon Frau werden können.

Das Weib als Hauptarbeiterin und bis zu gewissen Graden als Dienerin und unterwürfige Magd findet man in arabischen Gegenden oft genug, in türkischen seltener, aber immerhin doch, bis auf den heutigen Tag. Die Fellachin der cilicischen Küste erscheint dem Uneingeweihten sogar auf den ersten Blick als weitaus untertäniger als das Weib des jagenden Negers; erst bei öfteren Besuchen zeigt sich, daß eine Frau, die jedem Wink des Mannes gehorcht, die allein alle Arbeiten, die irgendwie mit Haus und Hütte zusammenhängen (außer dem Bau), ausführt, doch auch einen „Kopf für sich" haben kann, den sie freilich anders zeigt als die Abendländerin. Sie widerspricht nicht, sie legt aus, sie deutet, sie hatte geglaubt . . . und alles mit kränklich zirpender Stimme hervorgebracht, wie dies auch die Türkin der vornehmsten Familien als zum guten Ton gehörig ansieht.

Mulier taceat in ecclesia ist bis heute außer in der modernisierten Türkei durchaus Motto der Frauenstellung. Im Hause aber ist die Frau nicht so rechtlos, wie man gern annimmt; aber: es gibt keine Norm, keine Ueberlieferung, die unantastbar wäre. Die Frage ist doch sehr, w e r diese Frau ist und woher sie kommt: Zwischen der anerkannten Tochter des Paschas oder Scheichs und dem seiner Schönheit wegen geheirateten Tscherkessenkind von Sklavenabkunft ist

ein Unterschied, der sich zwar nie etwa im gesellschaftlichen Leben oder in einer Rangabstufung zeigt (dazu ist das Lebensprinzip der morgenländischen Gemeinschaft bei aller inneren und äußeren Herrlichkeit, selbst bei der Klasse der Effendis, viel zu demokratisch), sondern ausschließlich in der Stellung der Frau zum Mann. Innerhalb eines Kreises von Frauen ist stets die älteste die würdigste, gleichviel wer sie ist. Und in das Getriebe der Geselligkeit moderner abendländischer Gesellschaft kommt die Orientalin nicht, außer in wenigen Kreisen Kairos und in den modernisierten Familien Konstantinopels und Angoras. Es kann sehr wohl auch heute geschehen, daß eine Frau seit ihrer Ehe das Haus des Ehegemahls nicht mehr verlassen hat und das Getriebe der Welt vom Dache ihres Hauses aus bewundern darf. Man braucht nicht zu glauben, daß diese Ehemänner beduinisch gekleidete Häuptlinge sind, die würdig von Palast zu Palast schreiten: es sind Herren dabei, die ihre wohlgeschlungene Krawatte auf den Boulevards zeigen, mehrere Sprachen sprechen, die Sitten Europas nachahmen und zeitgemäße bürgerliche Berufe ausfüllen. Ist ihnen trotz alledem die freundliche Nachfrage nach der Frau ebenso unangenehm, wie sie ihrem Großvater gewesen (den man nie nach dem Ergehen der Frau, sondern nur nach dem der „Familie" befragen durfte), so können sie doch mit größter Selbstverständlichkeit antworten, daß die Frau das Haus hüte im wahrsten Sinne des Wortes und von der „Terrasse" aus, d. h. vom Hausdach aus, die Schiffe im Hafen Alexandriens oder die Pyramiden am Wüstenrand bewundere, seit fünf, seit zehn und noch mehr Jahren.

So sicher diese Fälle nicht in der Mehrzahl sind — wie jedes Straßenbild zeigt —, so sicher wäre es falsch, diese wie Gefangene lebenden Frauen zu bedauern, die in den meisten Fällen Mittel hätten, ihr Leben zu ändern, wenn sie wollten. Auch ist ihr Gefangenenleben doch etwas anders, als der Ehegemahl zugibt, insofern, als die Frauen doch kleine Wege außerhalb des Hauses gehen, zum Einkauf, zum Besuch einer Freundin; nie aber werden sie „ausgehen" im Sinne der Levantinerin oder Griechin.

Ist es verwunderlich, daß dieses Dasein in der Frau die Idee hervorbringen muß, ihre Hauptbestimmung liege auf sexuellem Gebiet? Ist es verwunderlich, daß sie das Sexualleben überhaupt anders ansieht und beurteilt, als es im Abendland üblich? Sie steht Sexualfragen ohne oder mit bedeutend geringerer Hemmung gegenüber, sie beurteilt sie zunächst vom natürlichen, dann erst vom ethischen Moment aus. So ist es auch erklärlich, daß die bekannte Tatsache der Bisexu-

alität einer sehr großen Anzahl orientalischer Männer (man sagt, dreißig vom Hundert, wofür jedoch jeder feste Beweis fehlt) der Frau wenig Eindruck macht und in vielen Fällen es ihr weitaus lieber ist, daß der Mann neben ihr sich gleichgeschlechtigem Verkehr hingibt, als etwa seine zweite Frau zu bevorzugen. Sie wird auch selten für ausgesprochene Homosexualität eines Mannes etwas anderes empfinden als den Ausdruck lächelnden Mitleids, eines Mitleids also, wie es etwa der Feinschmecker mit dem derben Allesesser haben würde. Homosexualität bei Männern wird weder verachtet noch als unnatürlich oder krankhaft angesehen, sondern als Ausschweifung, die als solche zur Kenntnis genommen wird und vielleicht noch Gegenstand des Witzes sein kann. Nicht viel anders scheint es im gleichen Fall bei den Frauen zu sein, obwohl es nicht leicht sein dürfte, hier je klar zu erkennen.

Es darf nicht übersehen werden, daß sich derartige Bilder im Umgang mit der einzelnen Person oder Familie nicht ergeben oder selten klar zu kristallisieren sind, daß sie aber aus der Summe von Eindrücken und Feststellungen, aus sich wiederholenden Redewendungen, aus gleichlautenden Berichten dennoch immer wieder in irgend einer Form zum Ausdruck kommen. Wer glaubt, auf Grund physiognomischen Urteils auf die seelische Einstellung schließen zu dürfen, wird ebenfalls genügend Material für die geschilderte Auffassung vorfinden und wird fernerhin die Zahl bisexueller und homosexueller Männer weit über dreißig vom Hundert angeben wollen. Dazu könnte man die Freude an obszöner Literatur noch heranziehen, wenn dies ein Beweis wäre; daß dies nicht der Fall, braucht kaum bewiesen zu werden. Tatsache jedoch ist, daß die nordafrikanische Volksliteratur, also die der Küstenaraber, Berber und Mischvölker, durch türkische Einflüsse andere, ins ordinär-sinnliche schlagende Momente erhalten hat, die ihr früher — wie verschiedentlich, und auch von Frobenius, berichtet wird — gefehlt haben.

Die morgenländische Frau, dieses verschleierte und doch offene Rätsel, wird neben ihren erotischen Regungen meist von einem seltsam anmutenden Pietismus beherrscht, der um so seltsamer wirkt, je moderner sich die Frau zu geben trachtet. Nicht als ob sie zehnmal täglich in die Moschee liefe, nicht auch, als ob ihr Mund von frommen Reden überflösse: im Gegenteil, die Moschee mag sie oft wochenlang nicht gesehen haben und ihr holder Mund strudelt die ordinärsten Schimpfworte hervor. Nicht also, wenn man durchaus so sagen will, ein Pietismus ethisch-religiöser Läuterung, sondern ein Pietismus aus

Konservatismus, gleichviel um welche Lebensangelegenheiten es sich handelt. So war es auch die Frau, und **nur** die Frau, die es durchgesetzt hat, daß ihr in der modernisierten Türkei Tracht und Kopfbedeckung alten Stils blieben: als kein Mann mehr den Fez tragen durfte, der Hut Vorschrift und auch den Frauen befohlen wurde, da verstand es die Frau, diese Vorschrift zu umgehen und die Regierung ließ die Frauentracht, wie sie war. Es muß also doch angenommen werden, daß die Frau mächtiger sein kann, als man in Anbetracht der jahrhundertelangen Haremswirtschaft annehmen sollte. In nichts anderem kann diese Macht bestehen als in der Kraft ihres Konservativismus, der sicherlich nicht trotz, sondern gerade wegen des Haremslebens hat entstehen können und müssen.

Die Frau des Orients kannte jahrhundertelang nur ein Schönheitsideal für ihr Geschlecht, eine reichlich volle Ueppigkeit, ein rundes Gesicht. Nie hat der gerade herrschende europäische Geschmack, der etwa gerade eine schlanke Frau oder einen vollen Körper als unbedingt notwendig hinstellte, sie irgendwie beeinflussen können. Dies änderte sich in demselben Augenblick, in dem der Morgenländer sich auf dieselbe gesellschaftliche Stufe mit dem Europäer gleichen Berufes stellen konnte (was früher nur in sozial höheren Schichten der Fall war) und so auch mit dem Modegeist unterworfenen Frauen dieser Gesellschaft in Fühlung kam. Die Orientalin, die in jeder Beziehung westlich sein wollte, hatte auch den Wunsch, den Geschmack in dieser Beziehung mitzumachen und versuchte sich entsprechend einzustellen. In diesem Fall verließ sie aus erotischen Erwägungen ihren Konservatismus, und in sehr vielen anderen Fällen wie auch auf Grund einzelner Begebenheiten kann man den Schluß ziehen, daß der Konservativismus hinter jeder erotischen Erwägung zurückzustehen hat. —

Es nimmt nicht wunder, daß die Frau, die so lange im „Harem" ein Leben für sich gelebt hat, bis heute in kultureller Beziehung so gut wie gar nicht in Erscheinung tritt. Einige moderne türkische Schriftstellerinnen ausgenommen, gibt es kein Feld kulturellen Geschehens, in dem die Frau irgend etwas hat leisten können; denn auch Ärztinnen, Schwestern, Beamtinnen sind fast nur in den modernisierten Städten der Türkei, kaum in einem anderen Lande, es sei denn als Ausnahme, zu finden. Wir werden allerdings noch sehen, daß das, was wir den „kulturellen Trieb des Abendlandes" nennen dürfen, im Morgenlande garnicht oder in ganz anderer Form besteht. Aber auch jenen Typ der Frau im Kreise

eines kulturell-interessierten Milieus gibt es nicht und kann es noch nicht geben. Die Frau einer Landschaft, in der ihre Aufgabe außer gewissen Hausarbeiten nur und in größtem Maße auf Befriedigung sexueller Ansprüche gestellt war, kann sich, selbst wenn sie nach außen als verändertes Wesen erscheint, nicht so rasch ändern. So kann man getrost sagen, daß die Frau in erster Linie noch heute den Sinn ihres Daseins im erotischen Erleben sieht und sehen muß. Wirtschaftliches interessiert kaum zwei von tausend morgenländischen Frauen; dies ist so völlig Sache des Mannes, daß die Frau oft genug nicht einmal ganz allgemein über die Einnahmequellen des Mannes informiert ist und eine diesbezügliche Frage als nicht in den Kreis ihrer Interessen fallend zurückweist. Ja, es gibt Fälle, in denen die Frau sich aus Aberglauben nicht mit den Angelegenheiten des Mannes befassen will, da es seine Geschäfte schädigen könnte.

Aberglaube! Will man schon dieses eigenartige Gebiet menschlicher Ängste berühren, so müßte man bei der Betrachtung orientalischer Aberglauben so lange verweilen und so viele Studien machen, daß es eine — sicher unlohnende — Lebensaufgabe wäre. Denn finden sich auch eine Menge Wiederholungen in den verschiedenen Gegenden des Orients, so hat doch wiederum fast jeder Landstrich seine besonderen Eigenheiten. Die größte Verteidigerin verschiedensten Aberglaubens ist die Frau; und, wie verständlich, konzentriert sich der größte Teil ihres diesbezüglichen „Wissens" auf ihr Kind. Bewundert, um nur ein Beispiel zu nennen, jemand ein Kind, ohne in irgendeiner Form ein „Unberufen" dazu zu setzen, so wird das unglückliche Objekt der Bewunderung, nachdem ihm noch verschiedene „Maschallah" (Unberufen! Gott im Himmel! usw.) zugedacht sind, völlig gebadet, gereinigt, damit die Möglichkeit der „Berufung" von ihm genommen sei. Etwas hoffnungsvoller liegt der Fall, wenn die vorsorgliche Mutter dem Sprößling von vornherein eine blaue Glasperle umgehängt hat, die unbedingt gegen den bösen Blick und die Berufung schützt und somit nicht nur bei Kindern zu finden ist, sondern auch im Schweif der Pferde, auf der Stirn der Büffel wie auf der Haube der Automobile, ja selbst am blanken Wichskasten des Schuhputzers. Man glaubt annehmen zu können, daß dieser im ganzen nahen Orient verbreitete Aberglaube in keiner Hinsicht mit religiösen Vorstellungen oder übernommenen Kultanschauungen zu tun hat, sondern einer Sage entstammt, die einen Sultan das blaue Auge eines getöteten Kreuzfahrers als Talisman gegen böse Absichten an einer Schnur tragen läßt.

Fragt man einen Chauffeur, aus welchem Grunde er seinen Wagen

mit der ominösen blauen Perle schmückt, so ist die Antwort fast immer dieselbe, daß nämlich eine solche Perle ja gewiß nichts schade, während niemand ermessen könne, ob sie nicht doch etwas nütze, und die weitere Frage, ob denn ein lebloses Ding, wie es der Motor sei, überhaupt unter dem bösen Blick oder der Berufung leiden könne, wird meist mit dem Hinweis beantwortet, daß, wenn es eine derartige Hexerei gibt, sie auch auf einen Motor anwendbar sei. In der Tat ist dagegen nichts einzuwenden; bemerkenswert ist nur, daß der Chauffeur im Falle eines Defektes nun doch nicht mehr Allah anruft, sondern den Motor untersucht und versucht, ihn zu reparieren, während frühere Generationen zerbrochene Karren und Wagen, die der böse Blick getroffen, einfach verderben ließen. Er hat, nebenbei vermerkt, darin viel Aehnlichkeit mit unseren abergläubischen Seeleuten, die bei aller Schärfe des Denkens und Schnelligkeit des Handelns doch gern, oft nur in Gedanken, irgendeinem mit Aberglauben zusammenhängenden Ereignis die Schuld geben, ohne in der realen Verfolgung der Angelegenheit sich hemmen zu lassen. Und doch ist ein tiefer Unterschied zwischen beiden: Diese haben sich eine Art Gespenster- und Nebenglauben im Laufe jahrhundertealten, von Gefahren umgebenen Berufes aufgebaut, aus einem verschwommenen menschlichen Bedürfnis heraus, jene aber gehen tatsächlich von der Idee aus: Es kann nichts schaden und war Sitte bei vielen Generationen. Der seemännische Aberglaube war eine Schöpfung, der orientalische Aberglaube in Art des Glaubens an die blaue Perle ist eine Bequemlichkeit, wie denn überhaupt der Mangel an schöpferischem Willen ein hervorstechender Zug des orientalischen Typus geworden zu sein scheint. Wir haben bereits im Abschnitt „Aufstieg und Abstieg" gesehen, wie kraß sich im Morgenland Wesen und Triebkraft der seltenen Führernaturen zum gegensätzlichen Wesen der Masse verhalten. Schöpferische Naturen, einst in der Blütezeit des Arabertums und Seldschukentums in erheblicher Anzahl vorhanden, sind heute Seltenheiten geworden; prägt sich auch in tausend kleinen Zeichen immer wieder der Wille zu *einer* Einstellung aus, der Wille zum Islam etwa, so mangelt dem ganzen doch jede kulturelle Triebfeder im Gegensatz zu vergangenen Zeiten, in denen kulturelle Werte für Jahrhunderte bewußt geschaffen wurden. Der kulturelle Trieb, den das Abendland bei aller Überzivilisation sich immer noch gewahrt hat, fehlt dem Morgenland völlig; sein Ehrgeiz ist die Zivilisation geworden, die Technik, die äußere Anlehnung an europäische Gebräuche. Damit hofft der Morgenländer europäisiert zu sein. Ohne die Eigenschaften

Europas aufnehmen zu können, verliert er auf solche Weise die kulturelle Einstellung seiner Vorfahren mehr und mehr.

Worin bestehen die grundlegenden Unterschiede in dieser Hinsicht? Hierin, scheint es, sind ihre Hauptdifferenzen geborgen:

Wir dürfen wohl annehmen, daß nicht das Vorhandensein einer gewissen Bildungsmenge allein den Wunsch nach Vertiefung und Ausbreitung der Kenntnisse hervorruft, daß vielmehr die Anlage, die Einstellung vorhanden sein muß, um ohne besondere Vorbedingungen Bewegungen ins Leben zu rufen, wie etwa die deutsche Volksbildungsbewegung gezeigt hat. Im Grunde ist kein Unterschied zwischen diesem Drang zur Erlangung bereits gültiger Kenntnisse und dem Drang zur Erlangung neuer Erkenntnisse, dem Drang zur Forschung. Aber es sind im Orient Ausnahmen, die diesen Drang zeigen und ihn zur Tat führen, diesen Drang, der gleich dem des schöpferischen Künstlers die Grundlagen europäischer Kultur schuf. Dem Orientalen fehlt Kulturbedürfnis; es stellt sich ein, in geänderter Form, wenn in Einzelfällen bestimmte Fragen an ihn herantreten, die er lösen möchte; glaubt er, sie nicht lösen zu können, so verwirft er bald jede Regung dieser Art und kehrt zur Alltäglichkeit zurück.

Nichts mehr ist zu finden vom Kulturbedürfnis vergangener Jahrhunderte. Was Byzanz Kultur war, wurde den späteren Kalifen Pracht; was Athen Kultur war, wurde den späteren, verslawten Griechen Phrase; die ägyptischen Araber nennen eine Zivilisation die ihre, die ihnen eine von ihnen angefeindete Nation gebracht hat. Lediglich in theologisch eingestellten Kreisen der morgenländischen Bevölkerung ist ein Wille zu *einer* Richtung kulturellen Erlebens zu beobachten: der Wille zur spekulativen Beschäftigung mit Gott und seinen Erscheinungsformen. Es versteht sich von selbst, daß man diese Regung nicht mit dem abendländischen Kulturdrang verwechseln darf. Deutlich genug erscheint die Herkunft dieser Regung bei näherer Betrachtung: Nicht in idealer Forderung, sondern in schärfstem Subjektivismus ist die Quelle zu finden. Ist in Europa von heute der Personenkult schon zu ungesunder Höhe gestiegen, gilt das Urteil der „Autorität" selbst im Gegensatz zu den Zeiten der Klassik ebensoviel wie dem Publikum, kann man im Abendland in vieler Hinsicht bereits von einem Kultus der Gemeinde einer Persönlichkeit gegenüber reden, so ist es im Morgenland nicht nur die „Autorität", deren Ausspruch unanfechtbar ist, sondern jedermann denkt sich, laut oder im stillen, selbst als unfehlbare Autorität, die ausschließlich göttlichem Gebot untersteht.

So nur dürften zwei Parallelbewegungen erklärt werden, die immer deutlicher im Orient in den Vordergrund treten: Auf der einen Seite die ans Lächerliche grenzende Europasucht, auf der andern die unendliche Anmaßung, die eigenes Wissen und Können ohne weiteres dem des anderen, also auch der europäischen „Autorität", gleichstellt. Zwei scheinbar unvereinbare Regungen morgenländischer Psyche, die sich wieder nur aus der, am Anfang dieses Abschnittes erwähnten „Teilung des orientalischen Ichs in eine Summe von Teilpersonen" erklären lassen. Ganz gewiß ist das morgenländische Ich kein geschlossener Komplex, so daß der Orientale selbst die Kluft spüren könnte, die den Aufbau seines psychischen Lebens ebenso stört, wie den organischen Aufbau der Staaten, im Gegenteil dürfte der Mangel an Organisationstalent, den die wenigen Organisatoren orientalischer Länder oft beklagen, gerade auf die Selbstverständlichkeit zurückzuführen sein, mit der sie Hemmungen ihres eigenen Ichs unberücksichtigt lassen. Kann man vielleicht die zu starke Selbstbeobachtung und Eigenanalyse als eine Krankheit im Geistesleben Europas ansehen, so ist der Mangel an Selbstkritik bei den Orientalen fast durchweg darauf zurückzuführen, daß ihrer Natur die Möglichkeit von Eigenanalyse ebensowenig gegeben ist, wie der Wille zur Beseitigung individueller Hemmungen. In engstem Zusammenhange damit steht die Tatsache, daß der Orientale — wir reden immer wieder von der Menge, d. h. hier von der überwiegenden Anzahl, einschließlich der Geschulten und Gebildeten — nicht nur ein sehr schlechter Beobachter sondern auch ein schlechter Vergleicher ist. Beobachtung mag eine manchen Personen angeborene Gabe sein; daß sie aber auch anderen lehrbar ist, haben die Kriege und die mit ihnen verbundenen militärischen Beobachtungspflichten deutlich genug gezeigt. Sie ist auch dem Orientalen lehrbar, bedeutet für ihn, wenn er wirklich exakt beobachten soll, jedoch eine weitaus größere Anstrengung als dem Durchschnittseuropäer; auch hierin haben Vergleiche während des Weltkrieges Material geliefert und britische Offiziere indischer Truppen behaupten, auch dort ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben. Besonders auffallend jedoch ist die Vergleichs-Einstellung des Morgenländers. In seltenen Fällen ist er in der Lage, exakte Vergleiche aus der Erinnerung anzustellen: Größenverhältnisse, Stärkeverhältnisse usw. So kommt es, daß er auch in der Praxis zu merkwürdigen Folgerungen kommt, und es kann durchaus geschehen, daß jemand eine technische Anlage, die er etwa in Paris gesehen hat, unbedingt für seine Fabrik in irgendeinem ägyp-

tischen oder anatolischen Nest haben will, ohne die Unterschiede der Verhältnisse ermessen zu können. Wird ihm dann, nach vielem Hin und Her, klar, daß er diese Anlage weder bezahlen noch verwerten kann, so wird er vom Europäer als Lügner, Aufschneider oder kindischer Geselle hingestellt, während ihm in Wahrheit die Fähigkeit des Vergleichs fehlt, die in der Praxis oft zu tragikomischen Folgerungen führen kann. Er selbst empfindet dieses Manko durchaus nicht als solches; sein Glaube an sich selbst, an seine an Unfehlbarkeit grenzenden Fähigkeiten ist unerschütterlich.

Hierbei mag dahingestellt bleiben, ob diese Einstellung sich aus jahrhundertelanger Erziehung zum islamitischen Fatalismus ergeben hat oder dieser in der Prädestination der seelischen Voraussetzungen sein bestes Objekt fand. Daß eine enge Verbindung zwischen Kismetglauben und Unfehlbarkeitsglauben an die eigene Person besteht, daß, zum mindesten, eine klare Parallele vorhanden ist, dürfte deutlich sein. Ist doch dieser Unfehlbarkeitsglaube sicher auch eng verknüpft mit dem Glauben, daß jede in ihrer Logik ihm unanfechtbar erscheinende Handlung auf Gottes Ratschluß zurückzuführen sei, gleichviel, ob dieser Gedankengang heute noch im Bewußtsein seiner Träger nachweisbar ist oder nicht.

Unzweifelhaft sind auch geschichtliche Überlieferungen maßgebend bei der Ideenproduktion des Morgenländers. Bewußt oder unbewußt hält er immer noch an der einstigen Größe seiner Reiche fest: Der Araber fühlt sich noch heute als Nachkomme der Eroberer Spaniens und Aegyptens, der Türke als Besieger Ostroms, der Küstengrieche als Rest byzantinischer Größe und Macht, der Syrer als Träger christlicher Ideen und Nachfolger heiliger Märtyrer. Macht, Stärke, Größe als eingebildete und vorgespiegelte Bestandteile eigenen Seins führen zu jenen uns wunderlich erscheinenden Zügen morgenländischer Psyche, die wir soeben betrachtet haben. Der freie Araber, noch heute auf demselben Punkte seiner Entwicklung wie vor hundert und zweihundert Jahren, ein Mensch ohne historische Tradition, auf sich selbst gestellt, frei von Illusionen, nicht belastet mit der Erinnerung an Zeiten vergangenen Ruhmes, geht über den seinem Sein gezogenen Kreis nicht hinaus; sein Unfehlbarkeitsglaube an sich selbst beschränkt sich auf die seit Jahrhunderten sich gleichgebliebene alltägliche Fähigkeit. Hierin *ist* er tatsächlich in gewissem Sinne unfehlbar: seine Beobachtungsgabe, im Gegensatz zu seinen unfreien Nachbarn und Verwandten, ist aufs höchste entwickelt, die Tätigkeiten seines Stammes, das Finden der Fährte etwa, die Kenntnis heil-

bringender, Europa unbekannter Kräuter, die Aufzucht der Tiere und vieles andere, sind ihm mit Recht unfehlbare Kenntnisse, an denen niemand rütteln kann.

Eingekeilt zwischen dem ihnen verloren gegangenen Geist des Ostens und dem auf anderen Wegen wandelnden Europa haben neuerdings geistige und politische Führer des Araber- und Türkentums versucht, ein Novum zu schaffen, das die Reste östlichen Seins mit dem erreichbaren Europäischen zu verquicken sucht. Der Versuch, dessen Erfolg eine neue Volksgemeinschaft mit neuer Psyche hervorbringen müßte, kann nicht gelingen; ihm fehlt das Fundament in der Menge: die geistige Eignung des Morgenländers, ein Neues schöpferisch zu bilden, sich selbst von der Umgebung loszulösen, um selbständig und doch in Verbindung mit Ost und West sein Leben darzustellen.

Schlußwort.

Die vorangegangenen Ausführungen sollen und können nicht Anspruch auf umfassende Charakterschilderung machen; sie sollen lediglich einen Umriß bieten. Von den vielen Punkten, die gar nicht oder nur mit wenigen Sätzen behandelt sind, seien nur die tiefere Charakterisierung der Frau und die Begründung jener eigenartigen psychischen Einstellung erwähnt, die man die „orientalische Würde“ nennt. Wäre, um das Kapitel „orientalische Frau“ erschöpfend zu bearbeiten, eine ausführliche, den ganzen Komplex orientalischer Erotik einerseits und des sozialen Lebens vergangener Zeiten andererseits umfassende Kritik nötig, so kann die orientalische Würde vielleicht in ihren Grundzügen doch aus dem im Abschnitt über Religionen Gesagten in ihren Zusammenhängen erkannt werden: sie stammt aus der Freiheit des Einzelwesens, das nur von Gott und der Bestimmung abhängig ist, aus dem Glauben, daß der scheinbar überragende Mensch, sei es, daß er sozial, sei es, daß er an Macht über dem anderen steht, diese seine Vorzugsstellung doch nicht sich selbst, sondern dem Schicksal, Gott, verdanke, daß keiner im Grunde mehr oder weniger als der andere sei. Hier auch liegen die Quellen der Freiheit und ihres Gegenpols, des Despotismus: der freie arabische Beduine und der grausame Despot auf dem Throne, sie alle leiten ihre Rechte objektiv und subjektiv, bewußt und unbewußt, aus derselben Quelle: dem Glauben an die Allmacht Gottes. Kein anderer Glaube gestattet wie der Islam den Wünschen des einzelnen, ob mächtig oder untergeben, die Welt so

zu betrachten, wie man sie sehen möchte, und die nötigen Schlüsse für das eigene Wohlergehen zu ziehen: Despotismus, ruhig-erhabene Würde, Anmaßung des Mannes dem Rechte der Frau gegenüber, Toleranz gegenüber dem Bettler und Verfolgten und so viele andere Äußerungen des morgenländischen Ichs stammen aus derselben Quelle. Und vielleicht gerade deshalb, gerade weil sie wie Strahlen eines Zentrums sich verhalten, bilden sie zusammen kein einheitliches Ganzes, erscheinen sie als Widersprüche und ergeben das uns uneinheitlich und unharmonisch erscheinende Bild des morgenländischen Ichs.

Autoren- und Sachregister.

Bearbeitet von Fräulein L. Kappe.

Die

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie

will in wissenschaftlicher Weise der Forschung auf dem Gebiete der menschlichen Gesellung, hauptsächlich durch Ermittlung der sie bindenden psychischen Fäden dienen.

Unsere Zeit ist voll soziologischer und psychologischer Probleme. Kein Bereich des Lebens gibt es, das nicht von einem Ringen um Neugestaltung erfüllt wäre: sowohl auf dem Gebiete der Politik, wie in der Gestaltung von Staat und Recht, als auch in der Ordnung der Wirtschaft. Unsere Zeit verlangt eine Anpassung des Zusammenlebens an die ihr atemlos vorausgeeilte Technik.

Die Zeitschrift will zu einer unbefangenen und unvoreingenommenen Betrachtung und Erforschung der soziologischen Lebensvorgänge hinleiten und darf darum nicht mit vorgefaßten Meinungen operieren. Ebensowenig können für die großen Probleme abstrakte Begriffsspielereien von Wert sein. Das Studium der Wirklichkeit und ihrer Bedingtheiten muß in den Vordergrund treten, und die Aufmerksamkeit auf die den Gesellungsvorgängen zugrunde liegenden psychischen Erscheinungen gerichtet werden.

Das Spiel von Kräften vollzieht sich in dem einzelnen Menschen. Darum fassen wir die Persönlichkeit in ihrer geistig-konstitutionellen Gegebenheit ins Auge, aber auch in ihrer Abhängigkeit von den Einrichtungen und den sonstigen Mächten der Umwelt. Da es keinen Normalmenschen gibt, müssen die menschlichen Varianten berücksichtigt werden, die für das gesellige Leben in Betracht kommen. Verbrechertum, Alkoholismus, Entartungen auf dem Gebiete des Sexuallebens, Arbeitsunfähigkeit usw. sind Probleme, die sich nach der soziologischen Seite hin auswirken. Deshalb ist für unsere Zeitschrift die Mitarbeit von Biologen, von Psychiatern, Kriminalisten usw. erforderlich.

Die verschiedenen Kulturen der Völker erscheinen als das historisch einmalige Ergebnis von Vorgängen, die sich im Menschenleben immer wieder abspielen. Um diesen Wechselwirkungen gegenüber einen objektiven Standpunkt zu gewinnen, wollen wir in der Zeitschrift die Eigenart der Völker miteinander vergleichen und sie in ihrer gegenseitigen Wertung zeigen.

Das Leben der Naturvölker gibt uns mit ihrer nicht analysierenden Geistesart und ihren weniger gegliederten Gesellungsformen wertvolle Aufschlüsse für die Gewinnung allgemein menschlicher Züge.

Das entwickelte Programm zielt darauf ab, unsere Kultur und Geistesverfassung im Zusammenhang mit anderen zu begreifen, aber schließlich auch Richtlinien für das eigene Handeln aufzufinden.

Anfragen und Sendungen bezüglich Zeitschrift und Forschungen sind zu richten an den Herausgeber:
R. Thurnwald, Parkstrasse 3, Zehlendorf-Berlin.

Aus dem Inhalt der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie"

Abhandlungen des Jahrgangs 1925:

R. Thurnwald (Prof. a. d. Univ. Berlin): **Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie.** — F. Alverdes (Prof. a. d. Univ. Halle a. S.): **Ueber vergleichende Soziologie.** — A. Delbrück (Prof., Direktor des Jürgenasyls bei Bremen): **Das Alkoholverbot in Amerika.** — B. Malinowski (Reader a. d. Univ. London): **Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft.** — J. B. Kantor (Prof. a. d. Univ. Indiana, Amerika): **Die Sozialpsychologie als Naturwissenschaft.** — Richard Bolte (Nervenarzt in Bremen): **Die sozialpsychologische Wirkung der deutschen Unfallgesetzgebung.** — K. Th. Preuß (Prof., Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin): **Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus mexikanischer Indianer.** — Robert Michels (Prof. a. d. Univ. Basel und Turin): **Zur Soziologie von Paris.** — V. E. Freiherr v. Gebsattel (Nervenarzt in Berlin): **Ehe und Liebe; zur Phänomenologie der ehelichen Gemeinschaft.** — E. Schultz-Ewerth (Gouverneur von Samoa z. D.): **Die farbige Gefahr.** — Karl Dunkmann (Prof. a. d. Technischen Hochschule Berlin): **Ferdinand Tönnies.** — A. W. Nieuwenhuis (Prof. a. d. Univ. Leiden, Holland): **Der primitive Mensch und seine Umwelt.**

Abhandlungen des Jahrgangs 1926, 1. Heft:

R. Thurnwald (Prof. a. d. Univ. Berlin): **Führerschaft und Siebung.** — A. W. Nieuwenhuis (Prof. a. d. Univ. in Leiden, Holland): **Der primitive Mensch und seine Umwelt.** — Georg Karo (Prof. a. d. Univ. Halle a. S.): **Der geistige Krieg gegen Deutschland.**

2. Heft:

F. Schneersohn (Prof., Psychiater und Heilpädagoge, Berlin): **Die Kritik der Lehre von psychischer Infektion (resp. psychischer Epidemie) und die objektive Aneignungstheorie.** — L. Benario (Leiter d. Inst. f. Zeitungskunde a. d. Handelshochschule Nürnberg): **Zur Soziologie der Zeitung.**

Sammelberichte:

A. Eleutheropulos (o. Prof. a. d. Univ. Zürich): **Exakte oder sepulative Soziologie?** — Rehm (Oberarzt am Jürgenasyl, Bremen): **Aus der kriminalpsychologischen Literatur.** — P. Plaut (Assistent am Inst. f. angewandte Psychologie, Berlin): **Außenseiter der Gesellschaft.** — R. Woldt (Reg.Rat i. Minist. f. Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung in Berlin): **Die wirtschaftliche Organisationsumwelt des Arbeiters.**

3. Heft:

Robert E. Park (Präsident der „American Sociological Society", Prof. a. d. Univ. Chicago, Ill.): **Die Stellung von Gruppe und Einzelmensch in der Gesellschaft.** — Kulenkampf-Pauli (Rechtsanwalt i. Bremen): **Ehe- und Familienrecht im heutigen Rußland.**

Sammelberichte:

G. Roffenstein (Sekretär der Volkshochschule „Volksheim", Wien): **Die Adlersche „Individualpsychologie" und die Soziologie.** — F. Alverdes (Professor a. d. Univ. Halle a. S.): **Herrschaft im Tierreich.** — O. Bobertag, vom Institut für Erziehung und Unterricht, Berlin: **Das Problem des Instinkts.**

Jedes Heft enthält **Besprechungen und Berichte:**

Besonderer Wert wird auf ausführliche und möglichst vollständige „Besprechungen und Berichte" gelegt. Sie sollen den Leser in einer bisher nirgends gebotenen Weise gründlich und zuverlässig an Hand der wichtigsten Neuerscheinungen über den jeweiligen Stand der Völkerpsychologie und Soziologie unterrichten. Die Besprechungen und Berichte sind in folgender Weise gegliedert:

Biologische Vorgänge: Allgemeines. Biologisches. Veranlagung und Umwelt. Einwirkung des Klimas. Persönlichkeit im allgemeinen, Geschlechter, Lebensalter, Abartige. Psychische Abläufe und ihre Beeinflussung (Gestaltung durch Ueberlieferung, Zeit und Erziehung, ferner sonstige Arten von Beeinflussung).

Kulturelle Vorgänge: Arbeit, Beruf und Wirtschaft. Ehe und Familie. Führer und Masse. Gruppenbildung. Gesetzgebung und Recht. Politische Kräfte. Kulturfaktoren. Kulturprobleme. Zeitströmungen. Partei und Klasse. Eine Kultur im Spiegel der anderen. Kulturübertragung. Völkerpsychologische Charakterologie. Varianten und Frühformen des Denkens und der Gesellung. Primitives Denken des heutigen Kulturmenschen.

Diese Einteilung, welche dem Leser den Problemkreis der Zeitschrift kurz kennzeichnet, wird je nach den Bedürfnissen eines Heftes erweitert oder eingeschränkt.

